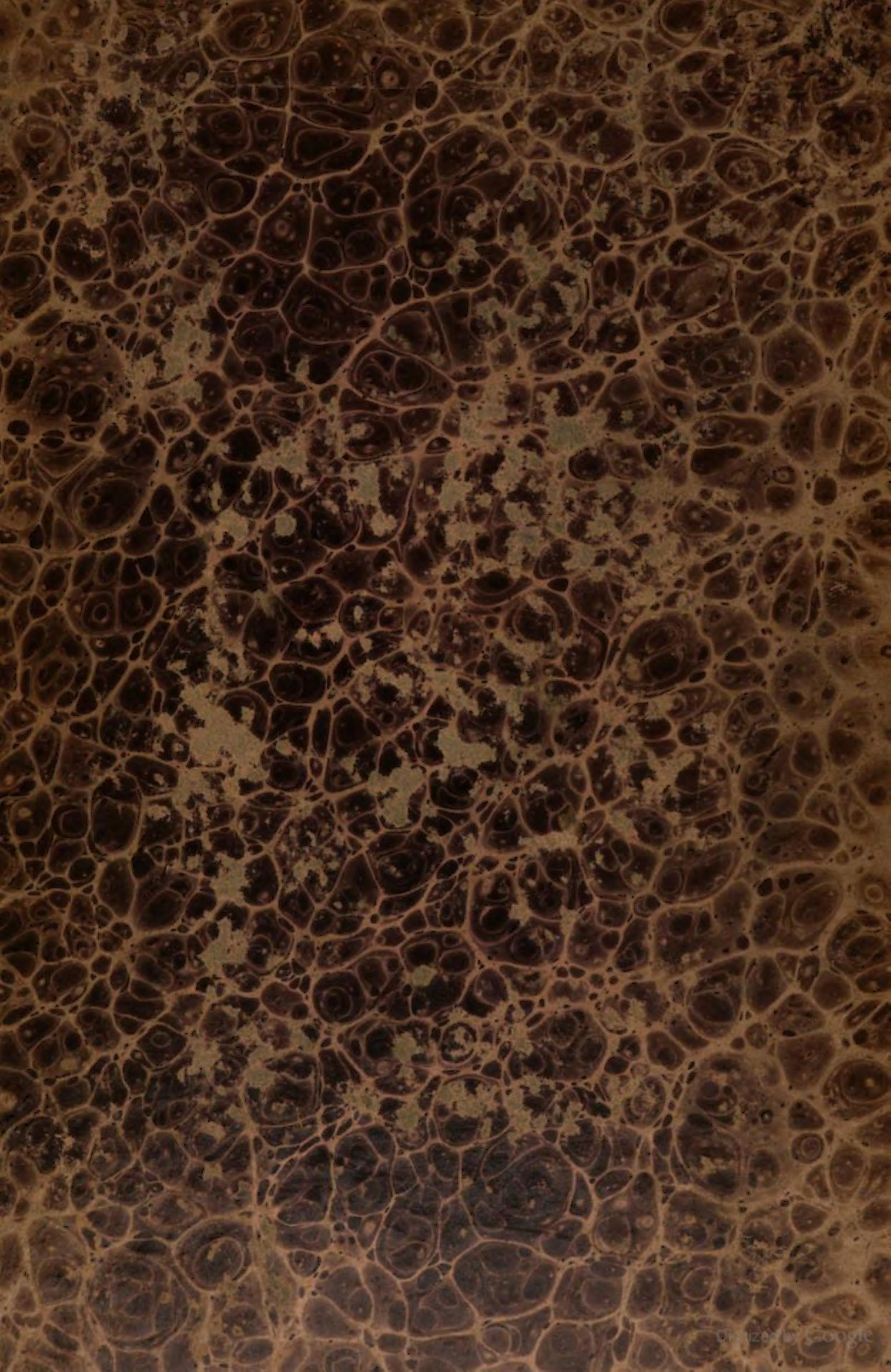
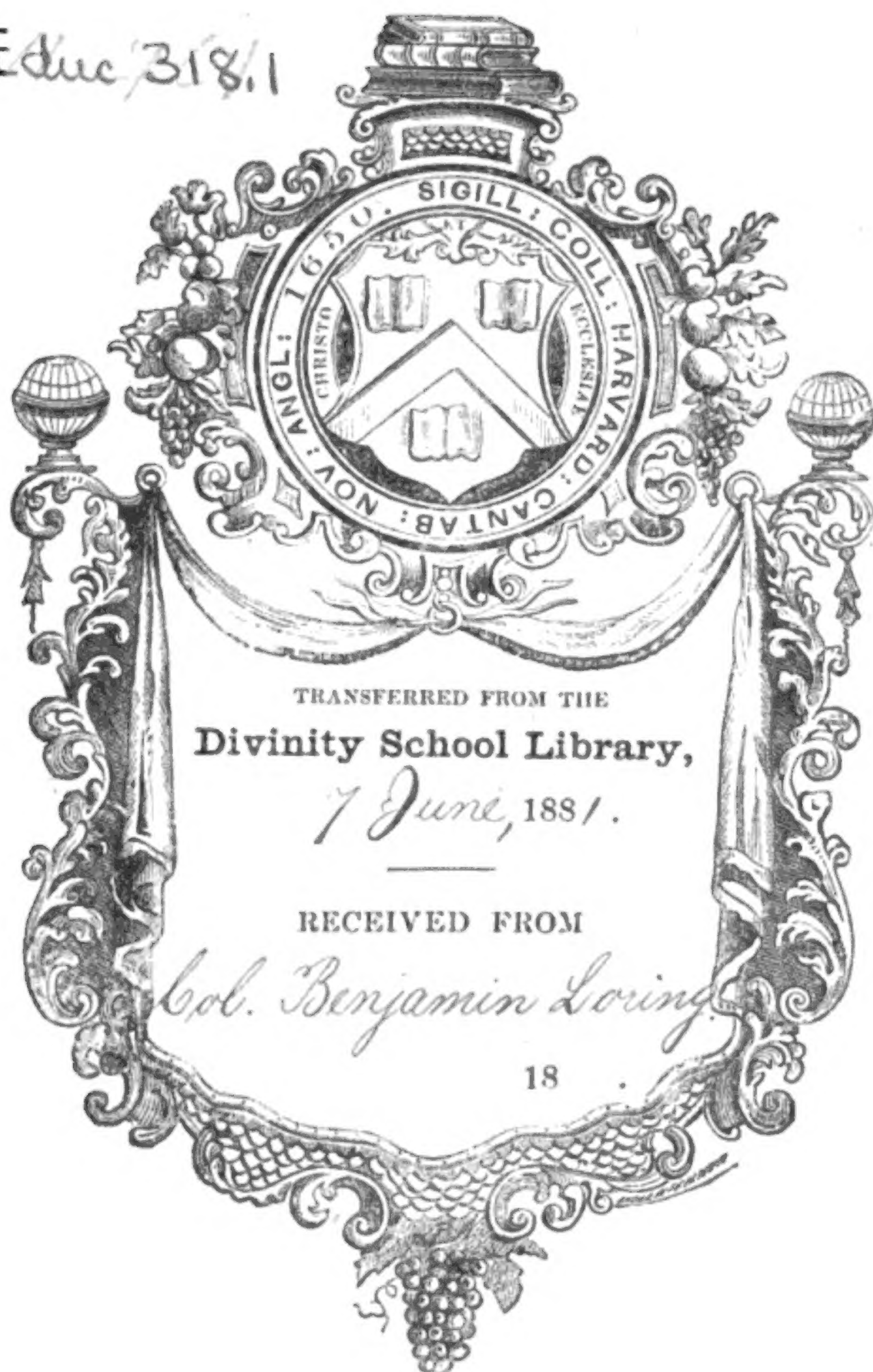



SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
CHRISTO
ECCLESIAE
TRANSFERRED FROM THE
Divinity School Library,
7 June, 1881.
RECEIVED FROM
Col. Benjamin Loring
18 .

Geschichte der Pädagogik.

Zweiter Theil.

Geschichte der Pädagogik

vom

Wiederaufblühen

klassischer Studien bis auf unsere Zeit.

Von

Karl von Raumer.

Zweiter Theil.

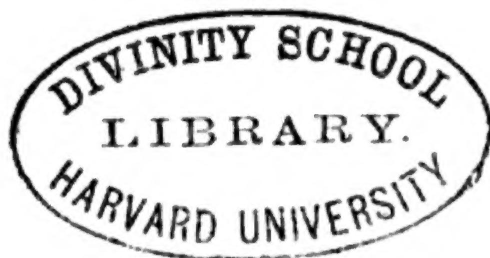
Zweite vermehrte Auflage.



Stuttgart.

Verlag von Sam. Gottl. Liesching.

1847.



Der Universität Erlangen

widme ich,

unter herzlichen Segenswünschen

zur ersten Säcularfeier,

dieses Werk.

Aus akademischen Vorlesungen hervorgegangen möge es bezeugen, daß ich der mir theuern Universität nach Kräften treu zu dienen bemüht war und, so lange es Gott gefällt, fernerhin bemüht sein werde.

Karl von Raumer.

Vorrede
zur ersten Auflage.

Gegenwärtiger zweiter Theil führt bis zum Tode Pestalozzis; der dritte wird noch einiges der Vergangenheit Angehörige enthalten, außerdem eine Charakteristik der gegenwärtigen Pädagogik zu geben suchen. Jeder Sachkundige weiß, wie schwer eine solche Charakteristik sei und wird es nur billigen, daß ich mich bei Lösung dieser Aufgabe nicht übereile.

Es ist mir wahrlich nicht darum zu thun etwas Neues vorzubringen, sondern das zu sagen, was unserer Jugend frommt. Dieß ernstlich zu erforschen und zu erfahren, auf Ansichten und Urtheile gründlicher Schulmänner zu achten, kurz, über einen Gegenstand von so großer Wichtigkeit nichts eitel und leichtfertig in die Welt zu schreiben, ist mir heilige Gewißenspflicht.

Mich freut nichts mehr, als mit tüchtigen Männern früherer und jetziger Zeit in Gesinnung, Streben und Art der Ausführung zusammenzutreffen; so gewährte es mir große Freude, als ich bei Comenius so manches fand, was ich im Laufe meines Lehramts erfahren und ausgesprochen hatte.

Viel Mühe kostete es die Quellen zu sammeln, welche ich bei Ausarbeitung des gegenwärtigen Theils benutzt habe. Zu den allerwichtigsten gehören Gelegenheitsschriften, besonders Schulprogramme, welche die Geschichte einzelner Lehranstalten behandeln. Aus Vergleichung solcher Spezialgeschichten tritt uns das Bild der Schulen Deutschlands von der Ostsee bis zu den Alpen entgegen, ihr gemeinsamer pädagogischer Charakter in bestimmten Perioden und ihre gemeinsame Umwandlung im Laufe der Zeit. Wie aber dieß Gemeinsame einerseits, so treten zugleich klar aus jenen Monographieen die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen deutschen Schulen heraus, durch welche sich norddeutsche von süddeutschen, schlesische von rheinischen unterscheiden.

Eine große Anzahl Schulprogramme ward mir durch die Güte des Herrn Rector Vömel in Frankfurt zu Theil. Außerdem erhielt ich Programme und pädagogische Schriften von den verehrten Herrn Verfaßern, vom Herrn Professor Dr. Cramer (meinem trefflichen Mitarbeiter an der Geschichte der Pädagogik) und Hrn. Gymnasiallehrer Dr. Zober in Stralsund, vom Herrn von Fellenberg in Hofwyl, Herrn Dr. Buddingh in Delft, Herrn Rentamtmann Preusker in Großenhayn und Herrn Gymnasiallehrer Schöppach in Meinungen. Indem ich aufs herzlichste für diese große Zuvorkommenheit danke, muß ich zugleich mit Bedauern bemerken, daß ich mehreres zu spät erhielt, um es noch für meine vorliegende Arbeit benutzen zu können.

Alljährlich erscheinen Schulschriften, welche die Geschichte bestimmter Lehranstalten oder auch solche Gegenstände behandeln, die zur Charakteristik der gegenwärtigen Pädagogik vorzüglich wichtig sind. Gewis werden die verehrten Verfaßer solcher Schriften nach dem Gesagten es entschuldigen, wenn ich sie bitte, mir dieselben auf dem Wege des Buchhandels gütigst zukommen zu laßen. —

Erlangen, den 11. August 1843.

Karl v. Raumer.

Vorrede
zur zweiten Auflage.

Vorliegender zweiter Theil hat in der gegenwärtigen neuen Auflage viele Zusätze erhalten, wie sich schon aus einem Blick auf die Inhaltsanzeige ergibt. Ich glaube nicht nöthig zu haben das Hinzugefügte eigens bei verständigen Lesern zu vertreten, eher hätte ich mich zu entschuldigen, daß es in der ersten Auflage gefehlt habe. —

Doch ich sollte mich wohl vorsehen. Nestor im Tieckschen Zerbino wundert sich, so manchen Mann nicht im Garten der Poesie zu finden, den er für einen großen Dichter hält, dagegen andere anzutreffen, die ihm für nichts weniger als für Dichter gelten. Könnte nicht meiner Geschichte etwas ähnliches widerfahren, dürften nicht Männer in ihr vermisst werden, die, wenigstens in gewissen Kreisen, für große Pädagogen gelten, dagegen solche sich finden, die in denselben Kreisen nie als Pädagogen genannt worden sind? —

Wollte man aber, etwa bei einem Pädagogencongreß, ausmitteln, welche Männer die Berücksichtigung eines Geschichtsschreibers der Pädagogik verdienen, welche nicht, so dürfte man sich schwerlich über eine Art allgemeiner Bestimmung einigen. Ich will ein Beispiel geben. Wäre es wohl erlaubt unter den ausgezeichneten Pädagogen einen Mann aufzuführen, der nach dem Zeugnis seines besten Freundes, nicht nur unleserlich, sondern auch unrichtig und ohne alle Interpunktion schrieb, in der Arithmetik kaum eine mehrziffrige Multiplication oder Division zu Stande bringen konnte, in seinem Leben es nicht versuchte einen geometrischen Lehrsatz zu beweisen, der „bei gewöhnlichen Prüfungen für Schulamtscandidaten wohl überall durchgefallen wäre"? Würde nicht der Pädagogencongreß auf diese allgemeine Frage hin, mit einem entschiedenen nein! antworten? Und doch hat es Niemand getadelt, daß ich den-

selben Mann, welchem sein Freund jenes unrühmliche Zeugnis ausgestellt hat, in meine Geschichte aufgenommen habe; — der Mann ist kein anderer als der große Pestalozzi. — Es sind mancherlei Gaben. Dem Einen sind große Ahnungen und Gedanken gegeben, aber kein Geschick sie zu verwirklichen; der Andere hat ausgezeichnete praktische Tüchtigkeit, er handelt aber ohne irgend das Bedürfnis zu fühlen eine Theorie seines Thuns aufzustellen; nur wenigen ists verliehen mit voller Einsicht, festem Blicke auf ein bestimmtes Ziel und großem Geschick die Erziehungskunst zu üben. Wie verschiedenartig aber auch die Pädagogen unter sich sein mögen, so verdient doch jeder einen Platz in der Geschichte, welcher ausgezeichnet in seiner Art ist. —

Erlangen, den 9. November 1846.

Karl v. Raumer.

Inhalt des zweiten Bandes.

Neue Bildungsideale und Bildungsmethoden.
Kampf, Wechselwirkung und allmähliche Vermittelung
zwischen dem Alten und Neuen.

Von Bacos Tode bis zum Tode Pestalozzis.

Beilagen.

Neue Bildungsideale und Bildungsmethoden.

Kampf, Wechselwirkung und allmähliche Vermittelung zwischen dem Alten und Neuen.

Von Bacos Tode bis zum Tode Pestalozzis.

1. Die Neuerer.

Wir haben die Lehranstalten in den protestantischen Ländern Deutschlands kennen lernen, von den untersten Elementarschulen bis zu den Universitäten hinauf, und ebenso den Charakter der wichtigsten katholischen Schulen, der Jesuitenschulen.

Jetzt nähern wir uns den Anfängen einer neuen Epoche des deutschen Unterrichtswesens und zugleich der entsetzlichsten Zeit in der Geschichte unsres Vaterlandes. Ehe ich jene neue Epoche charakterisire, will ich noch einen Blick auf den Zustand der deutschen gelehrten Schulen beim Beginn des 17ten Jahrhunderts werfen.

Betrachten wir zuerst die Lehranstalten des Jesuiterordens. Von wie unberechenbarer Wichtigkeit es für seine Zwecke sei — für Herstellung einer absoluten Hierarchie und Vernichtung der Reformation — wenn er den Jugendunterricht ganz an sich reißen könnte, das hatte der Orden früh eingesehen. Mit bewundernswürdiger Klugheit, Geschicklichkeit und ausdauernder Consequenz verfolgten die Jesuiten ihre Zwecke, nach einem weit umfaßenden, wohl berechneten Plane. — [1] Im Jahre 1550 hatten sie noch keine feste Stätte in Deutschland, das darauf folgende Jahr gründeten sie ihre erste Schule und zwar in Wien, 1556 die Lehranstalten in Köln, Prag, Ingolstadt, 1559 in München und Tyrnau, 1563 in Dillingen, 1569 in Braunsberg, 1575 in Heiligenstadt. [2] Auch in Mainz, Aschaffenburg, Brünn, Olmütz und Würzburg setzten sie sich fest.

1) Die zunächst folgenden Angaben von gestifteten Jesuitenschulen entlehne ich aus Rankes ausgezeichneter Darstellung der Gegenreformation. (Die röm. Päpste Bd. 2, 25 ff.)

2) Director Rinke im heiligenstädter Gymnasialprogramm von 1837 sagt: „von

Nach Gewohnheit gebrauchten die Jesuiten jedes Mittel, um zu ihrem Ziele zu gelangen; nicht bloß protestantische, sondern auch katholische Lehranstalten, welche ihnen im Wege waren, wußten sie zu beseitigen. So in Trier, Posen, Prag.

In Trier hatten Hieronymiten zu Ende des 15ten Jahrhunderts ein Fraterhaus gestiftet.[1] Johannes Even, Weihbischof von Trier, gibt diesen (um das Jahr 1514) das beste Zeugnis: sie seien gute ehrbare Priester, führten ein tugendlich Leben, unterwiesen die Jugend, und hätten zu seiner Zeit dreihundert Schüler gehabt. — Das Volk nannte die Hieronymiten: goldene Priester. Als sich im Erzstift protestantische Regungen kund gaben, berief der Erzbischof Johann von der Leyen im Jahre 1560 Jesuiten nach Trier. Zuerst predigten sie, bald nachher ernannte sie der Kurfürst zu Lehrern, im Jahre 1566 wurde ihr Collegium vollständiger organisirt. „Noch zwar bestand das (Hieronymiten-) Collegium von S. German: obgleich man alsobald begonnen hatte, langsam die Schule zu untergraben, welche zu stürzen noch nicht gerade thunlich schien. Aber es war leicht vorauszusehen, daß es neben dem der Jesuiten, welches allein alle Gunst des Fürsten genoß, nicht lange fort mehr existiren konnte". Im Jahre 1570 erhielten die Jesuiten ein von Minoriten bewohntes Kloster, welches diese „ganz gegen ihren Willen verlaßen und in die Gebäude des Collegiums zum h. German wandern mußten, wo die Schule der Hieronymiten endlich aufgehört hatte. Im Jahre 1569 war von diesen Schulmännern nur noch einer übrig." Sie mußten „zu Trier, wie überall, dem neuen Orden weichen. Alle Schulen kamen nun in die Hände der Jesuiten."[2]

[3] In Posen hatte der Bischof Lubranski im Jahre 1519 eine Lehranstalt gestiftet; die Jesuiten eröffneten die ihrige 1573. Sie wußten

dem Jahre 1574 an kam es zu der Arbeit, das Eichsfeld zur katholischen Religion zurückzuführen." Zwei Jahre nach der Errichtung der Jesuitenschule, 1577, zählte sie schon über 200 Schüler. Die Jesuiten blieben bis 1773, da Dalberg aus Erfurt kam, und ihnen, der Aufhebungsbulle Clemens des Vierzehnten zufolge, befahl: am 30. September vor Tagesanbruch die Stadt zu verlaßen. Ib. S. 5. 11. 41.

1) „Beitrag zur Geschichte der Schulen im ehemaligen Churfürstenthum Trier, von dem ersten Director J. H. Wyttenbach" im trierschen Gymnasialprogramm von 1841. S. 10 ff.

2) Ib. S. 14.

3) „Von den Schulen im ehemaligen Polen, namentlich im Posenschen, vom Prof. Czwalina." Posener Gymnasialprogramm von 1837. S. 10. 14. 18. 19.

den Bischof Konarski so für sich zu gewinnen, daß er nicht allein das Jesuitercollegium auf alle Weise begünstigte und empfahl, sondern sich auch um die lubranskische Anstalt gar nicht kümmerte und sie absichtlich eingehen ließ. 1574 waren schon die meisten Zöglinge dieser Anstalt zu den Jesuiten übergegangen, von denen ihnen viel mehr Freiheit gestattet wurde. — Verfuhren diese so gegen Katholiken, wie erst gegen Protestanten! Es hatte ein Kaufmann Rydt 1567 eine evangelische Schule in Posen gestiftet, früher noch, 1555, gründeten hier böhmische Brüder eine Lehranstalt. Im Jahre 1616 wurden beide Schulen nebst den evangelischen Kirchen „von den Jesuitenschülern und dem mit ihnen verbundenen Pöbel von Grund aus zerstört." — Am rücksichtslosesten verfuhren die Jesuiten 1621 nach der Schlacht am weißen Berge gegen Katholiken und gegen Protestanten. Ohne Rücksicht auf den Widerspruch des Erzbischofs Harrach von Prag und mit Verletzung des bisherigen Rechts der Kapitel, Universität, Dechanten und Pfarrer erhielten sie die alleinige Leitung aller Schul- und Unterrichtsanstalten. Die calvinischen Prediger verjagten sie in demselben Jahre aus Böhmen.[1]

Bei dem Zwecke, den die Jesuiten verfolgten, war es natürlich, daß sie sich, wo möglich, in protestantischen Städten oder in deren Nähe ansiedelten. Waren doch protestantische Eltern in verschiedenen Gegenden Deutschlands so blind, dem Orden ihre Kinder zur Erziehung anzuvertrauen. Konnten sie sich wundern oder beschweren, wenn diese in den Schooß der katholischen Kirche geführt wurden?

Als die Jesuiten im Jahre 1621 in Alt-Schottland, fast vor den Thoren von Danzig, ein stattliches Collegium bauen wollten, schrieb Johannes Schröder, Lehrer am danziger Gymnasium, an den Rath: es werde sehr von nöthen sein, daß sich ihre Schulen zusammennähmen, „damit," sagt er, „diese Gesellen mit ihrer Institution nicht den Preis und Vorzug behalten; sonst wird manch junges Blut von ihnen eingenommen und innerlich verschüret werden. Ich kenne diese Vögel ... weiß der Jesuiten Griffe, ich bin vor 12 Jahren im Lande Braunschweig bei sie gewesen."[2]

Dieser berechnenden, absichtsvollen, pädagogischen Thätigkeit der

1) Raumers Geschichte Europas 3, 416.

2) „Geschichte des academischen Gymnasiums in Danzig vom Prof. Dr. Th. Hirsch." Danziger Gymnasialprogramm zum 3. August 1837. Ganz vorzüglich.

Jesuiten gegenüber, lernten wir schon den redlichen Eifer kennen, mit welchem die Protestanten — Reformatoren, Schulmänner und Fürsten — für Einrichtung und Verbeßerung der Lehranstalten sorgten. — Besonders trat Johannes Sturm als Normalschulmann in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts heraus. Seiner Methode, sagt Morhof,[1] folgten nicht nur die Städte Deutschlands, sondern auch die in fremden Ländern. Wir sahen, daß der würtembergische Schulplan des Herzog Christoph, wie der sächsische von August I. mit dem sturmschen sehr übereinstimmte. In den verschiedensten deutschen Städten folgte man dem Muster Sturms. Wenn der Rector Jentzkow im Jahre 1591 für das Gymnasium zu Stralsund eine Schulordnung entwarf, so war diese „nichts weiter als eine, mit großer Umsicht erweiterte und besonders gewendete Umarbeitung der von Johann Sturm in verschiedenen Schriften niedergelegten Methode.“[2] Eben so wird von dem Rector Heinrich Petreus erzählt: er habe sich bei Organisation des Gymnasiums in Göttingen das straßburger zum Muster genommen.[3] Auf dem Gymnasium zu Frankfurt am Main befolgte man Sturms Methode;[4] Decurionen wurden auf dem liegnitzer Gymnasium, wie in Frankfurt, wahrscheinlich nach Sturms Vorgang eingeführt.[5]

Der confessionelle Kampf pflanzte sich in die Schulwelt hinüber. Aber trotz desselben hatten damals Protestanten und Katholiken ein gemeinsames Ziel gelehrter Bildung. Sagte doch Sturm: ich habe gesehen, welche Schriftsteller die Jesuiten erklären und welche Methode sie befolgen, eine Methode, die von der unsrigen so wenig abweicht, daß es scheint, als hätten sie aus unsern Quellen geschöpft.

Gegen dieses Gemeinsame damaliger jesuitischer und protestantischer Bildung traten nun Gegner auf; es beginnt in den ersten Decennien des 17ten Jahrhunderts ein principieller pädagogischer Kampf, der von Protestanten ausgeht und unter wechselnder Gestalt bis auf den heutigen Tag fortwährt.

1) Morhof Polyhistor. Ed. 4. 1747. 1, 333.

2) Zober im stralsunder Gymnasialprogramm von 1840. S. 7.

3) Einige Nachrichten über die ältesten Schulen Göttingens vom Dir. Kirsten. 1840. S. 7.

4) Zur Feier des 300jährigen Jubiläums des frankfurter Gymnasiums vom Rector Vömel. 1829. S. 5.

5) Gymnasialprogramm des Rector Köhler in Liegnitz. 1837.

Ich will diejenigen, welche neue Principien und neue Ideale in der Pädagogik aufstellten, um deswillen Neuerer nennen. Der Name soll weder ein Lob, noch einen Tadel aussprechen; es mag zunächst dahin gestellt bleiben, ob das Neue, was jene Männer brachten, guter oder böser Art war, oder ob sich zum Guten Böses gesellte.

Neuerungen waren vorauszusehen. Wird eine Bildungsweise ganz einseitig verfolgt, bis sie zur Caricatur ausartet, berücksichtigt man beschränkt und beschränkend nur diese und jene Lehrgegenstände und die ihnen entsprechenden Talente mit Vernachläßigung aller übrigen, so straft sich dieß früher oder später, es muß eine Reaction erfolgen. Jede Reaction überschreitet aber gewöhnlich das Maaß, artet in Radicalismus aus und strebt das früher unbillig Bevorzugte ganz zu verdrängen.

So geschah es bei dem jetzt beginnenden pädagogischen Kampfe. — Daß die philologische Bildung zur Caricatur ausgeartet war, erkannte schon Erasmus und verspottete die Nachäffer Ciceros. Doch scheint sein Ciceronianus auf Sturm keinen Eindruck gemacht zu haben. Dessen Bildungsideal war und blieb ciceronianische lateinische Beredtsamkeit, er wollte, wo möglich, aus jedem Schulknaben einen Ciceronianus bilden. Wir bewunderten seine Methode, die Virtuosität, mit welcher er sein Ziel verfolgte und alle Kräfte auf dasselbe richtete. Allein wir fragten schon: ob denn sein Bildungsideal das rechte sei, wir verhehlten uns nicht, daß er und seine unzähligen Nachahmer über das Streben, ihre Schüler zu ciceronianischer Beredtsamkeit zu bilden, fast alle anderen lernwürdigen Gegenstände hintansetzten, und ebenso alle geistigen Gaben der Schüler, mit Ausnahme der sprachlichen. — Auch sahen wir, daß Baco und Montaigne gegen diese rein philologische Schulbildung direct oder indirect auftraten. Beide waren jedoch nicht Schulmänner und daher nicht in der Lage, ihre Ansichten lehrend und erziehend zu verwirklichen.

Allein es währte nicht lange, so fanden sich auch Pädagogen, welche thätig gegen die bisherige Bildungsweise ankämpften. Zwei Männer traten auf, deren ausdauerndes, rastloses Streben viele Jahre hindurch auf Darlegung und Ausübung einer neuen Lehrmethode gieng, es waren Wolfgang Ratich und Johann Amos Comenius. Mit ihnen beginnt eine lange Reihe pädagogischer Methodiker, in welcher Reihe Locke, Rousseau, Basedow und Pestalozzi vor allen heraustreten. Durch

persönliche Eigenthümlichkeit, durch Vaterland, Confession und durch Zeit und Umstände, unter welchen sie lebten, sind diese Männer zwar von einander verschieden; dennoch tritt uns in ihren Principien und Tendenzen etwas, ihnen allen Gemeinsames, entgegen. Eine kurze Charakteristik dieses Gemeinsamen will ich den Monographieen der genannten Männer voraussenden und versuchen, wie in der Ouvertüre einer Oper, die wichtigsten Themata mitzutheilen, welche in ihren Werken mehr oder minder klar durchklingen.

Der Blick war freier geworden, die Aussicht hatte sich erweitert, manche treffliche neue Ansichten und Ideale tauchten auf. Freilich erweiterte sich der Horizont oft so sehr, daß die Augenschärfe der Beobachter nicht für ihn ausreichte; es waren die Neuerer auch häufig der Verwirklichung ihrer eigenen Ideale nicht gewachsen. Mit vollem Recht erkannten sie vieles als nothwendiges, im Wesen des Menschen gegründetes, durch seine Lebensverhältnisse gefordertes Bildungselement, woran die früheren Pädagogen nicht gedacht; mit Recht bekämpften sie die beschränkte Einseitigkeit, wie die in mancher Hinsicht fehlerhafte Lehrweise derselben. Aber schon aus der folgenden kurzen Charakteristik der Neuerer[1] ergibt es sich, wie diese so manches Treffliche der herkömmlichen Lehrweise verkannten und gegen frühere Extreme auftretend, selbst in entgegengesetzte Extreme verfielen. Möchten wir, hierdurch gewarnt, solche Extreme vermeiden, das Gute aber, welches sich bei jeder der zwei einander bekämpfenden Parteien findet, dankbar anerkennen und fest halten, und so eine wesentliche innige Versöhnung beider Parteien herbeiführen. —

Es charakterisirt nun Folgendes die Neuerer:

1) Alle polemisiren entschieden gegen das zu ihrer Zeit herrschende Unterrichts- und Erziehungswesen. Die gewöhnliche Unterrichtsweise, welche sich seit der Reformation bis fast auf unsere Zeit hinab im Wesentlichen sehr gleich blieb, die Unterrichtsweise der Grammatici (Philologen) charakterisiren die Neuerer als ein blindes Tappen ohne Weg und Ziel.

2) Sie versprechen nicht etwa eine verbeßerte Methode, da sie vielmehr das Lehren der Grammatici für ganz unmethodisch erklären, sondern eine Methode, als etwas ganz Neues. Dieselbe soll den

1) Im Verfolg der Geschichte werde ich die Belege zu dieser Charakteristik geben.

Lehrling von den einfachsten, faßlichsten Elementen jedes Lehrobjects aus, naturgemäß, ohne allen Zwang zur vollendeten Wißenschaft, auf einem ebenso gebahnten, als kurzen und lustigen Wege sicher zum Ziele führen. Neuere sagen auch wohl: im Lehrling sollten mit innerer organischer Nothwendigkeit Blüten und Früchte der Wißenschaft entwickelt werden.

3) Man schrieb der Methode gemäße Lehrbücher, nach welchen, wie man behauptete, Einer wie der Andere, der Fähige wie der Unfähige gleich gut lehren könne, wofern er sich nur mit treuer, ja pedantischer Gewißenhaftigkeit an das Lehrbuch binde. Dieß egalisire die Geister; ja es früge sich, ob die selbständigeren ungebundenen Lehrer nicht den mittelmäßigen Köpfen in pädagogischer Brauchbarkeit nachstünden.

4) Zur völligen Caricatur artet diese Ansicht bei solchen aus, welche sich erdreisten zu behaupten: es komme nichts auf Fähigkeit und Unfähigkeit der Schüler an; der an der Methode streng festhaltende Lehrer vermöge hierdurch Alles, er könne aus jedem Holz einen Mercurius schnitzen und das Gras wachsen laßen.

5) Der bestehenden Lehrweise werfen sie besonders vor: es sei eitel todter Gedächtniskram (dieß der gewöhnliche Ausdruck).[1] Besonders gelte dieß vom gewöhnlichen Lehren der alten Sprachen, welche sie, die Neuerer, in kürzerer Zeit und leichter, die einen auf diese, die andern auf jene neue Weise beizubringen versprechen.

6) Todt nennen sie den sogenannten Gedächtniskram, weil die Knaben so Vieles auswendig lernen müßten, was sie nicht verstünden. Nur Verstandenes dürfe dem Gedächtnis eingeprägt werden. Beleben wollen sie den Unterricht, indem sie in eben dem Maaße den Verstand der Kinder in Anspruch nehmen, als sie die Uebung des Gedächtnisses hintansetzen. Mehrere von ihnen scheinen freilich keine Ahnung von dem Mysterium des Gedächtnisses zu haben, nur ein echoartiges Staargedächtnis, kein geistig lebendiges Menschengedächtnis zu kennen, auch nicht zu wißen, wie höchst gewöhnlich ein durch Dressur dumm gewordener Verstand sei.

„Ja, was man so erkennen heißt,
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?"

1) Ein Ausdruck, welcher freilich durch die soldatische Weise, wie die Lehrer den Kindern das Auswendiglernen befahlen, einigermaßen gerechtfertigt wird.

7) Indem sie die, dem jugendlichen Alter so natürliche, Receptivität misachten, stacheln sie dasselbe dagegen gewaltsam zu einer unaufhörlichen, unnatürlichen Anstrengung, vorzeitig selbst zu produciren. Mit Geringschätzung alles Ueberlieferten, predigt man der jüngern Generation: sie solle ihren Stolz darin setzen, alles selbst zu schaffen und zu erwerben und dadurch alles sich selbst zu verdanken.

8) Weil ihre Methode naturgemäß, sagen die Neuerer, so lernten die Kinder freiwillig, mit Lust und Liebe, daher nach ihrer Versicherung Strafen, besonders körperliche, von selbst wegfielen, weil diese nur durch die widerwärtige, die Kinder zum Ungehorsam reizende, Lehrweise herbeigeführt würden.

9) Einige Neuerer wollen jeden Knaben nach seiner eigenthümlichen Gabe und Fähigkeit, nicht alle Schüler einerlei behandelt wißen. Andere dagegen faßen nur den generellen menschlichen Charakter ins Auge. Da es nur Eine, allen Menschen gemeinsame, Natur gebe, so bedarf es, nach letzteren nur Einer, allen gemeinsamen Methode. Die erstere Ansicht ist mehr aristokratisch, die letztere demokratisch; jene bei solchen, welche nur Ein zu erziehendes Normalkind, diese bei denen, welche die Volkserziehung ins Auge faßen.

10) Die Neuerer berücksichtigen die Muttersprache, ja bevorzugen sie und kämpfen gegen die tyrannische Herrschaft des Latein, ohne es zunächst ganz zu verwerfen. Durch diese Berücksichtigung der Muttersprache, dadurch, daß sie dieselbe in den Kreis der Unterrichtsgegenstände aufnehmen, suchen sie die durch lateinische Zunftsprache bewirkte scharfe Scheidung der Studirten von den nicht studirenden Ständen wo nicht aufzuheben, doch möglichst zu verringern, und zugleich eine vom Latein unabhängige Bildung mit demokratischem Sinne geltend zu machen.

11) Sie heben die Realien hervor, versuchen es auch, Sprach- und Realstudien zu verbinden.

12) Hiermit verwandt ist das Hervorheben der Leibesübungen und die Polemik gegen dunkle dumpfige Schulstuben.

13) Da sie die Muttersprache und Realien hervorheben, so bekämpfen sie es folgerecht, daß man Nichtstudirende auf lateinischen Schulen bilde, und verlangen Stiftung besonderer Realschulen. Von wahrhaft christlicher Liebe gedrungen sinnen einige auf Verbeßerung der,

von den meisten lateinischen Gelehrten hintangesetzten, Volksschulen und wirken dafür unermüdet in weiten Kreisen.

14) Wie gegen das Gedächtnis treten sie, doch mehr factisch als theoretisch, gegen die Phantasie auf. Der von ihnen unnatürlich und vorzeitig angestrengte Verstand der Kinder tödtet die Phantasie. Vom Schönen ist bei ihnen nicht die Rede. Lehren sie Musik, Zeichnen 2c., so geschieht es auf rationalistische, antikünstlerische Weise; alle Poesie wird zurückgestellt oder mit lieb- und freudloser Kälte behandelt; Gedichte analysirt und interpretirt man todt.

15) Die Anschauung, von welcher bei ihnen viel die Rede ist, deutet auf Pflege der Einbildungskraft. Aber meist scheint es nur so. Durch unaufhörliches Hineinreden und marterndes Abfragen, stört man die stille Ruhe der Hingebung und tödtet alle einfältige Bilderempfängnis durch das unzeitigste, widerwärtigste Reflectiren und Raisonniren. Das Wort ist nicht Ausdruck für den in der Seele des Schülers völlig gereiften Eindruck; es wird ihm vielmehr vom Lehrer voreilig in den Mund gelegt: er muß Dinge nennen und beschreiben, die ihm durchaus fremd sind. So werden die sogenannten Uebungen der Anschauung zu leeren Sprechübungen, ohne allen realen Gehalt.

16) Sie dringen überhaupt darauf, daß die Schüler, selbst jüngere, alles mit klarem Bewußtsein denken und thun, auch über jedes, was sie denken und thun, in deutlichen, wohlgesetzten Worten gründliche Rechenschaft geben sollen. Man hält sie z. B. an, durch stetes Reflectiren über Sprache und Sprechen, es zu einem bewußten sich selbst sprechen hören, ja sich selbst sprechen laßen, zu bringen. Auf solche Weise suchen sie den Kindern die natürliche Einfalt auszutreiben, und sie zu einer unnatürlichen, unkindlichen, immer sich bespiegelnden Selbstbetrachtung und Selbstbehandlung abzurichten.

17) Mit der Polemik gegen das Gedächtnis dürfte bei vielen ein Hintansetzen der Geschichte und Vergöttern der Gegenwart, der Wirklichkeit verwandt sein. Zudem influirt hierbei aufs stärkste das Hinwenden zu irdischen, materiellen Interessen, zum irdischen Nutzen und Wirken, mit gänzlicher Misachtung höherer freier Bildung.

18) Bei mehreren Neuerern des achtzehnten Jahrhunderts tritt ein entschiedener Pelagianismus hinzu. Die Aufgabe des Erziehers besteht nach ihnen einzig darin: die vegetative Entwicklung der guten

natürlichen Anlage jedes Kindes, nach Art des Gärtners, zu fördern, so daß die angeborene potentia zum actus reife. Naturam sequi ist ihr Princip. Von der Sorge, daß die angeborene böse potentia ertödtet werde und nicht zum actus reife, vom Heiligungskampfe ist nicht die Rede; der Gegensatz von Natur und Gnade ist für sie nicht da.[1]

Hiermit dürften die Grundzüge der neuen Richtung im Unterrichts- und Erziehungswesen beschrieben sein; betrachten wir nun das Leben und Wirken des Chorführers der Neuerer, des Wolfgang Ratich.

2. Wolfgang Ratich.

[2] Wolfgang Ratich ist im Jahre 1571 zu Wilster in Holstein geboren. Er besuchte das Hamburger Gymnasium und studirte dann in Rostock Philosophie und Theologie. Wegen schwerer Aussprache gab er die Theologie auf, trieb nun vorzugsweise hebräisch, gieng nach England, dann nach Amsterdam um Mathematik zu studiren. Hier hielt er sich acht Jahre auf, und lernte auch von einem geborenen Araber arabisch; hier war es auch, wo er dem Prinzen Moritz von Oranien eine neue, von ihm erfundene Lehrweise anbot. Der Prinz gieng auf sein Anerbieten ein, doch unter der Bedingung, daß er einzig Latein lehren solle. Mit dieser Bedingung nicht zufrieden, wandte sich Ratich nach Basel, Straßburg, wie auch an mehrere Höfe und trug diesen seine neue Methode an. Dann übergab er am 7. Mai 1612 „dem deutschen Reich“ auf dem Frankfurter Wahltag ein Memorial,[3] worin er „mit göttlicher Hülfe zu Dienst und Wohlfahrt der ganzen Christenheit Anleitung zu geben“ versprach:

„1. Wie die Ebreische, Griechische, Lateinische und andere Sprachen mehr, in gar kurzer Zeit, so wohl bei Alten als Jungen leichtlich zu erlernen als fortzupflanzen seyen.“

„2. Wie nicht allein in Hochteutscher sondern auch in allen andern Sprachen eine Schule anzurichten, darinnen alle Künste und Facultäten ausführlicher können gelehrt und propagirt werden.“

1) Von den religiösen Tendenzen früherer, den irreligiösen späterer Neuerer wird im Verfolg gesprochen werden.

2) Quellen s. Beilage I.

3) Ich erhielt eine Abschrift dieses Memorials durch die Güte des Herrn Archivar Dr. jur. Hertzog in Frankfurt.

„3. Wie im ganzen Reich ein eindrächtige Sprach, ein eindrächtige Regierung und endlich auch ein eindrächtige Religion, bequemlich einzuführen und friedlich zu erhalten sey.“

„Solches desto besser zu beweisen, so kann er auch, heißt es, ein specimen in Ebreischer, Chaldeischer Schriften, Arabischer, Griechischer, Lateinischer und Hochteutscher Sprach schriftlich zeigen, woraus vom ganzen Werk gründlich kann geurtheilt werden.“

Hierauf greift Ratich die bisherige Lehrweise an. Dem Lauf der Natur sei es gemäß, wenn die Jugend zuerst ihre Muttersprache „recht und fertig lesen, schreiben und sprechen lerne,“ wobei man die deutsche Bibel gebrauchen könne. Ebreisch und Griechisch seien zunächst, als Sprachen des biblischen Grundtextes zu erlernen, dann Latein aus dem Terenz, Juristen könnten es aus den Institutionen erlernen. Uebrigens könne man sich in allen Facultäten deutsch faßen.

Nach Lesung dieses Memorials verehrte Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg dem Ratich 500 Gulden, um sich dafür die ihm nöthigen Bücher zu kaufen; Landgraf Ludwig von Darmstadt aber trug den gießener Professoren Helwig und Jung auf, ihm über Ratichs Lehrweise Bericht zu erstatten. Im Jahre 1613 veranlaßte die verwittwete Herzogin Dorothea von Weimar eine Zusammenkunft von Gelehrten in Erfurt, um Ratichs Methode zu prüfen. Auf Verlangen derselben Herzogin untersuchten die Jenaischen Professoren Grawer, Brendel, Walter und Wolf, Ratichs Methode, ihr Bericht über dieselbe erschien bald nach dem Helwigschen. Beide Berichte waren entschieden für die neue Methode. [1]

Im Jahre 1614 forderten die Augsburgschen Kirchenpfleger und Schulherrn den Ratichius auf, in ihrer Stadt die Schulen zu reformiren. Näheres über seinen dortigen Aufenthalt wißen wir nicht. [2]

Die Herzogin Dorothea berief den Ratich schon im Jahre 1613 nach Weimar, um sie und ihre Schwester Anna Sophie, beide geborene

1) Auf beide beruft sich die Herzogin Dorothea schon in dem Empfehlungsschreiben, welches sie unterm 8. Mai 1613 dem Ratich, da er von Weimar nach Frankfurt zurückkehrte, an den dortigen Magistrat mitgab, von welchem ich eine Abschrift besitze.

2) Bericht B des Hrn. Dr. Niemeyer, S. 11 ff. Wir werden weiterhin zwei Berichte von Augsburger Mitarbeitern Ratichs kennen lernen.

Prinzessinnen von Anhalt, im Lateinischen zu unterrichten; sie vermachte ihm auch 1617 zur Beförderung seiner Sache 2000 Gulden.

In demselben Jahre 1617 war Ratich wieder in Frankfurt und bat den Rath eine Commission niederzusetzen, der er seine Lehrkunst entdecken wolle. Die Commission ward ernannt, erstattete Bericht, worauf der Rath decretirte: man solle „Ratichio seine Gelegenheit fürderlich anderer Orten zu suchen auferlegen und anzeigen laßen.“ [1]

[2] Fürst Ludwig von Anhalt Köthen sah den Ratichius zuerst im Jahre 1613 in Weimar, bei seinen Schwestern, der schon genannten Herzogin Dorothea und der Gräfin Anna Sophie von Schwarzburg. Beide empfahlen ihm dringend den Mann. Im Jahre 1616 sprach er denselben zu Rheda in Westphalen, und ward von seinen Plänen so eingenommen, daß er ihn zu sich berief. Am 10ten April 1618 kam Ratich nach Köthen, erklärte dem Fürsten, daß er zwar „seinen Bau wohl in seinem Gemüthe gefaßet“, aber Mitarbeiter bedürfe um denselben auszuführen. In Köthen wolle er sich eine Zeitlang niederlaßen, „sonderlich wegen Reinigkeit der deutschen Sprache, so dieser Oerter im Gebrauch“ und um hier eine Probe seines Lehrens fremder Sprachen zu machen, vornehmlich aber um eine gute deutsche Schule einzurichten.

Wiederholt forderte Fürst Ludwig die andern Fürsten von Anhalt auf, sich ihm zur Unterstützung von Ratichs Unternehmen anzuschließen, aber vergebens. Sein Bruder, Fürst Christian schrieb ihm: die Intention Ratichs sei zu loben, aber dieweil auch das Werk den Meister loben müße, so käme es hauptsächlich auf den Effect an. Er rathe die Sache durch den Zerbster Rector Wendelin untersuchen zu laßen, gern wolle er sie fördern helfen. Bald nachher aber lehnte auch er jede Theilnahme an dieselbe ab. [3] Nur Herzog Johann Ernst von

1) Programm zur Feier des dreihundertjährigen Jubiläums des Frankfurter Gymnasii 1829. Vom Hrn. Rector Vömel. S. 19.

2) Nach Fürst Ludwigs eigener Erzählung vom Jahre 1618. Niemeyer C. S. 6. sqq.

3) Einen französischen Brief des Fürsten Christian an Fürst Ludwig vom 8. Sept. 1618 theilt Hr. Dr. Niemeyer (B. S. 9) mit. Er schreibt „buchstäblich“: Puis dongues qu'il vous tarde que je me resolve sur l'affaire du Ratichius. J'ay suis delibere de ne me vouloir pas mesler. Et ce a cause que nul de ceulx auxquels J'ai parle depuis (vous asseurant en avoir parle avec divers personnages qui ont renommée d'Estre doctes) ont voulu croire que les Effets seront conformes a ses propositions m'alleguants force Exemples au contraire en

Weimar, Sohn der oft erwähnten Herzogin Dorothea, Neffe des Fürsten Ludwig, verband sich mit ihm: „die neue Unterrichtsmethode auf gemeinschaftliche Kosten ins Leben zu rufen.“ —

Ratichius[1] verpflichtete sich nun förmlich die, welche der Fürst ihm zuweisen würde, um sie zu Lehrern zu bilden, so zu unterrichten und einzuüben, daß sie „jede, sonderlich die Hebräische, Griechische und Lateinische Sprache, die Jugend in viel weniger, und zum wenigsten binnen halber Zeit, als sonst nach andern in Teutschland gewohnten Arten zu lehren geschehen kann, auch mit viel weniger deroselben Bemühung, gründlich, wohl und fertig lehren mögen.“ Dagegen versprach man ihm, auf sein Verlangen, das Geheimnis seiner Methode Niemandem zu offenbaren. —

Der Fürst ließ nun in Köthen eine Druckerei einrichten, um die Schulbücher Ratichs drucken zu können. Die Lettern zu 6 Sprachen zog man theils aus Holland, theils wurden sie in Köthen gegoßen; 4 Setzer und 2 Drucker verschrieb man aus Rostock und Jena.

Hierauf forderte der Fürst die Einwohner Köthens auf: ihre Kinder den, nach Ratichs Weise eingerichteten Schulen anzuvertrauen; 231 Knaben und 202 Mädchen wurden eingezeichnet.[2]

Man theilte die Schulen in 6 Klassen. In den drei untern trieb man die Muttersprache, erst in der vierten schritt man zum Latein, in der sechsten zum Griechischen.[3] Nach dem Reglement sollte der Lehrer der ersten (untersten) Klasse ein leutseliger Mann sein, der nur die deutsche Sprache zu können brauche. Dieser solle „durch das tägliche Gebet, durch kurze biblische Sprüche und durch Fragen eines gemeinen Gespräches die Zunge und Sprache diesen neuen Schülern nach der reinen Meissnischen Art zu reden, formiren, und die gemeinen Mängel, deren sie außer der Schulen gewohnet, durch stetige Uebung corrigiren.[4] —

Die Art wie das Deutsche und Lateinische in den Ratichschen Schulen gelehrt ward, werden wir weiterhin genau kennen lernen. Hier

Hassie, en la Comte de Nassau, de Hanau, chez Ms. le marg. de Bade, a Auguste et a Basle mesme. Vgl. Niemeyer C. S. 13.

1) Niemeyer C. 10. 15.

2) Ib. 24.

3) Ib. Vergleicht man S. 28 mit S. 42, so wird nicht ganz klar, ob man 5 oder ob man 6 Klassen hatte, in Quinta oder in Sexta griechisch trieb.

4) Ib. 29.

nur so viel über den Köthenschen Unterricht, daß man, sobald die Kinder der untersten (ersten) Klasse die Buchstaben kennen gelernt, in der folgenden zweiten schon schreiben und lesen verbunden lehrte und die Genesis beim Leseunterricht brauchte. In der dritten Klasse bezielte man „die Sprachlehr in der Muttersprach, sowohl die allgemeine als die sonderbahre durch Exempel zu verstehen, das ist: nach der Sprachlehr reden und schreiben, und anderer Leute Rede und Schriften nach der Sprachlehr verstehn zu können.“ [1]

In der vierten und fünften Klasse ward der Terenz getrieben und die lateinische Grammatik aus demselben abstrahirt; dann folgte noch eine besondere griechische Klasse. [2]

Außer solchen Sprachstunden ward Unterricht im Rechnen, Singen und der Religion ertheilt. —

Allein, so wie an andern Orten, nahm auch in Köthen Ratichs Treiben bald ein Ende. Verschiedenes wirkte hierzu. Einmal dieß, daß Ratich strenger Lutheraner, die Stadt Köthen dagegen reformirter Confession war. Man nahm zunächst daran Anstoß, daß die zehn Gebote in Ratichs Schulen nach lutherischer, nicht nach reformirter Abtheilung und Lesart gelernt wurden. Der Superintendent Streso schalt deshalb den Ratich heterodox. Fürst Ludwig wollte dem Uebel abhelfen, indem er befahl: neben Ratichs „Lesebüchlein“ zugleich den Heidelberger Katechismus zu gebrauchen; hiermit war aber kein Theil zufrieden gestellt.

In einem Gutachten, [3] welches Streso und einige andere angesehene Männer auf des Fürsten Geheiß über Ratichs Schulen gaben, wird bemerkt: daß der Katechismus und Musik zu wenig in demselben getrieben würden, die Zucht verfiele, der „Erquickstunden“ zu viele seien, daß man die Kinder von der Kenntnis der Buchstaben unmittelbar aufs Lesen überspringen laße, ohne vermittelndes Syllabiren, daher sie „vitiosissime schrieben.“ —

So viel ist klar, daß der Erfolg den großen Versprechungen Ratichs nicht entfernt entsprach. Da er überdieß seine Gönner und Kollegen vielfach beleidigt hatte, so kam es dahin, daß ihn Fürst Ludwig am 6ten October 1619 gefangen setzen und erst um die Mitte des Jahres 1620 wieder frei ließ, nachdem er einen Revers

1) Ib. 35. — 2) Ib. 42. — 3) Niemeyer D. 15—19.

ausgestellt, worin er sagt: daß er „ein mehrers gelobet und versprochen, als er verstanden und ins Werk richten können.“ [1]

Darauf gieng Ratich im Jahre 1620 nach Magdeburg, wo er zwar vom Magistrat begünstigt wurde, sich aber 1622 mit dem dortigen Rector Evenius entzweite. Nun berief ihn die erwähnte Prinzeß Anna Sophia, welche den Grafen Günther von Schwarzburg geheiratet hatte, nach Rudolstadt und nahm bei ihm hebräischen Unterricht. In dieser Zeit traten viele gegen Ratich auf, unter andern der bekannte dresdner Oberhofprediger D. Hoë von Hoënegg, welcher früher, im Jahre 1614, sehr für ihn eingenommen war, im Jahre 1626 aber an die Gräfin Anna Sophia ein langes, Ratichs Versuche misbilligendes, Schreiben richtete. „So ist E. F. Gn. unverborgen, schreibt er, wenn sich Jemand für einen Baumeister ausgiebet und zwar für einen sonderlichen, kunstreichen Baumeister, das er nit leichtlich Beifall bekomme, man habe denn sonderliche, vortreffliche, in die Augen lauffende und handgreiffliche Proben, dadurch andere angereget werden ihn auch zu einem Hauptbau zu gebrauchen und solchen ihm anzuvertrauen. Nun weiß man aber hier am Hofe ganz von keiner solchen namhaften Prob, die Herr Ratichius seinem erbieten gemäß an einem einigen Ort offentlich gethan hätte, umb welcher mangelnder Probe willen man desto weniger hiesigen ortts eine änderung mit voriger Lehrartt fürnemen und Ratichii Didaktikam anzuordnen bewilligen würde.“ [2] Auch die Herzöge von Weimar und Gotha sagten sich von ihm los, aber die Gräfin Anna Sophia (welche 1630 Wittwe geworden) gab ihn nicht auf. Sie erhielt ihn vielmehr in Kranichfeld, dann in Erfurt, empfahl ihn auch dem Kanzler Oxenstiern, welcher Ratichs Didaktik prüfen ließ. Die Doctoren Hieronymus Brückner, Johann Matthaeus Meyfart und Stephan Ziegler erstatteten unterm 10. März 1634 dem Kanzler einen günstigen Bericht. [3]

Dieser Bericht handelt 1) vom „intent und vorhaben,“
2) von der Lehrkunst Ratichs,
3) von dem, wozu er erbötig.

1) Ib. 7. 19. 20.

2) Niemeyer B. S. 8. Das Schreiben befindet sich auf der herzoglichen Bibliothek in Gotha; andere Stellen aus diesem Schreiben führt Niemeyer (D. 13) an.

3) Niemeyer A. S. 7.

Zuerst theilen die Berichterstatter Ratichs Polemik gegen die bestehende Lehrweise mit, wie dieselbe nicht wesentlich christlich sei, die Schüler vielerlei zugleich lernen müßten u. s. w.[1] Dann charakterisiren sie Ratichs Methode, zuletzt tragen sie seine Wünsche vor, als: eine Vocation, das Directorium beim Werk, gute Mitarbeiter u. s. w.

Das Resultat dieser Verhandlung mit Oxenstiern erzählt Comenius, welcher den Kanzler 1642 in Schweden sprach. Da ich erfuhr, sagte ihm der Kanzler, daß Ratichius mit einer neuen Methode umgehe, so hatte ich keine Ruhe, bis ich den Mann selbst gesehen, der mir aber, statt eines Gesprächs, einen dicken Quartanten zu lesen gab. Ich überwand die mühsame Arbeit[2] und nachdem ich das ganze Buch durchblättert, so ersahe ich daraus, daß er die Gebrechen der Schulen nicht übel aufdecke, allein die Heilmittel, welche er dagegen vorschlug, schienen mir nicht hinreichend."[3] Welch ein treffendes Urtheil! Comenius selbst wandte sich, wie er an einem andern Ort[4] berichtet, brieflich im Jahre 1629 an Ratich, und bat ihn wiederholt aufs dringendste ihm Auskunft über seine neue Methode zu geben. Aber Ratich gab ihm keine Antwort. Erst im Jahre 1632 erfuhr er hierüber mehr durch einen Brief des würdigen Georg Winkler, Pfarrers zu Goldberg. „Wie große Hoffnungen, schrieb ihm dieser, erregte nicht Helwigs und Jungs pompöse (pomposa) Ankündigung der Methode Ratichs! Aber der gute Ratich hält damit zurück und wird damit zurückhalten." Winkler erzählt dann wie Moser, Lehrer an der goldberger Schule, bei Ratich gegeßen, in Hoffnung bei dieser Gelegenheit von dessen Methode zu hören, wie er aber nur wenig erfahren. Ratich habe erklärt: er wolle seine Erfindungen nur einem Könige theuer verkaufen unter Bedingung, daß die Gelehrten, denen er sie mittheilte, verpflichtet würden, dieselben zu vertheidigen. Ob Christus, die Apostel und Propheten so verfahren seien? fragt Winkler.

Ratich überlebte nicht lange die Verhandlungen mit Oxenstiern. Schon im Jahre 1633 rührte ihn der Schlag an der Zunge und rechten Hand, im Jahre 1635 starb er im 64sten Jahre seines Alters.

1) Das Nähere weiter unten.
2) Devoravi illam molestiam.
3) Meyfarts Bericht erwähnt der Kanzler nicht.
4) Opp. did. 2, 282.

Wir wollen nun zuerst an einem Beispiele, am Lehren des Deutschen und Lateinischen, sehen, wie Ratich und seine Anhänger beim Unterrichten verfuhren, und dann die wichtigsten allgemeinen Lehr- und Erziehungs-Principien des Mannes näher ins Auge faßen. Das Beispiel des Unterrichtens schicke ich voraus, um mich bei Mittheilung der Principien auf dasselbe beziehen zu können.

I. Ratichs Sprachunterricht.

Das Erlernen einer Sprache beginne im 6ten oder 7ten Jahre mit Kennenlernen der Buchstaben, denn der Buchstab sei das einfachste Element der Grammatik. Der Lehrer zeige den Knaben, indem er langsam an der Tafel jeden Buchstaben anschreibt, die Gestalt desselben, und nenne ihn zugleich, so daß sich Form und Name des Buchstaben zugleich einpräge. Die Formen vergleiche er, z. B. O mit dem Kreise, C mit dem Halbkreise, X mit dem Kreuz. [1] —

Ratich verlangt: der Schüler solle die Buchstaben sogleich nachmalen, sein Anhänger Kromayer [2] dagegen: erst „wenn er etlichermaßen lesen könne."

Dann gehe der Lehrer zur Bildung der Sylben über, welche er ebenfalls zugleich schreibe und ausspreche.

Hiernach, sagt Ratich, wähle er einen Autor, aus welchem die Sprache bequem erlernt werden kann, dessen Inhalt rein und anziehend sei, wie etwa Geschichten, Komoedien rc. Den jüngsten Knaben müße man jedoch ein Anfangsbüchlein (parvus libellus rudimentorum) geben, den größeren aber den Autor selbst. Dieser Autor ist — Terentius.

Hier weichen die Ratichianer einerseits, Kromayer andererseits von Ratich ab. Jene verlangen: nach dem Buchstabiren müße alsobald der Terenz eintreten, [3] dieser dagegen sagt: „die Knaben sollen erstlich recht deutsch lernen, ehe man ihnen das Lateinische oder eine andere Sprache fürgibet. Denn es ist unrecht, wenn die Knaben noch nicht fertig und

1) Methodus 140.

2) Vgl. Literatur Nr. 7.

3) Praxis 162: Alphabeto absoluto progreditur ad syllabas . . . Quo facto *statim* ad Autorem, qui in lingua latina Terentius est, fit transitus. Vom deutsch lernen ist also bei diesen Ratichianern nicht die Rede; daß aber Ratichs Schule in Köthen drei untere deutsche Klassen hatte und erst in der folgenden vierten Latein gelehrt wurde, sahen wir.

recht Deutsch lesen können, daß man ihnen etwas Lateinisches, als den Donatum, lateinische Verßlein, und was dergleichen ist, fürgibet." Daher, fährt er fort, lerneten viele Schüler die lateinische Grammatik ohne fertig Deutsch zu können „das macht sie haben es in den untern Classen nicht recht gelernet, sondern sind flugs zum Lateinischen angeführt worden. Viel weniger ist diß recht, daß man pflegt die Kinder, alsbald im Anfang, ehe sie deutsch lesen können, in lateinischen Abcbüchern lesen zu lehren. Diß ist der Natur zuwider, dann je in der Muttersprache leichter ist lesen zu lernen, als in einer frembden und gantz unbekannten." In der deutschen Classe solle daher deutsch gelehrt, das Latein auf die lateinische Classe verspart werden. —

Der Gang des deutschen Unterrichts ist nun kürzlich bei Kromayer folgender: Vom Buchstabiren solle baldigst zum Lesen übergegangen werden. Der Lehrer soll „erst das ganze Buch (die Genesis) allein, biß zum Ende hinauß fürmachen, jedes Capitel flugs zweymal nach einander; also daß die Schüler gantz nichts reden, sondern nur zuhören, drauff sehen und drauff zeigen." Wenn das Buch durch ist, so „fahet es der Präceptor wiederumb von forne an, und lieset er das Capitel nur einmal, das andre mal flugs drauff lest er die Knaben auch lesen, einen jeden etwa 4 Zeilen," dann soll das Buch zum drittenmale von den Knaben allein gelesen werden. —

Hierauf geht Kromayer zum Lehren der deutschen Grammatik über, für solche, welche später die alten Sprachen treiben wollen.

„Wo nun sonderliche feine Ingenia fürhanden," schreibt er, „an welchen man merket, daß sie zum studiren tüchtig, und künftig ferner in andere Schulen geschickt werden sollen, mit denen gebühret sich, nachdem sie fertig haben lesen gelernet, das man auch die deutsche Grammaticam fürnehme, und dadurch eine gute Bereitung zur lateinischen Grammatica mache.

Sol demnach der Präceptor dieselben sonderlich zusammensetzen, und ihnen die deutsche Grammaticam fürgeben: je auf einmal ein Kapitel oder gewißes Theil: 1) Er, der Präceptor, lese es ihnen deutlich für, und erkläre es ein wenig, wo es dessen bedarf, mit anderen Worten: 2) Lasse es die Knaben einmal oder zehen nachlesen: 3) Lasse sie drauf alsbald, wenn es rumb gelesen ist, das schon genug bekannte erste Buch Mosis für die Hand nehmen, und er, der Präceptor, weise ihnen

die Application des verlesenen grammatischen Stückes im ersten Kapitel, etwa in ein fünf, sechs, oder auch wohl zehen Exempeln, lese im Kapitel immer fort, bis ein solch Wort kömmt, das sich zu vorhabender grammatischer Application schicket, da halte er alsdann ein wenig inne, und zeige ihnen an, wie sich solch Exempel auf die fürhabende Regel oder Präceptum in der Grammaticken reime. Als: wenn er von den unwandelbaren Wörtern handelt, da hat er flugs im Eingang des 1 Kapitels des ersten Buchs Mosis Exempel, wie auch sonst allenthalben, vollauf. Am Anfang schuf Gott Himmel und Erden, rc. „am" ist eine Präposition: und die Erde war wüste und leer „und" ist eine Conjunction, rc. Also, wenn er die [1] Nomina und Verba für sich hat, Anfang, ist ein Nomen Substantivum, generis Masculini, der Anfang, singularis Numeri rc. schuf ist ein Verbum Activum, ist die dritte Person, ist ein Imperfectum rc., wird also conjugiret, Ich schaffe, du schaffest, er schaffet: Wir schaffen, ihr schaffet, sie schaffen. Imperfectum, ich schuf, du schuffest, er schuff. Da weise er, daß dis eben die Person sey, die im Buch (im Genesi) stehet rc. Präteritum Perfectum, ich habe geschaffen, du hast geschaffen, er hat geschaffen rc. und darf mit solcher Application nicht nur eben im ersten Kapitel (im Genesi) bleiben, sondern fahre fort auch in den andern Kapiteln.

Diese Application aber beruhet allermeist darauf, das der Präceptor nur allein rede, den Knaben die Exempel zeige, und lasse sie in Genesi das Exempel selbst ansehen; desgleichen, wenn etwas conjugiret oder decliniret wird, auf die Form, darnach es gehet, in der Grammatica ein fleißiges Auge haben, und dem Präceptori immer in der stille zuhören. Wann also ein Theil appliciret ist, alsdann fahre der Präceptor in der Grammatica fort, nehme wieder ein Theil für sich, lese es für, lasse es nachlesen, und suche die Exempel im Genesi, zeige und applicire sie.

Und ist bei diesem ganzen Punct der deutschen Grammaticken zu merken, das es nicht dahin gemeinet ist, das man eben auf eine gentzliche vollkommene Wissenschaft dieses Stücks bei den Knaben gar genau und scharf dringen wolle. Nein, diß wird nicht erfordert weder vom Präceptore, noch von Discipeln.

1) Ratich verdeutscht die grammatischen Ausdrücke, er sagt z. B.: „die Selbstendigen, Beiständigen, das Vornennwort, die thuenlichen, leidenden und niederleglichen Zeitworte rc. Niemeyer D. 39.

Man weiß auch wohl, das an der Grammatica selbst noch immer, bei mehr und mehr Uebung und Observation in der Praxi, etwas zu verbessern sein wird; sondern es ist daran genug, daß die Knaben nur etlicher maßen also in ihrer bekannten Muttersprache, ehe sie noch zu der lateinischen Grammatica, als in einer fremden und ihnen ganz unbekannten Sprache, greiffen, lernen verstehen die Notiones secundas oder Grammatischen Terminos, was da sey Numerus, Casus, Declinatio, Conjugatio, Nomen, Verbum rc., welches ihnen denn hernach in der lateinischen Grammatica eine treffliche Hülfe ist, indem sie den Verstand derselben Terminorum schon in ihrer Muttersprache mehr als die Hälfte hinweg haben. Denn gleich wie einem, der die Grammatica in der lateinischen Sprache allbereit gelernt hat, es viel leichter wird, die Partes Orationis, Numerum, Tempora, Personas, Nomina, Verba rc. in der Hebräischen oder sonst fremden Sprache und Grammatica zu verstehen, als demjenigen, der die Grammatica in Hebräischer oder einer andern unbekannten Sprache erst lernen soll, und weiß noch gar nichts, was Grammatica für ein thun ist, was Nomina, Verba, Numerus, Tempus, Modus, Casus für Notiones und Dinge seynd, welchen es alles so viel desto schwerer und unlustiger für kömmt, inmaßen wir dessen allhier Exempel gehabt haben: Also solte man billig ermessen, das es den Schülern gleichermaßen ergehe, wenn sie die lateinische Grammatica in der unbekannten lateinischen Sprache flugs lernen sollen, ehe sie etwas darvon wissen, was Grammatica an sich selbst und dero Notiones für Dinge sind. —

Mann sollte aber in acht nehmen, das nicht dergestalt eine Grammatica von der andern Hülfe und Vorbereitung hat und haben könne, das eben in specie, insonderheit, die Wörter in einer Sprache, wie in der andern müsten allzeit gleiches Generis, Conjugationis oder Declinationis seyn, welches (bei Beschaffenheit der Sprachen) ein unmüglich Ding ist: sondern es ist genug, das in Genere, in gemein, eine Grammatica der andern dienlich ist, das, wenn ich in deutscher Sprache bereits habe verstehen lernen, in gemein, was Genera, Casus, Declination, Conjugation rc. für Notiones und Dinge oder Kennzeichen seyn, hernach in den lateinischen und anderen Grammatiken, wenn eben solche Termini wiederkommen, mir dieselben nicht mehr so schwer und ganz unbekannt, sondern desto leichter fürkommen. Und dieser Vortheil ist

keineswegs geringschätzig zu achten. Drumb bleiben wir dabei, das die deutsche Grammatica vor der lateinischen soll getrieben werden." —

Die Art nun, wie Ratich verlangt, daß der Unterricht im Lateinischen solle beschaffen sein, stimmt im Ganzen durchaus mit Kromayers Weise überein, welche ich mit dessen eigenen Worten mittheilen will.[1]

„Die lateinische Grammatica soll nicht gelernet werden vor dem Autore, sondern nach und in dem Autore. Sind demnach die Bücher, die wir in der lateinischen Claß brauchen, diese: 1) Der Autor, als nämlich der gemeine Terentius, den wir hiezu sonderlich haben drucken lassen: 2) Die lateinische Grammatica, welche auch zu dieser Institution sonderlich zugerichtet: 3) Die lateinischen Evangelia, item der lateinische Katechismus, und die Loci Communes Theologici, und ferner in den oberen Classibus die andern lateinischen Autores, als Cicero, Virgilius 2c.

Der Terentius, von dem wir anfahen, soll in deutscher Sprache, soviel den Sensum und die Res belanget, erst, so viel müglich, bekannt seyn. —

Denn gleich wie man einen die Hebreische Sprache viel leichter lehren kann im ersten Buch Mosis, welches im Deutschen allbereit bekannt, als etwa in einem schweren Propheten, der ein gut theil unbekannter, oder in einem ganz fremden Rabinischen Buche: Also ist es gewiß, das die Schüler auch die lateinische Sprache viel leichter lernen, wenn ihnen der Sinn und Meinung deß Autoris, als deß Terentii, in deutscher Sprache allbereit bekannt ist, als wenn sie darvon noch ganz nichts wissen noch inne haben. Wird man demnach hinführo drauff denken, das der Terentius, dem Sinn nach, in guter deutscher Sprache in Druck gegeben werde:[2] da man denn, ehe das Lateinische

1) Ich gebe vorsätzlich keinen Auszug, sondern das Original, dessen breite Form dem langweiligen Inhalt vollkommen entspricht und gerade hierdurch dem Leser einen richtigen Begriff von der Unterrichtsmethode Ratichs und seiner Anhänger gibt, ihm reelles Mitleid mit Lehrern und Schülern einflößt.

2) Gervinus (Gesch. der poetischen Nationalliteratur 3, 76) sagt: „Man konnte gar nicht satt werden, ihn (den Terenz) zu übersetzen. — 1620 ließ die fruchtbringende Gesellschaft den ganzen Terenz in Cöthen deutsch und latein herausgeben, 1620 ward er von Michael Meister in Halle, 1624 von David Höschel und Math. Schenk, 1626 von einem Ungenannten (in Weimar bei Joh. Mieschner), 1627 von Johann Rhenius ganz übersetzt, welche letztere Uebersetzung im 17. Jahrhundert noch zwei Auflagen erlebte." Alle diese Uebersetzungen dürften durch Ratichs Lehrmethode

angehaben wird, eine jede Comödi kann lassen die Knaben einmal, zwei oder drei zuvor herumb lesen. —

Inmittelst aber muß der Präceptor solchen Mangel durch seinen Fleiß ersetzen dergestalt, das er vor einer jeden Comödi, die ganze Summam derselben, item vor einem jeden Actu, dessen ganzen Inhalt, und auch vor einer jeden Scena die ganze Meinung derselben, deutsch, ganz deutlich und verständlich, den Knaben einmal, oder auch ein par mal, mündlich fürsage, und nacheinander hererzähle, als ob sie den deutschen Terentium für sich in den Händen hätten.

Darauf soll er anfahen, das Lateinische zu exponiren de verbo ad verbum: Er nehme auf einmal etwa ein drey Blat für sich und exponire es von Wort zu Wort, in einer Stunde zweimal. Die Signification muß aufs genaueste genommen werden, nach dem Buchstaben die erste Bedeutung, soviel immer mehr müglich, die im Brauch ist, ungeachtet wie es klinge dem Sensu nach. Alß zum Exempel im Prologo Andriae: Poeta der Tichter, cum wenn, primum erstlich, animum das Gemüth, ad zu, scribendum zu schreiben, adpulit er hat hinzugetrieben, id dasselbige, sibi sich, negotii des Geschäfts, credidit er hat gegläubet, solum allein, dari gegeben werden, populo dem Volk, ut auf daß, placerent es sollten gefallen, quas welche, fecisset er hätte gemacht, fabulas die Mehrlein etc.

Und muß die Exposition nicht ändern, sondern jedes Wort, so oft es im ganzen Buch fürkömmt, einmal dolmetschen wie das andere.

veranlaßt sein. Die erste gewis, da sie den Titel hat: „Publii Terentii Sechs Freuden Spiel. Zur Lehrart. Cöthen 1620." (Niemeyer C, 22). Die fruchtbringende Gesellschaft, welche die Uebersetzung edirte, war ja von Ratichs Beschützer, dem Fürsten Ludwig von Anhalt gestiftet. David Höschel, Mitverfaßer der Uebersetzung von 1624, war Rector der S. Annen-Schule zu Augsburg. Er ward nebst zwei andern im Jahre 1614 an Ratich nach Frankfurt am Main geschickt, um dessen Methode kennen zu lernen. Sie berichteten: Ratich habe ihnen „sein inventum dergestalt geoffenbaret, daß sie damit ersettiget und zufrieden", wie er denn auch späterhin nach Augsburg berufen ward, um das Gymnasium zu reformiren. „Terentii 6 Freudenspiel in die deutsche Sprache versetzet. Weymar 1626" fand ich in einem Bücherkataloge aufgeführt, es ist gewis die von Gervinus angeführte Uebersetzung und wohl eben so gewis die von Kromayer versprochene. Johann Rhenius gab, wie erwähnt, im Jahre 1626 drei pädagogische Tractate heraus, welche er aus der Hand seines besten Freundes (optimi amici) Ratich erhalten. Da Terenz in diesen Tractaten eine Hauptrolle spielt, so dürfte Rhenius hierdurch veranlaßt worden sein, im folgenden Jahre 1627 eine Uebersetzung desselben drucken zu laßen.

Er muß auch eine jede Lection in einer Stunde zweimal, flugs nacheinander exponiren, und sonst kein einiges Wort dazwischen reden, auch die Knaben alle und jede lassen ganz still seyn, und nur zuhören und im Buch drauff weisen. Also fähret er, der Präceptor, von Stunde zu Stunde fort, lest Niemand auffsagen, sondern machet er den ganzen Terentium allein hinaus, jede Lection zweimal das geschieht in wenig Wochen.

Darnach soll der Präceptor den Terentium wieder von Forne anfahen, abermals, wie vorhin, mit exponiren von Wort zu Wort, ohne allein, das der Präceptor machet seine drei Blatt, nur das erste mal, die halbe Stunde, und das andere mal flugs drauff die andere helffte der Stunde lest er es die Knaben nachexponiren, immer nach der Reihe, einen jeden ein drey oder vier Zeilen, und wo sie fehlen, muß er ihnen alsbald einhelfen, und lest die andern inmittelst fleißig zuhören, und drauff merken. —

Wann solchergestalt der Terentius auch zum andern mal zum Ende gebracht ist, wird er zum dritten mal von forne angefangen und exponiren ihn nun die Knaben alleine, doch jede Lection in der Stunde zweimal, wie anfänglich vom Präceptore geschehen: der Präceptor höret nur drauff und hilfft ihnen ein, wo sie fehlen.

Wann sie zum dritten mal mit dem Autore auch hinauß sind, so lest sie der Präceptor nunmehr die Grammaticam auch in die Hand nehmen, und muß er ihnen hier wiederumb alles fürmachen: solcher maßen:

Sol er ihnen nur deutsch die Summa sagen der ganzen Grammatica, wie es als beruhe auf Betrachtung der einzelnen Wörter nach der Etymologie, und dann auf rechtmäßiger Zusammensetzung derselben nach der Richtschnur deß Syntaxes, damit es eine ganze Rede werde, und erinnert sie dessen, was sie schon in der deutschen Grammatica gelernet, sie zugleich vertrostende, wie es fast alles ganz leicht und die Arbeit gering, und unschwer seyn werde, wenn sie nur in der Still fleißig drauf hören und sehen. —

Darauf nimmet er ein gewiß Kapitel oder Theil für sich, lieset eine Definition oder Regel her, verdolmetschets von Wort zu Wort, und saget flugs drauff die Dolmetzschung auch nach dem Sensu, oder nach der rechten deutschen Meinung, immer mit erinnernde, wo es in der deutschen Grammatica auch für gelaufen: fehret also fort bis zu

Ende deß fürhabenden Theils, widerholet ebensolche Exposition zum andern male: Und zum drittenmal lieset er ihnen den lateinischen Text eben desselben Theils nur blos hin für, ohne Verdeutschung: Und läst's die Knaben etwa ein drei oder viermal (einen jeden ein gewiß Partikel) also nach exponiren: und drauff eben selbige Lection, also blos, ohne Exposition, ein zehen oder mehrmal deutlich und laut herlesen. —

Folgends in dieser oder kommenden Stunde muß der Präceptor dieselbe Lection der Grammatiken im Autore Terentio appliciren: dergestalt, er fehet den Terentium zum vierdten mal von forne wieder an, und lest die Knaben allzeit beyde Bücher nunmehr bei der Application zugleich in der Hand haben, nemblich den Terentium, und die Grammaticam. Er, der Präceptor, exponiret wiederumb von wort zu wort, bis ein Exempel kömpt deß für habenden Grammatischen Stücks, da helt er inne, und zeiget es an, das diß ein Exempel sey, der fürhabenden Regel oder Präcepti, widerholet allzeit die Dollmetzschung deß lateinischen Worts und lieset dann die Regel oder das Präceptum, und weiset flugs deutlich, wie sich das Exempel darzu reime: die Knaben müssen allzeit mit Fingern auf das Exempel im Autore zeigen, wenn er es nennet, und flugs drauf auch die Augen und Finger zur Grammatica wenden eben auf die Regel, die da fürgesaget wird, als zu welcher das gegenwärtige Exempel gehört.

Und sobald der Präceptor ein Exempel appliciret hat, soll er eben mit solchen Worten, wie er geredt, auch die Knaben bei vieren, oder sechsen, eben dasselbige Exempel lassen nach appliciren, damit es der gantze Hauffe so viel desto öffter höret und merken lernet, welches das Exempel im Text sey, wo es stehe im Autore, und wie es auf die Grammaticam zu zihen, und die fürhabende Regel nach solchem Exempel recht zu verstehen sey. Wann der Präceptor sonst flugs fortfahren wollte, so würden es die Knaben nicht sobald merken können, welches im Autore das Exempel sey, und ehe sie es recht ansehen und wahrnehmen, würde der Präceptor allbereit in der Zeile fortgeschritten seyn.

Wann aber, wie vor erzehlt, ein Exempel also bei fünf oder sechs mahlen, von den Knaben ist nachgemachet worden, so soll der Präceptor fortfahren und noch mehr Exempla im Text suchen. Er muß aber immerfort exponiren im Autore, biß wieder ein Exempel kömpt, und lasse also von einem Präcepto oder Regel nicht abe, biß er es wol

durch ein zwanzig Exempla erkläret hat, und sol ein jedes Exempel von den Knaben, sonderlich in der erst, biß sie der Application im Autore ein wenig gewohnen, immer ein vier oder sechsmal nach gemachet werden, wenn sie es aber nun gewohnt sein, zum wenigsten dennoch ein zwei oder dreimal. —

Und ist in diesem Cursu jetzo nicht dran gelegen, wie weit man in der Grammatica oder Autore in einer Stunde fortkomme, denn worzu eine Stunde nicht reichet, darzu nimmet man die andern auch. —

Wann ein Präceptum, wie gesagt, erklärt und im Autore applicirt ist, so fehret der Präceptor in der Grammatica fort, und nimmt wiederumb ein gewiß Stück für sich, erklärt's, lieset's, lest nach exponiren und rumb lesen und applicirts auch im Autore.

Und ist zu merken, das nur das fürnembste und die Hauptregeln in der Grammatica am meisten zu treiben sind: Wenn aber etwa sonderbare Stück oder Exceptiones seind, da auch im Autore nicht flugs Exempla die menge fürkommen, da gehet man geschwinder mit durch und lests bei einem oder zweien Exempel bleiben, und sparet dieses Stücks Uebung gleichsam biß man mit der Grammatiken gar hinauß ist.

Denn da ist zu wißen, daß wir gebrauchen triplicem Analysin oder Applicationem: 1) particularem, 2) universalem, 3) universalissimam. In der Particular-Analysi appliciren wir nur die Exempel die sich zu fürhabenden einzelnen Präcepto oder Regel der Grammatiken schicken, da wir die anderen Wörter im Autore nur mit exponirend attingiren und durchlaufen. In der Universal-Analysi aber, welche angehet, wenn man die Etymologia in der Grammatica stückweise zum Ende bracht hat, da appliciren wir alle Wort, wie sie im Autore nach einander für laufen, es sey vox flexibilis vel inflexibilis; es sey conjunctio oder praepositio, nomen oder Verbum etc.

Gleichwie auch mit dem Syntax es also gehalten wird, wenn er einmals stückweise ist zum Ende bracht worden, daß man darnach [ungeachtet man sey, wo man wolle im Autore] universaliter alle Constructiones, wie die im Autore nach einander von Periodo zu Periodo fürkommen, appliciret und auf die Regeln im Syntaxi zeucht, biß man zum dritten auf die universalissimam analysin kömmt, da die ganze Grammatica zugleich geübet und in einem jeden Periodo des Autoris

erstlich die Etymologia, darnach der Syntax appliciret, und also der Autor grammatice gentzlich resolviret und erkläret wird. —

Wie man nun anfänglich muß langsam gehen, und ein Wort oder Exempel wol zehn oder zwanzig mal appliciren, Item, eine Regel wol zehen oder mehrmal muß herrecitiren lassen, alles nur aus dem Buch lesende: also bedarf es auf die letzt solches langsamen gehens nicht mehr, sondern kann man schleunig fortfahren, wenn man sihet, das die Knaben die fürnembsten Präcepta beides verstehen, und von solcher vielfaltigen getriebenen Wiederholung außwendig können, ist alsdann genug, das ein Exempel nur einmal appliciret werde, ja die gar leichten und so gar gemeinen nur mit einem Wörtlein berühret, auch wol gar übergangen und nur diejenigen in acht genommen und etwas fleißiger wiederholet werden, die seltener fürkommen sind, oder sonst für den anderen etwas schwerer sind: drumb muß endlich der Präceptor im Autore mit Gewalt forttreiben, und nur sehen nach denen Exempeln, die was sonderliches auf sich haben.

Sonderlich aber sehet man vor dißmal an, wenn feine Phrases fürkommen, dieselben durch etliche Tempora und Personas (obgleich nicht eben nach der Ordnung, damit es nicht nach der Larven gehe) gantz durchzuführen, welches denn der Präceptor selbst erst eine zeitlang muß den Knaben fürsagen, und also für machen und darnach allererst, wenn sie dergleichen oft genug gehöret haben, sie auch sich versuchen und nachmachen lassen. —

Als zum Exempel, Heaut. 1. 1. Ego vesperi domum revertor, ich kom des Abends wieder zu Haus, tu vesperi domum reverteris, du kömmst des Abends wieder zu Haus, vos vesperi domum revertimini, ihr kommet des Abends wieder zu Haus: tu vesperi domum revertebaris, du kamest des Abends wieder zu Haus, nos vesperi domum revertebamur, wir kamen des Abends wieder zu Haus: illi vesperi domum revertentur etc., nos vesperi domum revertemur etc., reversi eramus etc.

Also: ego videbar tibi praeter aetatem meam facere, du meintest ich thäte wider mein Alter oder, ich hatte bei dir das Ansehen, als thäte ich wider mein Alter, tu visus es mihi praeter aetatem tuam facere, mich hat gedäucht, du thust wider dein Alter, illi videbantur nobis praeter aetatem suam facere.

Es ist auch in acht zu nehmen, das nur die fürnembsten Stücke in der Grammatica am meisten zu treiben sind: Als in Etymologia die Declination item das Genus Nominum, item die Conjugationes verborum: im Syntax fast nur ein Regeln oder zehen: Als:[1] 1) Adjectivum et Substantivum etc. 2) Substantivum cum Substantivo. 3) Dativos adsciscunt etc. 4) Ablativo casu efferuntur etc. 5) Relativum cum antecedente etc. 6) Nominativus praecedit etc. 7) Activa verba omnia. 8) Ablativus instrumenti etc. 9) Quodlibet verbum admittit Dativum etc. 10) Infinitivi adduntur etc. 11) Accusativus proprius casus etc. item von den Praepositionibus.

Diese Stücke soll man am meisten einreiben: mit den andern und übrigen aber die Knaben nicht allzu zeitlich plagen, aufhalten, und verzagt machen, denn sie dieselben noch wol lernen können, wenn es allbereit zum Argument-machen kommen ist, darzu sie dann bei jenen wenigen Stücken wol und zeitlich gelangen können, und also einen fructum studii Grammatici an sich spüren, nicht ohne Lust und fernere gute Hoffnung. Wenn sie so weit bracht sind alsdann soll ein Präceptor die übrigen etwas schwereren Stücke, gleichsam als Paralipomena fürnehmen und eins nach dem andern durch erklären, oftmahliges rumblesen, item durch oftmahlige Application vieler Exempel, ihnen auch beibringen und bekannt machen.

Wann nun die Grammatica, wie oben erzählet, mit ihren fürnembsten Stücken zum Ende gebracht ist, alsdann sol der Präceptor den Autorem noch einmal fürnehmen, und nach dem Sensu exponiren, eine jede Scenam ein par mal, drauff straks fortfahren, und die Knaben nur zuhören lassen, biß man merket, das sie durch vielfaltiges Zuhören, auch einen Habitum hierinne erlanget haben, das mag geschehen mitten im Terentio, oder gegen dessen Ende: alsdann soll man sie sich auch versuchen lassen, und flugs, wo sie fehlen, zu rechte helfen. —

Wenn die Schüler nun auch den Autorem ad sensum verstehen, so sollen die Exercitia Stili: oder (wie man es nennet) das Argumentmachen angehen: dergestalt:

Der Präceptor soll erst etwa ein 4 Wochen lang den Schülern die Argumenta selbst mündlich fürmachen, und zwar alle ad imitationem

1) Das Folgende sind Anfänge syntaktischer Regeln in Melanchthons lateinischer Grammatik.

Terentii: demnach den Terentium fürnehmen, von forne an, die Knaben heißen drauff sehen und ihnen einen deutschen Periodum ad imitationem fürsagen, mutatis personis, item temporibus etc. Sol drauff alsbald fortfahren und ein anderes fürbringen, so lange als die Stunde wäret, und die Knaben nur zuhören und im Terentio auf die Imitation sehen lassen. Solche Argumentlein sollen nur erst eine Zeile lang sein, oder nur ein Comma in sich begreifen, hernach soll man sie immer lenger und lenger proponiren, von zweien, dreien Commatibus 2c. Endlich von einem, zweien, dreien ganzen Periodis, und ihnen alsdenn die particulas connexionum mit Fleiß zeigen. —

Wann das mündliche Argument-machen also eine weile getrieben ist, alsdenn allererst und nicht eher soll man zu den schriftlichen Argumenten schreiten, und ihnen dieselben auch meistestheils, sonderlich im Anfang, eine geraume Zeit lang nicht anders als ad imitationem geben: Auch, wenn es dictiret ist, einen oder den andern Schüler es lassen laut herlesen und drauff acht haben, ob sie alles recht gehöret und geschrieben und ob sie auch recht distinguiret haben. Darauf soll die Correction folgen, die soll nicht heimlich, sondern öffentlich, auch nicht mit der Feder in eines jeden Buch (denn das geschmier können die Knaben selten lesen und recht verstehen), sondern mündlich geschehen. Und ist genugsam, wo der Knaben viel sind, das ein Argument nur vier Personen corrigiret werde, doch also öffentlich, daß es die anderen auch mit geniessen.

Wann die Knaben so weit bracht sind, so soll man mit ihnen anfahen latine zu reden, und mögen sie er Classe grammatica ac Terentiana, inn eine andere höhere Schuel oder Claß, als Ciceronianam, Virgilianam etc. fortgeschickt und gesetzet werden."

Im Jahre 1573 erschien ein Schulplan [1] für sämmtliche sächsische Herzogthümer, 46 Jahre vor der kromayerschen Schulordnung. Jener Plan ist in vieler Hinsicht dieser Schulordnung diametral entgegengesetzt. Die Grammatik wird dort vorangestellt, Auswendiglernen, Privatfleiß sehr empfohlen u. s. f. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn Ratichs neue Methode im Weimarschen großen Anstoß gab, so daß Kromayer zum Schluß seines Berichts zu sagen veranlaßt ist: mit diesem „newen

1) „Ratio administrandi scholas triviales proposita in visitatione ecclesiarum et scholarum sub ducatu juniorum principum Saxoniae. Jenae 1573."

Schulwesen" sei es nicht auf „Enderung der Religion" abgesehen.[1] „Sonderlich," fährt er fort, „hat sich das heilsame Schulwesen unter dem Namen bei bösen oder auch der Sache unerfahrenen Leuten übel leiden müssen, als stecke nichts anders dahinder, als eine Verfälschung der reinen Lehr und Abfall von der wahren lutherischen Religion. Solches ist ganz nichtig und falsch." Er beruft sich darauf, daß sie „das Concordienbuch selbst, welches je ein starker Unterscheid ist zwischen den Lutheranern und Calvinisten auch Papisten, in deutscher und lateinischer Sprach, durch ein sonderlich dazu gefertigtes Handbüchlein, in unsern Schulen aufs fleißigst treiben."

Ich theilte soviel aus Kromayers Bericht mit, um zu zeigen, wie Ratich und seine Anhänger schon genau den Weg von Hamilton, Jacotot u. a. einschlugen, und wie auch sie diese Weise zur Caricatur ausbildeten. So wird z. E. der Terenz nach Kromayers Anleitung etwa dreimal deutsch und wohl über sechsmal latein gelesen. Die deutsche Uebersetzung mußte zu dem bestimmten Zwecke möglichst getreu sein; war sie dieß, wie konnte man es nur verantworten, sie, bei solchem Inhalt, wiederholt lesen zu laßen.

Aus des Ratich und der Ratichianer Darstellung, wie man den Terenz mit den Knaben lesen solle, will ich nur noch ein Paar seltsame Bemerkungen mittheilen.

Der Lehrer, sagt Ratich, solle den Autor zuerst ganz langsam, sylbenweise vorlesen, die Schüler folgen ihm durchaus schweigend in ihrem Exemplar nachlesend. Für sich dürfen die Schüler nichts wiederholen.[2] Nach der Lection, sagen die Ratichianer,[3] werden die Bücher zugemacht und bleiben in der Schule. Nur weiter geförderten Schülern ist die Repetition gestattet. „Man quelet den Verstand und will es von sich selbst lernen," heißt es in den Artikeln,[4] „so doch darumb der Lehrmeister da ist, daß ers erst lehren soll. Wenn der Lehrjunge selbst wil weise und klug seyn und wissen wie er lernen und gelehrt werden soll, so bedarf er des Lehrmeisters nicht." Noch ehe der Schüler etwas

1) Aehnliche Anklagen wurden später gegen Rousseau, Basedow u. a. mit mehr Recht vorgebracht.

2) Methodus 145. Absente praeceptore omnis privata repetitio discenti plane interdicta est.

3) Praxis 166.

4) S. 199.

von lateinischer Grammatik gehört hat, soll der Lehrer mit ihm an jedem Tage einen Act lesen; so beendet er vom Montag bis Freitag ein Stück, das am Sonnabend wiederholt werden muß. Binnen sechs Wochen werden so die 6 Stücke des Terenz gelesen.[1]

Warum überhaupt früher ein Autor gelesen, danach erst die Grammatik getrieben werden müße, werden wir weiterhin erfahren.

Nachdem ich nun an einem einzelnen Falle das Lehrverfahren Ratichs und seiner Anhänger gezeigt, folgen hier

II. Die allgemeinen Principien

dieser Methodiker, wie sich dieselben vorzüglich in den „Artikeln" und in Aphorismen, welche der „Praxis" angehängt sind, finden.

1) „Alles nach Ordnung oder Lauff der Natur.[2] Denn die Natur braucht eine sondere ihr bequeme Ordnung, womit der Verstand des Menschen etwas fasset, das muß in acht genommen seyn auch in der Lehr Kunst, denn alles widernatürliches und gewaltthätiges oder gezwungenes Lehren und lernen ist schädlich und schwecht die Natur."

Hatte aber Ratich und seine Schule die wahre Ordnung der Natur erkannt? Hatten sie es beim Lehren des Latein? Mußten sie nicht im Gebiet der Zucht, der Heiligung einem dem „naturam sequi" entgegengesetzten Weg einschlagen, ein Willenbrechen und Rückenbläuen? —

2) „Nicht mehr denn einerley auf einmahl.[3] Es ist dem Verstande nichts hinderlichers als wenn man vielerley zugleich und auf einmal lernen will, ist eben als wenn man Muß, Brey, Fleisch, Milch, Fische in einem Hafen kochen wollte auf einmal. Sondern man soll ordentlich eines nach dem andern nehmen und das eine erst recht abhandeln, darnach zu einem andern schreiten. Man soll zu einer jeden Sprach brauchen einen einigen Autor darauß man die Sprach lehre. Wenn der recht eingenommen und gleichsam verschlucket ist, mag man

1) Praxis 164. Singulis itaque septimanis Comoedia una absolvitur, singulis diebus actus unus. Ex his autem colligere est, quanta promptitudo in praeceptore requiratur, si singulis horis actus absolvendus est integer! (Ja wohl!) .... donec sex septimanis Terentius omnino perlectus et expositus fuerit. Atque hactenus nihil adhuc de Grammatica latina discipulus audivit.

2) 179. 176.

3) 179. 175.

andere auch fürlesen. Nichts soll man neues fürnehmen, biß daß das vorige recht gründlich und zu aller Genüge gefasset ist."

Ist dieß wirklich nach dem „Lauff der Natur?" Ists natürlich, wenn jemand acht Monate lang einzig Brei oder einzig Fische, nichts anders eßen wollte, wie Ratichs Schülern acht Monate lang (und wohl drüber) einzig Terenz vorgesetzt wird? Ist eine Abwechselung der Lesestücke, wie in den trefflichen Jacobsschen Lesebüchern nicht vielmehr der „Ordnung der Natur gemäß"? Wie man eben nie einerlei ißt, sondern z. B. Brod zum Fleisch — ganz so ists die Aufgabe des Pädagogen, den Schülern nicht ein ewiges, ermüdendes Einerlei aufzutischen. Und wie feine Speisewirthe auszumitteln suchen, welche Speisen zu verbinden seien und eben durch die Verbindung an Wohlgeschmack und an Verdaulichkeit gewinnen, so muß der feine Pädagog etwa in demselben Semester für dieselben Schüler Verschiedenes lehren, was einander ergänzt, durch dessen Abwechselung die Schüler frisch bleiben, nicht übersättigt, sondern auf gesunde Weise geistig genährt werden.[1] Auch der Satz: man müße nichts Neues fürnehmen, bis daß das vorige recht gründlich gefaßet ist, auch er bedarf des Zusatzes: nach Maaßgabe der Faßungskraft des jedesmaligen Schülers.

3) „Eins offt wiederholet." „Unglaublich ist es, was die offt Wiederholung eines Dinges vermag. — Hierauß wird diß genommen, daß man alle Tage nur eine gewisse Materi handelt, in allen Lectionen, vor und nachmittage. Denn was offt wiederholet wird, das wird dem Verstande recht und tieff eingebildet. Wenn man aber nur ein mal oder etliche etwas fürgibt, und sobald etwas anders darauff, und vielerlei durch einander, so kann keines recht bekleiben, wird auch der Verstand verwirret, überschüttet und geschwechet."

Mit dem vorigen Princip gleichartig, und gleich bedenklich, wenn nicht das rechte Maaß gehalten wird.

4) „Alles zuerst in der Mutter Sprach." „Denn in der Mutter Sprach ist der Vortheil, daß der Lehr Jünger nur auf die Sache zu gedencken hat, die er lernen soll, und darff sich nichts weiters mit der Sprach bemühen." — „Auch ist dieser Nutz dabey, daß wenn

1) Zeitgenoßen erwiederten schon: „die varietas der lectionum sey zweierlei, eine confusa, die andere aber ordinata, diese sey nicht schädlich, weil sie ad unam scientiam gerichtet sey." Grawerus 12.

alle nützliche und gemeinem Leben nothwendige Wissenschaften ins deutsch gebracht und darinnen gelehret werden, ein jeder hernach, wes Standes er auch ist, kann zu bessern Verstand gelangen, daß er in allerlei Sachen sich desto besser richten und davon urtheilen kann. Was das in Religionssachen und Regimentssachen und insgemein im menschlichen Leben thun wird, ist leicht zu ermessen, wenn man bedenkt, wie ein verderbter Zustand, Unwissenheit und Unerfahrenheit jetzund im Schwang gehet." —

„Auß der Muttersprach alsdann in andere Sprachen." [1]

Die Wichtigkeit dieses Artikels ist klar, er bezweckt Wiedereinsetzung der Muttersprache in das ihr zukommende Recht, Aufheben der scharfen Trennung zwischen lateinischen Gelehrten und unlateinischen Laien, die Forderung, daß auch letztere gebildet werden müßten, die Muttersprache das Element ihrer Bildung.

Welche Keime des Guten, aber durch spätern Misbrauch auch des Bösen!

5) „Alles ohne Zwang." [2]

a. „Man soll die Jugend nicht schlagen zum lernen oder umb lernens willen. Durch Zwang und Schläge verlaidet man der Jugend die studia, daß sie dem Studiren feind wird. Es ist auch wider die Natur. Denn darumb pflegt man die Knaben zu schlagen, weil sie nicht behalten haben, was man sie gelehrt, hettest du aber recht gelehret wie es seyn sollte, so würden sie es auch behalten haben, und darffestu der Schläge nicht. Nun aber sollen sie entgelten deines Irrthums, daß du die rechte Art zu lehren an ihnen nicht gebraucht hast, das ist je eine ubermachte Unbilligkeit. So ist der menschliche Verstand also beschaffen, daß er mit Lust muß fassen was er behalten soll, das verderbestu alles mit deinen zörnen und Schlägen. Was aber Sitten, mores und Tugend anlanget, das hat sein Bescheid, da heist es, Thorheit steckt in Hertzen eines Knabens, aber die Ruthe der Zucht wird sie wegnehmen, wie Salomo spricht."

b. „Der Lehr Jünger muß sich nicht vor dem Lehrmeister entsetzen, sondern ihn lieben und in Ehren halten. Das folgt von sich selbst auß dem vorigen. Denn wenn der Lehrmeister sein Ampt recht verrichtet,

1) Praxis S. 182.
2) S. 183.

so fehlet es nit, der Knabe gewinnet eine Liebe zu ihm und zu dem Studiren."

[1] „Alle Arbeit fellet auf den Lehrmeister. Denn er muß fürlesen und erklären, und zwar in der Muttersprache, doch ist diß viel leichter Arbeit alß bisher in Schulen gewesen. Denn er braucht sich nicht zu plagen mit verhören, examiniren und plawen (bläuen), sondern helt seine Stunde wie sichs gebühret, und ist sicher daß er Frucht schaffet, das kann ihm nicht fehlen, wenn er nur das Lehrampt recht verrichtet und treibet nach dem gebührenden methodo."

[2] „Der Lehrmeister soll nichts thun als lehren. Zucht halten gehört den Scholarchen zu . . . . daß der Lehr Junge kein Widersinn auf den Lehrmeister kann schöpffen, sondern je mehr und mehr liebet, welches sehr viel im lernen thut."

Diese Lehren sind wieder Vorläufer der neuern Pädagogik. Wenn die Kinder nichts lernen, so wird dem Lehrer alle Schuld beigemeßen, nach Ratichs Methode müßten sie, so meinte man, ohne allen Zweifel Fortschritte machen, müßte aus jedem Holz ein Mercurius geschnitzt werden können. War die frühere Pädagogik vielfach hartherzig, orbilisch, so blickt hier ein entgegengesetztes Aeußerstes schon hervor, eine Besorgnis, durch gewißenhafte Ausübung der Gerechtigkeit die Liebe der Kinder zu verlieren.[3] Dem zu entgehen, soll nicht der Lehrer, sondern der Scholarch die Strafen vollziehen — so wie die Jesuiten in ihren Collegiis leibliche Züchtigungen nicht durch einen Jesuiten, sondern durch jemand, der nicht zum Orden gehörte, ertheilen ließen.

6) „Nichts soll auswendig gelernet seyn."[4]

„Ursach, es ist ein Zwang der Natur, man thut dem Verstand Gewalt an, darum giebts die Erfahrung daß wer sich viel an Außwendiglernen bindet, dem gehet viel ab am Verstand und Scharfsinnigkeit.

1) S. 196.

2) S. 200. Ebenso empfiehlt die Praxis pag. 167: Omnia salsis verbis et vultu blando, gravi tamen, non plagis aut saevitia, prout opus esse viderit. Quod si duriorem disciplinam res postulaverit, committendum id est Scholarchis.

3) Daß man in Köthen klagte: es verfalle die Zucht in Ratichs Schulen, ward oben bemerkt.

4) S. 185. In der Praxis 169 heißt es: Tenta „discipulos num in conjugationibus et declinationibus prompti sint; sed omnia e libro, non memoriter fiant, nec permittendum ut discipulus flexiones memoriter recitet" (!)

Denn weil der Verstand muß an die Wort gebunden seyn, hat er nicht Raum einem Dinge recht nachzusinnen. Dann ist es unnöthig und kann durch bessere Mittel ersetzt werden, nemlich wenn ein ding durch offt Widerholung dem Verstande recht eingebildet wird, so folget die Gedächtnuß ohne alle Mühe von sich selbsten hernach." [1]

Auch hier sieht man, woher man kommt, wohin es geht. Früheren Pädagogen galt das Auswendiglernen alles, ohne Rücksicht aufs Verstehen des Gelernten, nun soll aber der Verstand das Gedächtnis ganz ersetzen. An das innige Verhältnis der Einbildungskraft und des Gedächtnisses, da jene die Bilder assimilirt, dieses dieselben festhält und vorsätzlich oder unwillkürlich reproducirt; daran denkt die Schule Ratichs so wenig, als viele neuere Pädagogen.

Hierauf wird verlangt, [2] daß die Kinder ihre Erholungsstunden haben, ja daß nicht zwei Lehrstunden hinter einander gehalten werden sollen, besonders „weil diese Lehrart durch Fürlesen geschieht und das Gehör leichter ein Ueberdruß bekömpt, als andere Sinnen." Denn [3] „dem Lehr Jungen gebührt zuzuhören und still zu schweigen." Er soll während der Lection nichts reden, noch fragen, um den Mitschülern nicht hinderlich zu sein, die Lection könne dann auch nicht zur rechten Zeit vollendet werden. Hat er was zu fragen, so thue ers nach der Lection. —

Daß ein solches stets schweigendes Anhören des Lesens für die Knaben der unnatürlichste Zwang war, wird indirect hier von den Ratichianern selbst eingestanden, indem sie den Ueberdruß eingestehen. Comenius, welcher eine kurze Charakteristik der Methode Ratichs gibt, [4]

1) Memoria enim veram objecti intelligentiam e vestigio sequitur. Methodus 146. — Ab intellectu enim ad memoriam procedendum est, neutiquam contra. Praxis 164. „Man hat die Natur gezwungen in deme, daß die Knaben das müssen auswendig lernen und zwar alleine vor sich selbst, ohne Hülffe des Praeceptoris, was sie noch nicht verstanden." Grawer 29. Auch heißt es: „die localis memoria ist ganz verboten, wenn man durch gewisse Figuren an gewisse Stell gesetzt und eingebildet, etwas behalten will."

2) S. 186.

3) S. 197. In discipulo silentium Pythagoricum. S. 176

4) Opp. did. 2, 80. 100. Asininum, inutilem, irritum laborem docentibus praeceptum istud parit .... Homo non est truncus ex quo (mere passive se habente) statuam sculpas; sed est viva imago, se ipsam formans, deformans, reformans.

bemerkt: da den Schülern sei pythagoräisches Stillschweigen auferlegt worden, so müßten die Lehrer vergeblich arbeiten, in jenen aber werde alle Aufmerksamkeit ertödtet.

7) „Gleichförmigkeit in allen Dingen.“ [1]

„In allen Sprachen, Künsten und Wissenschaften muß eine Gleichförmigkeit seyn, beyd was die Art zu lehren und was die Bücher betrifft und die Praecepta, so viel immer müglich ist. Als die Grammatica muß im Deutschen übereinstimmen mit der Hebräischen, Griechischen, so viel immer müglich die Eigenschaften der Sprachen zulassen. Denn diß hilfft dem Verstande trefflich wohl . . . und giebt auch dieses eine Scharfsinnigkeit, daß man sihet, wie eine Sprache von der andern abtritt und wo sie übereinkommen.“ —

Dieß bezielt eine allgemeine Grammatik der Sprachen, welche man lehrt, da denn jede Grammatik einer bestimmten Sprache in zwei Hälften zerfiele, in das Gemeinsame und das Eigenthümliche. — Gewis ist hierin etwas richtiges. Man scheide beim Erlernen einer fremden Sprache zunächst, was diese Sprache mit der Muttersprache übereinstimmendes und was sie abweichendes hat.

8) [2] „Erst ein Ding an ihm selbst, hernach die Weise von dem Ding.“

„Keine Regulen soll man geben, ehe man die Materie, den Autorn und Sprach gegeben hat. Diß scheinet gantz ungereimbt, aber die Erfahrung zeuget es, daß es gleichwohl wahr ist. Denn was richtet einer auß in einer Sprach, der noch nichts in keinem Autore gelesen, ob er gleich all voll Regeln gepfropft ist. — Zuletzt muß er doch dahin kommen, daß er in einem oder vielen Autoribus nach einander und mit offter Wiederholung muß die Regeln verstehen lernen und zu Nutz machen. Was thuts ihm dann Noth, daß er sich vorhin vergeblich mit den Regeln quelet? Reguln ohne Materien verwirren den Verstand. — Es denke nur ein jeder an sich selbst ob ihm auch sein Lebelang in Autoribus fürkommen seyn alle die Exempel, die er mit großer Mühe hat müssen lernen in der Grammatik. — Also die patronymica, wie martern sie die arme Jugend und werden doch selten gebraucht, drumb ists ungereimbt Ding, daß man erst die Grammatik einblewen

1) S. 187.
2) S. 188 ff.

wil und hernach erst die Sprach lehren. Es heist krige erst das Korn danach sih dich nach dem Sack umb: Uberkomme erst das Geld, danach kaufe den Beutel, da du es hineinlegst. Die Regeln sollen nicht gebrauchet werden zur Vorbereitung auch nicht sowohl zu einer Nachrichtung, als fürnehmlich zur Bestätigung. Es meinet wohl einer, der nicht nachsinnet, ey worzu dienen sonst die Regeln, denn daß sie den angehenden eine Handleitung geben, und ihn vorbereiten, daß er desto fertiger die Sprach fassen kann? Aber die Praxis und Erfahrung lehren, daß solche Speculation nichts ist."

„Es muß aus der Materi vorhin ein Entwurff im Verstand (habitus) gefasset seyn, ehe die Regeln dazu kommen." Auf den Einwurf: in der Grammatik würden ja Regeln mit Beispielen verbunden, antwortet Ratich: doch stehe die unverständliche Regel voran, die Beispiele seien disparat aus den verschiedensten Autoren zusammengetragen auch uninteressant. Und in den „Artikeln" heißt es: „Allerley Exempel kommen auß allerley Autoren zusammen, wie ein Hackstal und gemischt Futter, da doch zu einem rechten Grund zu legen und in der Sprach Eygenschafft zu führen, kein solches Gemeng, das nicht an einander hanget, stat hat." [1]

Dieß sind nun die Gründe, warum Ratich und seine Anhänger das Lesen eines bestimmten Autors voran schicken und die Grammatik aus dem Autor entwickelt wißen wollten. Auf den ersten Blick erscheint es seltsam, daß sich Ratich hierbei auf das Lehren der Geometrie beruft. Mündliche Vorträge, sagt er, würden bei diesem Lehren wenig fruchten, wofern man dem Lehrling nicht an einem Körper oder durch Zeichnung an der Tafel anschaulich machte, wie ein stumpfer oder spitzer Winkel, ein Kreis u. s. w. aussehe. Ratichs angeführtes Beispiel dürfte aber, bei näherer Betrachtung, gewis passen. Ganz allgemein drückt er sich übereinstimmend mit unserm 8. „Artikel" so aus: es ist widersinnig, sich eher mit dem Accidentellen einer Sache, als mit der Sache selbst abzugeben. [2] Dieser Grundsatz leidet beim Lehren eine weite Ausdehnung

1) S. 193.

2) Et omnino, Accidens rei prius quam rem ipsam quaerere prorsus absonum et absurdum esse videtur. Und in der Praxis S. 175: Ne modus rei ante rem.

und ist von größter Wichtigkeit und Wahrheit, wofern er nicht bis zur Caricatur verfolgt wird.

9) „Alles durch Erfahrung und stückliche Untersuchung.“ [1]

Deutlicher ist der lateinische Aphorismus: Per inductionem et experimentum omnia! [2]

„Keine Regel auch kein Lehrbegriff wird zugelassen, die nicht gründlich aufs new erkundiget und in der prob richtig erfunden sey, unangesehen viel oder alle so davon geschrieben, so oder so halten. Denn es muß Gewißheit und Sicherheit da seyn, und ist keineswegs auf einige autoritaet zu bawen. So weiß man denn, daß man nicht fehlen kann. [3] Drum gilt keine autoritaet bloß und schlecht, wann nicht Ursach und Grund da ist. Auch lange Gewohnheit ist nichts zu achten, denn sie bringt hierin keine Sicherheit.“

Das Lateinische: „per inductionem et experimentum omnia“ deutet fast mit Bestimmtheit darauf hin, daß Baco auf Ratich Einfluß geübt. War dieser doch in England, als Bacos erste Schriften bekannt wurden, ist doch Induction Bacos Schiboleth. — Der Radicalismus Ratichs tritt hier am stärksten hervor; das Motto seiner Lehrbücher: Vetustas cessit, ratio vicit, [4] stimmt hiemit ganz überein — als wenn vetustas und ratio Gegensätze wären! Indem man die herrschende servile Gesinnung gegen das Alterthum bekämpfte, verschüttete man das Kind mit dem Bade. Aber Vergangenheit muß unsre Zukunft gründen.

Die dünkelhafte Selbstüberhebung und die Geringschätzung der Alten nehmen bei den spätern Methodikern sehr zu. Faktisch herrschten jedoch bei Ratich und Ratichianern die Alten noch ganz, welch eine große Rolle spielt nicht der Terenz! —

Mit dem Vorstehenden stimmt nun der erwähnte Bericht von Jungius und Helwig überein. Jungius, 1587 zu Lübeck geboren, war abwechselnd Professor der Philosophie, Mathematik und Medicin

1) S. 194.

2) S. 178.

3) Non igitur auctoritas destituta rationibus valeat, neque vetustas quicquam praescribat. Praxis 178.

4) Dasselbe Motto vor Ratichs „allgemeiner Verfassung“, zu deutsch: „Gewohnheit verschwind, Vernunfft überwind, wahrheit platzfind.“

zu Gießen, Rostock, Helmstädt; er starb 1657 zu Hamburg als Rector Gymnasii und Professor der Physik und Logik. Unter seinen vielen Schriften finde ich, außer unserm Bericht, keine pädagogische aufgeführt.

Anders ist es mit Helwig. Dieser, 1581 in Sprendlingen, südlich von Frankfurt am Main, geboren, studirte in Marburg, wo er 1599 in seinem 18ten Jahre Magister ward. 1605 wurde er in Gießen angestellt, 1610 dort zum Professor der Theologie ernannt. Er starb aber schon 1617 im 36sten Jahre, wahrscheinlich in Folge übertriebenen Arbeitens. Helwig war ein außerordentlich gelehrter Mann, er sprach hebräisch, wie seine Muttersprache,[1] schrieb Grammatiken der griechischen, hebräischen, chaldäischen, syrischen Sprache, ein hebräisches und griechisches Schullexicon und vieles Andere. Er galt für einen der geschicktesten Sprachlehrer,[2] und hatte eine neue Methode, leichter Sprachen zu lehren, welche ihm viel Spott und Feindschaft zuzog, da man ihm nachsagte: „er hab wolln einen Drichter machen, dadurch er der Jugend die Kunst in den Kopff hab schütten wollen, eben wie man den Wein in Herbstzeiten in das Faß schütte.“[3] — Helwigs Bericht über Ratichs Methode erschien nur drei Jahre vor seinem Tode: der gelehrte Mann hat Ratichs Gedanken mit Enthusiasmus aufgenommen und auf eigenthümliche Weise ausgebildet.

Ich will aus jenem Bericht[4] das Wichtigste mittheilen. Zu Anfang heißt es: Ratich habe „sowohl durch ämsiges Nachsinnen als stetiges Ueben eine besondere Weise, dadurch gute Künste und Sprachen leichter, geschwinder, richtiger, als bisher in Schulen geschehen, können gelehrt und getrieben werden, erfunden“ — in diesem christlichen Vorhaben sich 13 Jahre bemühet.

Nach Ratichs Methode sei es möglich, „wenn hierzu gehörige Bücher verfertiget, eine Sprache aufs längst in einem Jahr, oder auch, da man eilen wollt, in einem halben Jahr, täglich zu 3 oder 4 Stund

1) Buxtorf schrieb an ihn: Si tibi adessem Helvice, lingerem pulverem pedum tuorum. Das berichtet der seltsame Schuppius, Schwiegersohn Helwigs.

2) Passant pour l'un des hommes du monde qui avoit le plus d'addresse et de méthode pour enseigner une langue. Bayle s. v. Helvicus.

3) Schuppius „vom Schulwesen. Zuschrifft S. 129.“ — Dagegen heißt er in seiner Grabschrift: Novae Didacticae autor et informator felicissimus.

4) Vgl. Wolfgang Ratich. Literatur. Beilage I.

genommen, sowohl bei alten als jungen Leuten, mit Lust und Liebe besser zu lehren und zu lernen, als ihre eigene Muttersprache." (!) [1]

Bei Künsten und Wißenschaften sei Ratichs Methode noch anwendbarer, als bei Sprachen, „sintemal die Künste und Wissenschaften ihrer Natur nach, und an sich selbst richtig sind, dahingegen an die Sprachen durch langen Gebrauch viel Unrichtigkeiten (anomalien) eingeführet sind." —

Wahrscheinlich erschien dem Helwig jede Abweichung von seinen allgemeinen Sprachprincipien ebenso als eine Unrichtigkeit, wie etwa ein vom gemeinen Manne in Deutschland verdrehtes und verstümmeltes lateinisches Wort. —

Es komme nun, fährt Helwig fort, nicht nur auf Kenntnis des Lehrobjects, sondern auch auf Lehrgabe an; wiederum auch nicht bloß auf Lehrgabe. „Denn die Natur," sagt er, „thut zwar viel, aber wenn die Kunst dazu kommt, alsdann kann die Natur viel sichrer, gewisser und vollkommner ihre Wirkung verrichten. Darum ist nothwendig, daß eine besondere Kunst sey, darnach sich ein jeder, der lehren will, richten und halten könne, damit er nicht nach bloßem Gutdünken und Muthmaßung, oder auch allein nach angeborner Gescheidenheit (discretion), sondern nach der Lehrkunst sein Lehramt treibe; gleichwie der recht reden will, nach der Sprachkunst, der recht singen will, nach der Singkunst sich zu richten hat." Der Gebrauch dieser Lehrkunst gehe, wie der der Vernunftkunst (logica) durch alle Sprachen, Künste und Wißenschaften; solch eine allgemeine Lehrkunst sei die des Ratichius. Der handle unter Anderm „wie die Geister und Gaben zu unterscheiden, daß die fertigen nicht aufgehalten werden, hergegen die von Natur nicht so fertig sind, nicht dahinten bleiben, wie und wann die Uebungen anzustellen, wie dem Verstand zu helfen, das Gedächtniß zu stärken, das Urtheil zu schärfen, ohne Zwang nach dem freien Lauf der Natur.

1) Der Grawersche Bericht S. 21 sagt: nicht ohne Arbeit, sondern nur mit geringerer als bisher, solle nach Ratichs Weise gelernt werden. „Wenn einer," heißt es, „von Jehna aus nach Leipzig will verreisen, und zeucht erstlich auf Weida, darnach auf Altenburg, von Altenburg auf Weissenfels und dann nach Leipzig, so kömpt er zwar hin, aber es spreche ein anderer, ich will dir einen richtigern Weg zeigen, nehmlich auff Naumburg und Weissenfels und darnach auff Leipzig. Da wil ja dieser nicht, daß er gar ohne Arbeit und reisen sol nach Leipzig kommen, sondern nur ohne grössere und unnötige Arbeit."

Nun habe diese Lehrkunst, nicht weniger als andere Künste, ihre beständige Gründe und gewisse Regeln, welche sowohl aus der Natur des Verstandes, Gedächtniß, der Sinnen ja des ganzen Menschen, als auch aus den Eigenschaften der Sprachen, Künste und Wissenschaften genommen sind, daß also kein Lehrmittel zugelassen wird, welches nicht zuvor aus unleugbaren Gründen bewähret, und auf der Prob gut befunden sey."

Weiterhin spricht Helwig gegen das bisherige unverständige Auswendiglernen und Uebersetzen in fremde Sprachen, gegen das „ehe wieder fordern, als mans recht gegeben, ehe auswendig halten, als mans versteht, ehe üben, als mans gelernet hat." Ratich beseitige das, enthebe die Knaben der Angst, lege die Hauptarbeit auf den Lehrer, welcher es dennoch leichter habe, als früher, „wenn er schon seiner Sprach oder Kunst selber noch nicht aller Ding mächtig, zugleich indem er andere lehret, sich darin selber schärfe, fertig und vollkommen mache." Beim gewöhnlichen Lehren sei der Ausgang ungewis und müße Alles auf ein Gerathewohl gewagt sein. „Der meiste Theil," sagt er, „wurgelt sich müde an der bittern Wurzel, ehe dann er des geringsten Geschmackes der lieblichen Frucht genießen kann, das ist, muß sich abmartern oder plagen, ehe denn er den geringsten Nutzen davon siehet oder weiß."

Weiterhin kämpft Helwig gegen die Tyrannei des Latein, „da eine jegliche Sprache stracks aus der Muttersprach gelehret, auch alle Wissenschaften und Künste mit Vortheil leichtlich in der deutschen Sprach erforschet mögen werden." Insgemein habe man nichts denn Lateinisch lernen müßen, „grad als wäre die Lateinische allein die Richtschnur aller andern Sprachen und Künste, da wir doch näher hätten können dazu kommen."

So laße die neue Methode den Sprachen, Künsten und Wißenschaften ihre natürliche Freiheit. „Denn," fährt Helwig fort, „da die Tyrannei der lateinischen Sprach abgeschaffet, kann nach Gefallen und Notdurft einer diese jener eine andere Sprach neben seiner Kunst lernen und treiben, oder auch sich gänzlich auf eine gewisse Kunst oder Wissenschaft legen, dieselbige mit neuen Erfindungen vermehren, gleichwie die Griechen, Araber und andere gethan, welche nimmer den Nachkommen so viel zu Gute ausgerichtet, wenn sie mit den Grammatiken sich so

manniches Jahr, wie unsre Jugend, hätten müßen aufhalten und abmartern lassen." Träte das alleinherrschende Latein zurück, so würden Hebräisch, Griechisch, ja Chaldäisch, Syrisch, Arabisch auch berücksichtigt werden können.

Besonders dürfte die Muttersprache nicht dahinten bleiben, welche große Vorzüge habe, und „recht und künstlich gelernt werden müsse," wie Griechen und Römer ihre Muttersprache erlernt. „Zudem," sagt Helwig, „ist es auch die lautere Wahrheit, daß alle Künste und Wissenschaften, als Vernunftkunst, Sitten- und Regierkunst, Maß- Wesen- Naturkundigung, Arznei- Figur- Gewicht- Stern- Bau- Befestkunst, oder wie sie Namen haben mögen, viel leichter, bequemer, richtiger, vollkömmlicher und ausführlicher in deutscher Sprach können gelehret und fortgepflanzet werden, weder jemals in griechischer, lateinischer oder arabischer Sprach geschehen ist."

Um nun die Methode Ratichs auszuführen, müßten Grammatiken und Compendien nach derselben abgefaßt werden, auch „Wurzel- und Wörterbücher."

Zum Schluß empfiehlt Helwig diese Angelegenheit den Fürsten, Obrigkeiten, Eltern, Lehrern. —

Ich brauche kaum zu sagen, wie auch in Helwigs Bericht die Principien und Ansichten der neuen Methodiker auftreten: Polemik gegen die herkömmliche Unterrichtsweise, gegen die Tyrannei des Lateinischen, gegen mechanisches Auswendiglernen mit Hintansetzung des Verstandes. — Dagegen Versprechen einer neuen, leichten, kurzen, sichern Unterrichtsmethode, durch deren Hülfe den Schülern wie den Lehrern Mühe und Noth erspart werde, die selbst an den Lehrer geringere Ansprüche mache, Hervorheben des Verstandes mit Hintansetzung des Gedächtnisses, Gleichstellen des Griechischen, Hebräischen ꝛc. mit dem Lateinischen, besonders aber die Forderung, daß die Muttersprache wieder in ihr gutes Recht eingesetzt, noch mehr, daß dieselbe, „recht und künstlich" erlernt werden müße.

Der grawersche (jenaische) Bericht über Ratich ist vorzüglich gegen die Widersacher der neuen Lehrweise gerichtet. Man machte Einwürfe, wie man sie heute noch hört, wenn im Schulwesen etwas Neues aufkommt. So heißt es: „Sprichst du, Hat man denn bißhero nicht gewust, wie man die Jugend recht in Sprachen sol unterrichten? Haben

denn unsere Vorfahren nichts davon gewust? sol denn die Kunst jetzo erst aufkommen?" [1] Grawer antwortet: „ob solche Art die Jugend in Sprachen zu unterrichten nicht zu verbessern sey?" Sei doch die Musica seit 80 Jahren von geringem Anfang so hoch gestiegen, ob denn die Vorfahren den Nachkommen gar nichts in der Didactica zu verbeßern übergelaßen? —

Jener Vorwurf ward aber wohl durch Ratichs allzuheftige Angriffe auf die bisherige Lehrweise, wie durch seine allzugroße Anpreisung der eigenen Weise verursacht.

Ein zweiter Vorwurf war: wenn man die Künste in deutscher Sprache lehrte, so würden sie „gar zu gemein werden, ja es würde jedermann ohne Unterschied gelehrt werden und also die recht Gelehrten verachtet werden." Die Künste, erwidert Grawer, seien an keine Sprache gebunden, man meine: „es könne absolute und allerdings niemand gelehrt seyn, er verstehe denn die Lateinische und Griechische Sprache und hergegen, wer nur die Lateinische und Griechische Sprache wisse, ob er schon sonsten nichts mehr wisse, der sei gar sehr gelehrt." [2] Auch in unserer Zeit haben wir Aehnliches gehört.

Meyfarts Bericht lobt besonders die lutherische Rechtgläubigkeit Ratichs, auch daß derselbe unnütze Lehrgegenstände abschaffen, andere dagegen einführen wolle. [3] —



Ratichs Leben und Wirken scheint in vieler Hinsicht dem des Johannes Sturm diametral entgegengesetzt. Diesem gelingt alles, weil er ganz im Geiste seiner Zeit handelt und daher von der ganzen Zeit getragen wird. Er ist nur der Altmeister unter vielen, die mit ihm das gleiche Ziel haben. Dieß Ziel faßt Sturm klar und fest ins Auge,

1) Grawer 58.

2) Ib. 63—65.

3) Ich übergehe, was Meyfart über die Instrumenta inservientia und dirigentia ziemlich unklar berichtet. „Durch (erstere) verstehet er alles das, wodurch man sowohl zum erkandtnuß der sachen und sprachen als auch zum grundtlichen wircken gelangen kan, so theils in cognoscendo theils in operando bestünde." Dieß erinnert sehr an Baco. Als Instrumenta dirigentia werden genannt: Eutactica, epistemonica, Mnemonia, glossodidactica, Praxeodidactica, Noematicodidactica, organicodidactica. S. 13. 14.

entschloßen und geschickt verfolgt er dasselbe. — Dem Ratich dagegen kommen viele neue, seinen Zeitgenoßen unverständliche, ja ärgerliche Gedanken. Er hat Einsicht genug, um die Mängel des Herkömmlichen zu erkennen, aber nicht genug, um ihnen abzuhelfen. Er ahnet manches Beßere, schaut es aber nur in allgemeinen Umrißen als Princip. Will er seinen Principien gemäß etwas verwirklichen, in die Schulen einführen, so zeigt er sich ganz unklar und ungeschickt. Diesen Principien vertrauend verspricht er, was er bei seiner praktischen Unfähigkeit nicht zu halten im Stande ist; so kommt er, selbst bei denen, die ihm wohlwollen, in den Ruf eines Charlatans. Dieser große Conflict seiner Ideale mit seinem Ungeschick, dieselben zu realisiren, macht den Mann unglücklich; er erscheint in dieser Hinsicht als ein charakteristischer Vorgänger späterer Methodiker, besonders Pestalozzis. — Sturm, als ein Virtuos in seinem Berufe, geachtet und anerkannt von seinen Zeitgenoßen, erscheint uns dagegen glücklich.

3. Der dreißigjährige Krieg.

Die Zeit, da Ratich vorzüglich thätig war und Aufsehen erregte, währte bis zu den Jahren 1618 und 19, bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges.

Dieser Krieg ist die entsetzlichste Periode in der Geschichte unseres Vaterlandes. Die Heere waren große Mörder- und Räuberbanden, der Geist des Friedens und heiliger Ordnungen war ganz verschwunden, Mordlust, Unzucht, Rauben herrschten ohne Widerstand. Es war ein so ungeheurer Greuel der Verwüstung und frevelnder Ruchlosigkeit, daß fromme Menschen in Versuchung kamen, am Regiment Gottes zu zweifeln. „Das Land war verödet, ausgeplündert, menschenleer, eine Wüste für Wölfe und reißende Thiere. — Von Schulen und Lehrern war fast nicht mehr die Rede.“ [1]

1) Raumers Geschichte Europas. 3, 596 rc. Zwei geistliche Lieder aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges laßen einen tiefen Blick in die damalige melancholische Stimmung redlicher Männer thun. Das eine von Meder, Pfarrer im leipziger Kreise, beginnt: „Wann, ach wann wird doch erscheinen der gewünschte Friedenstag.“ Das zweite, von Martin Rinckart (1585—1649), ist gewissermaßen eine Parodie des Vater unser. Es beginnt: „Vater unser, der Elenden, willst du nicht mehr Vater sein.“ Weiter heißt es: „Soll denn nun dein Nam auf Erden ganz und gar ver-

Spezialgeschichten deutscher Lehranstalten, welche bis auf die Zeit des dreißigjährigen Krieges zurückgehen, liefern Belege zu dem Gesagten; ich will einige mittheilen.

Die protestantische Schule zu Friedberg in Hessen litt in jener Zeit „unberechenbaren Schaden.“ „Die im Gefolge des Krieges entstandene Pest und Armuth raubte ihr eine Menge ihrer Schüler.“ Im Jahre 1630 ward sie durch Oesterreicher und Bayern dem Untergange nahe gebracht, 1631 aber, nach Gustav Adolphs Siege bei Leipzig, wieder hergestellt, [1] als die Schweden in Friedberg einrückten. — Das protestantische Gymnasium in Hersfeld wurde im Jahre 1629 einem katholischen Priester und Lehrern aus den Jesuiten übergeben; Tilly erschien, um das Restitutionsedict durch Gewalt der Waffen zu unterstützen und hauste fürchterlich. Im Jahre 1632 erhielt das Gymnasium seine protestantischen Lehrer wieder, aber schon im Jahre 1634 ward es durch den kaiserlichen General Götz völlig aufgelöst; die Lehrer flüchteten nach Kassel und andern Orten. 1636 begann der Unterricht von Neuem, 1637, da wiederum kaiserliche Truppen nach Hersfeld kamen, mußte die Schule geschloßen werden. Bald darauf wieder eröffnet, vegetirte sie doch nur kümmerlich in kümmerlicher Zeit und lebte erst nach dem westphälischen Frieden neugekräftigt auf. [2]

Göttingen ward im Jahre 1626 fast zwei Monate belagert und fürchterlich beschoßen. Durch die äußerste Noth gezwungen, nahm der dortige berühmte Rector Georg Andreas Fabricius einen Ruf an das Mühlhäuser Gymnasium an; mit ihm entfernten sich die andern Lehrer und die auswärtigen Schüler. [3] Später nach Göttingen zurückberufen, war er im Jahr 1641 ohne Gehalt, mit 500 Thalern im Rückstand.

Sehr viel litt Schulpforte durch den Krieg. Der Prediger Martin

tilget werden?“ dann: „Und dein Wille soll auf Erden nimmermehr erfüllet werden?“ Zuletzt aber schließt es mit getroster Bitte um Erlösung „du hast über Höll und Tod Reich und Kraft und Herrlichkeit.“

1) Nachrichten über die Augustiner-Schule zu Friedberg von Prof. Dieffenbach. Progr. 1825. S. 12 ff.

2) Hersfelder Gymnasialprogramm des Dir. Dr. Münscher. 1836. S. 8 ff.

3) Göttinger Gymnasialprogramm des Dir. Dr. Kirsten vom Jahre 1829. S. 22 ff.

Caulbel [1] kam am 2. August 1632 mitten durch das wallensteinsche Heer nach Pforte. In demselben Jahre wurden die Alumnen wegen der kriegerischen Feindseligkeiten entlaßen, im folgenden kehrten sie zurück. Im Jahre 1636 entließ man sie wegen feindlicher Einfälle zweimal; 1637, da der Feldmarschall Leslie in der Nähe von Pforte sein Winterlager hatte, entfernten sie sich 17 Wochen lang; man konnte weder für sie noch für die Lehrer Lebensmittel haben. Am 18. Februar 1639 wurden wiederum Lehrer wie Alumnen durch Banners Reiterei zerstreut. Als der Prediger von Schulpforte am 23. Februar mit fünf Schülern zurückkehrte, mußten alle, wohl oder übel, bis zur neuen Ernte Haferbrod eßen. Am 16. April 1641 sind die Knaben, 12 an der Zahl, durch Bernhardsche, vom General Rose befehligte Soldaten von Neuem aus einander gejagt worden. Gott wird den General und seine Soldaten am jüngsten Tage richten, schreibt der damalige Prediger Besold, denn sie haben 2 Alumnen durch um den Kopf geschnürte Stricke torquirt. Am 21. Mai kehrte Besold mit zwei Schülern nach Pforte zurück. Auf das Jahr 1643 fiel das hundertjährige Jubiläum der Anstalt. Alles war aber in solcher Kriegsverwüstung, daß nur 11 Knaben das Andenken der Schulstiftung kläglich feiern konnten. —

[2] Nur für das Schulwesen in Schweinfurt schien der Krieg Glück zu bringen. Nach der Schlacht bei Leipzig rückte Gustav Adolph am 2. Oktober 1631 in Schweinfurt ein. Die Bürger verpflegten seine Truppen gut, brachten auch große Opfer bei Befestigung der Stadt. Zur Belohnung schenkte ihnen der schwedische König 17 bedeutende Dörfer, [3] mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß die Einkünfte und Gefälle davon zum Theil „zur Errichtung eines Gymnasiums Gott zu Ehren und der studierenden Jugend zum Beßten“ verwendet werden sollten. Nachdem aber Gustav Adolph bei Lützen gefallen war, die Schweden das Würzburger Land verlaßen hatten, so nahm der Bischof jene Dörfer, sein früheres Eigenthum, wieder in Besitz. Dennoch fügte der Magistrat den 6 bisher bestandenen Klassen seiner lateinischen Schule

1) H. E. Schmiederi commentarii de vitis Pastorum et Inspectorum Portensium. 1838. Pag. 31 sqq.

2) Geschichte der latein. Schulen und des Gymnasiums zu Schweinfurt von Professor Wainich. Programm von 1831. S. 4 ff.

3) Der Schenkungsbrief war ausgestellt Frankfurt am Main den 2. März 1632.

eine 7te unter dem Namen Gymnasium Gustavianum hinzu. Im Jahre 1634 weihte man dasselbe ein, der damalige Bürgermeister Dr. Bausch, ein Senator, mehrere Geistliche übernahmen freiwillig den Unterricht unentgeldlich. Unter den furchtbarsten Kriegsgräueln [1] erhielt sich die neue Anstalt durch diesen ehrenfesten Bürgersinn; erst nach 170 Jahren 1804 gieng sie ein.

In Stargard ward durch ein Legat des Bürgermeisters Peter Groning ein Gymnasium gegründet und im September 1633 eröffnet. Allein schon am 7. Oktober 1635, da Kaiserliche die Stadt belagerten, ward dieselbe ein Raub der Flammen, nur 19 Häuser und die Johanniskirche blieben übrig. Auch das Gymnasialgebäude brannte ab und die Lehrer zerstreuten sich. Längere Zeit ward gar nicht Schule gehalten. Zwei Lehrer sammelten allmählich wieder Schüler, der eine, Conrector Bindemann, ward 1646 zum Rector erwählt, 11 Jahre lang war kein Rector. [2]

Das Gymnasium zu Goldberg, einst weit und breit durch Trotzendorf berühmt, gieng 1621 ganz ein, ebenso das Beuthener im Jahre 1629; das zu Oels gerieth in tiefen Verfall. Im Jahre 1639 lag ein kaiserliches Regiment in Oels, 1640 ward die Stadt vergebens von den Schweden belagert, 1642 von den Schweden erobert und geplündert, dann von den Kaiserlichen wieder genommen. Damals schrieb der Gymnasialrector Viebing: Wahrhaftig unter so vielen und so großen Qualen in Oels zu leben heißt bürgerlich umkommen, vor der Zeit sterben, und täglich einen Vorschmack der Höllenstrafen haben. [3]

Im Jahre 1648, dem Friedensjahre, stiftete Herzog Georg Rudolph eine fürstliche Schule bei der Johanniskirche in Liegnitz. Er bestimmte die Einkünfte des eingegangenen Goldberger Gymnasiums, wie er in einer Fundationsurkunde vom 28. April 1646 sagt: „zur Wiederaufrichtung, Erfrischung und Verbeßerung alles dessen, was von den Vor-

1) Octavio Piccolomini beschoß Schweinfurt nach der Schlacht von Nördlingen mit glühenden Kugeln und nahm es ein; 1647 eroberte es der schwedische General Wrangel. Die kaiserlichen Truppen allein hatten der Stadt einen Kostenaufwand von 283,610 Gulden verursacht. Ib. 5.

2) Geschichte des Gymnasiums zu Stargard, vom Director und Schulrath Falbe. 1831. S. 6 ff.

3) Oelsnisches Gymnasialprogramm des Dir. Dr. Lange. 1841. S. 18 ff.

fahren für Kirchen und Schulen Löbliches gestiftet, durch den dreißigjährigen Krieg aber zu erhalten keine Möglichkeit gewesen." [1]

Dieß wird hinreichen, um zu zeigen, wie zerstörend die entsetzliche Verwüstung in jenen dreißig Kriegesjahren auf die Schulen unseres armen Vaterlandes wirkte.

Als aber der Krieg zu Ende gieng, da folgte der Zerstörung eine Zeit der „Wiederaufrichtung und Erfrischung." Wir werden sie näher betrachten, nachdem wir vorher das Leben und Wirken des Comenius kennen gelernt, welcher den ganzen dreißigjährigen Krieg durchlebte und durchlitt.

4. Comenius.

Johann Amos Comenius ist zu Comnia [2] in Mähren im Jahre 1592 geboren. Er verlor sehr früh seine Eltern; Vormünder vernachläßigten ihn so sehr, daß er im sechszehnten Jahre erst das Latein anfieng. Er sagt: diese Vernachläßigung im Unterricht, worunter er sehr gelitten, habe ihm schon früh Mitleid gegen andere eingeflößt. [3] Später studirte er an verschiedenen Orten, namentlich zu Herborn im Herzogthum Nassau, wo Alsted sein Lehrer war. Dieser, ein reformirter Theolog, [4] welcher der dordrechter Synode beigewohnt, schrieb eine Menge theologischer, philosophischer und pädagogischer Bücher, war Chiliast und dürfte nach den verschiedensten Richtungen hin auf Comenius Einfluß gehabt haben. [5] In sein Vaterland 1614 zurückgekehrt, wurde Comenius Rector der Schule zu Prerau, 1618 Prediger zu Fulneck, [6] wo seit 1480 der Hauptsitz der böhmischen Brüder und der zu ihnen geflüchteten Waldenser war. Hier versah er zugleich die

1) Liegnitzer Gymnasialprogramm des Prorector M. Köhler. 1837. S. 14.

2) Comnia liegt unter 35° 30′ L. 49° B. — Die Literatur zur folgenden Darstellung siehe Beilage II.

3) Opp. did. 1, 442.

4) Geboren 1588, gestorben 1638 als Professor der Theologie und Philosophie zu Weißenburg in Siebenbürgen.

5) So sagt Comenius: er habe sich bei Aufstellung der Schulklassen nach Alsted gerichtet. Opp. did. 3, 20.

6) Opp. did. 1, 3. Prerau liegt südöstlich von Olmütz, Fulneck ungefähr in der Mitte zwischen Teschen und Olmütz.

Schule, arbeitete an Schulbüchern, verlor aber seine Manuscripte, als die Spanier 1621 Fulneck eroberten.

Im Jahre 1624 erhielten alle evangelischen Prediger in den österreichischen Staaten den Befehl, das Land zu räumen, wodurch Comenius sein Amt verlor. Zunächst blieb er noch im böhmischen Gebirge beim Baron Sadowski von Slaupna, dessen Kinder ein gewisser Stadianus unterrichtete, für welchen Comenius 1627 eine kurze Methodologie schrieb. Als später der Befehl kam: wer sich nicht zum Katholicismus bekenne, solle das Land verlaßen, da wanderten allein aus Böhmen 30000 Familien aus, darunter 500 edle Geschlechter.[1] Nun zog auch Comenius mit seiner vertriebenen Heerde nach Polen. Auf dem Grenzgebirge sahe er sich noch einmal um nach Mähren und Böhmen, fiel mit seinen Brüdern auf die Kniee und betete zu Gott unter vielen Thränen, daß Er doch mit seinem Worte nicht gar aus Böhmen und Mähren weichen, sondern sich noch einen Samen behalten wolle. —

Comenius erzählt, daß er den Anfang seiner didaktischen Studien in das Jahr 1627 setze,[2] da er die erwähnte Methodologie schrieb, doch könne er wohl weiter zurückgehen, nämlich auf das Jahr 1614, in welchem die Berichte der gießener und jenaischen Professoren über Ratichs Methode erschienen.[3] Durch diese Berichte veranlaßt, habe er als Rector in Prerau eine mildere Methode latein zu lehren versucht und zu dem Zweck eine kleine, 1616 in Prag herausgekommene Grammatik geschrieben. In jenem Unglücksjahre 1627 habe er darauf gedacht, daß durch Stiftung von Schulen, in denen nach guten Lehrbüchern und klarer Methode unterrichtet würde, dem Volke, bei Rückkehr beßerer Zeit, geholfen werden müße. So wandte in den Jahren französischer Knechtschaft Fichte seine Augen auf Pestalozzi und hoffte, daß in Iferten eine neue Generation für eine einstige freie Zeit Deutschlands aufwachsen solle. —

Comenius wanderte aus Böhmen nach Lissa, lehrte dort latein und

1) Raumer, Geschichte Europas 3, 451.

2) Opp. did. 1, 3.

3) Außer diesen nennt Comenius (Opp. did. 4, 442) den Campanella, Baco, Rhenius und Joh. Valentin Andreä 2c., deren Methoden er studirt habe. An Ratich selbst wandte er sich im Jahre 1629 vergebens zu wiederholtenmalen brieflich, um von ihm Auskunft über dessen Methode zu erhalten. Opp. 2, 282 (s. Ratich)

gab im Jahre 1631 [1] seine Janua linguarum reserata heraus, eine neue Weise Sprachen, insbesondre latein zu lehren. Dieß Buch begründete seinen Ruhm. Er selbst sagt von demselben in der Dedication seiner didaktischen Werke: was ich mir nicht einbilden konnte, geschahe, daß nämlich dieß kindische Werklein (puerile istud opusculum) von der gelehrten Welt mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. Dieß bezeugen viele Männer verschiedener Nationen, welche mir zu meiner neuen Erfindung herzlich Glück wünschten, ebenso die Uebersetzungen in fremde Sprachen. Denn es wurde das Buch nicht bloß in 12 europäische Sprachen übersetzt — ich sah diese Uebersetzungen selbst — nämlich in die lateinische, griechische, böhmische, polnische, deutsche, schwedische, holländische, englische, französische, spanische, italiänische, ungarische — sondern auch in asiatische Sprachen übersetzte man es, in die arabische, türkische, persische, ja in die mogolische, welche ganz Ostindien versteht.“ [2] —

In Lissa entwarf er auch 1629 seine Didactica magna seu Omnes omnia docendi artificium. — Der große Ruf, welchen ihm seine Janua erwarb, veranlaßte die schwedischen Reichsstände, ihm 1638 den Antrag zu machen, ihre Schulen zu reformiren. Er nahm den Antrag nicht an, ward aber durch denselben bewogen, seine, zuerst deutsch geschriebene, Didactica ins Latein zu übersetzen. Freunde in England, denen er einen Auszug derselben mittheilte, ließen diesen drucken. Als er von England aus eine ähnliche Aufforderung: das Schulwesen zu reformiren, erhielt, gieng er 1641 nach London. [3] Die Angelegenheit ward im Parlament verhandelt. Aber die irischen Unruhen und der ausbrechende bürgerliche Krieg vereitelten seine Plane, so daß er England verließ, und, von Ludwig de Geer eingeladen, 1642 nach Schweden reiste. Er besprach sich in Stockholm mit dem Kanzler Oxenstiern und

1) „Janua . . . primumque anno 1631 edita.“ Opp. did. 1, 250.

2) . . . Mogolicam toti orientali Indiae familiarem. Bayle nennt die Verfaßer mehrerer dieser Uebersetzungen. Der Orientalist Jac. Golius in Leyden schickte die Janua seinem Bruder P. Golius in Aleppo, welcher dieselbe ins Arabische übersetzte. Sie gefiel den Muhamedanern so sehr, daß sie dieselbe ins Türkische, Persische und Mongolische (?) übersetzen wollten. Jac. Golius erzählte dieß im Jahre 1642 an Comenius und fügte hinzu: Vides Comeni quam feliciter tibi Janua tua ad gentes aperiat Januam. Opp. did. 2, 268.

3) Opp. did. 2, Einleitung. Congregatum interim Parlamentum, praesentiaque nostra cognita, jussit nos expectare.

Johannes Skyte, Kanzler der Universität Upsala. Oxenstiern, der nordische Adler, erzählt Comenius, habe ihn schärfer examinirt, als irgend ein Gelehrter.[1] Ich bemerkte, sagte der große Kanzler, schon in meiner Jugend, daß die gewöhnliche Lehrweise etwas Gewaltsames sei, konnte aber nicht entdecken, worin der Fehler liege. Als mich endlich mein König, glorreichen Andenkens, als Gesandten nach Deutschland schickte, so besprach ich mich hierüber mit mehreren Männern. Da ich erfuhr, daß Ratichius mit einer neuen Methode umgehe, so hatte ich keine Ruhe, bis ich den Mann selbst gesehen, der mir aber, statt eines Gesprächs, einen dicken Quartanten zu lesen gab. Ich überwand die mühsame Arbeit und nachdem ich das ganze Buch durchblättert, so ersahe ich daraus, daß er die Gebrechen der Schulen nicht übel aufdecke, allein die Heilmittel, welche er dagegen vorschlug, schienen mir nicht hinreichend. Was Ihr aufstellt, ist fester gegründet. Ich antwortete: so viel wie möglich hätte ich hierin gethan und ich müße nun zu etwas Anderem übergehen. Worauf Oxenstiern sagte: ich weiß, daß Ihr etwas Größeres vorhabt, denn ich habe Euren Prodromus Pansophiae gelesen; davon wollen wir morgen sprechen. — Am andern Tage, erzählt Comenius weiter, habe sich Oxenstiern nun über jenen Prodromus scharf ausgesprochen, indem er die Frage vorausgeschickt: ob er auch Widerspruch ertragen könne? Da Comenius dieß bejahte, so bestritt er dessen im Prodromus geäußerte große Hoffnungen mit tiefen politischen Gründen; auch berief er sich darauf, daß die heilige Schrift gegen das Ende der Welt vielmehr böse als schöne Zeiten zu verkündigen scheine. Doch empfahl er dem Comenius seine Arbeit auszuführen, zuvörderst aber für das Bedürfnis der Schulen zu sorgen, eine leichtere Weise, das Latein zu erlernen, auszuarbeiten, und eben dadurch dem Größern, was er beabsichtige, Bahn zu machen. — Der klare praktische Oxenstiern, scheint es, wollte den Comenius von grenzenlosem Streben in ein zwar beschränkteres, aber desto sicherer zum Ziele führendes Wirken einlenken. —

Die Schweden bestimmten nun den Comenius, in Elbing ein Werk über seine Methode auszuarbeiten. Hiermit waren aber dessen englische Freunde gar nicht zufrieden. Sie meinten: mit der Schrift-

1) Ib. Vgl. oben: Wolfgang Ratich, wo schon eine Aeußerung Oxenstierns aus diesem Gespräch mitgetheilt ward.

stellerei für Knaben möchten andere sich befaßen, ihm gezieme es das Größere, die Pansophie, auszuarbeiten. Quo moriture ruis? minoraque viribus audes? schrieben sie ihm. Er aber freute sich durch diese Mahnung wieder auf die königliche Straße zurückgerufen zu werden,[1] schickte den englischen Brief nach Schweden, in sicherer Hoffnung, man werde dort beipflichten. Allein das Gegentheil geschah; man trug ihm vielmehr schwedischer Seits auf, erst seine Didaktik zu vollenden. Das Vorzügliche müße man freilich vorzüglich, was aber zuerst gethan sein wolle, müße man zuerst thun. Auch schreite man nicht vom Größern zum Kleinern fort, sondern umgekehrt. —

So mußte denn Comenius, wohl oder übel, wieder an das Ausarbeiten der Schulbücher gehen. Nachdem er vier Jahre lang gearbeitet, kehrte er 1646 nach Schweden zurück. Drei Commissarien prüften das Werk und erklärten es des Drucks würdig, sobald Comenius die letzte Hand an dasselbe gelegt. Dieß zu thun gieng er nach Elbing zurück und von da 1648 nach Lissa, wo er in demselben Jahre das aufgetragene Werk: die Novissima linguarum methodus herausgab.[2] Es war das Jahr, welches durch den westphälischen Frieden dem furchtbaren dreißigjährigen Krieg ein Ende setzte. Da wendet sich Comenius in jenem Werk so an die Fürsten: „Ihr habt Vieles zerstört, o ihr Mächtigen, erbauet nun wieder Vieles! Ahmt hierin dem nach, welcher euch an seiner Statt zu Verwaltern der menschlichen Angelegenheiten eingesetzt hat, Er zerstört, um zu bauen, reutet aus, um zu pflanzen."

Im Jahre 1650 reiste er auf des Fürsten Ragozki Einladung nach Ungarn und Siebenbürgen, blieb hier vier Jahre, während deren er die Schule zu Patak[3] organisirte. Unter andern schrieb Comenius hier sein zweites berühmtes Werk, den Orbis pictus. Er konnte es jedoch nicht in Ungarn beendigen, weil es ihm an einem geschickten Kupferstecher fehlte. Deshalb schickte er es an den Buchhändler Michael Endter in Nürnberg, aber nun hielt der Kupferstecher die Publication bis in das dritte Jahr auf. Im Jahre 1657 spricht Comenius die

1) Gavisus ego hac regiam in viam revocatione.

2) Opp. did 2. Die Vorrede ist in Elbing 1648 geschrieben.

3) Patak, d. i. Fluß, auch Saros Patak, welchen Namen es nach Comenius (Opp. did. 3, 101) a lutositate accepit. Es liegt am Bodrog östlich von 39° L. nördlich von 48° Br.

Hoffnung aus:[1] das Werk werde auf der nächsten Messe erscheinen. Wie großen Beifall es gleich bei seinem ersten Erscheinen gefunden haben muß, ergibt sich schon daraus, daß bereits zwei Jahre später, 1659, eine zweite verbeßerte Auflage bei Endter erschien.

Im Jahre 1654 kehrte Comenius nach Lissa zurück, wo er sich bis 1656 aufhielt, da die Stadt von den Polen verbrannt wurde, wobei er sein Haus, seine Bibliothek und fast alle seine Manuscripte, die Arbeit vieler Jahre, verlor. Er flüchtete nach Schlesien, dann ins Brandenburgsche, weiter nach Hamburg und Amsterdam. Hier blieb er bis an sein Ende und wurde vorzüglich von reichen Kaufleuten unterstützt, deren Kinder er unterrichtete. In Amsterdam ließ er auch 1657 seine Opera didactica auf Kosten des Lorenz de Geer, Sohn des erwähnten Ludwig de Geer, drucken. Am 15. November 1671 entschlief er in seinem 80sten Jahre.

Ich habe, meiner Aufgabe getreu, vorzugsweise die pädagogische Wirksamkeit des Comenius berücksichtigt, während andere Schriftsteller[2] andere Richtungen des merkwürdigen Mannes hervorgehoben haben, besonders seine Anhänglichkeit an mehrere falsche Propheten jener Zeit, an Drabicius, Kotterus und die Poniatovia. Unter dem Titel: Lux in tenebris edirte Comenius 1657 ihre Weißagungen, welche vornehmlich gegen den Pabst und das Haus Oesterreich gerichtet waren. Die Türken, hieß es, würden siegreich einbrechen, Wien erobern, von da über Venedig gegen Rom, als gegen das neue Babel ziehen, und beide Städte zerstören. Später erwartete man: Ludwig XIV. werde, nach Untergang des Hauses Oesterreich, zum Heile der Welt Kaiser werden. Auf Carl Gustav von Schweden, Ragozki u. A. waren die Augen der Seher gerichtet; im Jahre 1672 hofften sie den Anfang des tausendjährigen Reichs zu erleben. Georg Müller sagt in Bezug auf des Comenius Buch Lux in tenebris sehr wahr: „Ist es ihm so sehr zu verargen, wenn er, dem Wahrheit und Religionsfreiheit so sehr am Herzen lagen und der sie allenthalben gewaltsam unterdrückt sah, jede beßere Aussicht begierig ergriff und in einer liebenswürdigen Schwärmerei der Hoffnung die Zeit der Erlösung näher sahe, als sie nach

1) Opp. did. 3, 830.

2) Vgl. vorzüglich Bayle s. v. Comenius.

dem Rath der Vorsicht kommen sollte?" Aehnliche Hoffnungen, bemerkt Müller, hätten damals die besten Köpfe gehegt.

Ein Drittes, was den Comenius außer Pädagogik und Weißagungen sehr beschäftigte, waren vergebliche Bemühungen, die verschiedenen Confessionen zu einigen.

Den trefflichen Mann lernen wir in seiner großen Frömmigkeit und herzlichen Liebe, wie nach den verschiedenen Richtungen seiner rastlosen Thätigkeit aus Confessionen kennen, welche er im 77sten Lebensjahre im Angesicht des Todes schrieb, aus welchen ich am Schluße meiner Darstellung einen Auszug geben werde. —



Comenius hinterließ eine Menge pädagogischer Werke.[1] Die Opera didactica allein enthalten über tausend Folioseiten, sie sind die reichste Schatzkammer scharfsinniger und tiefer pädagogischer Gedanken. Möchte es mir gelingen, in der Kürze die Pädagogik des ausgezeichneten Mannes nach Anleitung seiner Schriften einigermaßen treffend zu charakterisiren, seine wesentlichsten, bleibenden Grundgedanken, Bestrebungen und Leistungen herauszuheben, ungeirrt von seinen mehr zufälligen, flüchtigen Einfällen und Versuchen. —

Das erste bedeutende Werk, welches Comenius schrieb, war seine

1. Didactica magna.

Er gehörte nicht zu den Pädagogen, welche nur vereinzelte Anläufe nehmen, in diesem und jenem Lehrgegenstande, in dieser und jener Lehrweise alles Heil suchen, vielmehr war er im besten Sinne universell, und bei dieser Universalität strebte er dennoch nach möglichst tiefer Begründung. Das bezeugt diese Didactica magna, das früheste und tiefsinnigste pädagogische Werk des Comenius. Er entwarf es schon 1628, im 36sten Lebensjahre, in frischer Manneskraft noch ungeknickt durch die Mühseligkeiten, welche ihn später trafen, unverwirrt durch manche Irrwege, welche er in spätern Jahren verfolgte. Er hat pädagogische Erfahrung, doch beengen die vielen Rücksichten noch nicht den Sinn,

1) Das Verzeichnis derselben in der Beilage II.

und Misverhältnisse, welche ihm später in den Weg treten. Noch segelt er mit vollen Segeln, ohne zu laviren, und läßt seinen Gedanken freien Lauf, ohne überall zu fragen: ob sie auch ausführbar. War doch auch so Vieles in seiner Zeit unausführbar, was späterhin sich sehr wohl realisiren ließ!

Der Mensch, sagt Comenius in der Didactica, lebt ein dreifaches Leben, ein vegetatives, animales und intellectuales oder geistiges; er hat eine dreifache Heimat: den Mutterleib, die Erde, den Himmel. Durch die Geburt tritt er in die zweite Heimat, durch Tod und Auferstehung in die dritte, ewige. Wie das Kind im Mutterleibe für das irdische Leben zubereitet wird, so bildet sich die Seele durch Mithilfe des Leibes im irdischen Leben für die Ewigkeit. Glücklich ist der, welcher wohlgebildete Glieder aus Mutterleibe auf die Welt bringt, tausendmal glücklicher der, welcher im Tode eine wohlgebildete Seele davon trägt! —

Der Mensch ist ein vernünftiges Geschöpf, Herr der übrigen Geschöpfe, Ebenbild Gottes; daher war sein Sinn ursprünglich auf Wißen, Tugend und Frömmigkeit gerichtet. Wir dürfen uns nach dem Falle nicht für unfähig zu den dreien erklären, ohne schändlich undankbar gegen die Gnade Gottes in Christo zu sein, durch welche wir wiedergeboren sind. [1]

Als Ebenbilder des allwißenden Gottes streben wir nach Wißen. Die Capacität unsres Geistes ist unergründlich. —

Der Same des Wißens, der Tugend und der Religion, nicht diese selbst sind dem Menschen ursprünglich gegeben, sie müßen erst durch beten, lernen, üben erweckt hervortreten; durch Thun gelangt der Mensch erst zum wahrhaften Sein.

Alle Menschen sind unterrichtsbedürftig. Der Unterricht muß früh beginnen. In der Jugend ist der Mensch zu bürgerlichen und andern Geschäften nach dem Rathe Gottes unfähig, damit er eben Muße zum Lernen habe.

Alle Kinder, reiche und arme, vornehme und geringe, Knaben und Mädchen müßen in Schulen unterrichtet, in allen muß Gottes Ebenbild wieder hergestellt, jedes muß für seinen künftigen Beruf befähigt werden. Alle müßen Alles lernen, jeder Mensch ist ein Mikro-

1) Interiores nostrae vires ex lapsu primaevo infirmatae sunt, sed non extinctae. Did. 55.

kosmus. Nicht daß jeder jede Wißenschaft ergründen könnte, aber alle sollen so unterrichtet werden, daß sie auf die Gründe, Verhältnisse und Zwecke der wichtigeren Dinge, die da sind und werden, aufmerken lernen, alle, deren Bestimmung es ist, in dieser Welt nicht bloß Zuschauer, sondern Thäter zu sein. [1]

Wir haben keine Schulen, welche ihrer Bestimmung entsprechen. An vielen Orten fehlen sie ganz, an andern ist nur für die Kinder der Wohlhabenden gesorgt, die Unterrichtsweise ist abschreckend, langweilend, dunkel, das Sittliche wird vernachläßigt. Realien lehrt man nicht, auf Latein verwendet man 15 bis 20 Jahre und bringt es doch zu nichts. „Sind mir doch selbst," sagt Comenius, „meine schönsten Jugendjahre elendiglich in unnützem Schultreiben verkommen. Ach, wie oft hat mir, nachdem es mir gegönnt war, das Beßere zu erkennen, die Erinnerung an meine verlorene Jugend, Thränen ausgepresst, wie oft habe ich im Schmerz ausgerufen:

O mihi praeteritos referat si Jupiter annos!

Aber der Schmerz ist vergeblich, vergangene Tage kehren nicht zurück. Nur Eins bleibt, nur Eins ist möglich, daß ich den Nachkommen rathe, was ich nur zu rathen vermag und nach Darlegung der Weise, wie unsere Lehrer uns in Irrthümer gestürzt, den Weg zeige, wie das Irren zu vermeiden ist. Das geschehe im Namen und unter Leitung dessen, der allein unsere Fehler zu zählen, unser Krummes grad zu machen weiß."

Der Unterricht wird in dem Maaße leicht von Statten gehen, als die Unterrichtsmethode der Natur folgt. Alles Natürliche geht von selbst.

Der Unterricht beginne in früher Jugend, da der Sinn noch frei ist und schreite stufenweise nach Maßgabe der wachsenden Faßungskraft fort. —

Die Schulen lehren irrig zuerst die Sprache und gehen dann zu den Dingen über; mit Künsten, welche sich auf die Rede beziehen (artibus sermocinatricibus), hält man die Knaben einige Jahre hin, dann erst gibt man ihnen Realien, als Mathematik, Physik rc. Und doch ist die Sache Substanz, das Wort Accidenz, die Sache der Leib, das Wort ist Kleid. Sache und Wort sind daher zugleich beizubringen, vornehmlich aber die Sache als Object des Verstandes und der Rede. —

1) Didact. 42—45.

Unrichtig mache man beim Sprachunterricht mit der Grammatik den Anfang, statt mit einem Autor oder gehörig eingerichtetem Wörterbuch, da doch Autoren und Wörterbuch die Materie der Sprache reichen, die Form erst von der Grammatik hinzugefügt wird.

Beispiele müßen auch den abstracten Regeln, kurz überall muß die Materie der Form vorangehen.

Man treibe nicht vielerlei zu gleicher Zeit, sondern eins nach dem andern. —

Man gebe den Schülern von vorne herein eine Art Encyklopädie des zu Lehrenden, welche im Verfolg weiter und weiter ausgebildet wird.

Jede Sprache, Wißenschaft, Kunst werde zuerst nach ihren einfachsten Rudimenten gelehrt, dann vollständiger, nach Regeln und Beispielen, hierauf systematisch mit Zuziehung der Anomalien. —

Man vertheile den Unterricht sorgfältig in Klassen, so daß die untere Klasse der zunächst folgenden obern vollständig vorarbeite; die obere dagegen das in der untern Erlernte befestige. Die Natur ist in stetem Fortschritt begriffen, doch so, daß sie nicht etwa das Frühere aufgibt, indem sie Neues beginnt, vielmehr das früher Begonnene fortsetzt, vermehrt und zur Vollkommenheit führt. Jede Klasse werde in bestimmter Zeit absolvirt. —

Die Jugend darf anfangs nicht mit Controversen behelligt werden; nie wird einer die Wahrheit ergründen, wenn sein erster Unterricht sich in Discussionen bewegte.

Es ist nicht gut, daß ein Knabe mehrere Lehrer habe, da schwerlich alle die gleiche Methode befolgen, was ihn verwirrt. Alle Disciplinen sind nach einer naturgemäßen, gleichförmigen Methode zu lehren, und nach gleichförmigen Lehrbüchern. —

Auch minder begabte werden durch die Lehrbücher in den Stand gesetzt, gut zu unterrichten, die Bücher treten für sie ein.

Freundliche, liebevolle Eltern und Lehrer, heitere Schulstuben, Spielplätze bei den Schulhäusern, anregender, natürlicher Unterricht, alles muß zusammenwirken, um das Lernen angenehm zu machen und den gewöhnlichen Widerwillen gegen die Schule zu vertreiben.

Die meisten Lehrer säen Pflanzen statt Pflanzensamen; statt von einfachen Principien auszugehen, führen sie die Schüler alsbald in ein Chaos von Büchern und abgeleiteten Disciplinen ein. —

Die Grammatik einer fremden Sprache, z. B. der lateinischen, muß der Muttersprache jedes Schülers angemeßen sein, da verschiedene Muttersprachen in verschiedenem Verhältnis zum Latein stehen.

Beim Erlernen einer fremden Sprache schreite man vom Verstehenlernen zum Schreiben, wobei man sich Zeit nimmt, weiter zum Sprechen, da man improvisiren muß, fort.

Zuerst lerne man das zunächst Liegende kennen, später das weiter und immer weiter Entfernte.

Anfangs übe man die Sinne, dann das Gedächtnis, hierauf den Verstand, zuletzt das Urtheil. Denn die Wißenschaft beginnt mit der sinnlichen Wahrnehmung, welche durch die Einbildungskraft dem Gedächtnis zugeführt wird, durch Induction einzelner Wahrnehmungen bildet dann der Verstand allgemeine Wahrheiten (Begriffe); endlich entspringt das gewisse Wißen aus dem Urtheil über hinlänglich Verstandenes. —

Der Schüler lerne nichts auswendig, was er nicht begriffen hat. —

Er lerne nichts, was nicht für dieses und jenes Leben nütze ist;[1] nicht bloß um Kenntnisse, auch um Tugend und Frömmigkeit handelt es sich. —

Alle Studien müßen möglichst Ein Ganzes bilden, aus einer Wurzel entsprungen sein. Ueberall werde der Causalnexus angegeben.[2]

Man lehre nicht bloß verstehen, sondern zugleich das Verstandene aussprechen und behandeln.[3] Soviel einer versteht, soviel gewöhne er sich auszusprechen und umgekehrt lerne er verstehen, was er sagt. Rede und Sachkenntnis müßen gleichen Schritt halten.

Damit Ein Lehrer im Stande sei, eine große Menge zu unterrichten, theile er die Klasse in Decurien und setze über diese Decurionen, welche ihm helfen.

Lesen und schreiben werde zugleich gelernt.

Nicht Schatten der Dinge, sondern Dinge selbst, welche auf die Sinne und die Einbildungskraft Eindruck machen, sind der Jugend nahe

1) Ea siquidem discenda sunt in terris, monente Hieronymo, quorum scientia perseveret in coelos. 88.

2) Omnia doceantur per causas. 95. Scire est rem per causas tenere. 118.

3) Quae quis intelligere docetur, doceatur simul Eloqui et Operari, seu transferre ad usum. 96. Erinnert an Baco.

zu legen. Mit realer Anschauung, nicht mit verbaler Beschreibung der Dinge muß der Unterricht beginnen. Aus solcher Anschauung entwickelt sich ein gewisses Wißen.

Das sinnlich Aufgefaßte haftet am festesten im Gedächtnis, mehr als hundertmal wiederholte Beschreibung und Erzählung. Daher sind auch Bilder, z. B. biblische, sehr zu empfehlen.

Zuerst ist ein Gegenstand in seiner Totalität ins Auge zu faßen, dann erst seine Theile — dieß gilt für das leibliche, wie für das geistige Auge.

Alle Theile, ohne Ausnahme, sind zu betrachten und ihr gegenseitiges Verhältnis.

Die Unterschiede der Dinge sind gehörig beizubringen. Qui bene distinguit bene docet. —

Jede Kunst wird durch Ueben erlernt, Schreibkunst durch Schreiben, Singkunst durch Singen &c. Der Meister muß es dem Lehrling vormachen zur Nachahmung, ohne mühselige theoretische Anweisung. Ist doch der Mensch ein animal μιμητικόν!

Beim Ueben muß man von den ersten Elementen beginnen und allmählich zum Schwereren und Zusammengesetzteren fortschreiten. So von Buchstaben zu Sylben, Worten &c.

Die Nachahmung muß sich anfangs streng an das nachzuahmende Muster halten, erst allmählich gelangt der Lehrling zur Freiheit und Selbständigkeit. So copirt er anfangs die Vorschrift des Schreibmeisters peinlich genau, erst nach vieler Uebung lernt er eine individuelle Hand schreiben.

Sprachen. Zuerst lehre man die Muttersprache, zunächst die Sprache eines benachbarten Volkes, dann erst latein, griechisch, hebräisch, immer eine Sprache nach der andern. Man fange ja nicht mehrere zugleich an, das verwirrt. Ist einer in mehreren Sprachen fest, dann erst mag er sie lexikalisch und grammatisch vergleichen.

Jede Sprache wird beßer durch den usus, durch hören, wiederholtes lesen, abschreiben &c., als durch Regeln gelernt; diese aber kommen dem usus zu Hilfe und geben ihm Sicherheit. Die Sprachregeln müßen schlicht grammatisch, nicht subtil philosophisch sein.

Bei Erlernung einer neuen Sprache ist der Lehrling nur auf die Abweichungen dieser Sprache von der Grammatik der ihm schon be-

kannten Sprachen aufmerksam zu machen, ohne jedesmalige Wiederholung des Gemeinsamen.

Nur die Muttersprache und das Latein sind bis zur möglichsten Vollkommenheit zu erlernen. —

Comenius gibt auch ernste Lehren, wie die Knaben zur rechten Klugheit, Mäßigkeit, Männlichkeit, Gerechtigkeit geführt werden sollen, durch Ueben, Lehren und das Beispiel der Erwachsenen. Dem Unkraut säenden Satan und der verderbten Natur müße die Zucht ermahnend und strafend [1] Widerstand leisten. — Die Kinder, sagt er, sind anzuweisen, Gott zu suchen, ihm gehorsam zu sein und ihn über Alles zu lieben; [2] und zwar von früh auf. Sie sind dazu nicht so ungelehrig, als manche meinen; mögen sie anfangs immerhin nicht verstehen, was sie thun, das Verständnis findet sich späterhin. Hat Gott doch befohlen, ihm alle Erstlinge zu opfern, warum nicht auch die Erstlinge der Gedanken, des Lallens, unserer Bewegungen und Handlungen?

Früh lehre man die Kinder, daß nicht das zeitliche, sondern das ewige Leben Zweck unsres Daseins, das zeitliche Vorbereitung auf das ewige sei, damit sie über irdisches Abmühen nie das Eine, was Noth, aus den Augen verlieren. Darum müßen sie von frühster Jugend auf zu dem angehalten werden, was zu Gott führt, zum Lesen der heiligen Schrift, zum Beiwohnen des Gottesdienstes und zum Gutes thun. Durch die Schrift sollen sie glauben, lieben, hoffen lernen. „O möchte sich Gott unserer erbarmen," ruft Comenius aus, [3] „daß wir eine Weise fänden, welche uns kräftig lehrte alles, womit sich unser Geist außer Gott beschäftigt, auf Gott, alles irdische Abmühen, worin die Welt verwickelt und versenkt ist, auf Fleiß fürs himmlische Leben überzutragen!"

Innerlich und äußerlich muß die Jugend für die Religion gebildet werden; bloß äußerliche Bildung macht Heuchler, die nur um zu scheinen Gott verehren; bloß innerliche schafft Fanatiker, welche in eigene Träumereien verliebt, den Predigerstand verachten und die Ordnung der Kirche zerstören. [4]

1) Verbis et verberibus. 137.

2) Perfrui conscientiae voluptate. Fruimur Deo in amore et favore ejus ita acquiescendo ut nihil nobis in Coelo et Terra optabilius sit Deo ipso.

3) Didact. 144.

4) Den Schulplan, welchen Comenius in der Didactica magna gibt, werde ich weiter unten mittheilen, ebenso Stellen über den Realismus.

2. Janua reserata.

Die Vorrede handelt von dem Zweck und der Einrichtung des Buchs. Die That bezeuge es, sagt Comenius, daß man bisher auf Schulen nicht die rechte Art Sprachen zu lehren gekannt; zehen und mehr Jahre habe man ohne sonderlichen Erfolg auf dieselben verwendet. Mit weitläuftigen, verwirrten grammatikalischen Regeln habe man die Jugend zuerst etliche Jahre aufgehalten, zugleich[1] „mit Wörtern der Dinge ohne die Dinge ausgestopfet." „Denn," fährt Comenius fort, „weiln die Worte Bedeutungen der Dinge sind, was sollen sie doch, so die Ding nicht erkannt werden, wol bedeuten? Es mag gleich ein Knabe tausendmal tausend Wörter herzusagen wißen, so er sie den Dingen nicht weiß zuzueignen, was wird wol diese Menge für Nutz haben?"[2]

Man meine dem Uebel durch die in Schulen eingeführten Klassiker abzuhelfen, da aus ihnen zugleich reines Latein und Erkenntnis der Dinge geschöpft werden könne. „Dieses Fürnehmen aber, wie scheinbar es sei, also sei es höchst schädlich." Die Knaben könnten sich erstlich die Klassiker nicht anschaffen, seien ihnen auch zweitens nicht gewachsen. Und wenn „einer alle Klassiker durchwanderte, werde er doch befinden, daß er seinen Zweck, nämlich genugsame Wißenschaft der Sprache, nicht erreiche, weil dieselben nicht von allen Dingen gehandelt und so sie gleich von allen zu ihrer Zeit gebräuchlichen Dingen gehandelt hätten, hätten sie doch von denjenigen, so zu unserer Zeit in Schwang gehen, weder handeln, noch etwas wißen können; daß man also nothwendig ander mehr, sowohl alte als neue Scribenten, so von Kräutern, Metallen, Feldbau, Kriegswesen und Baukunst geschrieben, dazu thun und wieder überlesen müßte, da denn in Wahrheit mit Ueberhäufung der Bücher kein Ende sein würde." Wie viel Zeit würde aber erfordert, wenn einer auf solche Weise die Sprachen erlernen wollte!

Darum sei es wünschenswerth gewesen, „daß ein kurzer Begriff der ganzen Sprache also verfertigt werden möchte, daß alle und jede

1) Ich citire abwechselnd den lateinischen und deutschen Text der Janua.

2) Est enim nocentissimarum fraudum non postrema, quae humano generi, imo et Doctorum vulgo, multum illudit, in linguarum scientia locare sapientiam. So sagt Comenius in einer seiner spätesten Schriften. Ventilabrum Opp. did. 4, 50.

derselbigen Wörter und Arten zu reden (phrases) in eine Verfaßung (corpus) zusammengebracht, in kurzer Zeit und mit geringer Mühe begriffen, einen leichten, anmuthigen, sichern Durchgang zu denen Scribenten, welche von den Sachen selbst handeln, geben möchten." So wie es leichter gewesen wäre, in Noahs Arche einen Ueberblick der Thiere zu bekommen, als wenn man sie in allen Welttheilen aufsuchen müße, so würde es auch leichter sein, aus einem so eingerichteten Compendium alle Wörter kennen zu lernen, als dieselben aus unzähligen Schriften zusammenzusuchen. Solch Compendium habe vor einigen Jahren ein Jesuit liefern wollen, indem er eine Janua linguarum latein und spanisch herausgegeben, welche in 1200 Sprüchen die gebräuchlichsten lateinischen Wörter enthalten, so daß (Partikeln ausgenommen) kein Wort mehr als einmal vorgekommen sei. Dasselbe Buch sei 1615 mit einer englischen, später mit einer deutschen und französischen Uebersetzung vermehrt, zuletzt, 1629, in acht Sprachen erschienen.[1]

Doch leiste das Buch nicht, was es verspreche. Erstlich mangelten viele Wörter, welche der tägliche Gebrauch fordere, dagegen enthalte es ungebräuchliche. Zweitens: Wörter von mehrfacher Bedeutung kämen nur einmal, also nur in einer dieser Bedeutungen vor. Wäre diese eine Bedeutung „die erste, schlichte (simplex) und eigentliche, so könnte ein sinnreicher Kopf die andere leichtlicher errathen." Dem sei aber nicht so, die meisten Wörter würden in veränderter, metaphorischer, metonymischer rc. Bedeutung aufgeführt. Endlich so enthalte das Buch viele Sätze, die keinen Verstand hätten, andere, welche eben nicht erbaulich seien. Darum habe er es versucht, diesen Fehlern abzuhelfen, aus „Begierde, der Jugend Nutz und Frommen zu befördern." Er habe aber Folgendes leisten wollen.

1) Das Nähere über diese Janua findet man Opp. did. 2, 81. 270. Ihr Titel ist: Janua linguarum sive modus ad integritatem linguarum compendio cognoscendam maxime accommodatus: ubi Sententiarum centuriis aliquot omnia usitatiora et necessaria vocabula semel comprehensa sunt, ita ut postea non recurrant." Der Verfaßer war der Irländer W. Bateus, welcher als Theatiner in Salamanca lebte. Isaak Habrecht, ein straßburger Arzt, ließ diese Janua in Deutschland neu drucken; Caspar Scioppius gab sie 1627 latein-italiänisch unterm Titel: Mercurius bilinguis heraus, und 1636 in Basel als: Mercurius quadrilinguis (latein, deutsch, griechisch, hebräisch). Bateus wollte durch sein Buch vorzüglich die Ausbreitung des Christenthums befördern, die Heiden sollten mit Hilfe desselben leicht latein lernen.

„1. Weil ich dieses," sagt er, „für ein unbewegliches Gesetz der Lehrkunst halte, daß der Verstand und die Sprache jederzeit schnurstracks bei einander lauffen,[1] und daß einer so viel gewohne auszusprechen, als er mit dem Verstand begriffen habe (denn wer da verstehet, das er nicht ausdrucklich andeuten kann, was ist zwischen ihm und einem stummen geschnitzten Bilde für ein Unterschied: ohne Verstand aber reden ist Papageiisch[2]), so habe ich nöthig zu thun erachtet, daß alles in der ganzen Welt in gewisse Stellen, daß es die Knaben begreifen könnten, ordentlich gefaßet, und also dasjenige, welches mit der Rede soll ausgesprochen werden, nämlich die Dinge selbst, erstlich eingebildet würde." So seien „hundert gemeine Titul der Dinge entsproßen."

Dann habe er „ungefähr 8000 Wörter in 1000 vollkommene Sprüche gebracht, welche er erstlich kürzer und eintheilig, darnach etwas länger und mehrtheilig gemacht habe."

Ferner habe er sich bemühet, „daß zum ersten Begriff der Knaben alle Wörter in ihrer eigentlichen und natürlichen Bedeutung möchten vorhanden sein, wenige ausgenommen." — Wörter von mehrfacher Bedeutung habe er nach ihrer unterschiedlichen Bedeutung wiederholt aufgeführt. Synonyme oder auch Wörter von entgegengesetzter Bedeutung habe er einander gegenüber gesetzt „und also geordnet, daß eines des andern rechten Verstand gleichsam aufschleußt."

Zugleich habe er die Sätze so eingerichtet, daß sie in grammatischer Hinsicht lehrreich seien. —

Auf diese Vorrede folgen nun die 100 Abschnitte, welche in 1000 Sätzen de omni scibili handeln. Zuerst ein Eingang, in welchem der Leser begrüßt und ihm gesagt wird, Gelehrsamkeit bestehe darin, daß man die Unterschiede und Namen der Dinge wiße, dieselbe zu erlangen sei nicht so gar schwer. In dem kurzen Büchlein solle dem Leser „in einem kurzen Begriff die ganze Welt und die lateinische Sprache" gezeigt werden. Der Leser möge die wenigen Blätter auswendig lernen,

1) Ut intellectus et lingua parallelae decurrant semper.

2) Nam qui intelligit, quod exprimere nequit, a muta statua quid differt? dare autem sine mente sonos, psittacorum est, necessario faciendum putavi, ut rerum ipsa universitas per classes certas ad pueritiae captum digereretur, eoque modo id, quod sermone exprimendum est (res ipsae) imaginativae parti primum imprimeretur.

so werde er finden, „daß ihm zu allen freien Künsten die Augen eröffnet würden." [1] Nun folgt der zweite Abschnitt, welcher vom Ursprung der Welt, und so fort bis zum 99sten, welcher vom Ende der Welt handelt, der hundertste aber enthält eine Abschiedsermahnung an den Leser.

3. Realismus des Comenius.

So ungefähr ist das kleine Buch beschaffen, welches in 12 europäische und mehrere asiatische Sprachen übersetzt wurde. Von einer spätern Umarbeitung und Erweiterung desselben werde ich im Verfolg sprechen. Frägt man: woher der so große Beifall kam, so war es wohl aus Freude am Ueberblick über die ganze Welt, der Jungen und Alten gegeben wurde, in einer Zeit, die noch keine großen wißenschaftlichen Anforderungen stellte. Mancher erholte sich vielleicht auch bei Durchmusterung der Dinge, welche das Buch in bunter Mannigfaltigkeit der Einbildungskraft vorüber führte, von den altherkömmlichen grammatischen, dialektischen und rhetorischen Anstrengungen und spiritualistischen Ueberspannungen. Besonders aber imponirte das in diesem Schulbuche auftretende Grundprincip: daß das Erlernen der Sprache, insbesondere des Latein, mit dem Kennenlernen der, durch die Sprache bezeichneten, Dinge Hand in Hand gehen müße. Durch dieß Princip unterscheidet Comenius sich wesentlich von früheren Pädagogen, und auf mannigfaltige Weise sucht er es zu verwirklichen.

Aus seiner 1633 erschienenen [2] Physik ersehen wir, wie er auf den pädagogischen Realismus gefallen. Den ersten Anstoß erhielt er, wie er selbst erzählt, durch den bekannten spanischen Pädagogen Ludwig Vives. Dieser erklärt sich gegen Aristoteles, verlangt statt des heidnischen ein christliches Philosophiren. Disputiren führe zu nichts, sagt Vives, sondern eine schweigende Betrachtung der Natur. [3] Beßer die Schüler fragen und suchen, als daß sie mit einander streiten. — Doch, bemerkt Comenius hierzu, Vives verstand sich beßer darauf, wo es fehle, als darauf, wie es sein müße.

1) Oculatum te ad omnia humanitatis studia re ipsa comperies.

2) Die Vorrede ist in Lissa 1632 geschrieben, aus welcher das Nächstfolgende entnommen ist.

3) Nihil hic opus disputationibus, sed contemplatione Naturae tacita.

Die zweite Anregung bekam Comenius durch Thomas Campanella, [1] aber auch dieser genügte ihm nicht. „Da mir aber, sagt er, Bacos Instauratio magna in die Hände fiel, ein bewundernswürdiges Werk, welches ich als das leuchtendste Werk des anbrechenden neuen Jahrhunderts der Philosophie betrachte, da sahe ich ein, daß auch dem Campanella Demonstrationen von solcher Gründlichkeit fehlen, wie die Wahrheit der Dinge fordert. [2] Doch ängstete es mich wiederum, daß der herrliche Verulam zwar den wahren Schlüßel der Natur mittheilt, aber ihre Geheimnisse nicht aufschließt, nur an wenigen Beispielen zeigt, wie sie aufzuschließen seien, das Uebrige den künftigen, Jahrhunderte hindurch fortgesetzten, Beobachtungen überläßt." — Im Verfolg der Vorrede zur Physik, aus welcher jene Aeußerungen entnommen sind, sagt Comenius: er habe sich überzeugt: nicht Aristoteles müße uns Christen Meister der Philosophie sein, sondern es müße frei nach Anleitung von Sinn, Vernunft und Schrift philosophirt werden. „Denn," fährt er fort, „wohnen wir nicht eben so gut als die Frühern im Garten der Natur? Warum sollen wir nun nicht eben so wohl wie sie Augen, Ohren, Nase brauchen; warum durch andere Lehrer als diese unsre Sinne die Werke der Natur kennen lernen? Warum, sage ich, sollen wir nicht statt todter Bücher das lebendige Buch der Natur aufschlagen? in welchem viel mehr zu schauen ist, als uns je einer erzählen könnte, und dieß Schauen bringt zugleich mehr Freude und Frucht." Ueberdieß, fügt er hinzu, hierin wahrscheinlich dem Baco folgend, überdieß sind wir durch eine Erfahrung so vieler Jahrhunderte dem Aristoteles weit voraus.—

1) Campanella, geb. 1568 zu Stilo in Calabrien, gest. 1639 zu Paris, Dominicaner. Eines Staatsverbrechens gegen die spanische Regierung beschuldigt, kam er 1599 ins Gefängnis, aus welchem er erst 1626 auf Fürbitte Urbans VIII. entlaßen wurde. Besonders wirkten Campanellas Prodromus philosophiae restaurandae, die Realis Philosophia epilogistica und die Libri de rerum sensu auf Comenius.

2) Es sei mir erlaubt, daß ich Einiges, was ich schon anführte, um Bacos Einfluß auf die Pädagogik nachzuweisen, hier wiederhole, um den Comenius vollständig zu charakterisiren. — Hierher auch: Opp. did. 1, 426, wo er sagt: Non est nihil, quod Verulamius mirabili suo organo rerum naturas intime scrutandi modum infallibilem detexit. Und an einer andern Stelle (p. 432) lobt er Bacos: artificiosam inductionem, quae revera in naturae abdita penetrandi reclusa via est. Auch an andern Stellen citirt Comenius den Baco, oder gebraucht Ausdrücke (z. B. infelix divortium Rerum et Verborum) und gibt Urtheile, welche auf ihn hinweisen.

Aus dem Mitgetheilten ergibt es sich, daß Comenius, wie Baco, den realen Realismus, nicht bloß den verbalen bezielte, die sinnliche directe Betrachtung der Dinge, nicht die durch Erzählungen und Beschreibungen anderer vermittelte. Dieß erhellt auch aus vielen Stellen in seinen andern Werken. So sagt er in der Didactica magna:[1] die Jugend recht unterrichten heißt nicht, ihr einen Mischmasch von Worten, Phrasen, Sentenzen und Meinungen, die man aus Autoren zusammengelesen, einstopfen, sondern ihr das Verständnis für die Dinge öffnen, damit hieraus, wie aus einem lebendigen Quell viele kleine Bäche sich entspinnen. — Bis jetzt haben die Schulen wirklich nicht darauf hingearbeitet, heißt es weiter, daß die Kinder wie junge Bäume aus eigener Wurzel Triebe entwickelten, sondern nur darauf waren sie aus, daß sie sich mit anderweitig abgebrochenen Zweiglein behängten. So lehrten sie die Jugend, sich nach Art der äsopischen Krähe mit fremden Federn zu schmücken. — Sie zeigten ihnen nicht die Dinge selbst, wie sie an sich sind, sondern theilten ihnen mit, was von denselben einer oder der andere und der dritte und der zehnte denke und schreibe, so daß es als ein Beweis der größten Gelehrsamkeit galt, wenn man die einander widersprechenden Ansichten recht Vieler über recht Vieles kannte. Daher kam es, daß die Meisten nichts thaten, als aus Autoren Phrasen, Sentenzen und Meinungen zu excerpiren und die Wißenschaft daraus als einen Cento zusammenzuflicken. Ihnen gilt des Horaz: o Imitatorum servum pecus! — Wozu hilfts aber, sich in anderer Meinungen über die Dinge zu verlieren, wenn doch nach einer Kenntnis dieser Dinge selbst, wie sie sind, die Frage ist. Ist denn all unsere Arbeit im Leben auf nichts weiter gerichtet, als andern, die nach allen Richtungen sich herumtreiben, nachzulaufen? . . . O ihr Sterblichen, eilen wir doch, ohne Umschweif, zum Ziele. Haben wir dieß fest und klar im Auge, warum gehen wir nicht stracks drauf los? warum sehen wir lieber mit fremden, als mit eigenen Augen? — — Fast niemand lehrt Physik durch Anschauung (oculari demonstratione) und Experimente, alle unterrichten durch mündlichen Vortrag des aristotelischen Werks oder irgend eines andern. — In Summa: die Menschen müßen, so viel als möglich, angeleitet werden, ihre Weisheit nicht aus Büchern zu schöpfen, sondern aus Be-

1) Opp. did. I, 91 sqq.

trachtung von Himmel und Erde, Eichen und Buchen, das heißt: sie müßen die Dinge selbst kennen und erforschen, nicht bloß fremde Beobachtungen dieser Dinge und Zeugnisse von denselben. Und so würden wir wieder in die Fußtapfen der Alten treten." — Die Ansicht des Comenius ist so klar, daß sie keiner Auslegung bedarf. — Weiterhin [1] geht er näher auf die Art des realen Unterrichts ein. Das Object desselben seien solide, wahre, nützliche Dinge, welche den Sinn und die Einbildungskraft afficiren. Das geschehe, indem man sie den Sinnen nahe bringe, Sichtbares den Augen, Hörbares den Ohren, Riechbares der Nase, Schmeckbares dem Geschmack, Fühlbares dem Gefühl. Der Anfang des Wißens solle vom Sinnlichen sein. [2] „Muß daher nicht, frägt Comenius, der Anfang des Lehrens keineswegs mit einer wörtlichen Darlegung der Dinge, sondern mit realer Anschauung gemacht werden? Und dann erst, nach Vorlegung des Dinges selbst, mag der mündliche, dasselbe näher erklärende, Vortrag sich anschließen." [3] Was man so sinnlich angeschaut, das präge sich dem Gedächtnis tief, unvergeßlich ein; eine Begebenheit tiefer, wenn man sie selbst mit erlebt, als wenn man sie hundertmal erzählen hören. Daher das plautinische Wort: ein Augenzeuge gelte mehr, als zehn Ohrenzeugen. [4] Wer einmal mit eigenen Augen einen Leichnam seciren sehe, verstehe die Anatomie des menschlichen Leibes beßer, präge sich dieselbe tiefer ein, als wenn er die weitläuftigsten anatomischen Bücher, ohne Anschauung, gelesen hätte. Daher sage man: Anschauung ersetze die Demonstration. — Fehlen hin und wieder die Dinge, so mag dieß und jenes sie vertreten. So z. B. Abbildungen, wie man deren in botanischen, zoologischen, geographischen und andern Schriften findet; dergleichen Abbildungen sollte man in Schulen haben, kosteten sie viel, so nützten sie auch viel. —

1) Ib. S. 115 ff.

2) Comenius bezieht sich wiederholt auf das Bekannte: nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu.

3) Doctrinae initium fiat non a verbali rerum enarratione sed a reali inspectione. Et tunc demum, re exhibita, accedat sermo, rem uberius explicans.

4) Auch beruft sich Comenius auf das Horazianische:

Segnius irritant animos demissa per aurem,
Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus, et quae
Ipse sibi tradit Spectator.

4. Drei Schulbücher des Comenius: Vestibulum. Die umgearbeitete Janua reserata. Atrium.

A. Vestibulum.

Bald nach Herausgabe der Janua reserata schrieb Comenius ein kleines Schulbuch: Januae reseratae Vestibulum,[1] es sind nur 427 kurze Sätze.

Um das Jahr 1648 gab er eine Umarbeitung dieses Buchs,[2] eine zweite 1650, als er nach Patak zur Organisation der dortigen Schule berufen ward.[3] Er bestimmte diese zweite Umarbeitung des Vestibulum zum Lehrbuch für die unterste Klasse jener Schule; ich will dasselbe nach Form und Inhalt in der Kürze charakterisiren.

Es beginnt mit einer Invitatio; der Lehrer verspricht dem Schüler zur Weisheit Anleitung zu geben, eine Anleitung, Alles zu verstehen, in Allem das Rechte zu thun und von Allem richtig zu sprechen und zwar in lateinischer Sprache, welche schön, den Völkern gemein sei und zur gelehrten Bildung nöthig. Im Vestibulum sollten die Fundamente der Sprache gelegt, in der Janua das Nothwendige des Baues aufgeführt, im Atrium die Zierrathen desselben hinzugefügt werden. Dann möge der Schüler in die Paläste der Autoren eintreten, das ist, in ihre weisen Bücher, damit er weise, klug und beredt werde.

Die zweite Abtheilung handelt von der Eintheilung der Dinge; lauter Substantiva werden genannt. Z. B. sidera sunt: Sol. Luna. Stella. In sole sunt: Lux. Radius. Lumen. Sine lumine est: Umbra. Caligo. Tenebrae. . . .

Apud lanionem: Farcimen. Perna. Lardum. Arvina. Adeps. Sebum etc.

In der dritten Abtheilung werden die Modi rerum aufgeführt, hier walten die Adjectiva vor. Z. B. Sol est clarus vel obscurus. Luna plena vel dimidia. Stella fixa vel vaga.

1) Opp. did. 1, 302. Die Vorrede ist vom 4. Janur 1633.

2) Opp. did. 2, 293. Die Vorrede ohne Datum. Dieß Vestibulum folgt unmittelbar auf die, 1648 herausgegebene Methodus novissima, in welcher es S. 163. 173. beschrieben ist. Es ist nur ein Fragment in den Opp. did. gegeben.

3) Opp. did. 3, 141.

Die vierte Abtheilung ist überschrieben: Mentiones rerum. Z. B. Quis ibi est? Is quem vides. Quid fert? Id quod vides. Hier die Pronomina.

Im fünften Abschnitt: Motus rerum überschrieben, werden die Verba aufgeführt. Z. B. Quaeque res potest aliquid esse, agere pati ... Dei actio est creare, sustentare, beare ... Sentire est: videre, audire etc. Hierauf folgen die verschiedenartigen actiones hominis, z. B. per membra corporis, per animam etc.

Der sechste Abschnitt, überschrieben: Modi actionum et passionum, begreift die Adverbia. Z. B. Ubi est? hic, illic, ibi etc.

Der siebente Abschnitt: Circumstantiae rerum et actionum gibt die Präpositiones. Z. B. Quod movetur, movetur ab aliquo praeter aliquid, ad aliquid.

Im achten Abschnitt: Cohaerentiae rerum et actionum sind die Conjunctiones. Z. B. Ego et tu, illeque sumus homines etc.

Im neunten Abschnitt: Compendia rerum et verborum finden sich die Interjectiones. Z. B. heus tu! Ecce me! etc.

Der zehnte Abschnitt ist überschrieben: Multiplicatio rerum et verborum. Dieser letzte Abschnitt gibt einige Beispiele von Erzeugung und Verbindung der Worte. Z. B. Doctus Doctor docet dociles doctrinam etc.

Wenn die Janua und das Atrium jedes 1000 Sätze enthält, so das Vestibulum nur halb so viel, nämlich 500.

An das Vestibulum schließen sich Rudimenta Grammaticae an. Das erste Kapitel handelt von den Buchstaben; die Kapitel 2—10 entsprechen den gleichzahligen Abschnitten des Vestibulum. Z. B. Kap. 2 handelt vom Nomen und gibt in der Kürze die Declinationen; Kap. 5 handelt vom Verbo, den Conjugationen ꝛc. Das 10. Kapitel gibt die Begriffe von primitivis, derivatis und compositis; das 11te stellt 15 einfache Regeln der Syntax auf.

Auf diese Grammatik folgt noch ein Repertorium vestibulare sive Lexici latini rudimentum, in welchem alle im Vestibulo vorkommenden Wörter alphabetisch aufgeführt sind mit der Zahl des Satzes (unter den 500), in welchem es vorkommt. Z. B. Cano (cecini, cantum) 457. Im Satz 457 heißt es: Cantoris est canere.

In einem Briefe schreibt Comenius an Tolnai,[1] Lehrer der ersten (untersten) Schulklasse in Patak, über seine Lehraufgabe, insbesondre über die Benützung des Vestibulum 2c. Er erhalte Schüler, welche ihre Muttersprache lesen und schreiben könnten, in ihnen solle er den Grund zum Latein legen, auch die Anfangsgründe der Musik und der Arithmetik ihnen beibringen.

Die Anordnung im Vestibulum scheine nur rein sprachlich zu sein, indem mit Substantivis der Anfang gemacht werde, dann die Adjectiva folgten u. s. w. Aber diese Anordnung sei zugleich im tiefsten Sinne Ordnung der Dinge, indem man mit Aufzählung der Dinge selbst beginne, dann ihre Haupteigenschaften (primaria rerum accidentia) folgen laße u. s. w.

Er habe das Vestibulum gern mit Bildern, wie sie der Text verlange, ausstatten wollen, um dadurch die Knaben zu locken und damit sich ihnen alles um so beßer einprägen möchte, aber es nicht gekonnt, weil ihm ein Künstler zur Ausführung gefehlt. Die Bilder müße nun der Lehrer durch Erklärung der Dinge, Vorzeigen und sonstiges Vergegenwärtigen derselben, so gut es sich thun laße, ersetzen. Fiele eine solche Berücksichtigung der Dinge weg, so sei der Unterricht todt; „dieß parallel laufende Kennenlernen der Dinge und Worte sei eben das tiefe Geheimnis der Methode.“[2] Damit dieß leichter ausgeführt werde, solle dieselbe Nomenclatur (das Vestibulum) in die Muttersprache übersetzt und nach Anleitung dieser Uebersetzung müßten mit den Schülern, ehe nur vom Latein die Rede wäre, zuerst die Sachen durchgenommen werden. Hierbei könnten sie ihre Aufmerksamkeit ganz den Sachen zuwenden: so würden sie nicht zugleich durch unbekannte Dinge und eine unbekannte Sprache, sondern nur durch die ersteren in Anspruch genommen.

B. Janua.

Die erste Ausgabe der Janua reserata von 1631 habe ich oben charakterisirt. Von dieser verschieden ist die Janua, welche Comenius

1) S. 134 l. c. Diese Briefe des Comenius an die Lehrer erinnern sehr an Sturms epistolae classicae.

2) Rerum enim et verborum parallela cognitio profundum illud Methodi mysterium est. Pag. 138 l. c.

in seiner Methodus novissima beschreibt. Sie besteht aus einem Textus, welcher mit der ursprünglichen Janua übereinstimmt, an diesen schließt sich ein Lexikon, diesem eine Grammatik an — es sind dieselben drei Theile, wie beim Vestibulum. [1]

Die dritte Umarbeitung der Janua verfertigte Comenius zugleich mit der dritten Ausgabe des Vestibulum für die Schule von Patak. Sie beginnt aber nicht wie dieses mit dem Textus, welchem Grammatik und Lexikon folgen, sondern umgekehrt geht sie vom Lexikon auf die Grammatik, von dieser auf den Textus über. Das Lexikon führt den Titel: Sylva latinae linguae vocum derivatarum copiam explicans, sive Lexicon januale. [2] Es ist ein Etymologicum, dessen Einrichtung jeder einzelne Artikel zeigt. Z. B.

Fin-is-it omnia, et ostendit rei-em, [3] h. e. -alem causam. De-ibus agrorum saepe sunt lites, quas-itor de-it distinguens agrum tam ab agris-itimis (seu af-et con-ibus) quam a con-iis inde-itis. Si vero inter af-es (af-italae junctos) jurgia exoriuntur, judex prae-it diem prae-itum, quo ea-aliter de-iat; nam-ita esse convenit; non in-ita; in-itas Dei est.

Auf solche Weise hat er etwa 2500 Wurzeln und ihre Derivata und Composita aufgeführt und gibt dann noch Regeln der Derivation und Composition.

Der Lehrer sollte in etwa 4 Monaten zuerst dieß Lexikon mit seinen Schülern durchnehmen; Worte müßten sie zuerst kennen lernen, diese seien die einfachen Elemente der Rede. Er nennt das Lexikon einen Wald, die Wurzelworte mit ihren Derivatis und Compositis sind ihm einzelne Bäume mit ihren Verzweigungen. Diese sind das Bauholz, welches im zweiten Lehrbuch der Klasse, der „Grammatica janualis continens Residuum Grammaticae vestibularis“ zugehauen und für den Bau der Rede zubereitet wird.

1) Opp. did. 2, 299 ist nur die Januae linguarum Grammatica nach dieser zweiten Bearbeitung gegeben. Vgl. Method. nov. Opp. 2, 181.

2) Opp. did. 3, 219.

3) D. i. *Finis finit* omnia et ostendit rei *finem*, h. e. *finalem* causam etc. Zu größerer Klarheit müße das entsprechende Deutsche hinzugefügt werden, verlangte Comenius später (Opp. 4, 60). Z. B.

Am-are -or -ator.
Lieb-en -e -haber.

In der Einleitung zur Grammatik beklagt sich Comenius über die Fehler der früheren Sprachlehren, indem er sich besonders auf den trefflichen Gerard Vossius beruft. Unsre Grammatiken, sagt Vossius, enthalten eine Last von Regeln und Ausnahmen, welcher die Knaben unterliegen, so viel Ueberflüßiges müßen sie lernen, nur um es bald zu vergeßen; und wie viele falsche Regeln enthalten diese Grammatiken überdieß. Lipsius, führt Comenius an, spreche drum vom Läppischen, Caselius vom mehr als Läppischen der Grammatiken, beide kämen darauf: es sei beßer, das Latein nur durch Lesen der Autoren zu erlernen. Dem stimmt Comenius aber nicht bei; der bloße Usus sei blind, er müße erst durch Regeln zur festen Ueberzeugung werden. Weiterhin sagt er, bei Entwerfung seiner, an die Fundamente des Vestibulum sich anschließenden Grammatica janualis sei er vorzüglich dem G. Vossius gefolgt.

Die Folge der Kapitel dieser Grammatik ist:[1] de Litera. Syllaba. Voce. Phrasi. Sententia. Periodo. Oratione; sie führt die einfachen Anfänge der Grammatica vestibularis weiter aus, das Subtilste, die Feinheiten der Sprache spart sie jedoch der folgenden höhern Klasse auf.

Von der Grammatik gehen dann die Schüler zum dritten Theile, zum „Janualis rerum et verborum contextus, historiolam[2] rerum continens.“ Es ist dieß eine Umarbeitung der früheren Janua reserata, doch ausführlicher und gelehrter ausgestattet, als diese, wiewohl beide in 100 Abschnitten 1000 Paragraphen enthalten. In der ersten Janua besteht jeder Paragraph aus einer einzigen meist kurzen Periode, in der zweiten sind die Paragraphen häufig weit länger.

C. Atrium.

Dieß Atrium[3] charakterisirt Comenius schon in der Methodus novissima; er hat es aber erst für die Schule von Patak ausgearbeitet.[4] Es zerfällt in dieselben drei Theile, wie die vorigen Lehrbücher, die

1) Opp. did. 3, 428.

2) Ebend. 474.

3) Ebend. 451. Es ist hier ein sich weit ziehendes Verdrucktsein der Seitenzahlen, die Seite 451 folgt auf 592.

4) Opp. did. 2, 163. 197. 458. David Vechner gab vor Comenius 1636 ein Fragment: Proplasma Templi Latinitatis (Opp. did. 1, 318), welches wie das Atrium auf die Janua als Schulbuch folgen sollte. Vgl. Opp. did. 2, 83.

Ordnung weicht aber von der des Vestibulum wie der Janua ab, denn Grammatik macht den Anfang, ihr folgt der Textus, diesem das Lexikon. Die Grammatik des Atrium nennt Comenius Ars ornatoria sive Grammatica elegans. Er definirt sie: eleganter loquendi ars. Eleganter loqui est: animi sensa aliter quam sermonis nativi leges requirunt, eloqui; et tamen intelligi suavius quam intelligeremur, si sermonis ductu nativo uteremur. — Aus dieser Definition ergibt es sich, daß Comenius hier nicht etwa von dem, was man feines, von Barbarismen freies Latein nennt, spricht, sondern vielmehr von etwas, was man sonst in der Rhetorik abhandelt.

Auf die Grammatik folgt das eigentliche Atrium, welches wiederum in 100 Abschnitten und 1000 Paragraphen eine Encyklopädie gibt, ausführlicher und gelehrter, als die der vorangegangenen Janua. Diesem wollte Comenius noch ein Lexicon latino-latinum hinzufügen, was jedoch nicht erschienen ist.

5. Die Klassiker.

Wenn die Schüler in der untersten ersten Klasse das Vestibulum, in der folgenden zweiten die Janua, in der dritten das Atrium als vorbereitende Lehrbücher gehabt, so sollten sie zuletzt in eine vierte Klasse, aus dem Atrium in die Palatia der Autoren eintreten. Denn, sagt Comenius:[1] wenn wir die Jugend nicht durch das Vestibulum, die Janua und das Atrium in die Palatia der Autoren selbst einführen, so würden wir so lächerlich sein, wie einer, der auf mühsam gesuchtem, gefundenem und zurückgelegtem Wege bis an das Thor einer Stadt gelangt wäre und dennoch nicht hineingienge. — Es sollten nun die Schüler dieser vierten Klasse im ersten Vierteljahr den gewöhnlichen lateinischen Styl üben, im zweiten, Reden aus römischen Historikern und ciceronianische lesen, zugleich oratorische Stylübungen vornehmen; im dritten Vierteljahr den Ovid, Horaz und Virgil lesen, um mit dem poetischen Styl bekannt zu werden (ligati styli causa); zuletzt sollten sie die laconischen Schriftsteller (laconicos scriptores), vornämlich den

1) Opp. did. 3, 132. Er sagt es in seiner Abhandlung über die in drei Klassen getheilte Schule in Patak, um die Nothwendigkeit der Stiftung einer vierten Klasse darzuthun und charakterisirt die Aufgabe dieser Klasse. S. unten: Schola pansophica.

Seneca und Tacitus kennen lernen, auch Anleitung bekommen, Briefe, Reden und Gedichte zu schreiben.

Nähere Anweisung, welche Autoren und wie sie gelesen werden sollen, gibt Comenius in seiner Methodus novissima.[1]

Seine drei Lehrbücher, sagt er hier, führten den Schüler dahin, Latein zu verstehen und nicht unlateinisch zu schreiben und zu sprechen. Dann müße dieser zu den Autoren übergehen, um aus ihnen genauere Realkenntnisse, einen beßern Styl und praktische Klugheit zu erlernen. Er müße sich nicht auf Cicero beschränken, da dieser ja weder die ganze Latinität, noch alle und jede Realien enthalte. Den Terenz und Plautus zu lesen sei wegen des zum Theil unzüchtigen Inhalts bedenklich: um Latein sprechen zu lernen, seien sie jedoch die besten, wie Cicero der beste in Bezug auf Periodenbau. Für den laconischen Styl sei Seneca Muster, für den epischen Virgil, für den elegischen Ovid, für den lyrischen Horaz. Aus Plinius, Vitruv, Cäsar u. A. könne man Realien entnehmen. — Man müße die Autoren nicht oberflächlich lesen, sie excerpiren und nachahmen; letzteres theils durch Rückübersetzungen, dann indem man sie verkürze oder Zusätze zu ihnen mache, endlich, indem man den Inhalt des Klassikers auf andere Personen, Verhältnisse u. s. w. übertrüge. Der Schüler solle hierzu nur Ein Muster nehmen, z. B. den Cicero, in welchen er sich durch tägliche, ja stündliche Stylübungen ganz hineinbilde.[2] Doch müße er sich wohl hüten, nicht in einen leeren Phraseologen auszuarten.[3]

Mit größerem Rigorismus urtheilt Comenius in seiner frühern Didactica magna über die heidnischen Bücher.[4] Terenz, Plautus, Cicero u. A., sagt er, herrschen in unsern Schulen, welche nur dem Namen nach christliche sind. Daher die Gelehrten, selbst die Theologen, nur äußerlich Christo angehören, während Aristoteles sie innerlichst beherrscht.

1) Opp. did. 2, 199.

2) Sentiet enim se in illius genium ita transformatum, ut nihil nisi quod Ciceronem sonet, auribus gratum sit. Ib. 205.

3) Non absque causa sapiens ille Bucholcerus scripsit: Italis Ciceronianis sum iniquior, quia tantum loquuntur verba non res. Et Rhetorica ipsorum plerumque est κολακευτική. Est glossa sine textu, nux sine nucleo, nubes sine pluvia: plumaeque sunt meliores quam avis ipsa. Comenius kannte offenbar den Ciceronianus des Erasmus, wie dieser bezüchtigt er besonders die Italiäner, den Bembo u. A. der paganitas.

4) Opp. did. 1, 147.

Tag und Nacht studiren sie die Klassiker, vernachläßigen aber die heilige Schrift. . . . Sollen die Knaben um des Styles willen die Unfläthigkeit des Terenz, Plautus u. A. studiren? Sollen wir dem ohnehin verderbten Menschen auf solche Weise Oel ins Feuer gießen? Haben jene Autoren auch manches Gute, so haftet doch gerade das Böse, was sie enthalten, in den Seelen der Knaben. Auch die beßern Klassiker, wie Cicero, Virgil bieten ganz unchristliche Seiten. Doch wie Israel die ägyptischen Gefäße nahm,[1] so mögen charakterfeste christliche Gelehrte aus den Klassikern Blumenlesen machen, welche von der Jugend ohne Gefahr gelesen werden können. Ganz könnten etwa nur Seneca, Epiktet und Plato der, im Christenthume schon befestigten, Jugend in die Hand gegeben werden. Um aber das Misverständnis zu vermeiden, als verbiete er allen und jeden das Lesen der Klassiker, so beziehe er sich auf Christi Verheißung, daß den Gläubigen weder Schlangen noch Gift schaden sollen. Nur müße man die im Glauben noch ganz schwachen Knaben nicht jenen Schlangen vorwerfen, sie vielmehr mit der lautern Milch des göttlichen Worts speisen.

Am strengsten spricht er sich über das Studium der Alten in einer seiner spätesten pädagogischen Schriften aus, welche er, „die Worfschaufel der Weisheit" genannt hat.[2] Er sagt hier: Beispiele der neuesten Zeit, selbst von Königen und Königinnen[3] schreckten, welche, verlockt durch heidnische Bücher, die Einfalt des Evangelii verschmäht. Könnte man Gelehrte, wie den Lipsius und ähnliche durch die Klassiker berauschte examiniren, so würde man bei ihnen keine davidische Freude am Gesetz Gottes, vielmehr Ekel finden. —

Comenius war in Bezug auf das Lesen der Alten in derselben Verlegenheit, wie andere christliche Pädadogen. Er fürchtete den Einfluß heidnischer Bücher auf die christliche Jugend — dieselbe christliche Jugend sollte aber durchaus Latein schreiben und sprechen lernen. Latein sprechen lernt sie unstreitig am besten durch wiederholtes Lesen des Terenz, und dieser ist so unzüchtig! Wie ist dieser Widerspruch zu lösen?

1) Dieselbe Vergleichung findet sich in Augustins Confessionen (7, 9) in Bezug auf das Lesen heidnischer Philosophen durch Christen.

2) Ventilabrum sapientiae Opp. did. 4, 47. Merkwürdige Retractationen.

3) Christina von Schweden ist wahrscheinlich gemeint.

6. Orbis pictus.

Außer den drei Schulbüchern — dem Vestibulum, der Janua und dem Atrium, die wir kennen gelernt, schrieb Comenius ein viertes. Es ist der Orbis pictus, welcher seit seiner ersten Erscheinung im Jahre 1657, bis auf den heutigen Tag, bald zweihundert Jahre lang, wenn auch in den verschiedensten Verwandlungen, ein Lieblingsbuch der Jugend ist.

Comenius hatte in einer Hinsicht die Unzulänglichkeit seiner Lehrbücher sehr gefühlt. Mit Betrachtung der Dinge wollte er den Anfang gemacht sehen, und in der Schulstube gab es doch nichts zu betrachten. Es ist bemerkt worden, schreibt er an den Buchhändler Michael Endter in Nürnberg,[1] daß viele unsere kleinen Bücher satt haben, weil diese von Dingen, welche durch Hülfe der Worte beigebracht werden sollen, überfüllt sind, von solchen Dingen, welche die Knaben aber nie gesehen und deren viele die Lehrer selbst nicht kennen. — Durch die Herausgabe des Orbis pictus werde aber, sagt er, dem Uebelstande abgeholfen.

Wir sahen, daß Comenius schon längst dem Text entsprechende Bilder für sein Vestibulum 2c. gewünscht, aber keinen Künstler gefunden, welcher unter seiner Leitung diese Bilder gezeichnet und in Holz geschnitten hätte. Nun dankt er im erwähnten Briefe dem Buchhändler Endter aufs herzlichste, daß er sich der Sache angenommen. „Dieß Werk," schreibt er ihm, „gehört Dir, es ist in seiner Art ganz neu. Du hast eine correcte und saubere Ausgabe des Orbis pictus gegeben, und Figuren und Bilder besorgt, durch deren Betrachten die Aufmerksamkeit erweckt, die Einbildungskraft befriedigt wird. Dieß vermehrt freilich die Kosten der Ausgabe, aber sie werden Dir gewis ersetzt werden." Weiterhin sagt Comenius, das Buch werde den Schulen sehr angenehm sein, nicht bloß, weil es ganz natürlich sei die Augen an Bildern zu weiden, sondern noch weit mehr, weil man nun beim Unterrichten ohne Anstoß fortschreiten, Lehrende wie Lernende nie stocken würden, da das in Worten Ausgedrückte nun auch dem Auge zum Anschaun geboten und so, ohne Irrthum, dem Geiste eingeprägt würde. —

Ich habe kaum nöthig, dieß berühmte Schulbuch näher zu charak-

1) Der Brief ist Lissa 1655 datirt und steht vor der, bei Endter 1659 erschienenen, Ausgabe des Atrium.

terisiren, da es, wie gesagt, in unzähligen Auflagen bis auf den heutigen Tag wiederholt herausgegeben wurde. Dem Texte nach unterscheidet sich der alte Orbis pictus des Comenius wenig von der Janua reserata; er ist eine mit Bildern versehene Janua. Die Bilder in den neueren Ausgaben sind klarer, als die der früheren; Abänderungen des Textes sind nicht glücklich. Besonders merkwürdig ist eine Vergleichung des 42sten „von der Seele des Menschen" überschriebenen Abschnitts in der Ausgabe von 1659 mit demselben Abschnitt der Edition von 1755. In ersterer sieht man die Seele leibhaftig ganz ingeniös abgebildet, nämlich in der Gestalt des Leibes, lauter gleichmäßige Punkte, ohne Licht und Schatten, schemenartig. Der Künstler wollte offenbar andeuten, daß die Seele im ganzen Leibe, so zu sagen, allgegenwärtig sei. Im Orbis pictus von 1755 sieht man dagegen abgebildet ein Auge, und auf einem Tische liest man I. I. II. I. I. II. Es dürfte schwer sein, hierin ausreichende Symbole der Psychologie zu erkennen und sie zu deuten.

Die Janua reserata des Comenius ist, trotz ihrer einstigen großen Berühmtheit, vergeßen; der Orbis pictus dagegen, wenn nicht im alten, doch im neuen Gewande vielen bekannt und lieb. Das Princip: Lehren des Sachlichen und Sprachlichen müße Hand in Hand gehen, Worte ohne Sachkunde seien leere Worte, dieß Princip war freilich von Comenius in der Vorrede zur Janua ausgesprochen, im Buche selbst aber nicht realisirt. Daher natürlich die Klagen der Lehrer und Schüler über die Halbheit jenes Schulbuchs.

Im Orbis pictus erhielt man nun ein Werk, in welchem jenes Princip, so gut es sich machen ließ, realisirt war, und viele sagten:[1] sie bedürften fortan das Vestibulum und die Janua nicht, der kürzere Weg im Orbis pictus genüge ihnen. Es ist freilich ein himmelweiter Unterschied zwischen dem, was Comenius ursprünglich wollte — ein Kennenlernen der Dinge im Originale vor allem wörtlichen Belehren über diese Dinge, und dem Betrachten der kaum zu erkennenden Bilder dieser Originale im Orbis pictus, verbunden mit dem Lesen des Textes.

Doch es ist ein Anfang, wer kann sagen, was sich mit der Zeit aus diesem Anfang entwickelt? — Das Basedowsche Elementarwerk ist

1) Opp. did. 3, 830.

der Orbis pictus des 18ten Jahrhunderts. Die chodowieckischen Bilder dieses Werks sind den alten Holzschnitten des Orbis weit vorzuziehen; aber wie steht im Uebrigen das geistlose, von falscher Aufklärung und oberflächlichem, materialistischem Realismus durchdrungene Elementarwerk hinter dem alten ernsten, religiösen Orbis pictus zurück. —

Ein sehr beachtungswerthes Lob des Orbis pictus findet sich in Joh. Matth. Gesners Isagoge.[1] „Für Anfänger in Sprachen," sagt Gesner, „dienen Bücher, aus welchen zugleich die Sachkenntnis vermehrt wird, für Jüngere die des Comenius, welche ich sehr liebe, besonders den Orbis pictus. Nicht daß des Comenius Werke vollkommen wären; allein wir haben keine beßern."

Ich wiederhole: der Orbis pictus ist der Vorläufer künftiger Entwicklungen, als Ziel steht vor Augen: nicht bloß eine kümmerliche gemalte Welt in der Schule, sondern soviel möglich die Welt im Originale kennen zu lernen, ja sich mit ihr einzuleben. —

7. Studienpläne des Comenius.

A. Drei Schulen. Akademie.

Comenius gibt in seiner Didactica magna einen allgemeinen Studienplan, in welchem er sich, wie eine Vergleichung mit den würtembergischen und sächsischen oben mitgetheilten Schulordnungen zeigt, im Allgemeinen an das Bestehende anschließt.

Er setzt hier folgende 4 Arten von Lehranstalten fest:[2]

A. Schola materna. Mutterschule.
B. Schola vernacula. Deutsche Schule.
C. Schola latina. Gymnasium.
D. Academia. Universität.

Eine Mutterschule, sagt er, müße in jedem Hause sein, eine deutsche Schule in jeder Gemeinde, eine lateinische in jeder Stadt, eine Akademie in jedem Reiche oder in jeder größern Provinz.

In der Mutterschule sollten die Kinder bis zum 6ten Jahre sein, vom 6ten Jahre bis zum 12ten in der deutschen, vom 12ten bis zum 18ten Jahre in der lateinischen, zuletzt vom 18ten bis zum 24sten auf

1) 1, 112,
2) Opp. did. 1, 164.

der Akademie. In der Mutterschule sollten vorzüglich die äußern Sinne zum richtigen Auffaßen der Dinge geübt werden; in der deutschen Schule die innern Sinne, Einbildungskraft und Gedächtnis. Da müßten auch die durch die äußern Sinne innerlich eingeprägten Bilder der Dinge wieder äußerlich ausgeprägt und dargestellt werden, durch die Hand und die Zunge, durch lesen, schreiben, malen, singen u. s. w. Auf dem Gymnasium sollte man dann durch vergleichen, abwägen und tieferes Eingehen in die Dinge Verstand und Urtheil ausbilden, auf der Universität den Willen.

Hierauf charakterisirt Comenius jede der 4 Schulen.

A. Die Mutterschule.[1]

Man solle beten: ut sit mens sana in corpore sano, aber auch dazu thun. Schon während der Zeit der Schwangerschaft müße die Mutter um das Gedeihen des Embryo bitten, der Diät gemäß leben, und sich möglichst still und leidenschaftlos verhalten. Das Neugeborne müße sie selbst stillen; es sei eine höchst verdammliche Sitte, besonders adlicher Frauen, Ammen anzunehmen, eine Sitte, welche den Müttern wie den Kindern schädlich, gegen Gott und Natur sei. Säugten doch Wölfinnen und Bärinnen ihre Jungen![2] Aus Bequemlichkeit und Eitelkeit würden Ammen angenommen, die oft schwächlicher seien, als die Mütter selbst.

Man gebe den Kindern keine gewürzte Speisen, noch weniger hitzige Getränke; vor dem zwanzigsten Lebensjahre durfte kein Spartaner Wein trinken. Arznei ohne Noth gegeben, ist den Kindern Gift. — Man laße sie nach Herzenslust spielen.

Während der ersten sechs Lebensjahre wird der Grund zu Allem gelegt, was sie im Leben lernen.

In der Physik fangen sie an Steine, Pflanzen, Thiere ꝛc. kennen zu lernen, ebenso Namen und Gebrauch der eigenen äußern Gliedmaßen.

1) Ebend. 168. Aus der Schola infantiae (ebend. 197), einer genaueren Ausführung der Schola materna, entnehme ich im Folgenden Mehreres.

2) . . . Genuino foetui tuo, quem intra tot mensium decursum sub corde gestasti, naturali sanguine nutrivisti tandem lac subtrahere? Et quidem tale, quod non in matrum, sed liberorum usum, deus dedit . . . Multo conducibilius est infantili valetudini genuinae matris, quam nutricis mammam sugere, quoniam in utero jam materni sanguinis adsueverunt nutrimento. Ib. 214.

In der Optik beginnen sie damit, Licht und Finsternis und Farben zu unterscheiden, auch ihre Augen an schönen Dingen zu weiden.

In der Astronomie lernen sie auf Sonne, Mond und Sterne merken, auch darauf, daß der Mond bald voll, bald sichelförmig sei.

Die Geographie beginnen sie mit Kenntnis ihrer Wiege, der Stube, des Gehöftes, der Straßen, der Felder; die Chronologie mit Unterscheiden von Tag und Nacht, Stunde, Woche, Feiertag; die Geschichte mit dem, was ihnen selbst gestern und vorgestern geschehen; die Politik mit Kenntnis des Hausregiments; die Arithmetik mit Zählen rc.; die Geometrie mit dem Begreifen von lang, breit, Linie, Fläche, Zoll, Elle u. s. w.; die Musik mit Hören des Gesangs (im dritten Jahre können sie schon geistliche Lieder mitsingen); die Grammatik mit Aussprechen von Sylben und leichten Worten; die Rhetorik mit Aeußerungen durch Gebärden und dem Beobachten und Verstehen der Gebärden anderer. —

So sehen wir die Anfänge aller Wißenschaften und Künste im zartesten Kindesalter. Auch an der Poesie, an Rhythmen und Reimen haben die Kinder schon Freude. [1]

Hierauf geht Comenius zur ersten ethisch religiösen Erziehung über, verlangt vor Allem, daß die Eltern ein gutes Beispiel geben, dann eifert er gegen das unverantwortliche Verziehen [2] der Kinder und den Mangel an heilsamer Strenge. Weiterhin gibt er Anweisung, wie man sie zur Mäßigkeit, Reinlichkeit und zum Gehorsam gewöhnen solle; auch zum Schweigen, sobald sie geläufig reden können, nicht mehr sprechen, um reden zu lernen. — In der Taufe gebe man die Kinder ihrem Schöpfer und Erlöser zurück; forthin bete man für sie und lehre sie früh beten, lehre sie das Vater unser, den Glauben rc.

Im sechsten Lebensjahre werde das Kind reif, um die Schule zu besuchen, welche ihm ja nicht als eine Strafanstalt zu schildern sei. Oefters höre man sagen: wenn du nicht gut thust, werde ich dich in die Schule schicken, da werden sie dich mit der Ruthe bändigen. Man

1) Comenius führt Reime an, die den Kindern Freude machen, als:
O mi pulle, mi puelle, dormi belle:
Claude bellos tu ocellos, curas pelle.

2) Continere me nequeo, quin nonnullorum parentum simininum et asininum in liberos affectum reprehendam.

schildere vielmehr die Schule als sehr liebenswürdig, so daß sich das Kind zum Voraus auf den Schulbesuch freue. —

B. Die deutsche Schule.

[1] Eigentlich: Schule der Muttersprache.

In diese Schule, sagt Comenius, müßen alle Kinder gethan werden, nicht von früh auf in die lateinische, wie viele wollen.

Alle Kinder müßen unterrichtet werden. Ob sie zum Studiren fähig und deshalb in die lateinische Schule zu bringen seien, das laße sich im sechsten Jahre noch nicht beurtheilen. Jene Schule sei auch keineswegs einzig für Kinder Vornehmer bestimmt, der Wind wehe, wo er wolle, fange auch nicht zu einer festgesetzten Zeit an zu wehen.

Meine Methode, fährt Comenius fort, hat keineswegs einzig auf das, meist so erfolglos geliebte Latein ihr Absehen, [2] sie sucht vielmehr gleichmäßig den Weg zur Ausbildung aller Muttersprachen. Eine fremde Sprache lehren wollen, bevor man der eigenen mächtig ist, heißt seinen Sohn im Reiten unterrichten wollen, bevor er gehen kann. [3] Endlich, sagt er, bezwecke ich Realkenntnisse; diese können eben so gut in der Muttersprache, als in der lateinischen beigebracht, und überall statt griechischer und lateinischer deutsche Kunstausdrücke gebraucht werden.

Darauf zählt er die Lehrgegenstände der deutschen Schule auf, als: deutsch lesen, richtig schreiben, rechnen, wie es das Leben fordert, meßen, gewöhnliche Melodieen singen, Auswendiglernen geistlicher Lieder, Kenntnis des Katechismus und der Bibel, eine ganz allgemeine Geschichtskenntnis, nämlich der Schöpfung, des Falles und der Wiederherstellung des Menschen, einige Kosmographie und Kenntnis der Gewerbe und Künste. Dieß Alles sei nicht bloß für Studirende nöthig, sondern auch für künftige Oekonomen, Kaufleute rc. Die deutsche Schule solle in sechs Klassen zerfallen und für jede Klasse ein Schulbuch in der Muttersprache verfaßt werden.

1) Ib. 172.

2) Nostra methodus non solum illam, vulgo tam impotenter adamatam nympham, Latinam linguam petit.

3) In spätern Jahren tadelte Comenius sich selbst, daß er sein Vestibulum latein geschrieben, nota docendo per ignota, Vernaculam per Latinam. Quicquid notius est praecedat, Vernacula Latinae semper praeeat. Opp. did. 4, 51.

C. Die lateinische Schule.

Hier sollen vier Sprachen und die sieben Künste des Trivium und Quadrivium — Grammatik, Dialektik, Rhetorik — Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie — gelehrt werden. Zudem Physik, Chronologie, Geschichte, Ethik und biblische Theologie. Die Schule zerfalle in folgende 6 Klassen, welche binnen 6 Jahren absolvirt werden.

I. Grammatica.
II. Physica.
III. Mathematica.
IV. Ethica.
V. Dialectica.
VI. Rhetorica.

Deutsch und latein müßen die Schüler vollkommen, griechisch und hebräisch zur Nothdurft grammatisch verstehen. Dialektik und Rhetorik, sagt Comenius, laße er vorsätzlich erst nach den Realien lehren. Ohne Sachkenntnis könne man unmöglich Sachliches in vernünftiger Rede aussprechen.[1] Der abstracteren Mathematik schickt er die sinnliche und deshalb für den Anfänger leichtere Physik voran.[2]

D. Die Akademie.

Wiewohl seine Methode nicht bis zur Akademie sich erstrecke, sagt Comenius, so wolle er doch einige Wünsche aussprechen. Er verlange von der Akademie universelle Studien, eine Prüfung der ankommenden Studirenden, um zu erfahren, für welches Fach jeder besonders geeignet sei u. s. w. Merkwürdig ist des Comenius Aufforderung: eine Schola Scholarum oder Collegium didacticum zu stiften, in welchem Lande es auch sei. Es sollten sich nämlich Gelehrte verbinden, um mit vereinten Kräften die Wißenschaften zu fördern und neue Erfindungen zu machen. Er spricht den Begriff einer Akademie der Wißenschaften aus, ehe die erste Akademie der Art, die königliche Societät in London gestiftet war, indem er sich auch hierin an Baco anschließt.

1) Ut virginem non impraegnatam parere impossibile est, ita res rationabiliter eloqui impossibile eum, qui rerum cognitione praeimbutus non est.

2) Wahrscheinlich dem Baco folgend, wenn dieser sagt: Mathematica quae philosophiam naturalem terminare, non generare aut procreare debet. Nov. Org. 1, 96.

B. Schola pansophica.

Comenius ward, wie erwähnt, im Jahre 1650 nach Ungarn berufen, um dort die Schule von Patak zu organisiren. Der Schulplan, welchen er entwarf, führt die seltsame Ueberschrift: Scholae pansophicae delineatio,[1] und seltsam ist der Plan selbst. Die Namen der sieben Klassen deuten zum Theil auf ganz ungewöhnliche Ansichten. Die Schulbücher der drei untern Klassen: der vestibularis, janualis und atrialis waren das Vestibulum, die Janua und das Atrium. Auf die atrialis folgt als vierte Klasse: Philosophica, dann Logica, Politica, Theologica seu Theosophica. Diese sieben Klassen sollten binnen sieben Jahren, ungefähr vom zehnten bis zum siebzehnten Lebensjahre, zurückgelegt werden.

Man ersieht aus dem Plane des Comenius, daß es nicht seine Meinung war: in den drei untern Klassen sollten einzig Realien und Latein nach den genannten Lehrbüchern gelehrt werden. Katechese, Kalligraphie, Arithmetik, Geometrie und Musik kommen hinzu.

Ueberall zeigt sich die Bemühung von Elementen aus methodisch fortzuschreiten. Wenn sich die unterste Klasse in der Geometrie mit Punkten (!) und Linien beschäftigt, so die zweite mit ebenen Figuren, die dritte mit Körpern.[2]

In der vierten Klasse sollte das Griechische hinzukommen, Latein für diese Klasse ganz zurücktreten, so daß erst von der fünften an lateinische Autoren gelesen würden, und zwar in der Absicht, den Styl zu bilden.[3]

In jeder Woche bestimmte Comenius eine Stunde zum Vorlesen von Zeitungen,[4] um so die Geschichte der Gegenwart und Geographie zu erlernen. — Geistliche Musik sollte täglich gesungen werden, wovon sich keiner, auch kein Adlicher ausschließen dürfe; bestimmte Stunden wurden für Figuralmusik ausgesetzt.

1) Opp. did. 3, 20.

2) An diesem Beispiele sehen wir auch schon dieselben Misgriffe, wie sie später in der Pestalozzischen Schule sich finden.

3) Verba rara, phrases pulchras, inprimis autem sententias elegantes, et sic succum omnem extrahant, aus Cicero, Sallust 2c.

4) Ib. 28 . . . praelegantur ordinariae mercatorum novellae. So der Mercurius Gallo-Belgicus.

Spiele und Turnen, heißt es, seien so wenig zu verbieten, daß man sie vielmehr fördern müße, als: Laufen, Springen, Ringen, Ballspiel, Kegel ꝛc., auch solle man Spaziergänge mit den Knaben machen.

Dramatische Aufführungen empfiehlt Comenius sehr, unter Anderm, damit die Knaben sich gewöhnen, „jede Rolle anständig zu spielen.“[1] Doch verwirft er die unsaubern Stücke der Alten, gibt dagegen seltsame andere an, welche von den Klassen aufgeführt werden könnten. So sollte die vierte Klasse aufführen: der Cyniker Diogenes oder vom compendiösen Philosophiren. Die fünfte Klasse, heißt es, könne ein sehr schönes Schauspiel geben, nämlich: „den Wetteifer der Grammatik, Logik und Metaphysik, die um den Vorzug streiten und endlich freundlich sich küssen und darüber verständigen, wie sie weislich im Reiche der Weisheit alles verwalten wollen. Welches Drama, das aus 50 Personen bestehet, sehr anmuthig ist.“ Die sechste Klasse sollte den Salomo, die siebente David darstellen. —

Die Wände der Schulstube jeder Klasse seien mit Bildern und Inschriften zu bedecken, welche der Aufgabe der Klasse entsprächen.

Die ganze Schule und jede einzelne Klasse müsse eine Republik repräsentiren, einen Senat, einen Consul und Prätor haben.

Drei Lehrstunden sollten Vormittags, drei Nachmittags fallen, zwischen je zwei Lehrstunden könnte eine halbstündige Pause eintreten. —



Nur die untersten drei Klassen der pansophischen Schule traten ins Leben, der ungarische Adel wollte die vier übrigen nicht, was den Comenius sehr kränkte. Wo man nur Stückwerk verlange, sagt er, könne ein allgemeineres Studium nicht aufkommen, und nichts Neues, wo man am Gewöhnlichen klebe. Doch schickte er sich in die Umstände und schrieb damals die Abhandlung: „Ueber einen leichten, kurzen und angenehmen Weg, um die lateinischen Autoren fertig zu lesen und klar zu verstehen, über die in drei Klassen eingetheilte Schule.“[2]

1) Personam quamcunque honeste agere.

2) Opp. did. 3, 113. Die Abhandlung ist vom Jahre 1651; sie enthält vieles, was Comenius schon in der Methodus novissima gesagt.

8. Das Latein und die Muttersprachen.

Nach Comenius sollten die Muttersprachen gelehrt werden. Darum verlangte er eine schola vernacula, in welche jedes Kind aufzunehmen sei, mochte es späterhin studiren oder nicht. Studirte es, so sollte es aus der schola vernacula in die schola latina übertreten. — Aufs stärkste erklärt er sich wiederholt gegen die Vernachläßigung der Muttersprachen und lobt Schottel und die fruchtbringende Gesellschaft, welche sich des Deutschen angenommen.[1]

Warum wollte er aber das Latein von den Knaben so eifrig getrieben wißen? Er verlangt es mit einer Strenge, wie nur immer Trotzendorf und Sturm, diese vernachläßigten jedoch das Deutsche ganz. Fordert ja Comenius von den Knaben „tägliche, ja stündliche lateinische Stylübungen" und eine Nachahmung Ciceros, um sie ganz zu ciceronisiren, auch ein stetes Lateinsprechen in und außer der Schule![2]

Sein Ziel war: Latein sollte auf der ganzen Erde als Universalsprache herrschen, als ein Gegengift der babelschen Sprachverwirrung. Was die römische Hierarchie für die Einheit der Kirche, das wollte Comenius für die Einheit der Menschheit; alle Völker sollten sich durch Eine gemeinsame Sprache zu verständigen im Stande sein.

Er stellt den Grundsatz auf: man müße das Latein in seinem ganzen Umfang inne[3] haben. Das sei jedoch nicht so zu verstehen, als solle man alle und jede Worte der Sprache kennen. Gestehe doch Cicero selbst, er kenne die Ausdrücke der Handwerker nicht. Natürlich, da er die Werkstätten nicht besuchte. So lege man es auch bei uns Niemanden zur Last, wenn er dergleichen Ausdrücke in seiner Muttersprache nicht wiße. Was man daher unter dem Innehaben einer Sprache in ihrem ganzen Umfange verstehen müße, das richte sich nach jedes Einzelnen Stande und Bedürfnis. Alle müßten nämlich die gemeinsame Sprache aller kennen, dazu aber der Arzt die eigenthümlichen technischen Ausdrücke der Medicin, der Theolog die theologischen u. s. w.[4]

1) Opp. did. 2, 219.
2) Ib. 204. 205.
3) Ib. 152 sqq.
4) Vgl. Didact. magna 127, wo Comenius übereinstimmend mit der angeführten Stelle der Methodus novissima sagt: Deinde sequitur, nemini totius alicujus linguae cognitionem necessariam esse, et si quis eam captet, ridiculum fore et

Diesem richtigen Princip ist Comenius in seinen Lehrbüchern nicht treu geblieben. Sie wimmeln von esoterisch-technischen Ausdrücken, da sie doch der allgemeinen Bildung dienen sollen. Mit unsäglicher Mühe hat er eine Menge Werkstätten- und Marktlatein zusammengebracht, daß man kaum begreift woher; vielleicht sind viele Ausdrücke von ihm selbst gebildet. Es ist ein Latein! — Döderlein selbst würde es nicht immer verstehen und meist vergebens im Lexikon Hülfe suchen. Man lese z. B. die Kapitel vom Brodbacken, vom Fleischerhandwerk, von der Kochkunst. Da heißt es: Placentarum species sunt: Similae, Spirae, Crustulae, Lagana, Liba, Scriblitae (Striblitae), Teganitae, Globuli, Boletini, Obeliae, Tortae, Artocreata. Zu gutem Glück fügt Comenius die Uebersetzung hinzu: „Die Arten der Kuchen sind: Semmeln, die Pretzeln, die Eisenkuchen, die Plintzen, die Fladen, die Streublein." Die armen Knaben, wenn sie Lucanicae, botuli, tomatula, hillae, apexabones, tuceta, isicia u. s. w. merken sollten. Und wozu merken? Etwa um mit dem Metzger latein zu sprechen? Und wenn im classischen Latein einheimische Männer solch Sprechen mit anhörten, was würden sie dazu sagen? Oder vielmehr, was haben sie geurtheilt über das Latein der Janua reserata? Scatet barbarismis Janua, sagte z. B. Morhof. Kennt ein Knabe, ja kennt ein Mann die meisten Handwerksausdrücke so wenig in seiner Muttersprache, als Cicero sie in der seinigen kannte, so billigt Comenius dieß Nichtkennen. Warum will er nun den Schülern die unerträgliche Last auflegen, jene Ausdrücke sich sogar auf Latein einzuprägen? Würde selbst Latein die Universalsprache aller Völker — wozu nicht die geringste Aussicht ist — so ist es doch ganz undenkbar, daß sich etwa ein Deutscher mit einem türkischen oder japanischen Metzger im comeniusschen Metzgerlatein unterreden könnte. —

Offenbar ist daher das Latein eines Drittheils, ja vielleicht des halben Orbis pictus dem Schüler zu gar nichts nütze, und das halbe Buch dürfte sonach mehr Werth haben, als das ganze.

Was bewog aber den Comenius im Widerspruch mit den von ihm aufgestellten Principien, ein so übervollständiges Schulbuch zu schreiben?

inceptum. Nam ne Cicero quidem totam latinam linguam scivit, ut qui Opificum vocabula ignorare se fatetur, numquam scilicet cum sutoribus, cerdonibus conversatus, ut illorum operas inspectaret, et omnium quae illi tractant appellationes addisceret. Et quo usu ea didicisset?

Ich meine: seine Ansicht vom Parallelismus der Dinge und der Worte; eine der Realwelt adäquate Sprachwelt steht ihm als Ideal vor der Seele.[1] Sollte nun der Orbis pictus die vollständige Realwelt begreifen, so mußte, wohl oder übel, die verbale Erklärung der Bilder gleiche Vollständigkeit haben. —

9. Methodus novissima.[2]

Zwanzig Jahre, nachdem Comenius die Didactica magna geschrieben, gab er die Methodus novissima heraus, welche er, vom Kanzler Oxenstiern aufgefordert, ausgearbeitet hatte. Dieß Werk hat nicht die Frische und Kühnheit der Didactica, dagegen ist es planmäßiger gearbeitet. — Es sollte ja ein Studienplan sein, ja die Principien enthalten, welche jedem rationellen Studienplane zu Grunde liegen müßten.[3] —

Als die drei Hauptstücke seiner Methode nennt hier Comenius: den Parallelismus der Dinge und Worte; die lückenlose Stufenfolge des Unterrichts und das leichte, angenehme, schnell förderndе Verfahren bei seinem Unterrichten, da der Schüler in steter Thätigkeit sei.[4] Könnte die Methode, sagt er, so genau in Vorschriften gefaßt werden, als sie von mir gedacht ist, so würde sie einem gut ausgeführten Uhrwerk gleichen, das taktfest sich bewegt und durch seine Bewegung auch Schlafenden und anderweitig Beschäftigten die Zeiten mißt, ohne abzuweichen, wenn es aber abweicht, leicht wieder ausgebeßert wird.[5]

Der Geist denkt, die Zunge spricht, die Hand schafft, daher Wißenschaft der Dinge, Kunst der Werke und Rede.

In Gott sind die Ideen, die Urtypen, welche er den Dingen aufprägt, die Dinge wiederum prägen ihre Bilder den Sinnen ein, die Sinne theilen sie dem Geiste mit, der Geist der Zunge, die Zunge den Ohren anderer, eine leibliche Vermittlung, da sich die in Leibern eingeschloßenen Geister nicht auf rein geistige Weise unter einander verständigen können.[6]

1) Condendam suademus rerum et verborum tabulaturam quandam universalem, in qua mundi fabrica tota et sermonis humani apparatus totus, parallele disponantur. Opp. did. 2, 53.

2) Opp. did. 2, 1. seqq.

3) Mehreres aus der Methodus ist schon gehörigen Orts mitgetheilt worden.

4) Ib. 211. — 5) Ib. 14. — 6) Ib. 24.

Jede Sprache ist in dem Maß gebildet, als sie eine vollständige Nomenclatur besitzt, für alle Dinge Worte hat, als bei ihr eine allgemeine lexikalische Uebereinstimmung hinsichtlich des Sinns der Worte stattfindet, und sie die Rede nach festen (grammatikalischen) Gesetzen bildet.[1]

Es ist eine Quelle von Irrthümern, wenn sich die Dinge den Worten anbequemen müßen, nicht umgekehrt[2] die Worte den Dingen.

Dieselben Eintheilungen gelten für Worte wie für Dinge, wer Einsicht in die Wechselverhältnisse der Worte hat, der beobachtet die analogen Verhältnisse um so leichter an den Dingen selbst.[3]

Die vollkommenste Sprache, sagte Vives, würde die sein, deren Worte die Natur der Dinge aussprächen, welcher Art Adams Sprache gewesen sein dürfte, in welcher er die Dinge benannte. Und Comenius glaubt, es könne eine reale Sprache geschaffen werden, in welcher jedes Wort eine Definition repräsentire und die schon durch ihren Klang dem Geiste die Naturen der ausgesprochenen Dinge vergegenwärtige.[4]

Wißen[5] heißt: etwas bilden können, sei es durch den Geist oder durch die Hand oder durch die Zunge. Denn alles geschieht durch solch Abbilden und Einbilden der Bilder der Dinge. Wenn ich nämlich ein Ding sinnlich auffaße, so prägt sich dessen Bild dem Gehirn ein; bilde ich das Ding ab, so präge ich dessen Bild der Materie auf. Spreche ich aber das gedachte oder abgebildete Ding in Worten aus, so präge ich es der Luft und durch diese dem Ohr, Gehirn und Geiste eines andern ein. Die erste Art des Einbildens heißt Scire, Wißen; auf die zweite und dritte Weise bilden können, heißt „Scire, Können." So faßt Comenius das Wißen mit der bildenden und Rede-Kunst in Einen Begriff des Bildens. Das Wißen ist ihm ein Bilden, wobei sich der Mensch receptiv verhält, der Geist empfängt die Bilder durch die Sinne, wie eine lebendige daguerreotypische Platte, es ist der Prozeß

1) Ib. 50. — 2) Ib. 52. — 3) Ib. 62. — 4) Ib. 67. 68. — 5) Ib. 94. Diese schwer übersetzbare Stelle lautet im Originale so: Scire est aliquid effigiare posse: seu mente, seu manu, seu lingua. Omnia enim fiunt effigiando, seu imaginando, h. e. imagines et simulacra rerum effingendo. Nempe cum rem sensu percipio, imprimitur imago ejus cerebro. Cum similem efficio, imprimo imaginem ejus materiae. Quando vero id quod cogito, aut efficio, lingua enuntio, imprimo ejusdem rei imaginem aëri, et per aërem alterius auri, cerebro, menti. Primo modo imaginari dicitur Scire, Wißen: secundo et tertio posse imaginari, dicitur Scire Können.

des Einbildens. Diesem entgegengesetzt ist der Prozeſs des Ausbildens, da der Geist sich in den bildenden und redenden Künsten schaffend äußert. —

Bei jeder Wißenschaft, fährt Comenius fort, sei ein dreifaches, er nennt es: Idea, Ideatum und Ideans. Idea ist ihm das Urbild (Imago archetypa), das Object der Wißenschaft, Ideatum ist das Abbild, das Product der Wißenschaft, Ideans das producirende Instrument, nämlich der Sinn, die Hand, die Zunge. Wißenschaft nimmt er in dem angegebenen Sinne. —

Lernen [1] heißt: von einem Erkannten zum Wißen eines Unbekannten fortschreiten, wobei also ein dreifaches in Betracht kommt: ein Unbekanntes, ein Bekanntes und die geistige Bewegung, um vom Bekannten aus das Unbekannte zu erreichen.

Alles werde durch Beispiele, Regeln und Uebung gelehrt.

Dem Verstande muß das Wahre, dem Willen das Gute, der schaffenden Kraft das Mögliche als Beispiel vorgehalten werden, woran sich das durch Regeln geleitete Ueben anschließt. Die Regeln darf man nicht den Beispielen voranschicken. — Handwerker verstehen sich hierauf gut, keiner wird dem Lehrjungen einen theoretischen Vortrag über sein Gewerbe halten, sondern er läßt ihn zusehen, wie er, der Meister, es angreift, dann gibt er ihm das Werkzeug in die Hände und lehrt ihn damit umzugehen und es ihm nachzumachen. [2] Thun kann nur durch Thun gelernt werden, Schreiben durch Schreiben, Malen durch Malen.

[3] Man gehe nicht auf ein Zweites über, bevor man nicht des Ersten mächtig; beim Zweiten wiederhole man das Erste.

[4] Man lehre stufenweise, und schreite vom Leichten zum Schweren, vom Wenigen zum Vielen, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Nähern zum Entfernteren, vom Regelmäßigen zum Anomalischen fort.

Zur Wißenschaft gelangen wir einmal durch sinnliche Wahrnehmung des Gegenwärtigen, dann indem wir vom Gegenwärtigen auf Abwesendes schließen, zuletzt durch Mittheilung Anderer. [5]

Augenschein ersetzt die Demonstration. Gut ists, dasselbe Ding mit mehreren Sinnen aufzufaßen. [6]

Man begreift ein Ding, wenn man sein Inneres so erkennt, wie

1) Ib. 95. — 2) Ib. 103. 129. — 3) Ib. 108. — 4) Ib. 109. — 5) Ib. 113. — 6) Ib. 114.

man sein Aeußeres durch die Sinne auffaßt. Zu diesem innern Schauen gehört ein gesundes geistiges Auge, ein klarer Gegenstand und verweilendes Betrachten.[1]

In einer bestimmten Zeit faße man nur Einen Gegenstand ins Auge, und zwar zuerst den ganzen Gegenstand, darnach seine Theile.

Beim Urtheilen vergleicht man das Abbild mit dem Urbilde (Ideatum cum Idea).[2]

Das Gedächtnis hat drei Aufgaben: einprägen, festhalten, erinnern.[3]

Die einzuprägenden Gegenstände müßen klar, zusammenhängend, geordnet sein, der auffaßende Sinn nicht überfüllt mit Eindrücken, welche sich in ihm verwirren; er sei still, nur auf Eins gerichtet und dieß mit Liebe (animo affectuoso) oder Bewunderung.

Festhalten wird durch Wiederholen, Excerpiren ꝛc.; Erinnern durch den innern Zusammenhang der Dinge erleichtert. —

Die Jüngsten müßen in sinnlichen Dingen unterrichtet werden, ihnen prägen sich die Bilder am festesten ein;[4] für sie gehören Beispiele, Vorschriften, nicht abstracte Regeln.

Der Lehrer sei nicht ein allzuguter Kopf; ist ers, so lerne er Geduld.[5] Cicero sage schon: je geschickter und geistreicher ein Lehrer sei, um so reizbarer und ungeduldiger lehre er, denn es peinige ihn zu sehen, daß seine Schüler langsam begriffen, was er schnell gelernt. —

Die schnell auffaßenden Schüler sind nicht immer die besten.[6] —

Faulheit des Schülers muß durch Fleiß des Lehrers ersetzt werden.

Anfänger müßen sich streng an die Vorschrift halten, weiter geförderte sollen von ihr unabhängig und frei verfahren, Anfänger langsam arbeiten, geförderte schneller und schneller.[7] —

Wer schnell lehren will, faße gleich anfangs das Ziel ins Auge und gehe stracks drauf los, ohne sich bei Nebensachen aufzuhalten, habe alle Lehrmittel immer bereit zur Hand und Eine Methode in verschiedenen Disciplinen, damit der Schüler bei neuen Materien nicht zugleich mit neuen Formen zu schaffen bekomme.[8]

Angenehm wird das Lernen den Schülern gemacht, wenn der Lehrer sie freundlich und ihrer Natur gemäß behandelt, wenn er ihnen

1) Ib. 116. — 2) Ib. 120. — 3) Ib. 121. — 4) Ib. 132. — 5) Ib. 133. — 6) Ib. 134. — 7) Ib. 135. — 8) Ib. 139 sqq.

das Ziel ihrer Arbeit zeigt, sie nicht bloß zusehen und zuhören, sondern zugreifen und mitsprechen läßt, auch auf Abwechslung bedacht ist.[1]

Gründlich zu lehren[2] bedarf es klarer, ausgesuchter Beispiele und Vorschriften, weniger zuverläßiger Regeln und ausdauernder Uebung. Es bedarf sicherer Fundamente, eines vorsichtigen Fortbaus, auch Vollständigkeit, Examiniren und Repetiren ist nöthig. Besonders wichtig ist es, daß jeder Schüler angehalten werde, selbst zu lehren. Fortius sagte: von seinen Lehrern habe er viel gelernt, mehr von seinen Mitschülern, am meisten von seinen Schülern.[3]

Die Schule ist eine Werkstätte der Humanität; sie soll die Menschen zum rechten fertigen Gebrauch ihrer Vernunft, Rede und ihres Kunsttalents, zur Weisheit, Beredtsamkeit, Geschicklichkeit und Klugheit ausbilden.

So erzieht man diese jungen Ebenbilder (imagunculas) Gottes, oder vollendet sie vielmehr den in ihnen durch göttliche Kunst gezogenen Umrißen von Güte, Macht und Weisheit[4] gemäß.

Die Kunst, Menschen zu bilden ist keine oberflächliche, sondern eines der tiefsten Geheimnisse der Natur (rerum) und unsres Heils.[5]

10. Unum necessarium.

Wir blickten zurück in eine frühere Vergangenheit, um des Comenius Vorläufer, wir blicken vorwärts in die spätere Zeit, um seine Nachfolger kennen zu lernen. — Erasmus, Vives, Campanella und vorzüglich Baco übten auf ihn, wie wir sahen, großen Einfluß. Ein Fünfter stand ihm der Zeit und seiner ganzen Lebensrichtung nach am nächsten, nämlich Wolfgang Ratich.[6] Manche Grundsätze des Comenius scheinen von Ratich entlehnt zu sein. Dahin gehört das Lob der natürlichen Methode im Gegensatz der herrschenden widernatürlichen, das Dringen

1) Ib. 142 sqq.
2) Ib. 145.
3) Ib. 150. Saepe rogare; rogata tenere; retenta docere. Haec tria discipulum faciunt superare magistrum.
4) Ib. 251 sqq.
5) II. 273.
6) Comenius bat, wie erwähnt, den Ratich brieflich um Mittheilungen über seine Lehrweise, erhielt aber keine. Doch kannte er Helwigs Bericht und gewiss auch die 1626 erschienene Methodus institutionis nova Ratichii et Ratichianorum.

auf Erlernen der Muttersprache, das Verwerfen des Zwangs beim Unterricht, das Voranstellen des Uebens vor den theoretischen Regeln, des Kennenlernens der Substanzen vor analytischer Betrachtung ihrer Accidenzen u. A. Bei einer Vergleichung der gegebenen Charakteristik des Ratichius mit der des Comenius, werden dem Leser noch andere Aehnlichkeiten in die Augen fallen, aber auch bedeutende Unähnlichkeiten. Waren z. B. beide Männer christlich gesinnt, so finden wir doch in Ratich einen entschiedenen Anhänger der lutherischen Confession, während dem Comenius eine Vereinigung aller Confessionen höchstes Ideal war. Ratichs Methode des Unterrichts im Latein ist von der des Comenius durchaus verschieden; wenn dieser verlangt: jeder Schüler solle beim Unterricht ununterbrochen selbstthätig sein und mitsprechen, so erlaubt Ratich nur dem Lehrer zu reden, und legt dagegen dem Schüler ein pythagoräisches Stillschweigen auf.

Der Einfluß des Comenius auf spätere Pädagogen ist unberechenbar, vornämlich auf die Methodiker. Oft dürfte es jedoch schwer zu ermitteln sein, ob diese ihn gekannt oder auf eigenem Wege Gleiches wie er gefunden haben. Wir werden bei Rousseau, Basedow und Pestalozzi vieles ganz mit Comenius Uebereinstimmende finden, was ich hier nicht vorgreifend darlegen will. —

Aber im Verfolg der Geschichte werde ich deshalb noch oft auf diesen außerordentlichen Mann zu sprechen kommen, da seine Werke die Anfänge so vieler späteren Entwicklungen enthalten. —

Comenius ist eine große, ehrwürdige Leidensgestalt. Verfolgt und heimatlos umherirrend während jener entsetzlichen, verwüstenden dreißig Kriegsjahre, verzweifelte er nicht, sondern mit ausdauernder glaubensstarker Treue arbeitete er unermüdet dahin, die Jugend beßer für eine beßere Zukunft zu erziehen. Scheint es doch, als hätte seine zweifellose Sehnsucht in einem großen Theile Europas viele, von der grimmigen Zeit niedergebeugte, ernste Männer aufgerichtet und auch sie mit der Hoffnung belebt: durch fromme und weise Erziehung sei eine gottgefälligere Generation herbeizuführen. Adolph Tasse, ein gelehrter hamburger Professor der Mathematik, schreibt:[1] „in allen Ländern Europas betreibt man das Studium einer beßern Lehrkunst mit Enthusiasmus.

1) Tasse, Verfaßer vieler mathematischen Schriften, starb 1654. Der Brief scheint aus den Vierziger Jahren des 17ten Jahrhunderts zu sein. Opp. did. 1, 455.

Hätte Comenius auch nichts weiter geleistet, als daß er eine solche Saat von Anregungen in aller Seelen ausgestreut, so hätte er genug geleistet." —

Ich erwähnte, daß Comenius in seinem 77sten Lebensjahre Bekenntnisse schrieb, aus denen wir seine Frömmigkeit kennen lernen, seine innige Liebe, seine Sehnsucht nach den verschiedensten Richtungen hin unermüdet Gutes zu wirken. Der Titel des Buchs ist: „das Eine, was noth zu wißen, was im Leben, im Tode und nach dem Tode noth, was der durch das Unnöthige dieser Welt ermüdete und zu dem Einen, was noth sich zurückziehende Greis Johann Amos Comenius in seinem 77sten Jahre der Welt zu erwägen gibt." Ein Auszug aus dieser merkwürdigen Schrift möge meine Charakteristik beschließen. [1]

„Die allgemeinen Labyrinthe [2] des menschlichen Geschlechtes habe ich beschrieben: soll ich nun meine eignen Irrsale erzählen? Ich wollte sie mit Stillschweigen übergehen, wenn ich nicht wüßte, daß ich auch Zuschauer meines Thuns und meines Leidens gehabt, und fürchtete Aergernis durch Irrthümer zu geben, die ich nicht verbeßerte. Aber weil es meinem Gotte gefiel, mir ein Herz, das dem gemeinen Nutzen zu dienen begierig ist, zu schenken, und er mir auferlegte, eine öffentliche Rolle zu spielen, und einige meiner Handlungen gemisbilligt worden sind, so glaubte ich dieß berühren zu müßen, damit, wenn einige mich für ein Muster von Fürwitz und unnöthigen Bemühungen gehalten haben, oder noch halten, sie an meinem Beispiel sehen mögen, daß man auch bei guten Vorsätzen irren könne, und durch meine Erinnerungen lernen, entweder dieses zu verhüten, oder wie ich, es zu verbeßern. Denn was der Apostel sagt: ‚Thun wir zu viel, so thun wirs Gott, sind wir mäßig, so sind wir für euch mäßig‘ (2 Cor. 5); das hat ein jeder treue Knecht Gottes auf sich zu ziehen, damit, wo er etwa geirrt, er

1) Der lateinische Titel des mir vorliegenden Buchs ist: Unum necessarium in vita et morte et post mortem, quod non-necessariis mundi fatigatus et ad Unum Necessarium sese recipiens senex J. A. Comenius anno aetatis suae 77 mundo expendendum offert. Terent. Ad omnia aetate sapimus rectius. Edit. Amstelodami 1668, nunc vero recusum Lipsiae 1734. Joh. Georg Müller gab im zweiten Bande der „Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst" einen Auszug aus Comenius Schrift, dem ich großentheils folge.

2) Er erklärt im Anfang des Buchs das Mährchen von dem Labyrinth des Minos als ein lehrreiches Bild von den vielfachen Verirrungen der Menschen, daher die öftere Wiederholung dieses Bildes im Verfolg.

Gott seinen Irrthum bekenne, und, wenn er selbst gelernt hat diesen Irrthum zu verbeßern, er es seinem Nächsten zu Nutzen kommen laße.

Ich danke also meinem Gott, der gewollt, daß ich zeitlebens ein Mann der Sehnsucht sein sollte.[1] Und ob Er gleich dadurch mich in manche Labyrinthe hat gerathen laßen, so gewährte er mir es doch, daß ich mich entweder aus den meisten bereits wieder herausarbeitete, oder er führt mich selbst noch jetzt an seiner Hand zum Anschauen der seligen Ruhe. Denn die Sehnsucht nach dem Guten, wie sie auch immer in eines Menschen Herzen sei, ist allezeit ein Bächlein, das aus der Quelle alles Guten, aus Gott, herfließt. Die Schuld liegt an uns, wenn wir nicht dem Bächlein folgend, bis zu seiner Quelle hinauf oder bis zu seinem Ausfluß ins Meer gelangen, wo die Fülle und Sättigung alles Guten ist. Doch Dank sei der Güte Gottes, sie führt uns durch die manchen Irrgänge unserer Labyrinthe an dem geheimen Ariadnefaden seiner Weisheit immer endlich wieder zu Ihm, der Quelle und dem Meer alles Guten, zurück. Auch mir ist dieß widerfahren, und ich freue mich, daß ich nach so unzähligen seither gehabten Begierden nach beßern Dingen, deren Zahl ich nicht weiß, immer näher dem eigentlichen Ziele all meines Verlangens zugeführt werde, indem ich erkenne, daß all mein Thun bisher entweder ein bloßes Hin- und Wiederlaufen einer geschäftigen Martha gewesen, (doch aus Liebe zu dem Herrn und seinen Jüngern!) oder nur ein Wechsel des Laufens und der Ruhe. Nun aber liege ich endlich mit Maria zu den Füßen Jesu, und spreche mit David: ‚das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte!‘

Ich habe gesagt, daß ich alle meine Arbeiten um des Herrn und seiner Jünger willen aus Liebe übernommen habe; ein andres ist mir nicht bewußt, und verflucht sei jede Stunde und jeder Augenblick, der in irgend einer Thätigkeit anders angewandt wurde! —

Eine meiner vorzüglichen Bemühungen bezog sich auf die Schulverbeßerungen, die ich aus Verlangen, die Jugend in den Schulen aus den beschwerlichen Labyrinthen herauszuführen, worein sie verwickelt worden war, über mich nahm und viele Jahre fortsetzte. Einige hielten dieß für eine dem Amte eines Theologen fremde Sache, als ob

1) Er war, wie ein merkwürdiges neues Buch den Titel führt, un Homme de désir.

Christus diese zwei: ‚weide meine Schafe und weide meine Lämmer!‘ nicht verbunden und beide seinem geliebten Petrus aufgetragen hätte! Ihm, meiner ewigen Liebe! sage ich ewigen Dank, daß Er solche Liebe zu seinen Lämmern in mein Herz gelegt und Segen gegeben hat, daß die Sache dahin gedieh, wohin sie gediehen ist. Ich hoffe und erwarte es zuversichtlich von meinem Gott, daß meine Vorschläge einst ins Leben treten werden, wenn nun der Winter der Kirche vergangen, der Regen aufgehört hat, und die Blumen im Lande hervorkommen werden; wenn Gott seiner Heerde Hirten nach seinem Herzen, die nicht sich selbst, sondern die Heerde des Herrn weiden, geben, und der Neid, der gegen die Lebendigen gerichtet ist, nach ihrem Tode aufhören wird.

Mein zweites langwieriges und beschwerliches Labyrinth war die Arbeit zum Frieden, oder mein Verlangen die, über verschiedene Glaubensartikel auf eine höchst schädliche Weise streitigen Christenparteien, wenn es Gott gefiele, zu vereinigen, was mir viel Mühe kostete. Ich habe zwar von dem noch nichts in Druck gegeben, vielleicht aber geschieht es noch. Daß ich bisher noch nichts herausgab, geschah wegen der Unversöhnlichkeit gewisser Leute, deren grimmigen Haß auf mich zu laden vertraute Freunde für unzeitig hielten. Aber ich werde es noch veröffentlichen, weil man am Ende Gott mehr als die Menschen fürchten muß.[1] Unsere Zeit war so, wie einst das Gesicht des Elias auf dem Horeb, da er nicht aus der Höle herauszugehen wagte, als Sturmwind, Feuer und Erdbeben vor dem Herrn hergiengen. Allein es wird auch der Zeitpunkt kommen, wo Elias ein sanftes Säuseln und in demselben die Stimme des Herrn hören wird. Jetzt ist einem jeden sein Babel schön, und er glaubt, es sei Jerusalem selber, welchem niemand, ihm aber alles weichen müßte. Man nennt es mit Unrecht eine Verwegenheit, wenn jemand im Vertrauen auf Gott und seine gute Sache die ganze Welt anreden und zur Beßerung ermahnen will. Sind wir ja doch alle auf dem großen Schauplatz der Welt beisammen und was da oder dort geschieht, geht alle an. Wir sind auch alle Eine große Familie. Mit demselben Rechte, womit ein Familienglied dem andern zu Hilfe kömmt, dürfen wir Menschen unsern Mitmenschen behilflich sein. Nächstenliebe predigt die ganze heilige Schrift, die gesunde Vernunft

1) Es unterblieb wegen seines, bald nachdem er dieses geschrieben, erfolgten Todes

lehrt sie. Socrates wollte lieber sterben, als das Gute nicht lehren, und Seneca sagt: ‚Wenn ihm die Weisheit nur für sich gegeben würde, und er sie niemand mittheilen dürfte, so begehre er sie lieber gar nicht.‘...

Außer diesem bin ich, aber nach Gottes Willen! noch in ein anderes ungewöhnliches Labyrinth gerathen, indem ich die göttlichen Offenbarungen, die zu unserer Zeit geschehen sind, unter dem Titel: Lux in tenebris, oder e tenebris herausgab. Viel Mühe und Arbeit, aber auch viel Furcht, Neid und Gefahr verursachte mir dieß, da man mich wegen meiner Leichtgläubigkeit verlachte. Wenn etliche Weißagungen nicht in Erfüllung gehen, so will ich mich hüten, darüber zornig zu werden, was dem Jonas nicht wohl bekommen ist. Denn vielleicht hat Gott Ursachen, seine Beschlüße oder wenigstens die Offenbarungen derselben zu ändern! Vielleicht wollte er hier zuerst zeigen, was die Menschen ohne ihn nicht können; um in künftigen Zeiten zu zeigen, was er ohne die Menschen oder durch sie, wenn er sie einmal zu seinem Willen gebracht hat, thun könne.

Was soll ich denn nun anfangen nach so vielen Labyrinthen und sisyphischen Steinen, womit ich mich meine ganze Lebenszeit geplaget habe? Soll ich mit Elias sagen: ‚So nimm nun, Herr, meine Seele von mir, denn ich bin nicht beßer, als meine Väter!‘ Oder mit David: ‚Verlaß mich nicht, Gott, im Alter . . . bis ich deinen Arm verkündige allen, die noch kommen sollen!‘ — Keines von beiden! damit ich nicht durch ängstliches Verlangen des einen oder andern beunruhigt werde, sondern ich will mein Leben und Sterben, meine Ruhe und Arbeit dem Willen Gottes anheim stellen und mit verschloßnen Augen ihm folgen, wohin er mich führen wird, voll Zuversicht und Demuth mit David betend: ‚Leite mich nach deinem Rath, und nimm mich endlich mit Ehren an!‘ Und was ich hinfort thun werde, soll nicht anders geschehen, als wäre es mir von Christo selbst aufgegeben, damit ich je länger, je mehr, mit dem einigen Nothwendigen zufrieden, alles Unnöthige wegschaffe oder verbrenne. Werde ich ja bald in das himmlische Vaterland abgehen, und alles Irdische hinter mir laßen! Ja, alles, was ich von irdischen Sorgen noch auf mir habe, will ich verlaßen, und lieber mit Feuer verbrennen, als mich ferner damit schleppen.

Soll ich diesen meinen letzten Vorsatz noch deutlicher erklären, so sage ich: eine geringe Hütte, sie sei, wie sie wolle, soll mir statt eines

Palastes sein, oder, wo ich keine eigne haben kann, da ich mein Haupt hinlege, so will ich nach dem Beispiel meines Herrn zufrieden sein, wenn mich Jemand unter sein Dach aufnimmt. Oder ich will unter dem Dach des Himmels bleiben, wie Er die letzten Nächte auf dem Oelberg, bis mich die Engel, wie den Bettler Lazarus, in ihre Gesellschaft holen. Statt eines kostbaren Kleides will ich mich, wie Johannes, an einem rauhen Gewand begnügen. Brod und Waßer sollen die Stelle eines köstlichen Tisches vertreten, und kömmt noch ein kleines Zugemüse dazu, so will ich die Güte Gottes dafür loben. Meine Bibliothek soll aus dem dreifachen Buche Gottes bestehen; meine Philosophie soll sein, daß ich mit David die Himmel und die Werke Gottes betrachte, und mich verwundere, daß Gott, der Herr so großer Dinge, sich herabläßt, auf mich armen Wurm zu sehen. Meine Medicin soll wenige Kost und öfteres Fasten sein. Meine Rechtsgelehrsamkeit, daß ich andern thue, was ich will, daß sie mir thun. Fragt jemand nach meiner Theologie, so will ich, wie der sterbende Thomas von Aquino, da ich auch bald sterben werde, die Bibel nehmen und mit Herz und Mund sagen: ‚Ich glaube, was in diesem Buche geschrieben steht;‘ frägt er genauer nach meinem Glaubensbekenntnis, so will ich ihm das apostolische nennen, da ich kein kürzeres, einfältigeres und nachdrücklicheres weiß, das alle Streitfragen entscheidet. Frägt er nach meiner Gebetsformel, so will ich ihm das Gebet des Herrn weisen, da niemand einen beßeren Schlüßel geben konnte, das Herz des Vaters aufzuschließen, als der eingeborene Sohn, der aus des Vaters Schooße kam. Frägt man nach meinen Lebensregeln, so sind es die zehn Gebote, weil ich glaube, daß niemand, was Gott gefalle, beßer sagen konnte, als Gott selbst. Will man meine Kasuistik wißen, so will ich antworten: alles Meinige sei mir verdächtig, daher fürchte ich mich, auch wenn ich recht thue, und rufe demüthig: Ich bin ein unnützer Knecht! habe Geduld mit mir!

Aber was werden die Bewunderer der menschlichen Weisheit hiezu sagen? Sie werden wohl den alten Narren auslachen, der von dem Gipfel seiner Ehre zu dem tiefsten Grad der Selbsterniedrigung herabsteigt! Sie mögen lachen, wenns ihnen beliebt! mein Herz wird auch lachen, daß es den Wirren entronnen ist. Ich habe den Hafen gefunden, Schicksal und Zufall lebt wohl, sagt der Dichter; ich sage: ich

habe Christum gefunden, fahrt hin ihr eiteln Götzen! Er ist mir alles. Sein Fußschemel soll mir mehr als alle Thronen der Welt, und seine Niedrigkeit mehr als alle Hoheit sein. Mir däucht, ich habe den Himmel unter dem Himmel gefunden, seit ich die Fußstapfen dieses Führers zum Himmel deutlicher vor Augen sehe, als sonst jemals. Den Fußstapfen nachzugehen, ohne abzuweichen, wird mir der sicherste Weg zum Himmel sein. Mein ganzes Leben war nicht mein Vaterland, sondern eine Wanderschaft, meine Herberge ward immer und immer verändert und nirgends fand ich eine bleibende Wohnung. Nunmehr sehe ich mein himmlisches Vaterland schon nahe, zu dessen Pforte mich, mein Führer, mein Licht, mein Erlöser gebracht hat, der vorangegangen ist, mir in seines Vaters Hause eine Stätte zu bereiten. Bald wird er kommen, mich aufzunehmen, damit ich sei, wo er ist. Ja, Herr Jesu, ich danke dir, du Anfänger und Vollender meines Glaubens! der du mich unvorsichtigen Wanderer, da ich mich von dem Ziele meiner Reise auf tausend Abwege verirrte, in tausend Nebenwerke zerstreute und aufhielt, doch so weit gebracht hast, daß ich nunmehr die Grenzen des verheißenen Landes vor mir sehe, und nichts als den Jordan des Todes noch zu durchwaten habe, um bald zu seinen Lieblichkeiten selbst zu gelangen. Ich lobe und preise deine heiligste Vorsicht, o mein Erretter, daß du mir auf dieser Erde kein Vaterland und keine Wohnung gegeben hast, sondern daß sie mir nur ein Ort der Verbannung und der Pilgerschaft hat sein müßen, und ich mit David sagen konnte: ‚ich bin beides dein Pilgrim und dein Bürger.‘ Ich kann nicht sagen, wie Jacob: ‚meiner Tage sind wenig, und sie langen nicht an die Tage meiner Väter.‘ Denn du hast gemacht, daß die meinigen die Tage meines Vaters und Großvaters und vieler Tausenden, welche mit mir durch die Wüste dieses Lebens giengen, übertreffen. Warum du dieses gethan hast, das weißest du — ich überlaße mich beständig deinen Händen. Du hast mir allezeit, wie dem Elias in der Wüste, einen Engel zugesandt mit einem Bißen Brotes und Trunk Waßers, daß ich nicht vor Durst und Hunger stürbe. Du hast mich vor der gemeinen Thorheit der Menschen bewahrt, die allerlei Zufälliges für das wesentliche Gut, den Weg für das Ziel, das Streben für die Ruhe, die Herberg für die Wohnung, die Wanderschaft für das Vaterland halten; mich aber hast du zu deinem Horeb geführt, ja getrieben. Gelobet sei dein heiliger Name!“

5. Das Jahrhundert nach dem westphälischen Frieden.

Nach Abschluß des westphälischen Friedens waren redliche Fürsten und Magisträte der freien Reichsstädte bemüht, die Schulen wieder herzustellen. Es war dieß um so nöthiger, als die, während des wüsten dreißigjährigen Krieges aufgewachsene Generation, in sittlich-religiöser Hinsicht wie in Kenntnissen sehr zurückgekommen war. —

Die zunächst nach dem Frieden erschienenen Schulordnungen schließen sich meist denen des 16ten Jahrhunderts an. Latein bleibt Hauptgegenstand des Lernens, zunächst steht griechisch.

Spätere Ordnungen vom Ende des 17ten und den ersten Decennien des folgenden Jahrhunderts zeigen dagegen einen sehr veränderten Charakter. Man trieb das Alte nicht mehr auf die alte Weise und mehr und mehr neue Gegenstände wurden allmählich in den Kreis des zu Erlernenden aufgenommen.

Betrachten wir zuerst die Methode, welche man beim Lehren des Latein befolgte.

In der Schulordnung, welche der Rath zu Frankfurt am Main 1654 publicirte, wird noch tägliches Lateinsprechen befohlen. „Diejenige, heißt es, so anders denn latine oder etwas ungebührliches oder Gotteslästerliches reden, sollen je nach Gelegenheit der Uebertrettung (jedoch mit guter Bescheidenheit) gezüchtigt werden." Ganz übereinstimmend mit Trotzendorf, Sturm und den Jesuiten. — Ob ein Lateinsprechen der Art zu billigen sei, daran zweifelt Feuerlein, der Inspector des Nürnberger Gymnasii.[1] „Bißher, sagt er, verbinden unsere leges die Knaben auch wohl in untern Classen sub poena dazu, nichts anders als Latein zu reden, denn man meinte, auch außer dem usu expeditiore hujus linguae etwa so viel damit zu gewinnen, daß sie nicht so gar viel mit einander plaudern sollen." Andere seien dagegen so gar „scrupulös," daß sie die Jugend gar nicht zum Lateinreden an-

1) „Des aus der Asche von Grund neu erbauten Nürnbergischen Gymnasii zu St. Aegidien bisherige Fata, in 3 vollendeten Periodis und die mit desselben, nunmehro angehenden vierten Periodo oberherrlich erneuerte und verbeßerte Lehr- und Zucht-Anstalt u. s. w. von J. C. Feuerlein zu St. Egidien Pastore und des Gymnasii Inspectore. 1699." S. 95.

halten wollen, damit sie sich nicht „ein unartig Latein" angewöhnten.[1] Es werde ein Mittelweg einzuschlagen sein zwischen dieser allzugroßen Scrupulosität, mit der man „der Zunge junger Leute mit dem Latein oder des Lateins vielmehr mit ihrer Zunge schone und dem, daß sich die Knaben kein so gar kahles Küchen-Latein angewöhnten." Sie müßten nicht unter sich, sondern nur unter Aufsicht der Lehrer latein reden.[2] „Im übrigen glaub' ich, fügt Feuerlein hinzu, daß es nicht gar nöthig sei, unsern jungen Leuten das Latein-Reden bei sich selbst unter einander zu verbieten."

Man fieng offenbar an, das Lateinreden mit andern Augen anzusehen als in den frühern Jahrhunderten, da man es von allen, selbst den jüngsten Schülern verlangte. Weil es damals als die zweite Muttersprache der Knaben galt, so lehrte man es auch, wie man die Muttersprache lehrt. Wie diese von den Kleinsten anfangs versuchsweise höchst entstellt und nur allmählich fehlerfreier gesprochen wird, so ließ man sich auch das unbeholfenste lateinische Kauderwelsch der jüngsten Knaben gern gefallen. Jetzt aber trat man mit andern Forderungen auf; die Schüler sollten lieber schweigen, als schlecht latein sprechen, das gute Sprechen aber durch anhaltendes Lesen der Klassiker erlernen. Sah man das Latein nicht mehr als zweite Muttersprache an? — Dieser veränderten Ansicht vom Lateinreden entsprach Folgendes. Früher lernte man Latein aus latein abgefaßten Grammatiken, wogegen zuerst Ratich auftrat.[3] Ihm folgten die Schulordnungen der zweiten Hälfte

1) Der Verfaßer citirt hierbei Wagenseils Praecepta de copia verborum und de stylo. (Joh. Christoph Wagenseil, geb. in Nürnberg 1633, gest. 1705 als Professor in Altorf; ein seiner Zeit sehr angesehener Polyhistor. Er schrieb unter A.: von Erziehung eines Printzen, der vor allen Studiis einen Abscheu hat.) Er sagt in dem Citat: Infantes statim docentur Latinas expressiones conari; pueris plerumque severa lege interdictum est, ne domi, ne in schola, ne inter congerrones verbum ullum, nisi Latinum proferant. Hinc jam fit ut quidquid in buccam venit egerendo, multasque semper voces, quas non audivisse satius foret, audiendo, non eloquentiae latinae sed solius loquentiae habitum imprudenter contrahant.

2) Auch in „E. E. Raths der Stadt Hamburg Ordnung der öffentlichen St. Johannes Schule. 1732" heißt es: die Jugend solle insonderheit in den 2 obersten Klassen latein sprechen und „unter des Praeceptoris Aufsicht eine Probe, da die Schüler lateinisch mit einander reden" angestellt werden. S. 15.

3) Nach ihm auch Comenius und Balthasar Schuppius (1610—1661). Der letztere sagt: „die erste Hindernüß, welche die Grammatik den Lernenden schwer und

des 17ten, der ersten Decennien des 18ten Jahrhunderts. In Quinta, schreibt die Frankfurter Schulordnung von 1654, „soll die neue teutsche Grammatic, loco Compendii Grammaticae Giessensis tractirt werden.“ [1] Der Nürnberger Feuerlein sagt: [2] er sei gefragt worden, „ob es in Erlernung der lateinischen Sprache bei der lateinischen Grammatica verbleiben solle, oder eine Teutsch geschriebene Grammatica einzuführen für rathsam möchte befunden werden?“ Man entschied sich für die deutsche Grammatik von Seybold. — Auch die gerühmte märkische lateinische Grammatik, welche die Berliner Rectoren im Jahre 1728 verfaßten, war deutsch. —

Eine Vergleichung der früheren dramatischen Aufführungen in Schulen mit den spätern dürfte auch hierher gehören. [3] Sturm drang darauf, daß in jeder Woche Stücke des Terenz und Plautus aufgeführt würden; sein Zweck war Förderung der Fertigkeit im Lateinsprechen. Viele Schulen folgten ihm hierin. [4] In Oels führte man den Terenz, auch Colloquia des Erasmus auf; in Liegnitz [5] empfahl man (1617) den Terentius christianus. Dennoch, heißt es, laßen wir es bei des „hochberühmten Herrn Sturmii judicio bewenden, dessen Rath ist, daß man mehr auf recitationes und actiones scenicas, als lectiones et explicationes operosas Comoediarum et Tragoediarum veterum in Schulen bedacht sein solle.“ Auch in Göttingen gab man Stücke des Plautus und Terenz. [6]

zuwider machet, ist, daß sie selbe in einer ihnen noch unbekandten Sprache lernen sollen, und die Praecepta Grammatices man ihnen im Latein vorleget, und also ignotum per aeque ignotum dociren und durch unbekandte Mittel sie zur Erlernung eines unbekandten Dinges anführen will.“ B. Schuppii Schriften S. 161. J. M. Gesner schloß aus jenem Gebrauche latein geschriebener Grammatiken in deutschen Schulen, daß die Grammatik überhaupt nicht für Anfänger gehöre, sondern für solche, welche auf anderm Wege schon einigermaßen des Lateins mächtig geworden. (?) J. M. Gesners kleine deutsche Schriften, 302.

1) S. 8. In Quarta trat aber die Gießener Grammatik ein.

2) L. c. 54.

3) Deutsche Schuldramen berühre ich nur, indem ich auf Gervinus verweise, der in seiner ausgezeichneten Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen (3, 69 ff.) eine reiche Fülle von Thatsachen mitgetheilt hat (vgl. unter A. S. 83. 87—94), zu denen ich hier einige hinzufüge.

4) Oelsnisches Gymn.-Programm, geschrieben von C. Leißnig. 1841. S. 21.

5) Liegnitzer Gymn.-Programm des Dir. M. Köhler. 1841. S. 21.

6) Dir. Kirsten 1827. L. c. S. 15.

Allein dabei blieb man nicht stehen. Einmal schrieben Gymnaslallehrer selbst, lateinische zum Theil sehr seltsame Stücke, wobei sie den ursprünglichen Zweck des Uebens im Lateinreden mit Beseitigung terenzianischer Unsauberkeit im Auge haben konnten; zuletzt aber scheint das Aufführen deutscher Stücke, welches schon im 16ten Jahrhundert begann, sehr vorgewaltet zu haben. Von Uebung im Lateinsprechen war dann nicht mehr die Rede.

Unter den lateinischen Schuldramen werden des Frankfurter Rectors Hirtzwig Belsasar, Lutherus und Jesulus comoedia sacra de nativitate Christi erwähnt; [1] in Neustettin ließ Rector Tesmar 1684 eine Comödie de rustico ebrio qui princeps creabatur, aufführen. [2]

Auf dem Gymnasium zu Salzwedel [3] gab man Alexander den Großen, nach Curtius. Außer den geschichtlichen Personen traten auf: der Engel Gabriel, Fama, eine Menge Kammerpagen, ein Gespenst, ein Kurier.. Ein zweites Stück war: Epaminondas vor dem Halsgericht in Theben. Zwischen je zwei lateinischen Acten wurde ein ganz disparates deutsches Zwischenspiel eingeschaltet, welches den Krieg der Choral- und Figuralmusik vorstellte; Apollo und die Musen traten auf. Im Drama: Herkules am Scheidewege agirten die 7 Künste, dann 3 Soldaten, 3 Studenten, welche ein Studentenlied sangen u. s. w. Und diese Stücke wurden von spätern deutschen — oder vielmehr deutschlateinischen und deutschfranzösischen Schuldramen an jämmerlicher Abgeschmacktheit überboten. So führte man im Jahre 1723 zu Thorn einen „Actus dramaticus von dem bedrückten und erhöheten Joseph" im Gymnasio auf, zu welchem der Verfaßer, ein Gymnasiallehrer, einlud. „Nun ich hierzu, sagt er, eine biblische Materie erwählet und solche auf hiesigem Theatro zu praesentiren von unsern Herren Scholarchen Erlaubnis erlanget habe: als invitire hiermit in ergebenster Schuldigkeit alle und jedwede hohe Gönner und Gönnerinnen von unserm Parnasso, dienstfreundlich bittend, Sie geruhen auf etlich wenige Stunden Ihre praesence uns zu gönnen" ꝛc. Die Ausführung ist eine Mischung von Rokoko-Galanterie und Gemeinheit. [4]

1) Vömel l. c. 13.

2) Geschichte des Gymn. zu Neustettin von Dir. A. Giesebrecht. 19.

3) Einladungsschriften zu den Schulfeierlichkeiten des Gymn. zu Salzwedel vom Rector Danneil. 1833. S. 64.

4) Richters Preußische Provinzialblätter. Novbr. 1841. S. 458.

Ohne alle Galanterie, aber noch gemeiner muß das Schuldrama: „Stargaris oder der Stadt Stargard Glück- und Unglücksfälle“ gewesen sein, welches Stargardter Schüler wahrscheinlich im Jahre 1668 in einem großen Speicher aufführten. Im dritten Act traten zwei Ehebrecher mit einer Ehebrecherin und verbuhlten Mädchen auf, nicht gar sittliche Gespräche wurden geführt, zuletzt erschienen die Frauen der ungetreuen Ehemänner und verfolgten diese mit Pantoffeln und Spinnrocken. Im zweiten Act, wo die Maurer auf Befehl des Magistrats die Stadmauer bauen sollen, fielen heftige Schlägereien vor. Und dieß Drama ward vor den versammelten Landständen gegeben. [1] —

Wenn Sturm u. A. bei den lateinischen Schuldramen das Lateinsprechen der agirenden Schüler, andere Schulmänner die Erbauung und den Zeitvertreib der Schüler wie der Zuschauer beabsichtigten, und deshalb deutsche Stücke aufführen ließen, so gibt der zittauer Rector Müller [2] den Zweck an: „die Studirenden durch öffentliche Comödien in der Oratorie und dem politischen Decoro zu exerciren.“ Von sechs gehaltenen Comödien habe er viere „selbst elaboriret,“ durch die Aufführung hätten viele „geschicktere Sitten an sich genommen, und ihre Person beßer als zuvor in der politischen Welt präsentiren können.“ Es sei auf Uebung der Memorie abgesehen gewesen, „indem wir, sagt er, nicht sowohl eine thörichte Belustigung eitler Gemüther, als einen Nutzen in Studiis und in der Conduite zum Endzweck gehabt. Denn wir wollten uns nicht gerne unter diejenigen setzen laßen, die man Lustigmacher nennet, und die den Pöbel mit ungeziemenden Sottisen divertiren.“

Wer spürt nicht hier, wie in der oben mitgetheilten Thorner Einladung, den Einfluß des Siècle de Louis XIV? Doch hievon später. — Zunächst nur dieß. Die neue Ansicht, daß die jüngsten Schüler nicht latein sprechen, nicht aus lateinischen Grammatiken latein lernen sollen, das Zurücktreten lateinischer Schuldramen, von Schülern früher aufgeführt, um ihnen Fertigkeit im Lateinsprechen beizubringen — Alles deutet darauf hin, daß man anfieng, Latein nicht mehr als eine zweite Muttersprache zu betrachten, und daß die wahre Muttersprache ihre natürlichen, wesentlichen Rechte geltend machte. Dieß wird uns nun

1) Falbe S. 14. 15.

2) Abriß der Schulstudien auf dem Zittauer Gymnasio von G. P. Müllern, Gymn.-Dir. 1725. S. 24.

von andern Seiten her auffallend bestätigt, es wird uns ganz klar, wenn wir die Geschichte der lateinischen Sprache in Deutschland, insbesondre ihres Verhältnisses zum Deutschen von den frühesten Zeiten bis zum Anfang des 18ten Jahrhunderts überblicken.

Die Forderung, latein zu sprechen und zu schreiben, ist nämlich der letzte Nachhall der alten Römischen Herrschaft über einen großen Theil Europa's,[1] die Römer drangen den besiegten Völkern ihre Sprache auf. Die römischen Päpste wie die römisch deutschen Kaiser erbten diese Herrschersprache, sie galt im Staat, wie in der Kirche. Allmählich ward aber deutsch Regierungs-, französisch Diplomatensprache; ebenso blieb nach der Reformation das Latein nur für die Katholiken Bibel-, Cultus- und Curialsprache.

Aus dem Staat und zum Theil aus der Kirche vertrieben, flüchtete sich das Lateinsprechen und Schreiben in die Gelehrtenwelt; Latein sollte zur allgemeinen Verständigung aller europäischen Gelehrten bei schriftlicher, drucklicher und mündlicher Mittheilung dienen.

Allein auch aus dieser Region zog es sich allmählich zurück, besonders zu Ende des 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts. Damals klagte Burmann in einer zu Leiden im Jahre 1715 gehaltenen Rede, „die ernste deutsche Nation gehe schon seit einiger Zeit auf Abschaffen der lateinischen Rede aus, so daß man auf Universitätskathedern und in Schulen nur die Muttersprache höre.“

Deutlicher spricht hierüber der geistreiche, gelehrte Johann Matthias Gesner. [2]„Sonst, sagt er, hielt man es für eine Sünde (nefas), auf Universitäten anders als latein zu sprechen. Und noch vor 60 bis 70 Jahren wagte niemand von dieser Observanz zu laßen. Als aber im Jahre 1695 die Hallische Universität gestiftet wurde, da fiengen einige an dieß zu ändern. Der erste war Christian Thomasius, welcher deutsch las, weil er nicht Latein verstand. Außerdem hatte er aber auch ganz gute Gründe, dieß zu thun. Denn es war in jener Zeit, da die Gelehrten zwar latein sprachen, aber so, daß sie beßer gethan hätten, deutsch zu reden. Ja hätte man auf Schulen und Universitäten nicht

1) Leges sermone suo, imperium quasi prae se ferente conscriptas, imposuerunt debellatae genti.

2) Isagoges Tom. 1, 102. Gesners Vorlesungen (primae lineae Isagoges in eruditionem universalem) begannen um das Jahr 1742.

in lateinischer Sprache gelehrt, so würde diese Sprache vielleicht nicht dermaßen verdorben worden sein. — So war denn des Thomasius Unwißenheit der erste Grund dieser Veränderung, der zweite sehr gerechte war aber der, damit die lateinische Sprache nicht ganz verdorben würde. Daher geschah es, daß gebildete Männer, welche Latein verstanden, für den Gebrauch des Deutschen waren und riethen, künftighin auf deutsch zu lehren, Halbbarbaren dagegen das Lateinische verfochten. [1] Aber die deutsche Sprache machte schnelle Fortschritte und in Kurzem herrschte sie vor. Gegenwärtig vermögen selbst königliche Befehle nichts mehr gegen die Gewohnheit in deutscher Sprache zu lehren."

Leben und Lehren gehen Hand in Hand. Verlangen Staat und Kirche nicht mehr das Lateinsprechen und Lateinschreiben, so müht man sich vergebens ab, Latein als lebende Muttersprache der Gelehrtenzunft zu behaupten. [2]

Wie auf Universitäten trat nun auf Schulen das Deutsche mehr hervor, und ward fortan unter die Lehrgegenstände aufgenommen. [3] Selbst jene Frankfurter Schulordnung von 1654, welche so sehr auf

1) Ganz ähnlich urtheilte Gesner schon im Jahre 1715. S. seine Institutiones, pag. 109.

2) Als lebende Muttersprache sage ich; vom sonstigen Ueben des Lateinschreibens und Lateinsprechens auf Schulen ist nicht die Rede. Später mehr hiervon. Gervinus l. c. 91: „Im Anfang war der Hauptzweck dieser Schulcomödien ein bloß practischer; die lateinische Sprache sollte durch den Schüler geübt werden, deren Conversationsgebrauch damals noch einen Zweck hatte."

3) Das Nähere über die Art, wie das Deutsche in Deutschland wieder zu Ehren kam, bei Gervinus. Er weist nach, wie vor Allem die fruchtbringende Gesellschaft hierzu beigetragen. Merkwürdig ist es, daß der erste Gedanke diese Gesellschaft zu stiften aufstieg, als Fürst Ludwig von Anhalt im Jahre 1617 dem Leichenbegängnis seiner Schwester, der Herzogin Dorothea Maria von Weimar, beiwohnte. Es ist dieselbe Herzogin, welche sich schon seit 1613 des Ratich eifrig annahm, ihm auch 2000 Gulden vermachte; es ist derselbe Fürst Ludwig, welcher in seiner Residenz Köthen so viel für Ausführung von Ratichs Schulplänen that. Und Ratich war es, der schon im Jahre 1613 aussprach: es sei dem Lauf der Natur gemäß, wenn die Jugend zuerst ihre Muttersprache „recht und fertig lesen, schreiben und sprechen lerne," ferner: man könne sich in allen Facultäten deutsch faßen. Wenn die fruchtbringende Gesellschaft im Jahre 1620 den Terenz in Köthen deutsch und latein herausgab, so war dieß, wie erwähnt, von Ratich veranlaßt, dessen Schulbücher ebenda im Jahre 1619 erschienen. — Nach Allem ist die Frage erlaubt: ob nicht Ratich, wenn auch nicht den ersten Anstoß zur Stiftung der fruchtbringenden Gesellschaft, doch zu der Richtung gegeben habe, aus welcher sie hervorgieng? Vgl. S. 23. Anm. 2.

latein sprechen dringt, selbst diese verlangt, daß die Schüler in der siebenten Klasse „fertig Teutsch und Lateinisch lesen“ [1] sollen. Stärker Auftretende citirt der Nürnberger Feuerlein. [2] „Die meiste, sagen diese, brauchen künfftig einmal, in den geist- und weltlichen Aemtern, der Wolredenheit fast immer nur in der Teutschen und das wenigste mal in der Lateinischen Sprache, also müße man auch in der Teutschen nicht gar nichts thun.“ Jedoch aber, fügen sie, als fürchteten sie sich zu viel zugegeben zu haben, sogleich hinzu, „jedoch aber sei das Latein freilich in lateinischen Schulen vor allen zu treiben und nicht zu vernachläßigen.“

Noch mehr verlangt die angeführte Hamburger Schulordnung. [3] Die Jugend soll nach ihr freilich gut latein sprechen, es müße ihr aber auch „die Teutsche Sprache zeitig, und zwar sofort in Quarta nach ihren Anfangsgründen beigebracht, und darauf in Tertia, Secunda und Prima solchergestalten durch Les- und Anpreisung guter Teutscher Bücher, auch würkliche Nachahmung derselben in Teutschen Briefen, Reden und auf andere Weise fortgefahren werden, damit niemand aus der Schule ins Gymnasium komme, der nicht genugsahme Proben einer reinen Schreibart in dieser Sprache abgeleget.“

Und ebenso urtheilen viele. Der Görlitzer Rector Baumeister sagt: [4] „es ist ein schädliches Vorurtheil, wenn man glaubt, man müße sich auf Schulen bloß um die lateinische, griechische, hebräische Sprache bekümmern, die deutsche gehöre nicht unter die gelehrten Sprachen. Wollte man hierbei doch nur an die Römer denken, die ihre Muttersprache nicht so verunehrten. Wir suchen dieses Vorurtheil der Jugend bei aller Gelegenheit zu benehmen.“ Weiter heißt es: sie drängen auf gründliche Erlernung und Ausübung der Muttersprache, auch hätten die Deutschen ebensowohl Auctores classicos, als die Römer.

Wenzky, Rector in Prenzlau, [5] bemerkt: „Es ist billig, daß man seine Muttersprache recht lerne und die Jugend in der Schule dazu anführe. Diese Sätze werden von vielen nunmehr zugestanden. Hätte

1) S. 5. — 2) L. c. 93. — 3) L. c. 14.

4) M. F. Ch. Baumeisters des Gymn. zu Görlitz Rector Anzeige der vortheilhaften Einrichtung auf dem Görlitzer Gymnasio. 1747.

5) „Die Lerart, welcher sich Georg Wenzky, adjungirter Rector in Prenzlau bedienet.“ 1746. S. 5.

man sie in den vorigen Zeiten beachtet . . . so würde man nicht mit Betrübnis sehen, wie zuweilen die größten und gelehrtesten Männer öfters darin solche Schnitzer machen, die sie an einem Lehrlinge der lateinischen Sprache mit Schärfe ahnden würden."

Aehnlich urtheilt der schon erwähnte Director des Zittauer Gymnasiums Müller.[1] „Unter den Sprachen, schreibt er, behält die Muttersprache den Vorzug: sintemahl sie theils die Richtschnur ist, nach welcher alle andre Sprachen erlernet und beurtheilt werden müßen, theils das fürnehmste Mittel, durch welches wir alle unsre Gelehrsamkeit dem gemeinen Wesen appliciren. Eben derowegen muß in allen Schulen die teutsche Sprache von der ersten Jugend an bis zum Ende beständig getrieben und zu dem Haupt-Instrument gebrauchet werden, alle Kräffte des Verstandes an den Tag zu legen."

Es ist zum Verwundern, daß Gymnasialrectoren eine solche Ansicht vom Unterricht im Deutschen zu einer Zeit hatten, da unsre Sprache im tiefsten Verfall war. Schrieb man früher ein Gemenge von deutsch und latein, so kam jetzt ein drittes Element hinzu, das Französische; es entstand eine wahrhaft babelsche Sprache. Jener Ausspruch: der Styl ist der Mensch, gilt auch für Stände und Völker. In der zweiten Hälfte des 17ten und der ersten des 18ten Jahrhunderts zeigte sich, wie im Styl, so im Geschmack, ja in der Gesinnung und im Charakter der deutschen gelehrten Stände, vielfach eine widerwärtige, unleidliche Mischung von steifer, deutsch lateinischer Gelahrtheit und Pedanterie mit französischer frivoler Galanterie und perfidem Servilismus gegen Frankreich.

Es begann damals ein Kampf zwischen dem Latein und lateinischer Literatur mit dem Französischen und der französischen Literatur. Ruhmredige Franzosen bildeten sich und andern ein, ihre Dichter und Prosaiker seien den alten Klassikern vorzuziehen.[2] In der Diplomatie trat leider allmählich Französisch als Universalsprache der europäischen Könige und Fürsten an die Stelle des Latein. Ebenso hatte es sich als Umgangssprache unter den höhern Ständen Deutschlands geltend

1) L. c. 7.

2) Politioris ingenii foetus plurimos ea lingua (gallica) tulit, debita sane laude non fraudandos; modo non intolerandus tumor bona nonnullorum ingenia foedaret. Solos se homines, se solos ingenio praeditos, ridicula saepe ostentatione jactant etc. Morhof. Polyh. 1, 759.

gemacht, von denen der heillose Ludwig XIV. und sein ihn adorirendes, verworfenes Hofgesindel als höchste Muster der galanten Bildung verehrt und nachgeäfft wurden. Die oberflächlichen, verrätherisch undeutschen Anpreiser dieser Bildung hofften sogar: Französisch werde die klassischen Sprachen ganz verdrängen und selbst Lehrsprache auf Universitäten werden.[1]

Darf man sich wundern, wenn alles dieß Rückwirkung auf die Schulen hatte? „Es hat zu thun, sagt der Nürnberger Feuerlein,[2] daß nicht mancher vornehmer Leute Söhne vom Griechischen allerdings eximirt werden." Und gleich darauf: „man erachtet nach heutigem Lauf der Zeiten die französische Sprache solchen Personen ganz unentbehrlich."

Der Zusammenhang zwischen dem, daß vornehmer Leute Söhne sich vom Griechischen eximiren ließen und eben denselben Söhnen das Französische unentbehrlich war, liegt vor Augen.

Wenn Sturms Gymnasium im Jahre 1578 mehrere tausend Schüler zählte, unter diesen gegen 200 Adlige, 24 Grafen und Barone und 3 Fürsten, so wurden alle diese Schüler, vornehme wie geringe, nach Ein und demselben Lehrplan unterrichtet. Der Baron von Sonneck ward,[3] wie wir sahen, von seinem Mitschüler ganz so wie die andern in der Rhetorik, im Lateinischen und Griechischen examinirt. — Dieselbe Gleichheit aller Schüler herrschte auf Trotzendorfs Gymnasium, ja sie war hier in den Schulgesetzen proclamirt. Wer Schüler wird, heißt es, spielt nicht mehr den Adligen.[4]

1) Ueber die heimtückische wahrhaft teuflische Weise, wie die Franzosen unsere Fürsten verführten und sittlich vergifteten, vergleiche „Rühs historische Entwickelung des Einflußes Frankreichs und der Franzosen auf Deutschland und die Deutschen. Berlin 1815." Ein höchst lesens- und beherzigenswerthes Buch. Verführung deutscher Fürsten (167); französische Erziehung der vornehmen Welt (174); ein Emigré, der über die brandenburgsche Kurprinzessin Sophie Charlotte erstaunt, als er entdeckt, daß sie auch deutsch verstehe, da sie gewöhnlich nur französisch sprach (205); wie Französisch allmählich Diplomatensprache geworden (358), und anderes könnte aus jenem Buche angeführt werden. Wie anders die Römer! Magistratus prisci ... illud quoque magna cum perseverantia custodiebant, ne Graecis unquam nisi Latine responsa darent. Quin etiam ipsa linguae volubilitate, qua plurimum valent, excussa, per interpretem loqui cogebant. Valer. Max. 2, 2, 2.

2) L. c. 118.

3) Th. 1, 249.

4) Ponit enim personam Nobilis qui induit Scholastici. Ib. 216.

Welche ehrenwerthe charakterfeste Rücksichtslosigkeit dieser alten Rectoren! Wie richtig fühlten sie, daß im Reiche der Wißenschaft kein Ansehen der Person gelte!

Aber wie sticht dagegen die servile Gesinnung späterer Rectoren ab, welche die adlichen Schüler vor den übrigen auszeichneten und ganz absonderlich behandelten! Dasselbe Frankreich, welches zur Zeit der Revolution eine grundfalsche Egalité predigte, dasselbe predigte knechtisch gesinnt zur Zeit der Tyrannei Ludwigs XIV. eine grundfalsche Ungleichheit der Stände, und bereitete so den spätern Gleichheitspredigern den Weg. Der französische Servilismus gegen die höhern Stände verpflanzte sich nach Deutschland, auch die Schulen steckte er an. Hier einige Beispiele.

Der schon erwähnte görlitzer Rector Baumeister [1] gibt für die adlichen Schüler ein besonderes Lectionsverzeichnis. Griechisch, was die bürgerlichen Schüler fleißig treiben, fehlt in demselben. Es wird versprochen, einen französischen Lehrer anzustellen. „Die Mathesis wird vor Adliche besonders gelesen," heißt es. Ja der Mann schämt sich nicht zu sagen: „Wir unterscheiden adliche und vornehmer Leute Kinder von andern, so niedriger Geburt sind, auch dadurch, daß wir ihnen theils einen nähern, liebreichern und vertrautern Umgang mit den Lehrern unter Bezeigung aller anständigen Höflichkeit gestatten, theils auch, daß sie von gewissen Verrichtungen ausgenommen sind, denen sich andere unterziehen müßen. Bringen vornehmer Leute Kinder einen Hofmeister mit," heißt es weiter, so sind sie „nicht schlechterdings verbunden, die öffentlichen Stunden zu besuchen." Solche Stunden bezahlt „ein Adlicher gedoppelt."

Der zittauer Gymnasialdirector Müller harmonirt mit dem görlitzer; in der Sprache wie im Inhalt seines Programms zeigt sich steife Pedanterie mit französischer galanter Dressur übertüncht. — [2] Die neue Historie muß nach ihm weitläufig, die übrige Geschichte nur kurz vorgetragen werden. „Wir studiren nicht für die alten, sondern für die heutigen Zeiten," sagt er. „Ein kluger Docente werde dabei Heraldic oder Wapenkunst nebst den Genealogieen anzubringen wißen." Weiter,

1) Anzeige vom Görlitzer Gymn. 28. 29. 30.

2) L. c. 9. 8. Nach S. 29 wird gelesen: „Ein Collegium der gantz neuen Historie von 1700 bis auf unsre jetzige Zeit."

sagt er, „die Sprachen der heutigen politischen Welt müßen auf Schulen nicht negligiret werden," es gebrauchten „unterschiedliche Stände, sonderlich der Adeliche und Hofstand" dieselben in ihrem ganzen Leben. — Den Eltern versichert Müller,[1] daß sie beim Gymnasium „zu Adelichen und galanten Studien, sonderlich zur Mathematik, dem Französischen, Italienischen und Englischen, wie auch zum Tantzen genugsame Gelegenheit haben. Ja, fährt er fort, ich werde diejenigen, so sie insonderheit meinem Hauß und Tisch hochgeneigt anvertrauen wollen, im Frantzösischen und im Tantzen zu Hause bei mir informiren lassen, um sie desto genauer in Obsicht zu haben, und, wo es nöthig, einige Erinnerungen selbst beizutragen."

Immer blieb es aber eine böse Aufgabe für die Gymnasialrectoren jener Zeit, ihre adlichen Schüler nach dem Muster der französischen Aristokratie zu erziehen. Dem widerstrebte das Bildungsziel, die Methode, Einrichtung und das Lehrerpersonal der Gymnasien. Aus dem hieraus entspringenden Misverhältnis gieng die damalige Stiftung besonderer Lehranstalten für die adliche Jugend: die des halleschen Pädagogiums, der Ritterakademie in Liegnitz u. a. hervor. —

So sehen wir die gelehrten Schulen im Jahrhundert nach dem westphälischen Frieden einen Charakter annehmen, welcher vom Charakter der Schulen des 16ten Jahrhunderts sehr abweicht. Wir sehen, wie das Latein die angemaßten Rechte einer zweiten Muttersprache verliert, das Deutsche seine natürlichen Rechte als ächte Muttersprache geltend macht, wie aber dann, als Folge des schmachvollen Einflußes Frankreichs auf unser Vaterland, das Französische und französische Verbildung mit unheimlichem Zauber die höhern Stände beherrscht. —

So tief alles dieses schon den Begriff und das Wesen unserer gelehrten Schulen umgestaltete, so wirkten hierzu doch noch andere neue Elemente.

„Man hat längstens, schreibt der prenzlauer Rector Wenzky im Jahre 1746,[2] an den meisten Orten die alte Art zu informiren abgeschaffet und angefangen sich mehr nach den jetzigen Zeiten zu richten und zu lehren, man bemühet sich allenthalben, obgleich nicht auf einerlei Weise, Leute zuzubereiten, welche dem Staate nach jetzigen Zeiten die

1) Ib. 33.
2) L. c. 32.

erforderlichen Dienste thun können. — Die Zeiten ändern sich und darnach müßen sich auch die Schullehrer richten." Wir sahen schon, wie sich die Zeiten leider geändert hatten. Wenzky zielt vorzüglich auf eine Menge neu eingeführter Lehrgegenstände, und nennt außer dem schon erwähnten Unterricht in der Muttersprache, der Genealogie, Heraldik, noch das Lehren der Geometrie, Krieges-, bürgerlichen Baukunst, Sternkunde, Gnomonik, Botanik, der theoretischen und praktischen Weltweisheit u. s. w. u. s. w. „Ich lehre, sagt er, Bücher beurtheilen," zeige, „wie man ein Werk verfertigen, schreiben, prüfen, ergänzen und die Druckfehler verbeßern müße." „Die Vorurtheile male ich den Schülern als unversöhnliche Feinde ab." — „Wenn man mir sagt: ‚die Dinge wären zuviel, dadurch würde das Hauptwerk, die Erlernung der Sprachen versäumet:' so antworte ich: die Dinge sind doch alle nützlich und so beschaffen, daß ein Schüler einige Kenntnis davon haben muß. Warum sind die Wißenschaften und Künste so mancherlei?" — In diesem seltsamen Wirrwarr tritt uns ein Vorbild der in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts und bis in unsere Zeit sich hinabziehenden pädagogischen Entwicklungen entgegen. Sie dürften sich mit zwei Worten bezeichnen laßen: Realien und Verstandesübungen. Wir werden später beide zur Genüge kennen lernen, die Realien erinnern nur selten an den Tiefsinn des Baco und Comenius.

Ein drittes Element trat hinzu, man hat es als Pietismus bezeichnet; von August Hermann Francke und seiner Schule gieng es aus. Ehe ich von dieser Schule rede, muß ich zuvor die Pädagogik eines Mannes charakterisiren, welcher als ein Nachfolger Montaignes und Bacos und als Vorgänger Rousseaus zu betrachten ist, die Pädagogik des Engländers Locke.

6. Locke.

Leben.[1]

Locke ist 1632 zu Wrington ohnweit Bristol geboren. Sein Vater war Hauptmann in der Parlamentsarmee, während der Bürgerkriege. Dieser erzog ihn in früher Jugend streng, in dem Maaß, als er heranwuchs, freundlicher und freier.

1) Nach der Lebensbeschreibung Lockes von le Clerc, welche vor der unten citirten englischen Ausgabe der Werke Lockes steht.

Locke besuchte die Westminsterschule bis zum Jahre 1651, da er nach Oxford in das Christkirchkollegium[1] kam. Hier ward ihm die aristotelische Philosophie, besonders das eitle Disputiren zuwider. Dagegen studirte er die Schriften des Cartesius und mit besonderer Liebe auch Medicin.

Im Jahre 1664 gieng er als englischer Gesandtschaftssecretär nach Berlin, kam 1665 nach Oxford zurück, wo er 1666 und 1667 meteorologische Beobachtungen anstellte, welche Boyle späterhin benutzte.

Im Jahr 1666 machte er die Bekanntschaft von Graf Shaftesbury, dessen damals fünfzehnjährigen Sohn er fortan erzog. Dieser Sohn war sehr kränklich, doch ward er bei Lockes Sorgfalt erhalten, heiratete späterhin, zeugte 7 Kinder, das älteste derselben, einen Sohn, erzog Locke ebenfalls.

Im Jahr 1672 ward Shaftesbury Großkanzler, Locke sein Secretär; doch schon im folgenden Jahre traten beide zurück. Im Jahre 1682 verließ Shaftesbury, von der katholischen Partei bedrängt, England und gieng nach Holland, wohin ihm Locke 1683 folgte. Hier machte er Bekanntschaft mit le Clerc und Limborch; an letzteren schrieb er eine Epistel über Toleranz. Erst 1689 kehrte er mit dem Schiffe, welches Wilhelms III Gemahlin überführte, nach England zurück. 1690 gab er sein berühmtes Werk über den menschlichen Verstand heraus, auch schrieb er gegen solche, welche, unterm Deckmantel des Christenthums, einen türkischen Despotismus vertheidigten.

Im Jahre 1693 erschienen Lockes Gedanken von der Erziehung der Kinder,[2] welches Werk bald neue Auflagen erlebte, und ins Französische, Holländische und Deutsche übersetzt wurde. Hieraus ergibt es sich schon, daß dieß Buch Aufsehen erregte und sehr wirksam in das Erziehungswesen eingriff. Gegen das Ende seines

1) Christchurchcollege.

2) „Some Thoughts concerning Education." Sie finden sich im 3ten Theil von: The works of Locke. London printed for John Churchill. 1714. Es existiren eine Menge Ausgaben. Französisch: De l'éducation des enfans traduit de l'Anglois de Locke par Mr. Coste. Amsterdam 1730. Handbuch der Erziehung aus dem Englischen des Locke übersetzt von Rudolphi. 1787. Im 9ten Theile des Campeschen Revisionswerkes. Salzmann, Campe, Gedike, Trapp u. A. lieferten Anmerkungen zu dieser Uebersetzung, so wie Coste hin und wieder Zusätze, besonders Vergleichungen mit Montaigne gibt.

Lebens wandte Locke sich mehr und mehr dem Studium der heiligen Schrift zu, schrieb Erläuterungen der Episteln an die Römer, Corinther, Galater und Epheser, auch ein Werk über die Vernunftmäßigkeit der christlichen Religion.

Er brachte die letzten Lebensjahre auf dem Lande (zu Oates, 20 engl. Meilen von London) zu. Einige Monate vor seinem Tode genoß er mit zween Freunden das Abendmahl, und erklärte: er empfinde in sich eine wahrhafte Liebe gegen alle Menschen und eine aufrichtige Vereinigung mit der wahren Kirche Christi, man möge nun solche abtheilen und mit Namen benennen, wie man wolle. Am letzten Abend bat er um Fürbitte der Hausgenoßen und sagte: er habe lange und glücklich gelebt, könne aber am ganzen Leben nur Eitelkeit sehen. Unter dem Vorlesen eines Psalms verschied er den 28 October 1704 im 73sten Lebensjahre. —

Lockes Pädagogik.

Aus dem über Lockes Leben Mitgetheilten könnte man schon muthmaßen, welcher Art seine pädagogischen Ansichten sein müßten. Als Arzt, dessen Aufgabe es war, einen kränklichen Zögling nicht sterben zu laßen, mußte er vorzugsweise die Gesundheitspflege ins Auge faßen; als ein Mann, welcher mehrere Staatsposten bekleidete, der mit den vornehmsten Staatsmännern genau verbunden war, den Sohn eines Staatsmanns erzog, mußte er mehr das praktische Moment der Erziehung, als die Gelehrsamkeit herausheben; er konnte nicht umhin, die Principien des hohen Adels, besonders das der Ehre, ebenso die Ansichten desselben von dem, was zu einem gebildeten Edelmann gehöre, und die Antipathie gegen gelehrte Pedanterie, anzuerkennen. Locke berücksichtigte, wie er im Schlußwort selbst sagt, einzig die häusliche Erziehung eines vornehmen reichen Kindes durch einen Hofmeister und sah nur Böses im gemeinsamen Schulleben der Jugend. —

Doch wir wollen ihn nun selbst hören.

In der Einleitung spricht er seine Ansichten im Allgemeinen kurz aus. „Mens sana in corpore sano, das sei eine vollständige Beschreibung eines glücklichen Zustandes in dieser Welt.[1] Wer dieß beides

1) Rudolphis Uebersetzung S. 5—7.

habe, dem bleibe nicht viel zu wünschen übrig, und wem eins von beiden mangle, dem werde alles andere wenig helfen. Derjenige, dessen Seele nicht weislich steure, werde nie den rechten Weg finden und der, dessen Körper schwächlich und gebrechlich, werde auf dem Wege nie weit kommen. — Neun Zehntheile der Menschen würden durch die Erziehung gut oder böse. — Obgleich nun die Seele Hauptgegenstand des Erziehers, so dürfe der Leib doch nicht vernachläßigt werden, von der Gesundheit des Körpers wolle er zuerst sprechen."

Ich will hier nicht hervorheben, daß der Mensch aus Leib, Seele und Geist besteht. Sagt doch auch Juvenal, von welchem Locke das: Mens sana etc. citirt, an einer andern Stelle:

Mundi
Principio indulsit communis conditor illis (den Thieren)
Tantum animas, nobis *animum quoque*.

So wichtig das Festhalten jener Triplicität für den Erzieher ist, wie ich später zeigen werde, so sehr steht diese Triplicität mit Locke's Ansichten im Widerspruche. —

1. Erhaltung und Beförderung der Gesundheit.[1]

„Kinder vornehmer Eltern sollten in dieser Hinsicht etwa wie Kinder wohlhabender Landleute gehalten werden.

Die Kinder müßen nicht zu warm gekleidet werden, selbst nicht im Winter! Tag und Nacht bei Wind und Wetter sollen sie baarhäuptig gehen. —

Täglich sollen sie die Füße in kaltem Waßer waschen, dieselben gegen Näße so abhärten, wie die Hände gegen Näße abgehärtet sind. Kalte Bäder wirken bewundernswürdig, besonders auf schwächliche Personen.

Schwimmen müßen alle Knaben lernen; das verstand sich bei den alten Deutschen von selbst; nec literas didicit nec natare, sagte der Römer, wollte er die Erziehung, welche jemand genoßen, tadeln.

Der Knabe treibe sich in jeder Jahreszeit im Freien herum.

Enge Kleider taugen nicht, am wenigsten die Schnurbrüste der Mädchen.

1) S. 9—82 l. c.

Kleinen Kindern gebe man kein Fleisch, dagegen Milch. Zu gesalzene und gewürzte Speisen sind ihnen nicht gut. Zwischen den Mahlzeiten (es müßen deren möglichst wenige sein) sollen die Kinder nur trocken Brot erhalten. Zum Getränk diene Halbbier, kein Wein oder gar Liqueur. Melonen, Pfirsichen, die meisten Arten von Pflaumen und Trauben sollen den Kindern versagt sein (!), nicht aber Erdbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Aepfel und Birnen.

Früh aufstehen, früh zu Bett gehen, sei Regel, 8 Stunden Schlaf reicht hin. Man wecke nicht aufschreckend. Das Lager sei hart, auf Matratzen, nicht auf Federbetten.

Man halte auf regelmäßigen Stuhlgang der Kinder, die beste Zeit ist nach dem Frühstück.

Man gebe den Kindern möglichst wenig Arznei, besonders keine Präservativmittel. Auch schicke man nicht um jede Kleinigkeit nach dem Arzte."

Die Berücksichtigung der Gesundheitspflege der Kinder, von Montaigne angeregt, dürfte vorzüglich zuerst durch Locke allgemeiner geworden sein. Er empfiehlt einfache Lebensweise, Abhärtung, seltenes Mediciniren; Rousseau gieng weiter, Basedow und seine Schule führten vieles ins Leben ein.

2. Bildung des Geistes.[1]

„So erhält man den Körper stark, um ihn fähig zu machen, der Seele zu dienen.

Selbstverläugnung und Selbstüberwindung muß früh eingeübt werden.

Kinderfehler sind nicht zu übersehen, sie erwachsen zu Mannsfehlern.[2] Dressirt man doch junge Thiere zum Guten, warum nicht Kinder?

Dagegen leitet man die Kinder zum Bösen an. Gib mir einen Schlag, sagt man, oder: ich will ihn wieder schlagen. — Früh erweckt man ihre Putzsucht, gibt ihnen lügenhafte Ausreden an die Hand, verwöhnt sie zur Leckerei; so sind die Erwachsenen Versucher und Verführer der Jugend.

1) S. 82—106.

2) Vgl. Augustini conf. I, 7. Imbecillitas membrorum infantilium innocens est, non animus infantium.

Den Launen der Kinder muß man nie dienen, sie zuerst an unbedingten Gehorsam, danach mit den Jahren an Freiheit gewöhnen, so daß sie aus gehorsamen Kindern Freunde werden."

Hier sagt Locke sehr Wahres, Rousseau überbietet ihn später, indem er alle Sünden der Kinder von der Verführung und dem Verzug durch Erwachsene herleitet, eine nothwendige Folge des Pelagianismus.

3. Strafen und Belohnungen.[1]

„Gegen die Ruthe. Was beim Unterrichten eingebläut wird, erregt eben deshalb dem Kinde Widerwillen, zudem wird es durch Schläge feig und sklavisch.

Eben so wenig soll man durch sinnlichen Köder, Leckereien u. dgl. zum Guten bewegen, noch durch Geld, Putz ꝛc. belohnen.

Dagegen wirke man auf die Kinder durch Lob und Tadel. Von allen Motiven, welche geeignet sind, eine vernünftige Seele zu rühren, ist kein mächtigeres, als Ehre und Schande, hat man einmal das Geheimnis gefunden, sie für diese Eindrücke empfänglich zu machen. Kann man daher den Kindern Liebe zur Reputation einflößen und ihnen eine Idee von Scham und Schande beibringen, so hat man ihnen damit ein wahrhaftes Princip eingepflanzt, welches sie unaufhörlich zum Guten führen wird. Hierin, sagt Locke, besteht meines Erachtens das große Geheimnis der Erziehung.

Die Kinder sind empfindlich für Lob und Tadel, was zunimmt, wenn der Vater sie lobt, so oft sie gut sind, und ‚wenn sein Betragen gegen sie kalt und geringschätzig ist, so oft sie Fehler begehen.‘ Mit Lob verknüpfe man angenehmes, mit dem Tadel unangenehmes; die Kinder müßen lernen, wie sie durch Gutes thun auch bei aller Welt beliebt werden, im entgegengesetzten Falle aber verachtet und gering geschätzt. So wird in ihnen das Verlangen entstehen, sich um Beifall zu bewerben und das zu vermeiden, was sie verächtlich macht. Dieß Streben nach Beifall muß bei den Kindern Motiv sein, bis sie im reiferen Alter durch ‚Erkenntnis ihrer Pflicht und innere Zufriedenheit, welche der Gehorsam gegen den Schöpfer gewährt,‘ bestimmt werden. —

Die Lobsprüche, welche die Kinder verdienen, sollten sie in Ge-

1) S. 106—149.

genwart anderer erhalten. ‚Die Belohnung wird verdoppelt, wenn das Lob verbreitet wird.‘ Dagegen soll man ihre Fehler nicht bekannt machen, das macht sie stumpf.“

Wie so viele Methodiker erklärt sich hier Locke gegen körperliche Züchtigung der Kinder, nur in einzelnen Fällen gestattet er solche, wie wir sehen werden. Er verwirft auch sinnlichen Köder, dagegen erklärt er sich hier und im Verfolg noch oft für den schlimmsten aller Köder, für den des Ehrgeizes. Wer es versteht, den Ehrgeiz in der Kinderseele aufzuwecken, der hat, nach Locke, das große Geheimnis der Erziehung gefunden! Trifft er hierin doch mit seinen Antipoden, den Jesuiten, ganz zusammen. „Wahrhaftig, heißt es im jesuitischen Erziehungsplan, wer die Aemulation geschickt zu reizen weiß, der hat durch sie das bewährteste Hülfsmittel im Lehramte, und welches beinahe einzig hinreichend ist, die Jugend aufs Beste zu unterrichten.“ Und wenn die Knaben durch das unkindlichste — und unchristlichste — Motiv zum Guten gelockt worden, dann vermeint der Philosoph, würden sie in reiferen Jahren ohne weiteres ein reineres Princip annehmen! — „Wo keine Götter sind, walten Gespenster.“

4. Vorschriften, welche man Kindern gibt.[1]

„Man gebe ja nicht zu viel Regeln, welche die Kinder kaum zu behalten im Stande sind. Hält man dann auf die Erfüllung, so wird man überstreng, bei laxer Observanz wird dagegen die Autorität untergraben. Man suche vielmehr das, was bei ihnen zur Fertigkeit werden soll, durch wiederholtes freundliches Erinnern einzuüben, dabei hüte man sich, zu viel auf einmal zu verlangen, oder etwas, wozu ihnen die Fähigkeit fehlt. —

Affectation ist es, wenn die äußern Handlungen der Kinder nicht mit den innern Stimmungen harmoniren; oder auch, wenn sie diese Stimmungen auf unpassende Weise äußern. Beßer ist eine schlichte, rohe, sich selbst überlaßene, als eine zur Affectation dressirte Natur.“

5. Aeußerliche Sitten der Kinder.[2]

„Die sogenannten Manieren erlernt das Kind mehr im Umgange

1) S. 149—161.
2) S. 161—172.

mit gesitteten Menschen, als durch Vorschriften. Manchen Plumpheiten kann der Tanzmeister abhelfen. ‚Und, fährt Locke fort, weil nichts so geschickt ist, den Kindern eine anständige Dreistigkeit und ein gesittetes Betragen zu geben und sie in die Gesellschaft der Erwachsenen zu bringen, als das Tanzen; so bin ich der Meinung: sie sollten tanzen lernen, sobald nur ihre Glieder dazu fähig sind. Denn obgleich das nichts weiter als äußere Grazie in der Bewegung ist, so erweckt es doch, ich weiß selbst nicht wie, eine männliche Denkungsart und ein gesetztes Betragen.'

Man hüte sich, die Manieren jüngerer Kinder beständig zu meistern, vieles gibt sich von selbst mit der Zeit. —

Vor Allem sollen Eltern ihre Kinder nicht den Bedienten Preis geben, sondern dieselben so viel möglich um sich haben, doch ohne sie zu beengen."

Zur Entschuldigung des Lockeschen Tanzmeisters ist zu bemerken, daß zu seiner Zeit keine rasenden Schnellwalzer, sondern höchst artige nüchterne Menuetten getanzt wurden, und der Unterricht im Tanzen eine wahre Tortur der Füße war. — Jetzt ists anders!

Gegen Bediente spricht Locke öfters, doch mild, verglichen mit Rousseau, welcher sie la canaille des valets, les derniers des hommes après leurs maîtres nennt.

6. Vorzüge der häuslichen Erziehung.[1]

„Die Erziehung außer dem elterlichen Hause macht den Knaben dreist und geschickt mit andern umzugehen, auch wirkt der Wetteifer beim Lernen. Doch setzt man die Unschuld des Knaben um ein Bißchen Griechisch und Lateinisch aufs Spiel. Und die Dreistigkeit, welche außer dem Hause erlangt wird, artet gewöhnlich in Rohheit und Unverschämtheit aus; dafür mag lieber der im Elternhause erzogene Knabe etwas schüchtern und blöde bleiben, das verliert sich schon, wenn er in die Welt tritt. Unter einer bunten Heerde wilder Knaben, ‚so wie sie die Schulen gewöhnlich von Eltern aus allen Klassen versammeln,' was sich da der Knabe erwerben könne, wonach den Vater gelüsten sollte, ist schwer zu errathen.

1) S. 172—193.

Daher ist es beßer, einen Hofmeister ins Haus zu nehmen, welcher dem Knaben ‚weit feinere Sitten, männlichere Gesinnungen und ein Gefühl für das Gute und Wohlanständige beibringen, ihm größere Fortschritte in Kenntnissen jeder Art verschaffen, ihn zeitiger zur Reife des gesetzten Mannes bringen kann, als in irgend einer zahlreichen Erziehungsanstalt möglich ist.‘ Bei einer so großen Menge Knaben ist es nicht möglich, den einzelnen gehörig zu beaufsichtigen. ‚Auch sind es nicht die Schalksnarrenstreiche und Betrügereien der Schulknaben unter einander, nicht ihre gegenseitigen Grobheiten, nicht ihre künstlich angelegten Plane zusammen Obstgärten zu bestehlen, welche den geschickten brauchbaren Mann machen, sondern es sind die Tugenden der Gerechtigkeit, Großmuth, Mäßigkeit verbunden mit Aufmerksamkeit und Thätigkeit; lauter Eigenschaften, welche die Schulknaben einander nicht mittheilen können.‘ —

Zur Tugend führt die häusliche Erziehung unter einem Hofmeister am besten, und dieß ist doch die Hauptsache. —

Man nehme auch den Knaben so früh als möglich in die Gesellschaft Erwachsener. — Diese aber, vor Allen die Eltern, müßen nie den Kindern ein Aergernis geben. Maxima debetur pueris reverentia.“

Locke idealisirt die Hofmeistererziehung und carikirt die Schulzucht. Nichts leichter, als dieß umzukehren, eine gute Schule mit einem tüchtigen Rector, wohlgesinnten, einander liebenden und sich einander zu allem Guten stärkenden Schülern auszumalen; — dagegen einen unfähigen oder gar schlechten Hofmeister in einem epikuräischen, unchristlichen, vornehmen Hause, den Zögling der Verführung der Eltern, des Lehrers, der Bedienten Preis gegeben u. s. w. —

7. Verzeihliche und strafwürdige Fehler der Jugend.[1]

„Man lege den Kindern das, was sie lernen sollen, nicht als Tagwerk auf, sonst wird es ihnen zum Ekel. Selbst ihre Spiele würden sie anekeln, wenn man sie ihnen anbeföhle. Die Kinder wollen so gut frei und unabhängig sein, als der stolzeste Erwachsene.

Man flöße ihnen Neigung zu dem ein, was sie lernen sollen, und auch dann halte man sie in der Regel nur zur Arbeit an, wenn

1) S. 193—242.

sie gerade dazu aufgelegt sind. Ein Kind lernt dreimal so viel, wenn es zur Sache gestimmt ist, dagegen braucht es doppelt so viel Zeit und Mühe, wenn es verstimmt an die Arbeit geht. Man bringe es wo möglich dahin, daß es selbst den Erzieher bittet, ihm etwas zu lehren.

Doch dürfen die Kinder nicht müßig gehen, auch sollen sie sich überwinden lernen, um einen Lieblingsgegenstand, wenns sein muß, fahren zu laßen, einen minder lieben vorzunehmen.

‚Wenn man es zu veranstalten suchte, daß das, was sie andere thun sehen, sich ihnen unvermerkt von selbst als ein Vorrecht reiferer Jahre zeigte; so würde der Ehrtrieb und das Verlangen denen, welche sie über sich sehen, gleich zu werden, ihre Betriebsamkeit erwecken, und sie würden mit Munterkeit und Freude ans Werk gehen, weil das, was sie beginnen wollen, ihr eigener Wunsch ist. Das Bewußtsein ihrer lieben theuren Freiheit würde keine geringe Aufmunterung für sie sein.‘ Wie viel vermag auch ‚die Hoffnung, eine gute Meinung von sich zu erwecken und Beifall zu finden‘ über sie.“

Nur bei einer Hofmeistererziehung kann man daran denken, die Kinder einzig dann, wenn sie aufgelegt sind, arbeiten zu laßen. Auch hier ließe es sich als ein entschiedener Vorzug der Schulen behaupten, daß in diesen alles nach dem Glockenschlag geht, und die Knaben früh sich in feste, von ihnen unabhängige Verhältnisse schicken lernen. Daran krankt eben unsre Zeit, daß jeder sich die Freiheit nimmt zu fordern: es müße sich alles nach seiner Ansicht, Lust und Laune richten. Eben darum taugt keiner mehr zum dienenden Gliede eines Ganzen, weder der Kirche, noch des Staats. — Trieb und Gewißen müßen schon im Knaben verbunden wirken, als ihr Stellvertreter wird der finstre, lieblose, egoistische Ehrgeiz wieder zu Hilfe gerufen. —

„Man strafe nicht in Leidenschaft, schimpfe die Kinder nicht. Schläge verdienen sie nur wegen Hartnäckigkeit oder Widersetzlichkeit, auch dann möge die Schande und Scham mehr wirken als der Schmerz. Schläge sollen den Willen brechen, man darf damit nicht ablaßen, bis dieß erreicht ist. Eben deshalb muß man sie nicht bei Geringfügigerm anwenden, man habe Geduld, nur nicht mit der Böswilligkeit.

Man muß mit den Kindern ‚raisonniren.‘ ‚Sie verstehen das so früh, als sie die Sprache überhaupt verstehen, und wünschen früher als man glaubt, wie vernünftige Geschöpfe behandelt zu sein. Das ist

ein Stolz, den man in ihnen sorgfältig pflegen und zu dem vornehmsten Werkzeug machen sollte, wodurch man sie lenkt.' Es versteht sich, daß man ihrem Alter angemeßen handgreiflich raisonnire, besonders halte man ihnen Beispiele vor.

Schläge müßen nicht auf frischer That gegeben werden, weil sich sonst Leidenschaft einmischt; es wäre auch beßer, sie durch ,einen verständigen Bedienten' ertheilen zu laßen, so daß ,der Schmerz unmittelbar von der Hand eines andern käme, obgleich auf Befehl und unter den Augen der Eltern. Dadurch würde ihr Ansehen erhalten, und des Kindes Abneigung, welche der Schmerz, den es leidet, erweckt, würde mehr auf die Person zurück fallen, welche ihn unmittelbar verursacht hat.'

Das Schlagen in Schulen beim Unterricht im Lateinischen und Griechischen dürfte entweder im ,Unnatürlichen und Widrigen für das Knabenalter, in den Dingen selbst' seinen Grund haben oder in den Methoden dieses Sprachunterrichts. —

Ist ein Kind so boshaft, daß alle Schläge nicht fruchten, so bleibt dem Vater nichts übrig, als für dasselbe zu beten.

Der Hofmeister darf, ehe er nicht erprobt ist, das Kind nicht schlagen ohne ,Einwilligung und Anweisung' des Vaters."

Schläge in heiligem Zorn gegeben, machen gewis einen tiefern und sittlichern Eindruck auf das Kind, als Schläge eines überkühlen, raisonnirenden Erziehers. Fleischlicher Zorn ist freilich zu vermeiden. Nimmermehr sollte ein Kind von jemand geschlagen werden, der es nicht liebte — von einem Bedienten. Dieser Vorschlag Lockes erinnert an die Jesuiten, auch daran, daß die Spartaner ihre Heloten betrunken machten, um ihren Kindern Abscheu gegen den Trunk beizubringen. Das ist unchristlich vornehm.

Vom Raisonniren später. —

8. Von den Eigenschaften eines Hofmeisters.[1]

„Der Vater beweise dem Hofmeister Achtung, damit das Kind des Vaters Beispiel folge.

Der Hofmeister gehe dem Zögling in allem mit gutem Beispiel

1) S. 242—280.

voran. — Ein solcher Hofmeister ist schwer aufzufinden, so schwer, als eine gute Frau für den Sohn aufzufinden ist.

Daß der Hofmeister Latein und Logik inne hat, ist nicht genug; er muß auch von feinen Sitten, in und zu guter Gesellschaft gebildet sein, sonst wird seine Gelehrsamkeit als Pedanterie, seine schlichte Einfalt als bäurisches Wesen erscheinen, seine Gutmüthigkeit als niedrige Schmeichelei. Aus Büchern schöpft man die feine Lebensart nicht. ‚In den meisten Fällen kommt es auf die Manier mehr an, als auf die Sache selbst, die man thut; und nur davon hängt das Wohlgefallen oder Misfallen ab, welches die Sache erweckt.'

Dem Hofmeister liegts um so mehr ob, den Zögling auf jedes Unmanierliche aufmerksam zu machen, als dieß sonst von keinem geschieht. Nur hinterm Rücken des Fehlenden spricht man davon.

Auch muß der Erzieher Weltkenntnis besitzen, um sie dem Zögling mitzutheilen, besonders damit er die Menschen beobachten lerne und für das halte, was sie sind, nicht für beßer, noch für schlimmer. Geschieht dieß nicht, so wird der Zögling, wenn er selbständig ins Leben tritt, leicht verführt. Dagegen muß er bei Zeiten gewarnt sein. Wichtiger als ‚Latein und Gedächtniskram' ist für ihn solche Lebensklugheit.

Der Hofmeister braucht kein völliger Gelehrter zu sein oder alle die Wißenschaften vollkommen zu besitzen, in welche der junge Weltmann bloß eingeleitet sein und von denen er eine allgemeine systematische Uebersicht haben muß. Studiren soll dieser vornämlich, um seine Kräfte zu üben und vor Müßiggang bewahrt, nicht um ein Gelehrter zu werden. Aber leider gilt bei uns Senecas Wort: Non vitae sed scholae discimus. Kinder sollen ja lernen, was sie als Männer brauchen können.

Die Eltern dürfen weder Mühe noch Kosten sparen, um sich einen guten Hofmeister zu verschaffen."

Locke, wie Montaigne und Rousseau, geben ein Ideal von Hofmeister, auf dessen Realisirung bei uns nur Könige und Fürsten denken könnten, welche Männer erwählten, die nicht bloß durch Schulen, sondern auch durch das Leben gebildet wären, Reisen gemacht hätten rc. Manches hat Locke hier, fast wörtlich, von Montaigne genommen.

9. Vertraulichkeit der Eltern gegen die Kinder.[1]

„Befestigt die Autorität über Euer Kind so früh als möglich, damit sie auf dasselbe wie ein natürliches Princip wirke, dessen Ursprung es nicht wahrgenommen. Es fürchte und liebe Euch. In dem Maße, als es heranwächst, muß aber das Befehlen zurück, vertrauliches, freundliches Rathen und Besprechen hervortreten. Je früher man den Knaben als einen Mann behandelt, um so früher wird er ein Mann werden."

Locke scheint diese Regeln aus der Art, wie ihn sein Vater erzog, entnommen zu haben. — Verwerflich ist die Meinung: man könne und solle Knaben vor der Zeit als Männer behandeln, dadurch würden sie früher Männer; Gott behüte vor solchem Treibhäuseln.

10. Von der zu unterdrückenden Herrschbegierde und Selbstsucht der Kinder.[2]

„Kinder wollen herrschen, das ist die Quelle vieles Bösen; eben so wollen sie haben, besitzen. Gegen diese Herrschsucht und Habsucht muß früh gewirkt werden. Man gewähre dem Kinde nichts, was es mit Ungestüm verlangt, erschreien und ertrotzen will; dagegen befriedige man wahre Bedürfnisse. Wenn es z. B. hungert und dürstet, so gebe man ihm zu eßen und zu trinken, nicht aber Braten, wenn es gerade Braten fordert. Es muß frühe Selbstverläugnung lernen. Nur in den Erholungen und Spielen darf man dem Kinde Freiheit gestatten."

Aus der Herrschsucht entspringt das Klagen der Kinder über ihre Kameraden, dieß ist meist abzuweisen. Zuweilen muß man aber Frieden stiften.

Habsucht, die Wurzel alles Uebels, suche man bei den Kindern auszurotten, Bereitwilligkeit mitzutheilen einzupflänzen. Diese Tugend muß man erwecken durch Lob und beständige sorgfältige Veranstaltung, daß das Kind durch Großmuth und Freigebigkeit niemals verliere. Man belohne es jedesmal, wenn es jene Tugend ausübt, ohne Ausnahme und mit Wucher, und laße es ihm einleuchtend werden, daß Erweisungen der Liebe gegen andre keine schlechte Oekonomie seien, sondern daß ihnen wieder Erweisungen der Liebe folgen, theils von

1) S. 280—296.
2) S. 296—329.

Seiten derer, welche sie empfiengen, theils derer, welche nur Zuschauer waren. —

Man halte die Kinder zu gewißenhafter Redlichkeit, zum Achten fremden Eigenthums an: kleine Unredlichkeiten der Kinder erwachsen zu Betrügereien, wenn sie Männer werden.

Da wir in unsern ersten Handlungen weit mehr durch Egoismus als durch Vernunft oder Ueberlegung geleitet werden, so ist es kein Wunder, wenn die Kinder sehr leicht den Unterschied zwischen Recht und Unrecht aus den Augen verlieren, denn die Erkenntnis davon erfordert eine gebildete Vernunft und ernsthafte Ueberlegung."

Die Art, wie Locke die Habsucht der Kinder ausrotten, Freigebigkeit ihnen beibringen will, ist grundverkehrt, das gerade Gegentheil der Lehre Christi, und recht gemacht, um das eigennützigste Wohlthun zu bewirken, welches scheinen muß vor den Leuten, damit ihm der Wucher nicht entgeht. Das geschieht ja, wenn niemand des Kindes Tugendübung erfährt. —

Vernunft und Ueberlegung heilen nicht den Egoismus der Erwachsenen, treten vielmehr oft in dessen Dienst.

11. Weinen und Schreien der Kinder.[1]

„Widerspenstigem Schreien muß streng entgegengetreten werden; im Schreien über Schmerz müßen die Kinder nicht durch Bedauren bestärkt, vielmehr sollen sie abgehärtet werden."

Im geraden Widerspruch mit dieser verständigen Regel Lockes steht das unvernünftige Schreien und Anstellen Erwachsener, wenn Kinder hinfallen, wodurch diese oft erst in Aufruhr kommen.

12. Furcht und Herzhaftigkeit der Kinder.[2]

„Man entwöhne von Furcht, doch so, daß die Kinder nicht dummdreist werden, und erziehe sie zum rechten Muth. Dieser bleibt seiner mächtig, bei jeder Gefahr und in jedem Leiden gewißenhaft. —

Man mache die Kinder nicht schreckhaft, gewöhne sie an den Anblick widerwärtiger Thiere, der Frösche rc., härte sie ab, so daß sie selbst freiwillig Schmerzen ertragen. Dabei benütze man die Ambition. (!)

1) S. 329—338.
2) S. 338—355.

13. „Neigung der Kinder zur Grausamkeit,[1]

besonders zur Thierquälerei ist zu bekämpfen. Aber das Gegentheil geschieht. ‚Man lehrt die Kinder schlagen und lacht darüber, wenn sie andern wehe thun. — Läuft doch das ganze Geschwätz, womit die Geschichte uns bewirtet, fast auf nichts anders als auf Fechten und Todtschlagen hinaus.‘ Die Eroberer sind große Schlächter des Menschengeschlechts, sie lernt der Jüngling bewundern, sein Wohlwollen wird dadurch erstickt. —

Man halte auch die Kinder zur Freundlichkeit gegen Geringere, besonders gegen Dienstboten an.“

14. Wißbegierde und träge Achtlosigkeit der Kinder.[2]

„Das fragende Kind muß nicht unfreundlich zurückgewiesen, auch nicht mit unrichtigen Antworten gefoppt werden. Kinderfragen machen oft Männern zu schaffen. Um die Wißbegierde zu befördern, erzähle man in ihrem Beisein von den Kenntnissen anderer. ‚Und weil wir einmal alle, selbst von der Wiege an, eitle und stolze Geschöpfe sind, so schmeichle man ihrer Eitelkeit mit Dingen, die ihnen nützlich werden können, und laße ihren Stolz da wirksam sein, wo es zu ihrem Vortheil sein kann.‘ Ein ähnlicher Sporn ists, wenn man jüngere Geschwister durch ältere unterrichten läßt.

Kindern, die zum Spielen fleißig, zum Lernen träge sind, befehle man ernstlich, den ganzen Tag zu spielen, um es ihnen zum Ueberdruß zu machen, ihre Arbeit behandle man dagegen als Erholung, mache sie ihnen nie zum Geschäft. Auch körperliche Arbeit ist gut für die Trägen, da sie leicht beaufsichtigt und controlirt werden kann.“

So soll der Stolz wieder Triebfeder sein. Locke erkennt, daß es dem Stolz älterer Geschwister schmeichle, wenn sie jüngere unterrichten. Man mache die Anwendung auf Decurionen und Monitoren.

15. „Spielsachen der Kinder[3]

sind nicht im Ueberfluß anzuschaffen, auch müßen nicht viele zugleich in die Hände gegeben werden. Wo möglich sollen die Kinder sich die Spielsachen selbst machen, wobei man helfen kann.“

1) S. 355—364. — 2) S. 364—394. — 3) S. 394—399.

16. Lügen der Kinder.[1]

„Dieß muß ihnen als etwas Abscheuliches dargestellt werden, als etwas, das ‚dem Namen und Charakter eines Mannes von Ehre so sehr widerspricht, daß Niemand, der einigen Anspruch darauf macht, die Beschuldigung einer Lüge ertragen kann.‘[2] — Wiederholtes Lügen ist mit Schlägen zu bestrafen; offenes Geständnis eines Fehlers muß mit Verzeihen des Fehlers belohnt werden.“

„Mann von Ehre“ — von welcher Ehre ist die Rede?

17. Von der Verehrung Gottes, als der Grundlage der Tugend.[3]

„Die Tugend ist ‚die erste und unentbehrlichste unter den Eigenschaften eines Menschen, oder eines gebildeten Mannes,[4] weil sie unumgänglich nothwendig ist, ihm die Achtung und Liebe anderer und Zufriedenheit mit sich selbst zu erwerben.‘ Den Grund hierzu legt ein richtiger Begriff von Gott dem Schöpfer,[5] der uns liebt, den wir wieder ehren und lieben sollen, ein Begriff, wie ihn unser Glaubensbekenntnis lehrt. Mehr als dieß lehre man nicht von Gott, nur laße man Morgens und Abends ein kurzes bleibendes Gebet beten.

Von Geistern lehre man nichts; vor Eindrücken und Vorstellungen von Gespenstern und Poltergeistern müßen die Kinder bewahrt werden.[6]

An die Lehre von Gott schließe man die Anweisung zur Wahrheit, Liebe und zum Wohlwollen an.“

1) S. 399—406.

2) La Coste übersetzt: une qualité indigne d'un homme de bonne maison, qui le met au rang de ce qu'il y a de plus bas et de plus méprisable parmi la plus vile populace. (!)

3) S. 406—418.

4) Im Original: Gentleman. La Coste: la vertu la plus excellente de ces choses, la plus avantageuse à l'homme, et en particulier à une personne de bonne maison. Locke sagt vorher: vier Dinge werde ein Vater seinem Sohne — außer dem Vermögen — wünschen: Tugend, Klugheit, Lebensart und Kenntnisse.

5) La Coste: Idée de Dieu, telle qu'elle nous est sagement proposée dans le Symbole des Apôtres. Im Original: as the Creed wisely teaches.

6) Funk und Gedike bemerken hierzu: „Schwerlich wird man umhin können, dem Kinde etwas, was dieß auch sei, hierüber zu sagen, da dasselbe nicht leicht über die Gaße gehen kann, ohne einen Namen zu hören, der nebst dem damit verbundenen

18. Von der Klugheit.[1]

„Die Kunst, seine Geschäfte in der Welt mit Geschicklichkeit und Vorsicht zu behandeln. Dazu gehört Verstand und Redlichkeit. List ist ein unverständiger, unredlicher Affe der Klugheit.

Man bilde den praktischen Verstand der Kinder und halte sie von Falschheit fern.“

19. Von der feinen Lebensart.[2]

„Einfältige Verschämtheit und unverschämte Nachläßigkeit müßen vermieden werden.

Höflichkeit ist: der Wille niemand zu beleidigen; Wohlgezogenheit: die gefälligste Weise diesen Willen zu erkennen zu geben.[3] Ist der gute Wille nur da, so findet sich beim Umgange mit Wohlgezogenen die Wohlgezogenheit der Kinder von selbst. Man plage sie deshalb nicht zu früh mit der Kunst ein Kompliment zu machen ꝛc.

Darüber wache man, daß sie niemanden in der Rede unterbrechen, besonders nicht mit Anmaßung.“

20. Vom Unterricht.[4]

„Von Kenntnissen rede ich zuletzt, sagt Locke, weil ich sie für das unwichtigste Stück halte. — Man macht viel Aufhebens um ein wenig Latein und Griechisch, sieben bis zehn Jahre kettet man ein Kind ans Ruder, um diese zwei Sprachen zu lernen, ‚die es mit einem weit geringern Aufwande von Mühe und Zeit und fast spielend hätte lernen können.‘“

„Ein tugendhafter weiser Mann ist einem großen Gelehrten weit vorzuziehen.“

Begriffe, noch aus den Zeiten vor der Reformation, dem Pöbel in allen Ständen geläufiger und zum Theil sogar wichtiger ist, als der Name und Begriff des Höchsten und Liebenswürdigsten.“ Es würde zu weit führen, wollte ich hier auf Lockes Moral näher eingehen, auf seinen Begriff von Tugend, seine Motive zur Tugend u. s. w.

1) S. 418—421.

2) S. 421—435.

3) L'esprit de politesse est une certaine attention à faire que par nos paroles et par nos manières les autres soient contents de nous et d'eux-mêmes. (la Bruyere.)

4) S. 435—583.

So erklärt Locke, daß er eine kürzere und beßere Lehrmethode kenne. Den Gegensatz des großen Gelehrten und des tugendhaften Mannes hebt schon Montaigne hervor, noch weit mehr Rousseau.

Lesen. „Sobald der Knabe sprechen kann, lerne er lesen, das muß ihm aber nicht zum Geschäfte gemacht werden, sondern ein Spiel sein, sein Alter haßt allen Zwang. Spielsachen sollten zum Lesenlernen dienen. Z. B. ein Würfel von 25 Flächen, auf welchen man einen Buchstaben nach dem andern schriebe und einen Gewinn auf die Buchstaben, welche man würfe, aussetzte. Kennt der Knabe so die einzelnen Buchstaben, dann schreite man weiter zum Buchstabiren und Lesen.

Aesops Fabeln, wo möglich mit Bildern ausgestattet, eignen sich zum ersten Lesebuch. Nicht durch Worte, sondern durch Dinge oder Abbildungen der Dinge erhalten die Kinder die ersten Vorstellungen. Reineke Fuchs ist auch zu empfehlen.[1] (!)

Das Vaterunser, den Glauben und die Gebote soll der Knabe nicht durch Lesen auswendig lernen, sondern indem man es ihm vorsagt.[2] — Die ganze Bibel ist kein Lesebuch für Kinder, nur Auszüge aus derselben, welche zur Uebung im Lesen und zur Belehrung dienen, müßen gebraucht werden.[3]

Schreiben beginne mit Anweisung zum richtigen Halten der Feder; rothe Buchstaben laße man mit schwarzer Dinte überziehen.

Zeichnen ist an den Schreibunterricht anzuschließen, besonders um Gegenden, Gebäude, Maschinen rc. darstellen zu lernen, was auf Reisen sehr zu statten kommt.

Auch dürfte es gut sein, den Kindern Stenographie zu lehren.

Sprachen. Zuerst lerne der Knabe französisch, da dieß auf die einzig richtige Weise, nämlich durch Sprechen, gelehrt wird. Früh

1) Raynard the Fox. Vieles erinnert an Comenius.

2) Hierzu bemerkt Campe: „Und wozu? in diesem Alter? Ich sinne vergebens nach, einen vernünftigen Grund weiß ich nicht zu erdenken." Dazu Resewitz: „Er versteht sie auch nicht;" zuletzt Gedike: „Am wenigsten braucht er aber jemals die zehn Gebote zu lernen, die doch nur immer eine höchst dürftige, höchst unvollständige und höchst unbestimmte Moral enthalten. Aber sie waren auch nicht dazu bestimmt, ein Lehrbuch der Moral zu sein, und es ist Moses Schuld nicht, daß christliche Erzieher seinen jüdischen Criminalcodex zum moralischen Elementarbuch machten." (!)

3) Außerdem empfiehlt Locke einen Katechismus von Worthington, worin alle Antworten wörtlich aus der Bibel entnommen sind.

muß französisch gelernt werden, weil in späterer Zeit die Fertigkeit einer guten Aussprache schwerer erlangt wird.

Latein sollte, eben so wie das Französische, durch Sprechen erlernt werden. Aber nicht von jedermann, nicht von solchen, welche ihr übriges Leben gar nichts mit dieser Sprache zu thun haben, wie z. B. nicht von künftigen Kaufleuten, Pächtern, welche im Schreiben und Rechnen verabsäumt werden, weil sie alle Zeit auf Latein verwenden müßen.

Mit lateinischer Grammatik verschone man das Kind, suche ihm vielmehr einen Mann, der stets mit ihm latein spricht. So wird es die fremde Sprache gerade so erlernen, wie seine Muttersprache oder auch wie Mädchen von Französinnen französisch sprechen lernen. —

Diese lateinischen Conversationen können nun zugleich durch den Inhalt belehrend sein, von ‚Geographie, Astronomie, Chronologie, Anatomie' und einigen Theilen der Geschichte handeln, auch von ‚Dingen, die innerhalb der sinnlichen Sphäre liegen.' Mit solchen Dingen sollten wir den Grund legen. —

Ist kein guter Lateinsprecher zu haben, so nehme man ein unterhaltendes Buch, etwa Aesops Fabeln und schreibe ‚die englische Uebersetzung, die so wörtlich sein muß als möglich, dergestalt zwischen die Zeilen, daß über jedes lateinische Wort das ihm entsprechende englische zu stehen kommt. Diese Uebersetzung laßt ihn alle Tage lesen und wiederlesen, bis er das Lateinische völlig versteht; und dann laßt ihn zu einer andern Fabel fortgehen, aber diejenige, die er schon weiß, öfters wiederholen, um sie in seinem Gedächtnis zu erhalten. Auch schreibe er dieselben Fabeln ab, lerne dabei die Conjugationen und Declinationen auswendig: mehr braucht er zunächst von der Grammatik nicht zu wißen.'"

Locke schließt sich hier und im Folgenden oft an Comenius an, welcher auch durch Sprechen die fremde Sprache und zugleich Realien beibringen wollte; die Interlinearversion des Aesop ist dagegen ganz auf Ratichs Weise. Wahrscheinlich kannte Locke die Schriften beider Männer.

Man mache den Kindern das Lernen möglichst leicht und angenehm, ihre Furcht schadet dem Auffaßen, ‚es ist so unmöglich in eine zitternde Seele schöne und regelmäßige Züge zu zeichnen, als auf ein schwankendes Papier.' —

Nach dem Aesop kann Justinus oder Eutropius gelesen werden, der

Schüler mag eine englische Uebersetzung zu Hilfe nehmen. — Durch die Grammatik lernt man keine Sprache sprechen. — Das genauere Studium der griechischen und lateinischen Grammatik bleibe den Philologen von Profession überlaßen. Wollte ein Engländer von Stande eine Grammatik studiren, so wäre es die seiner Muttersprache, an welche man aber nicht denkt. — Ueberhaupt sollte die Grammatik einer Sprache nur dem gelehrt werden, welcher diese Sprache schon spräche; sie wäre ihm eine Vorschule zur Rhetorik. Wer daher die alten Sprachen weder sprechen noch schreiben, nur die Klassiker lesen will, bedarf des grammatischen Studiums nicht.

Der Schüler übersetze aus dem Latein in seine Muttersprache, und erwerbe sich dabei Realkenntnisse, z. B. Kenntnis der Mineralien, Pflanzen, Thiere, ‚vornehmlich der Nutzholz- und Fruchtbäume.‘ ‚Noch wesentlicher gehören Geographie, Astronomie und Anatomie hierher.‘

Muß der Knabe in einer Schule Latein lernen, so sucht ihn vom Schreiben lateinischer Ausarbeitungen, Reden und Verse frei zu machen, sagt: es sei euch bloß darum zu thun, daß er einen lateinischen Schriftsteller verstehen lerne, nicht darum, daß er ein lateinischer Redner und Dichter werde. Man gibt überdieß Themata zu Ausarbeitungen, von denen die Schüler nichts verstehen. Dafür sollte man ihnen lieber aufgeben aus dem Stegreife in der Muttersprache über Dinge zu sprechen, die sie wirklich verstehen, oder auch schriftliche Ausarbeitungen über dergleichen zu machen.

Den Schüler mit lateinischem Versmachen zu quälen, wenn er kein Dichtertalent hat, ist höchst unvernünftig. ‚Und wenn er wirklich poetische Ader hat, so würde ich, sagt Locke, es höchst seltsam finden, wenn der Vater wünschte oder geschehen ließe, daß man sie nährte oder gar verstärkte. Ich dächte, Eltern sollten daran arbeiten, sie zu ersticken oder zu unterdrücken, so viel sie könnten, und ich weiß nicht, was für Gründe ein Vater haben kann, zu wünschen, daß sein Sohn ein Poet werde, wenn er nicht etwa wünscht, daß er jedem andern Beruf und jedem Geschäfte des Lebens absterbe. Und das ist noch bei weitem nicht das Schlimmste bei der Sache. Denn wenn er nun wirklich ein glücklicher Reimer wird und es ihm gelingt, den Ruf eines schönen Geistes zu erlangen: so wünschte ich, man bedächte, in welchen Gesellschaften und an welchen Oertern er wahrscheinlich seine Zeit und sein

Vermögen obendrein verspenden wird. Man hat noch sehr selten gesehen, daß einer Gold- und Silberminen auf dem Parnaß entdeckt hat. Es ist dort eine liebliche Luft, aber ein unfruchtbarer Boden, und es gibt sehr wenig Beispiele von solchen, die ihr väterliches Erbe durch einen dort gethanen Fund vermehrt hätten.' Poeterei und Spielen gehen meist Hand in Hand. Soll euer Sohn nicht der Zeitvertreiber lüderlicher Gesellen werden, so wünscht auch nicht, ‚daß er Poet werde oder daß sein Schulmeister ihn in der Kunst Verse zu schmieden einweihe.' Wollt ihr ihn aber wirklich zum Dichter bilden, so ist dazu ‚das Lesen der besten griechischen und lateinischen Dichter ein weit beßeres Mittel, als selbst schlechte Verse in einer Sprache machen, die nicht seine eigene ist."

So urtheilt Shakesspeares Landsmann über Poesie. Sogar Campe [1] meint: die poetische Ader zu ersticken und zu erdrücken, das sei zu viel; und noch mehr nimmt Gedike sich der Poesie an, wiewohl er räth, auch den Jüngling, der Anlage zum wirklichen Dichter habe, zu belehren, daß es noch ungleich größere Verdienste gebe, als das Verdienst selbst des größten Dichters sei. — Zur Entschuldigung Lockes muß jedoch bemerkt werden, daß die berühmtesten englischen Dichter seiner Zeit: Dryden, Cowley 2c. höchst unzüchtige Gedichte machten. Vollkommen Recht hat er, das stümperhafte Zusammenflicken lateinischer Verse nicht als eine Vorschule für den ächten Dichter anzusehen. Umgekehrt hätte er es empfehlen können als ein treffliches Mittel, ein poetisches Talent „zu ersticken und zu erdrücken."

„Aus den Klassikern laße man nicht große Stücke auswendig lernen, nur vorzüglich schöne Stellen. Ob das Gedächtnis durch Auswendiglernen geübt werde? frägt sich. ‚Womit die Seele stark beschäftigt ist und woran sie Wohlgefallen hat, das behält sie am besten. Verbindet man damit noch Methode und Ordnung, so ist alles geschehen, was geschehen kann, einem schwachen Gedächtnis aufzuhelfen." —

Der Lehrer muß das Lateinlernen für den geringsten Theil der Erziehung achten. Das könnte die Mutter selbst dem Kinde lehren, wenn sie sich von ihm täglich zwei bis drei Stunden die Evangelien latein vorlesen ließe. Liest sie für sich die lateinischen Evangelien, so wird sie dieselben bald verstehen lernen, und versteht sie diese, so „laßt

1) Lockes Handbuch 2c. S. 515.

sie auf dieselbe Weise Aesops Fabeln lesen und so weiter fortgehen zum Eutrop, Justin." Eine latein lehrende Gertrud!

„Die Erdbeschreibung, das Kennenlernen der Länder auf dem Globus und auf Karten, kann früh anfangen. Dann mögen die Anfänge des Rechnens folgen, hierauf wieder genauere Geographie (Bestimmen von Länge und Breite rc.) und Astronomie mit Hilfe des Himmelsglobus. Dann Geometrie, die sechs ersten Bücher des Euklid. Mit der Geographie lerne der Knabe zugleich Chronologie, ohne welche die Geschichte confus wird; die Geschichte selbst möge zunächst durch Lesen der lateinischen Klassiker gelehrt werden.

Später lese er Cicero de officiis, Pufendorf de officio hominis et civis, darnach Grotius de jure belli et pacis und Pufendorf de jure naturali et gentium.

‚Einen tugendhaften, gesitteten jungen Mann, der diesen allgemeinen Theil des bürgerlichen Rechts wohl versteht; fertig Latein weiß und eine gute Hand schreibt, kann man getrost in die Welt schicken und völlig sicher sein, daß ihm weder ein Amt noch die Achtung der Menschen irgendwo entstehen werde.‘

Die Landesgesetze muß der Jüngling kennen.

Logik und Rhetorik. Nach ihren Regeln lernen die Menschen schwerlich richtig denken und schön reden. Letzteres zu lernen, studire man Ciceros Schriften. Kinder mögen kleine Geschichten erzählen, den Aesop übersetzen als Stylübung. Vor allem gehe man darauf aus, daß sie nicht sowohl latein, sondern ihre Muttersprache gut sprechen und schreiben lernen, diese nicht als „Sprache des ungelehrten Pöbels" verachten. —

Naturphilosophie zerfällt in die Lehre von den Geistern (Metaphysik) und von den Körpern (Physik). Jene muß vorangehen und aus der Bibel entnommen werden, weil sonst die Gewalt der Sinnenwelt den Glauben an das Uebersinnliche erstickt. —

Den Cartesius mag der Jüngling lesen, um mit dem, was in der Philosophie gäng und gebe ist, bekannt zu werden. Für das Studium der Physik ist der ‚unvergleichliche Newton‘ zu empfehlen. —

Griechisch muß der Gelehrte verstehen. „Aber, sagt Locke, ich habe mich hier gar nicht auf die Erziehung eines Gelehrten von Profession eingelaßen, sondern bloß auf die eines Weltmanns." Hat dieser

späterhin Lust, „seine Studien weiter zu treiben und einen Blick in die griechische Literatur zu thun, so kann er sich diese Sprache leicht (?) selbst (?) erwerben.“

Tanzen dient dazu, ‚allen unsern Bewegungen auf Zeitlebens Grazie zu geben‘, und kann nicht früh genug gelernt werden. Der Tanzmeister muß aber wißen und dadurch lehren können, ‚worin die Grazie bestehe‘, sonst taugt er nichts. Springen und figurirte Tänze sind verwerflich.

Musik ist mit Tanzen verwandt und wird von vielen hoch gehalten. ‚Aber es geht so viel von der Zeit eines jungen Mannes drauf, wenn er die Geschicklichkeit (Instrumente zu spielen) nur in einem mäßigen Grade erlernen soll. Auch wird er dadurch oft in so alberne Gesellschaften verwickelt, daß andre der Meinung sind, es sei beßer diese Zeit zu sparen. Und ich, fährt Locke fort, habe unter Leuten von Talenten und Geschäftsmännern so selten einen Mann wegen vorzüglicher Geschicklichkeit in der Musik loben oder schätzen gehört, daß ich glaube, ihr unter allen Dingen, die auf die Liste der Geschicklichkeiten kommen können, den letzten Platz anweisen zu müßen.‘ Das Leben ist zu kurz, um nach Allem zu streben, Zeit und Mühe müßen deshalb ‚zu wirklich nützlichen und wichtigen Dingen verwendet werden.‘

Für Lockes Antipoesie fand ich eine Entschuldigung, für seine antimusikalischen Aeußerungen weiß ich keine, es müßte dann das musikalische Treiben der Engländer in jener Zeit gar zu elend gewesen sein. Jedenfalls ist eine entsetzliche Phantasielosigkeit und Mangel an allem Kunstsinn bei Locke charakteristisch.

‚Reiten muß ein junger Mann von Stande lernen; Fechten ist für die Gesundheit zuträglich, für das Leben aber nicht. Gute Fechter suchen Duelle, vermeiden sie wenigstens nicht. Aber weil ‚Fechten und Reiten für so allgemeine als nothwendige Erforderniße in der Erziehung eines Mannes von Stande angesehen werden, so würde es hart sein, einem solchen diese Zeichen seines Ranges zu versagen.‘

Tugend und Weisheit stehen höher, als Kenntniße. Man lehre den Knaben seine Neigungen zu beherrschen, seine Begierden der Vernunft zu unterwerfen. ‚Um einen jungen Mann dahin zu bringen, ist kein wirksameres Mittel, als die Liebe zu Beifall und Lob, die man ihm deswegen durch alle ersinnlichen Mittel einzuflößen suchen sollte.

Macht seine Seele so empfindlich gegen Lob und Beschämung, als ihr könnt. Wenn ihr das gethan habt, so habt ihr ihm eine Triebfeder gegeben, welche auf alle seine Handlungen wirken wird, auch wenn ihr nicht zugegen seid, und ihr habt den Stamm, auf welchen ihr nachmals die wahren Grundsätze der Moralität und Religion pfropfen könnt." —

Hier tritt die Verkehrtheit der Lockeschen Principien ganz unverhüllt auf. Dornen pflanzt er mit größter Sorgfalt, auf diese will er, wenn sie wuchernd angewachsen sind, Feigen pfropfen. Er hat keine Ahnung von dem Wesen eines christlichen Charakters, dessen erste, zweite und dritte Fundamentaltugend, nach Augustin, Demut ist.

21. Von der Handarbeit.[1]

„Zur Erholung lerne auch der Jüngling aus höherm Stande ein Handwerk, etwa das des Zimmermanns, Tischlers, Drechslers, oder Gartenbau und Landwirthschaft. Dahin auch das Parfümiren (?), Lackiren, in Kupfer stechen, Metallarbeit.

Spielen mit Karten und Würfeln lerne keiner, um nicht in Versuchung zu kommen."

22. „Kaufmännisches Rechnen und Buchhalten[2]

sollte jeder Mann von Stande verstehen, nicht um Vermögen zu erwerben, sondern um es verständig und besonnen zu erhalten, indem er dann nicht ins Blaue Ausgaben macht."

23. „Reisen,[3]

um fremde Sprachen zu lernen, würde am besten vom siebenten bis zum sechszehnten Jahre geschehen; die unpassendste Zeit ist die vom sechzehnten bis zum zwanzigsten, da der Jüngling zum Sprachenlernen schon zu alt, um Menschenkenntnis zu erwerben, noch zu jung, um ein ausschweifendes Leben zu führen aber freilich im rechten Alter ist."

24. Beschluß.[4]

„Die Eigenthümlichkeit jedes Kindes ist Grund, daß nicht zwei

1) S. 583—597. — 2) S. 598—601. — 3) S. 601—610. — 4) S. 610—612.

genau nach derselben Methode behandelt werden können; hierzu kommt, daß die Erziehungsart nach den verschiedenen Ständen verschieden sein muß. Gegenwärtige allgemeine Betrachtungen waren für den Sohn eines angesehenen Mannes bestimmt und niedergeschrieben, als dieser Sohn noch sehr jung war."

7. A. H. Francke.

1. Franckes Jugendjahre bis zum Antritt seines Professor- und Predigeramts in Halle. 1663 bis 1692.

[1]Reisende, welche nach Halle kommen, besuchen das Franckesche Waisenhaus. Treten sie aus dem Rannischen Thore heraus, welches in die Vorstadt Glaucha führt, so erblicken sie zu ihrer Linken ein hohes Gebäude, über dessen Eingang die Inschrift: Die auf den Herrn harren, krigen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden. — Dieser Eingang führt durch das Vordergebäude in einen sehr langen Hof, in eine wahre Straße, auf deren beiden Seiten hohe Häuser stehen. Doch überblickt das Auge etwa nur die Hälfte der großen Anlagen, welche außer dem Waisenhause: das Pädagogium, ein Gebäude der Cansteinischen Bibelanstalt, eine bedeutende Apotheke, eine

1) Literatur:

1. August Hermann Francke von D. Guerike. 1827.

2. Franckens Stiftungen. Eine Zeitschrift, herausgegeben von J. L. Schulze, G. C. Knapp und A. H. Niemeyer, Director und Mitdirectoren des Waisenhauses. 1792—1798. Drei Bände. Die von mir benutzten Schriften Franckes sind:

1. Segens-volle Fußtapfen des noch lebenden und waltenden liebreichen und getreuen Gottes ... entdecket durch eine wahrhafte und umständliche Nachricht von dem Waysen-Hause und übrigen Anstalten zu Glaucha vor Halle ... von A. H. Francke. Halle 1709.

2. A. H. Franckens Lectiones paraeneticae oder öffentliche Ansprachen an die Studiosos Theologiae zu Halle. Andere Auflage 1730—1736. 7 Theile.

3. A. H. Franckens Kurtzer und einfältiger Unterricht wie die Kinder zur wahren Gottseligkeit und christlichen Klugheit anzuführen sind. Halle 1733.

4. Idea Studiosi Theologiae oder Abbildung eines der Theologie Beflißenen ... benebst einem Anhang bestehend in einer Ansprache an die Studiosos Theologiae zu Halle ... von A. H. Francken. Fünfte Auflage. Halle 1758.

5. Timotheus zum Fürbilde allen Theologiae Studiosis dargestellet von A. H. Francken. Editio quinta. Halle 1728.

große Buchhandlung, viele Oekonomiegebäude, Gärten u. a. in sich begreifen. — Man glaubt sich in eine großartige selbständige Colonialanlage versetzt.

Und alles dieß ist die Frucht der gesegneten Glaubensarbeit des armen Predigers und Professors August Hermann Francke; von kleinen Anfängen aus erwuchs so Großes. Der fromme Mann ward, auf den Herren harrend, mit immer neuer Kraft angethan zu wandeln und bis an das Ende seines dem „Nutz und Dienst des Nächsten" geweihten Lebens nicht müde zu werden. —

Francke ist den 22. März 1663 in Lübeck geboren, wo sein Vater Syndikus beim Domkapitel des dortigen Stifts war. Im Jahr 1666 kam dieser nach Gotha als Hof- und Justizrath Herzog Ernst des Frommen, starb aber schon 1671. Der verwaiste Knabe besuchte das gothaische Gymnasium und ward bereits im 14ten Jahre für reif erklärt. Aber erst im sechszehnten (1679) bezog er die Universität Erfurt, und gieng noch in demselben Jahre nach Kiel, wo er drei Jahre, besonders unter Kortholts Leitung studirte. Bei diesem hörte er Metaphysik und Moral, bei Morhof Physik, Naturgeschichte und ein Collegium polyhistoricum, auch las er fleißig des Aristoteles Rhetorik; die Theologie war ihm nur Kopfsache. —

Von Kiel gieng er 1682 nach Hamburg, wo er zwei Monate lang bei Esra Ezard hebräisch lernte.[1] Dann lebte er anderthalb Jahre in Gotha, in welcher Zeit er die hebräische Bibel siebenmal durchlas, auch französisch und englisch trieb. Im Jahre 1684 gieng er nach Leipzig, promovirte dort und habilitirte sich durch eine Disputation de Grammatica hebraea. Seine wichtigste Vorlesung war ein Collegium philobiblicum. Er erklärte nämlich Sonntags nach der Nachmittagspredigt ein Kapitel aus dem alten, dann eins aus dem neuen Testament, zuerst philologisch, dann praktisch. Spener, damals Oberhofprediger in Dresden, interessirte sich sehr für diese, von außerordentlich vielen Zuhörern besuchten Vorlesungen.[2] —

1) Esra rieth ihm, sich die 4 ersten Kapitel der Genesis mit Hülfe einer Uebersetzung so geläufig und bekannt zu machen, daß ihm kein Wort darin fehle, ohne sich übrigens ängstlich um die Grammatik zu kümmern. Francke that es, und Esra zeigte ihm, daß er nun schon den dritten Theil der hebräischen Worte inne habe.

2) Um dieselbe Zeit übersetzte Francke zwei Schriften des Molinos und wurde deshalb als Freund des Quietismus und der Katholiken verdächtigt.

Im Jahre 1687 gieng Francke nach Lüneburg zu dem Superintendenten Sandhagen. Fromm erzogen, hatte er schon als Knabe gebetet: daß sein ganzes Leben bloß und allein zu Gottes Ehre gerichtet sein möge. Als ihm aber auf der Universität die Theologie nur Gegenstand eines herzlosen Studirens ward, so verließ ihn der innere Friede. In Lüneburg stieg die Verstimmung und er wurde von peinigenden religiösen Zweifeln angefochten. Er erzählt selbst, daß ihm das Ansehen der Bibel ganz ungewis geworden sei. Die Juden, habe er oft gedacht, glauben an den Talmud, die Türken an den Koran, die Christen an die Bibel. Wer hat Recht? Dieser Zweifelskampf erreichte die größte Höhe, als er eine Predigt halten sollte über die Worte:[1] „Dieß aber ist geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei Christ, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen." Er wollte vom wahren und lebendigen Glauben handeln und fühlte, daß ihm selbst dieser Glaube fehle. Schon war er im Begriff, aus großer Angst die Predigt abzusagen, er flehte zu Gott um Rettung aus seinem elenden Zustande. Da ward er plötzlich erhört, alle Zweifel waren verschwunden; „ich ward versichert in meinem Herzen, erzählt er, der Gnade Gottes in Christo Jesu, ich konnte ihn nicht allein Gott, ich konnte ihn auch meinen Vater nennen." Noch vierzig Jahre nachher erwähnte er in seinem letzten Gebete vor seinem Ende jene seine eigentliche Bekehrung.

Von Lüneburg gieng er in demselben Jahre 1687 nach Hamburg, wo er bis Ostern 1688 blieb. Hier errichtete er eine stark besuchte Kinderschule. Das Lehren brachte ihn zur Selbsterkenntnis, dabei lernte er Geduld, Liebe, Nachsicht. „Bei Errichtung dieser Schule, sagt er, ward mirs immer klarer, wie verderbt das gewöhnliche Schulwesen und wie höchst mangelhaft die Kinderzucht sei und dieß bewog mich schon damals zu wünschen, daß ich von Gott gewürdigt werden möchte, zur Verbeßerung des Schul- und Erziehungswesens etwas beizutragen." Das Resultat seiner Erfahrungen faßte er hernach in einer Schrift zusammen: von Erziehung der Kinder zur Gottseligkeit und christlichen Klugheit. Er versicherte oft: jener Jugendunterricht in Hamburg sei als Grundlage alles dessen anzusehen, was Gott in der Folge durch

1) Joh. 20, 31.

ihn gethan habe. In Erinnerung desselben sei er in Halle auf den Gedanken gekommen: durch bloßes Bücherschreiben werde das Erziehungswesen nicht gebeßert, es müße gehandelt werden. —

Von Hamburg gieng er auf zwei Monate nach Dresden zu Spener, setzte dann in Leipzig seine philobiblischen Collegien fort, und ward 1690 nach Erfurt als Diaconus an die Augustinerkirche berufen. Bald aber wurde er hier als Stifter einer neuen Sekte verdächtigt, darauf hin durch ein churfürstlich Mainzer Rescript und ein Rathsconclusum vom 18. September 1691 ohne alle weitere Untersuchung seines Amtes entsetzt.

Gerade um jene Zeit ward die Universität Halle gestiftet, vornämlich auf Speners Betrieb, welcher im Jahre 1691 Oberconsistorialrath und Probst in Berlin geworden. Unterm 21. December 1691 designirte man Francken als Professor der griechischen und der orientalischen Sprachen an der neuen Universität und übertrug ihm zugleich das Pastorat der Vorstadt Glaucha. Am 7. Januar 1692 kam er in Halle an, wo er fortan 35 Jahre lang bis an sein Ende lebte und wirkte.[1] —

2. Die Anfänge der Franckeschen Stiftungen.

Der Anfang des Jahres 1694 ist als die Entstehungszeit aller großen Franckeschen Stiftungen anzusehen. Sie begannen so.[2] Arme kamen jeden Donnerstag in das Pfarrhaus. Anstatt ihnen vor der Thür Brot zu reichen, ließ Francke sie in das Haus kommen, katechisirte die jüngern, während die älteren zuhörten, und schloß mit einem Gebet. Bei eigener Armut entzog er sich, um Geld für die Armen zu erübrigen, eine Zeitlang das Abendeßen;[3] im Jahre 1695 befestigte er eine Armenbüchse in seiner Stube.[4] Einmal fand er 7 Gulden von einer wohlthätigen Frau eingelegt. Indem er diese in die Hand nahm,

1) Hinsichtlich Franckes Wirksamkeit als Prediger und Seelsorger, wie auch seiner theologischen Streitigkeiten, verweise ich an die so erbauliche und fleißig gearbeitete Denkschrift Guerikes.

2) Fußtapfen. Cap. 1, 2.

3) Einem Freunde, der in Noth war, schenkte er in derselben Zeit 150 Thaler, welche er als Buchhändler-Honorar für seine biblischen Anmerkungen erhalten.

4) Er schrieb die Sprüche 1 Joh. 3, 17 und 2 Cor. 9, 7 an die Armenbüchse. Fußt. S. 5. 7.

sprach er: „das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas rechtes stiften. Ich will eine Armenschule damit anfangen.“ An demselben Tage kaufte er für 2 Thaler Bücher und nahm einen armen Studenten an, um die Kinder täglich zwei Stunden zu unterrichten. Von 27 ausgetheilten Büchern wurden jedoch nur 4 zurückgebracht. Francke kaufte aber neue Bücher, räumte einen Saal neben seiner Studirstube als Schulstube ein, und gab den Kindern dreimal in der Woche Almosen. Bald gesellten sich Bürgerkinder dazu, jedes brachte wöchentlich einen Groschen Schulgeld, so daß der Lehrer beßer bezahlt werden und dafür täglich 5 Unterrichtsstunden geben konnte.[1] Schon im ersten Sommer stieg die Zahl der Kinder auf 60.

Bald verbreitete sich der Ruf von Franckes großer Thätigkeit für die Armen und von da an strömten ihm von nah und fern Unterstützungen zu. In dem Maße, als diese zunahmen, erweiterten sich seine Pläne. Noch öfter geschah es aber, daß er in festem Glauben kühn Großes unternahm, ohne irgend Mittel zu haben, es auszuführen, da ihm dann diese Mittel zur rechten Zeit auf wahrhaft wunderbare Weise zufloßen. —

Bald ward seine Pfarrwohnung zu eng für die Schule. Er miethete im Nachbarshause eine Stube und bildete zwei Klassen, eine für die armen, eine zweite für die Bürgerkinder, jede erhielt ihren eigenen Lehrer.

Bald regte sich in Francke der Wunsch: die Kinder nicht bloß zu unterrichten, sondern auch zu erziehen, der Wunsch, ein Waisenhaus zu stiften. Ein Freund gab ihm zu dem Ende 500 Thaler, im November 1695 waren schon 9 Waisen beisammen, welche bei Bürgersleuten untergebracht wurden; den Studiosus Theologiae Neubauer bestellte er zum Aufseher derselben.[2] Für die Armenschule kaufte er ein Haus.

In demselben Jahre 1695 wurden an Francke drei junge Adliche übergeben, um sie unter seiner Direction erziehen und unterrichten zu laßen. Dieß war der erste Anfang des nachmaligen Pädagogium.

Im Jahre 1696 kaufte Francke ein zweites Haus. Die Zahl der Waisenkinder, welche er in jenen zwei Häusern unterbrachte, stieg

1) Ib. 9.
2) Ib. 15.

im Juni auf 52. Zugleich stiftete er einen Freitisch für Studenten, an welchem in demselben Monat 42 gespeist wurden.

Da sich die Kinder vermehrten, faßte Francke den Entschluß, ein Waisenhaus zu bauen. Er schickte deshalb ebenfalls im Jahre 1696 den genannten bisherigen Aufseher der Waisenkinder, Neubauer, nach Holland, um dort Erfahrungen zu sammeln. Nach seiner Rückkehr dirigirte dieser treue, verständige Mann den Bau des Waisenhauses; am 24. Juli 1698 wurde der Grundstein gelegt. Schon waren es 100 Waisenkinder; 500 Kinder genoßen bereits Unterricht. —

3. Geldsegen. Hilfe in der Noth.

Man kann nicht ohne Erbauung lesen, wie der Segen Gottes mit Allem war, was Francke in uneigennütziger christlicher Liebe unternahm. Es mögen hier nur einige von den vielen Beispielen jenes Segens stehen, welche er selbst erzählt. Einmal war äußerster Geldmangel. [1] „Da ich bei gar schönem Wetter ausgegangen war, erzählt Francke, und den klaren Himmel betrachtete, ward mein Herz sehr im Glauben gestärket, also daß ich bei mir selbst gedachte: wie herrlich ist es doch, wenn man nichts hat und sich auf nichts verlaßen kann, kennet aber den lebendigen Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, und setzet auf ihn allein sein Vertrauen, dabei man auch im Mangel so ruhig sein kann.“ Nach Hause zurückgekehrt kommt ein Bauaufseher, und verlangt Geld für die Arbeitsleute. „Ist was kommen? fragte er. Ich antwortete: Nein, aber ich habe Glauben an Gott. Kaum hatte ich das Wort ausgeredet, so ließ sich ein Studiosus bei mir melden, welcher 30 Thaler von jemanden, den er nicht nennen wollte, brachte. Da gieng ich wieder in die Stube und fragte den andern, wie viel er diesmal zur Bezahlung der Bauleute bedurfte? Er antwortete: dreißig Thaler. Ich sagte: hier sind sie; fragte dabei, ob er mehr brauchte? Er sagte: nein, welches denn uns beide sehr stärkte, indem wir so gar augenscheinlich die Hand Gottes erkenneten, die es in dem Augenblick gab, da es vonnöthen war.“ —

„Im Jahre 1698, erzählt Francke weiter, sandte ich einer frommen, durch Leiden bewährten Christin einen Ducaten. Sie antwortete der

1) Fußtapfen 38. 34. Eine Unzahl anderer Beispiele finden sich dort unter der Aufschrift: „Exempel der göttlichen Providentz.“

Ducaten wäre ihr zu einer Zeit gekommen, da sie dessen wohl benöthigt gewesen. Sie habe Gott gebeten, daß er meinen armen Waisen einen Haufen Ducaten wieder bescheeren möchte. Bald darauf wurden mir 4 Ducaten, und 12 Doppelducaten gebracht. An eben dem Tage wurden mir auch 2 Ducaten von einem guten Freunde aus Schweden geschickt. Nicht lange darnach empfieng ich von der Post 25 Ducaten, dabei der Geber nicht genannt war. Gleichfalls wurden mir von einem Gönner 20 Ducaten eben damals geschickt. Da um dieselbe Zeit Prinz Ludwig von Würtemberg zu Eisenach starb, ward mir berichtet, daß er eine Summe Geldes dem Waisenhause vermacht. Es waren 500 Ducaten Species. Sie wurden mir zu einer Zeit zugesendet, da ich sie zum Bau des Waisenhauses höchst nöthig hatte. Da ich nun diesen Haufen Ducaten auf dem Tisch vor mir sah, dachte ich an das Gebet der frommen Frau: Er wolle meinen armen Waisen einen Haufen Ducaten wieder bescheeren." [1]

Wie in diesen beiden Fällen erfuhr Francke in unzähligen andern die Hilfe des Herrn. Besonders sind zwei ergibige Quellen der Einnahme anzuführen. Ein junger Theolog Elers schloß sich an Francke an. Er besorgte im Jahre 1698 den Druck einer Franckeschen Predigt: „Von der Pflicht gegen die Armen." Diese und einige andere Predigten legte Elers in der Leipziger Messe auf einem kleinen Tische zum Verkauf aus. Dieß war der erste Anfang der Waisenhausbuchhandlung, welche unter des Elers ebenso gewißenhafter als verständiger Leitung bald eine solche Ausdehnung gewann, daß sie auch in Berlin und Frankfurt am Main Läden eröffnete. Unter andern verlegte sie alle Franckeschen sehr beliebten Schriften, außerdem viele Schulbücher, welche zum Theil eine große Menge von Auflagen erlebten. Allen Ueberschuß der Buchhandlung erhielt die Kasse des Waisenhauses.

Die zweite ergibige Einnahme floß Francken aus den Medica-

1) Auch König Friedrich I von Preußen schenkte 2000 Thaler, überdieß 100000 Mauersteine und 30000 Dachsteine zum Bau. Im Jahre 1702 verlieh er dem Waisenhause und dem Pädagogio sehr vortheilhafte Privilegien. Fußtapfen S. 121 und S. 136. —

Neidische Gegner beschuldigten Francken: „es wären viel tausend Thaler untergeschlagen worden; item der Papst schicke ihm Geld dazu; item man kriege das Geld von Papisten und allerhand Schwärmern." Fußtapfen Cap. 3, 94.

menten der Waisenhausapotheke zu. Mit diesen hatte es eine seltsame Bewandtnis. Im Jahre 1700 gab nämlich ein gewisser Burgstaller auf seinem Sterbebett an Francke eine Anweisung „zu einer aus dem Golde zu bereitenden sehr herrlichen Arznei.“ Francke übertrug dem Arzte des Waisenhauses, dem, durch seine tiefsinnig frommen geistlichen Lieder[1] bekannten Christian Friedrich Richter, die Bereitung jener Arznei. Nachdem dieser große Summen vergeblich hierauf verwandt hatte, gelang ihm endlich im Januar 1701 die Arbeit. Bald wurden diese Waisenhausmedicamente aller Orten gesucht, wunderbare Wirkungen erzählte man, und große Summen floßen durch den Verkauf dem Waisenhause zu.[2] —

4. Stand der Franckeschen Stiftungen in den Jahren 1705 und 1727.

Diese Geldangelegenheiten haben beim Entstehen und Anwachsen der Franckeschen Stiftungen eine zu große Bedeutung, als daß sie hier übergangen werden konnten. Es führte zuweit, wollte ich erzählen, wie die Stiftungen nun mit jedem Jahre wuchsen, es genügt den Stand derselben in zwei Zeitpunkten anzugeben.

Im Jahre 1705 bestanden folgende Franckesche Anstalten:[3]

1. Das eigentliche Waisenhaus, worin
   55 Knaben zum Studiren bestimmt,
   45 Knaben zu Handwerkern bestimmt,
   25 Mädchen,
   17 Personen Haushaltungspersonal.
2. Das Schulseminar für Lehrer, welche freie Kost genoßen. 75 Personen.
3. Der extraordinäre Freitisch für 64 sehr arme Studenten.
4. Acht Schulklassen.
   800 Schüler (125 Waisenkinder inbegriffen),
   67 Lehrer.

1) So: „Hüter wird die Nacht der Sünden“; „Hier legt mein Sinn sich vor dir nieder“ — „Mein Salomo dein freundliches Regieren“ und viele andere.

2) Die „Fußtapfen“ enthalten viele Beispiele der „gesegneten Wirkungen der Artzneyen.“ Erste Forts. 56 ff. Dritte Forts. 20 ꝛc.

3) Franckes Stift. 1, 382.

5. Das Pädagogium.
70 Scholaren,
17 Lehrer.
6. Buchhandlung und Buchdruckerei. 14 Personen.
7. Apotheke. 8 Personen.
8. Wittwenhaus. 4 Wittwen.
9. Collegium orientale. 11 Personen.

Im Jahre 1727 bei Franckes Tode ward an König Friedrich Wilhelm I folgendes Verzeichnis der Anstalten überreicht:[1]

1. Das Pädagogium:
82 Scholaren,
70 Lehrer und andere Personen.
2. Die lateinische Schule des Waisenhauses:
3 Inspectoren,
32 Lehrer,
400 Schüler,
10 Bediente u. a.
3. Die deutschen Bürgerschulen:
4 Inspectoren,
98 Lehrer,
8 Lehrerinnen,
1725 Knaben und Mädchen.
4. Waisenkinder:
100 Knaben,
34 Mädchen,
10 Aufseher und Aufseherinnen.
5. Tischgenoßen:
255 Studiosi,
360 arme Schüler.
6. Haushaltung. Apotheke. Buchladen:
53 Personen.

1) Franckes Stift. 2, 296. Im Jahre 1707 waren auf dem Pädagogio und den übrigen Franckeschen Schulen 1092 Schüler, zum Unterricht und Aufsicht 3 Inspectoren und 85 Präceptoren. 755 Schüler waren aus Halle gebürtig. Fußt. dritte Forts. 29.

7. Anstalten fürs weibliche Geschlecht:
15 im Fräuleinstift,
8 in der Pension für junge Frauenzimmer,
6 Wittwen.

5. Franckes Wirksamkeit als akademischer Lehrer.

Aus diesem Umriß des äußern Zustandes der Franckeschen Stiftungen läßt sich jedoch bei weitem nicht der ganze Wirkungskreis des Mannes erkennen, vorzüglich nicht die Wirksamkeit für sein Pfarramt, für die Universität, die Bibelverbreitung und das Missionswesen.

So weit verzweigt diese Wirksamkeit auch war, so wurden doch alle ihre Zweige von derselben Wurzel ernährt, von Franckes inniger christlicher Liebe Gottes und des Nächsten. Nur im Namen Christi wollte er arbeiten und schaffen, sein heißer Wunsch war: alle, die er lehrte, von den Studirenden bis zum jüngsten Waisenkinde hinab, Christo zuzuführen. —

Hierin stimmte er mit seinem väterlichen Freunde Spener ganz überein, ebenso in seinen Ansichten vom Studium der Theologie. Wiederholt dringen beide auf Bekehrung und Frömmigkeit der Studirenden; die Theologie müße durchaus nicht bloß Kopfsache, sondern Herzensangelegenheit sein. [1] „Ein Quentlein lebendigen Glaubens, sagt Francke, ist höher zu schätzen, als ein Centner des bloßen historischen Wißens, und ein Tröpflein wahrer Liebe, als ein ganzes Meer der Wißenschaft aller Geheimnisse.“ — Er eifert gegen das verkehrte Studiren derer, welche nicht nach dem Wirken im Leben fragten. „Das ist das gemeine Uebel, bemerkt er, was wir im Amte alle Tage brauchen, das lernen wir nicht, denn es ist uns zu gering, und was wir auf Universitäten gelernt haben, das wißen wir hernach nicht mit Nutzen zu gebrauchen.“ —

Spener wie Francke verwahren sich andrerseits entschieden dagegen, als verwürfen sie die theologische Gelehrsamkeit. [2] „Sollet ihr, sagt Francke zu den Studirenden, Lehrer werden, so ists nicht genug, daß ihr fromm seid, sondern eine gründliche theologische Wißenschaft muß

1) Idea 95. Böhmische Brüder sagten zu Luther: se non posse rebus illorum bene ominari, quam diu per illorum scholas et academias tantam scientiae tantillamque conscientiae videant suscipi curam.

2) Idea 37.

sich auch bei euch finden.“ „Ein christlicher Studirender, bemerkt Spener, betet so eifrig um göttliche Erleuchtung, als bedürfte er keines eigenen Fleißes; dabei studirt er aber mit solchem Fleiße, als ob er mit seiner Arbeit alles ausrichten müßte. Denn es wäre Vermeßenheit und Versuchung Gottes, nur beten, und dann ohne eigenen Fleiß die göttliche Erleuchtung erwarten wollen.“

Auf alle Weise arbeitete Francke mit seinen ihm gleichgesinnten trefflichen akademischen Kollegen, mit Anton, Breithaupt, Michaelis, für das Beste der jungen Theologen. Vorlesungen über alle theologischen Disciplinen wurden gehalten, Francke las insbesondre über Methode des theologischen Studiums. In den „paränetischen Lectionen“ zeigte er, „was angehende Theologen im Christenthum und im Studiren an Erreichung ihres Zwecks hindere und wie sie solche Hindernisse zu überwinden hätten.“ [1]

Diese Lectionen las er viele Jahre hindurch einmal wöchentlich und zwar zu einer Stunde, in welcher kein anderes theologisches Collegium gelesen wurde. Er begann sie im Jahre 1693, seine allerletzte Vorlesung, welche er am 15. Mai 1727 drei Wochen vor seinem Tode hielt, war eine paränetische. Mit großem Ernst strafte er in diesen Lectionen die Sünden der jungen Theologen, ermahnte sie vor Allem, sich selbst zu bekehren, bevor sie andere bekehren wollten, zu beten und zu arbeiten. Er gab Regeln des Lebens und Studirens, machte sie darauf aufmerksam, wieviel in Halle jetzt für Studirende geschehe, woran man auf andern Universitäten nicht denke und früher überhaupt nicht gedacht habe. Dahin rechnet er unter Anderm, daß sich die hallischen Theologen vom so gewöhnlichen scholastischen Schulgezänk weg, dagegen der sorgfältigen Exegese der h. Schrift zugewendet hätten, und daß den Studirenden Gelegenheit zu praktischen Uebungen, zum Katechesiren und sonstigem Unterrichten gegeben werde. — [2] Neuangekommene junge Theologen mußten sich bei der theologischen Facultät melden, welche zu dem Zwecke an bestimmten Tagen zusammenkam. Man besprach sich mit jedem Ankömmling, wie er sein Leben und seine Studien einzurichten habe. Alle Vierteljahr sollten sich sämmtliche Theologie Studirende vor

1) Für die Studirenden schrieb er die „Idea Studiosi Theologiae,“ den „Timotheus“ und andere Schriften.

2) „Anhang der Abbildung“ S. 198.

der Facultät einfinden, um über ihre Studien Rechenschaft abzulegen und für die Zukunft Rath zu erhalten. Außerdem wurden sie aufgemuntert, sich an einzelne Professoren zu wenden, und sich mit ihnen über etwanige Herzensangelegenheiten oder über die Studien zu besprechen. —

Im Jahre 1709 hielt Francke einige paränetische Vorlesungen,[1] „darinnen, so lautet die Ueberschrift, der Unterschied der gegenwärtigen Studiosorum Theologiae und derer, die im Anfange hier gewesen, gezeiget wird.“ Er klagt hier, daß der Eifer zu allem Guten bei den meisten sehr nachgelaßen habe, schildert das eingerißene rohe Studentenleben,[2] und bemerkt auch, daß jene wohlwollende Sorgfalt der theologischen Professoren von den Studirenden so wenig anerkannt werde, daß sie sich vielmehr über dieselbe beschwerten, als über einen Eingriff in die Studentenfreiheit, und dem ihnen ertheilten guten Rath nicht Folge leisteten.[3] Man höre auch, bemerkt er, „vielfältig über Studiosos Theologiae, die von Halle kommen, Klagen führen, daß sie Heuchler wären.“ „Ich kann ohne große Wehmuth nicht daran gedenken, und kann mich nicht genug darüber verwundern, sagt er, wie es doch möglich ist, daß von allen unsern Vorstellungen und Ermahnungen sich so wenig Effect bei ihnen findet.“

Eine Reaction war eingetreten. An die Stelle des herrschenden wüsten Studentenlebens wollten Francke und seine theologischen Kollegen mit einem Schlage eine stille, fromme, fast klösterliche Zucht einführen, eine Lebensweise, welche treffend mit der Lebensweise der Hieronymianer[4] verglichen worden ist. „Man häufte Andachtsübung auf Andachtsübung. Fromme Rührungen und Erweckungen nährte man auf alle Weise. Man betete, predigte, ermahnte, sang bei jeder Gelegenheit.“[5] Was Wunder, wenn das, einer solchen Lebensweise diametral entgegengesetzte, durch eine Gewohnheit von Jahrhunderten tief eingewurzelte Studenten-

1) Lectiones par. Th. 4. S. 73 ff.

2) Ib. „Ein Studiosus Theologiae muß diese Regel wißen: quod in aliis est peccatum veniale, id in clerico, und also auch in studioso Theologiae est peccatum mortale.“

3) Ib. 111. „Ehemals erkannten Theologiae Studiosi beßer, was es für eine Wohlthat wäre, daß ihre studia von der theologischen Facultät eingerichtet würden.“ Vgl. auch S. 39.

4) Ullmann: Johann Weßel. S. 423. (Erste Ausgabe.)

5) Niemeyers Grundsätze, achte Ausg. 3, 348. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung Semlers Selbstbiographie.

wesen und rohe Unwesen gegen Franckes Bestrebungen gewaltsamen Widerstand leistete, so daß er nur stillere, in sich gekehrte Jünglinge für sich gewann. Auf Mittel und Wege, die andern zu gewinnen, scheint man nicht genug bedacht gewesen zu sein, auf ein paulinisches Accomodiren, welches der Wahrheit und Heiligkeit nichts vergibt.

Ich zweifle sehr, daß Luther das Ideal eines Studirenden, wie Francke und Spener es aufstellten, ganz gebilligt haben würde. Wie eifert Luther nicht gegen allen mönchischen Zwang; Freude und Ergötzen,[1] sagt er, sei jungen Leuten so hoch vonnöthen, als Eßen und Trinken. Wie empfiehlt er „Musica und Ritterspiel, mit Fechten, Ringen, unter welchen das erste die Sorge des Herzens und melancholische Gedanken vertreibe, das andere feine geschickte Gliedmaß am Leibe mache und ihn bei Gesundheit erhalte.“ Auf Zechen, Unzucht, Spielen gerathe man, „wenn man solche ehrbare Uebungen und Ritterspiele verachte und nachlaße.“[2]

Merkwürdig sind Franckes Klagen über die Unreife der neuangekommenen Studirenden. Daß er diesen räth, Schreibstunden zu nehmen, fällt uns (leider!) nicht sehr auf;[3] aber um die Orthographie war es eben so schlecht bestellt! „Ich finde,[4] sagt er, daß wenig Studiosi Theologiae sind, die einen teutschen Brief recht orthographice schreiben können. Sie impingiren fast in allen Zeiten wider die Orthographie. Daher ich auch Exempel weiß, daß, wenn manche in ein Amt gekommen, und etwas haben wollen drucken laßen, fast nöthig gewesen wäre, daß man ihr Manuscript, welches sie eingesendet, in allen Zeilen erst corrigiret hätte: so daß man ihnen hat anzeigen müßen, sie solltens von einem, der die Orthographie verstehet, erst abschreiben laßen, damit es ohne Anstoß gelesen werden könnte . . . Dieser defectus pflegt insgemein auf Schulen daher zu kommen, weil nur die lateinische Uebersetzung der exercitiorum corrigiret wird; das Teutsche aber nicht; daher lernet man keine Orthographie. Man lernet voces distinctas, als er war,

1) Siehe Theil 1, 141. 177.

2) Freilich mochte beim Anblick des Rauf- und Sauflebens jener wüsten Studenten, wie Francke sie schildert, leicht jede Hoffnung schwinden, als könnten sich solche Menschen je „ehrbaren Uebungen und Ritterspielen“ zuwenden.

3) „Es schreibet selten einer eine gute Hand, wenn er von Schulen kommet.“

4) Lect. paraen. 4, 280. Vgl. „Anhang der Abbildung eines studiosi Theol. S. 280.

die Waar, es ist wahr und dergleichen nicht im Schreiben distinguiren, weil man die teutschen exercitia nur so obenhin schreibet."[1]

Nun sollte man meinen: in eben dem Maße, als man auf Schulen das Deutsche vernachläßigt habe, sei das bevorzugte Latein gründlicher getrieben worden. Dem war nicht so. „Wenn aber manche, fährt Francke fort, einen lateinischen Brief machen sollen, so findet man, daß sie auch die Grammatic nicht recht gelernet haben, und daher manche Fehler begehen." In der griechischen Grammatik seien die Ankömmlinge auch nicht fest, nicht einmal in Luthers Katechismus. „Ingleichen findet sichs selten, heißt es, daß einer eine Wißenschaft von der Arithmetica vulgari mitbringet, deren Gebrauch doch im gemeinen Leben immer vorfället."[2]

An einem andern Orte sagt Francke:[3] die Professoren der Theologie in Halle hätten es „mit großer Betrübnis wahrnehmen müßen, daß die meisten Schulen so übel bestellet sind, daß von denselben Leute zu ihnen kommen, die wohl zwanzig Jahr alt sind und drüber und dennoch bedürfen, daß man ihnen in den Fundamentis der lateinischen, geschweige der griechischen und hebräischen Sprache besondere Information verschaffe, wo man anders will, daß sie die Collegia mit Nutzen frequentiren sollen. — Auch andere Universitäten, fährt er fort, machten die traurige Erfahrung, viele untüchtige und unwißende Leute zu überkommen, aus denen nichts zu machen." Die Lehrer an den Schulen sollten doch ihr Amt gewißenhafter verwalten. —

Wenn Francke Veranstaltungen traf, daß die in Schulkenntnissen Zurückgebliebenen das Verabsäumte nachholen konnten, so verschaffte er andrerseits den Beßern Gelegenheit, in allen Schuldisciplinen, in Sprachen, Geschichte, Geographie, Mathematik ꝛc. Unterricht zu ertheilen.[4] Bei den von ihm eingerichteten, nahe an zweitausend Schüler zählenden, Anstalten lehrten über hundert Studirende, unter Aufsicht und Anleitung von Inspectoren, besonders wurden sie im Katechisiren geübt. „Der ganze sogenannte Ordinar-Tisch des Waisenhauses, jetzo bestehend

1) Anhang der Abbildung eines studiosi Theologiae. S. 281. Es „bringet selten einer auch nur qualemcunque peritiam der Teutschen Orthographie von den Schulen mit."

2) Ib.

3) Ib. 275.

4) Ib. 284. 274. 277. 289. 290.

aus 134 Studiosis, sagt Francke, ist eigentlich das Seminarium Praeceptorum für hiesige Anstalten."[1] Aus diesen „werden einige seligiret und zum Seminario selecto Praeceptorum genommen." Letzteres Seminar nahm im Jahre 1707 seinen Anfang. Man suchte für dasselbe zehn bis zwölf Theologen aus, die einen guten Grund gelegt und zum Schulwesen Lust und Geschicklichkeit hatten.[2] Zwei Jahre lang wurden sie hier durch Collegien und Uebungen für das Lehrfach vorbereitet. Sie erhielten zudem freien Tisch, mußten sich aber verbindlich machen nach Ablauf der zwei Jahre am Waisenhause oder Pädagogium drei Jahre Unterricht zu ertheilen.[3]

6. Franckes deutsche und lateinische Schulen. Das Pädagogium.

Wir sahen, daß Francke im Jahre 1695 eine Armenschule stiftete, Bürgerkinder kamen hinzu. 1697 errichtete er für begabtere Knaben eine lateinische Schule. Die Armenschulen erhielten den Namen deutsche Bürgerschulen, welche in Knaben- und Mädchenschulen zerfielen. Bei Franckes Tode waren, wie erwähnt, in den Bürgerschulen 1725 Knaben und Mädchen, in der lateinischen 400 Schüler, dazu kamen 82 Scholaren des Pädagogii. Der Unterricht in den deutschen Schulen begriff anfänglich nur Religionsunterricht, Lesen, Schreiben und Rechnen; in späterer Zeit kamen Naturkunde, Geschichte, Geographie 2c. hinzu. Ueber alle deutschen Schulen war ein Oberaufseher gesetzt, dem auch die Vorbereitung der angehenden Lehrer für diese Schulen übertragen war. Die

1) Die erste Veranlaßung zur Stiftung dieses Freitisches und Seminars war eine Schenkung von 500 Thalern, welche Francke 1695 für arme Studenten erhielt. Fußt. 11. Dritte Forts. 9.

2) Fußt. Dritte Forts. 9. Fünfte Forts. 60.

3) Im Jahre 1702 stiftete Francke in Gemeinschaft mit Anton und Breithaupt das Collegium orientale theologicum, in welchem außer dem Hebräischen auch das Syrische, Chaldäische, Arabische 2c. getrieben ward. Die an diesem Collegio theilnehmenden Studirenden leisteten dem Joh. Heinrich Michaelis durch Vergleichung der Handschriften gute Dienste bei Herausgabe der hebräischen Bibel. 12 Studirende gehörten zu diesem Collegio. Bis zum Jahre 1720 scheint es gebauert zu haben. Joh. Tribbechov aus Gotha war dessen erster Vorstand, derselbe Tribbechov, welcher das „erstaunliche Lied" „O du Hüter Israel" gedichtet hat. Mit Tribbechov dirigirte J. H. Michaelis. Fußt. Zweite Forts. 5. Dritte Forts. 6.

Mädchen wurden insbesondere in weiblichen Arbeiten unterrichtet, ja selbst die Waisenknaben erhielten Anweisung im Stricken.[1]

In den lateinischen Schulen ward außer dem Religionsunterricht noch Lesen, Schreiben und Rechnen, Latein, Griechisch, Hebräisch, Mathematik, Geschichte, Geographie und Musik gelehrt. Die „classische Graecität ward jedoch über der beständigen Lesung des neuen Testaments sehr vernachläßigt.“[2] Auch die Botanik erwähnen schon die ältesten Nachrichten als Lehrgegenstand dieser Schulen. Im Jahre 1709 ward das Latein in 7 Klassen[3] gelehrt; Physik, Malen, ja Anatomie ist unter den Lehrgegenständen aufgeführt; 1714 wird auch Oratorie und Logik genannt, dagegen Französisch hier fehlt.

Das Pädagogium bestimmte Francke der Erziehung von Söhnen aus den höhern Ständen. Drei junge Adliche wurden ihm, wie erwähnt, im Jahre 1695 übergeben, das war der Anfang der Anstalt. Die Zahl der Schüler wuchs; im Jahre 1705 waren ihrer schon 70, welche in Bürgerhäusern zerstreut wohnten. Im Jahr 1711 beschloß Francke für sie ein großes Haus zu bauen, das 1713 vollendet und bezogen wurde. Es waren in demselben die Wohnungen für Schüler und Aufseher heiter und bequem, nicht klösterlich düster. Aeußere Einrichtungen bezeugten hier schon, daß Francke Realunterricht beabsichtigte; es gehörte ein botanischer Garten zum Pädagogium, dann fand sich ein Naturaliencabinet, ein physikalischer Apparat, ein chemisches Laboratorium, Einrichtungen zu anatomischen Sectionen, auch Drechselbänke und Mühlen zum Glasschleifen.[4]

Der Lehrplan für die Schüler des Pädagogii wird im Jahre 1706 so angegeben: „Nebst dem Grunde des wahren Christenthums werden sie unterrichtet in der lateinischen, griechischen, hebräischen und französischen Sprache, wie auch einen guten teutschen Aufsatz zu machen, an-

1) Im Jahre 1701 stellte Francke zu dem Behuf einen besondern Strickmeister an. Fußt. Erste Forts. 45.

2) Niemeyer 3, 346. Rector Mal aus Franckes Schule verbannte auf dem Gymnasium zu Hersfeld die griechischen Classiker, dagegen ließ er das neue Testament, auch die Apokalypse lesen. Programm des Director Dr. Münscher von 1837.

3) Durch Theilung von Secunda, Tertia, Quarta und Quinta stieg die Zahl der Klassen auf 11.

4) Franckes Stift. 2, 14 ff. Näheres über das Pädagogium in Franckes Schrift „Ausführliche Ordnung und Lehrart für das Pädagogium 1701.“

bei eine feine Hand zu schreiben; desgleichen in der Arithmetica, Geographia, Chronologia, Historia, Geometria, Astronomia, Musica, Botanica und Anatomia nebst den vornehmsten Fundamenten der Medicin . . . und über dieses finden sie in den Freistunden Gelegenheit zum Drechseln, Glas-Schleifen, Mahlen, Reißen u. dgl. Im übrigen werden sie in den Recreationsstunden vor aller Gelegenheit, dadurch sie verführt werden könnten, durch getreue Aufsicht sorgfältig bewahret, auch sogar des Nachts nicht alleine gelaßen."[1] Als charakteristisch für das Pädagogium wird angeführt, es seien „die Classes discipulorum also eingerichtet, daß ein Scholar nicht nur in einer, sondern nach dem Unterschiede seiner Profectuum in diesem und jenem studio in unterschiedenen Classen, z. E. in Ansehung der lateinischen Sprache in der ersten, nach der griechischen aber in der andern sitzen und also in einer jeden Sache Commilitones von gleichen Progressen haben kann. Nächst dem muß zwar ein jeder Scholar die lateinische Sprache beständig, aber von den übrigen Sprachen und Disciplinen nur eine nach der andern treiben und also eine Sache zuvor wohl faßen, ehe er zu andern gelaßen wird."[2]

Eine besondere Klasse, Selecta, wurde auf dem Pädagogio gestiftet zur Vorbereitung auf die Universität. Die Schüler dieser Klasse lasen viele lateinische Klassiker cursorisch, disputirten, hielten häufig Reden, trieben Rhetorik, Logik, Metaphysik, eine Art Dogmatik, lasen Theile des alten und neuen Testaments im Grundtext. Griechische Klassiker werden nicht genannt, dagegen Homilien des Macarius und Nonni Paraphrasis Johannis[3] u. s. w. —

Für Unterricht und Aufsicht war, was das Personal betrifft, auf dem Pädagogium reichlich gesorgt. Beim Tode Franckes zählte man 82 Scholaren, für welche ein Inspector, ein Mathematicus, 18 ordentliche, 8 außerordentliche Lehrer und 10 Collaboranten angestellt waren.[4] —

Für die große Anzahl der Schüler in den Franckeschen Anstalten waren jedoch verhältnismäßig nur wenige Lehrer fest angestellt, die meiste Schularbeit ward durch eine Menge Studirender verrichtet, welche

1) Fußt. Zweite Forts. 9.

2) Ib. Dritte Forts. 15. Vierte Forts. 5.

3) Ib. Dritte Forts. 18. Auch des Prudentius Hymnen las man, von mathematischen Disciplinen ist Gnomonik aufgeführt.

4) Franckes Stift. 2, 296.

zu dem Behuf in den zwei schon erwähnten Seminarien Anleitung erhielten. Francke hatte hierbei den Vortheil, daß er sich solche junge Männer auswählen konnte, die seines Sinnes waren und zu der, auf den Waisenhausschulen eingeführten Methode zugezogen wurden. Angestellte Inspectoren wachten möglichst darüber, daß keiner vom vorgeschriebenen Wege abwich. Auf solche Weise konnte es nicht fehlen, daß, troß des großen Umfangs der Anstalten, in denselben doch von allen Lehrern in Einem Sinne gelehrt und auf Ein Ziel hingearbeitet wurde.[1] — Aber eine Schattenseite dürfen wir nicht übersehen. Jene Einheit des Ganzen mochte leicht in Monotonie ausarten, zur Einheit einer Maschine, in welcher kein Theil Anspruch auf Selbständigkeit macht, ja nicht machen kann. Die Studirenden verpflichteten sich ja nur drei Jahre zu lehren, dann verließen sie die Anstalt, wie konnten sie es in so kurzer Zeit zur selbständigen Einsicht und Fertigkeit in der pädagogischen Kunst bringen?[2] Welcher ernste Lehrer hat es nicht erfahren, daß seine Berufsarbeit eine Kunst ist, zu deren Erlernung Zeit nöthig; daß er in den ersten Jahren, da er lehrt, viel Lehrgeld zu seinem und der Schüler Schaden zahlen muß und nur langsam zur Meisterschaft reift. Francke hatte daher in seinen Anstalten gewis nur sehr wenige Meister der Lehrkunst, dagegen eine überwiegende Menge unselbständiger Anfänger, deren Misgriffe nur einigermaßen durch ihre entschiedene Subordination verringert und compensirt wurden.[3] —

1) Franckes Stift. 2, 39: „Zu Lehrern wurden Candidaten und Studenten angenommen, denen Francke eine Methode des Unterrichts vorschrieb, die sie genau befolgen mußten. Sie leisteten ihm auch meistens willig Folge. Denn bisher hatten sie noch keine eigene Methode gehabt, der sie sich hätten entwöhnen müßen, wie dieß der Fall bei Männern gewesen sein würde, die schon in andern Schulen gelehrt hätten."

2) Hieronymus Wolf, der gelehrte Rector des Augsburger Gymnasiums, schreibt: ... Quamquam optabile esset tales hypodidascalos proprio quodam fato scholae contingere, qui tolerabilibus laboribus propositis et iis praemiis constitutis, unde se et suos honeste possent alere, altiora non cogitarent. Nam mutatio praeceptorum frequens multum habet incommodi, neque fere fieri potest, ut is fideliter et erudite doceat, qui in omnes occasiones fortunae melioris est intentus, nec discipulorum ingeniis sed suis commodis et voluptatibus inservit. Praeterea quo quis diutius docuerit, eo erit (ut est usus artium magister) ad docendum aptior et paratior. Programm des Augsburger Gymnasiums von Herrn Rector Mezger 1834. S. 11.

3) Es soll dieß kein Vorwurf gegen Francke sein. Wer, wie er, für eine Menge

Francke war Director seiner Anstalten, erst im Jahre 1716 nahm er Joh. Daniel Herrnschmid und als dieser 1723 starb, seinen frommen Schwiegersohn Joh. Anastasius Freylinghausen[1] zu Subdirectoren an. Als Töllner 1718 starb, welcher die Oberaufsicht über die deutschen und lateinischen Schulen zugleich geführt, erhielt Herrnschmid die, von da an, gesonderte Aufsicht über die lateinischen Schulen. —

Die Eigenthümlichkeit der Franckeschen Schulen noch einmal ins Auge zu faßen, so ist sie vorzüglich charakterisirt durch das in ihnen vorwaltende christliche, ja pietistische Element, welches sich in den vielen Andachtsübungen, im Zurückdrängen der griechischen Klassiker durch das neue Testament, im Treiben des Hebräischen zum Verständnis des alten Testaments äußert. Dann ist es diesen Schulen eigenthümlich, daß in ihnen die Realien stark hervortreten, daß die Schüler nach Maßgabe ihrer Fortschritte in verschiedenen Lehrobjecten verschiedenen Klassen angehören können; zuletzt, daß viele Studirende Unterricht ertheilten, was nur bei einer vorgeschriebenen und genau befolgten Methode thunlich war.

Nachdem wir nun Franckes vielseitige pädagogische Bestrebungen — für die Universität, für lateinische Schulen, Bürgerschulen und Waisen — betrachtet, wollen wir noch einen Blick auf zwei Gegenstände seiner Thätigkeit werfen, welche nur mittelbar Einfluß auf Pädagogik hatten.

Der erste Gegenstand ist die Cansteinsche Bibelanstalt, welche sich an das Waisenhaus anschloß.

7. Cansteinsche Bibelanstalt.

Carl Hildebrand Freiherr von Canstein, geboren 1667, war churfürstlich Brandenburgscher Oberhofmarschall und Kammerpräsident, auch vertrauter Freund Speners. Im Jahre 1710 ließ er einen Bogen

Kinder Hilfe schaffen will, der muß sich in die Umstände schicken. Die Monitoren von Bell und Lancaster sind gewis nicht so gute Nothhelfer, als Franckes Studenten.

1) Herrnschmid, geboren 1675 zu Bopfingen in Schwaben, Verfaßer mehrerer geistlichen Lieder, unter A. von: „Lobe den Herrn, o meine Seele.“ Freylinghausen, geb. zu Gandersheim 1670, starb 1739 als Director des Waisenhauses. Ausgezeichnet durch treffliche geistliche Lieder; sein Gesangbuch machte Epoche. Als Inspectoren der lateinischen Schulen folgten auf Herrnschmid namhafte Männer, wie: Johann Jacob Rambach, Sigismund Jacob Baumgarten, August Gottlieb Spangenberg, welcher später Bischof der Brüdergemeinde war.

drucken unter dem Titel: „Ohnmaßgebender Vorschlag, wie Gottes Wort den Armen zur Erbauung um einen geringen Preis in die Hände zu bringen sei.“ Er schlug vor: „durch eine Veranstaltung stehen bleibender Formen“ — „an hunderttausend Exemplare der Bibel abzudrucken, ehe die Schriften abgenutzt würden.“ Dem Franckeschen Waisenhause übergab er den Vertrieb; Prinz Carl von Dänemark, Bruder König Friedrichs IV, schenkte dazu an Francke 1271 Ducaten. Die erste Ausgabe des neuen Testaments mit stehenden Lettern erschien im Jahre 1713. Bis zum Jahre 1795 wurden in der Anstalt 1,659,883 Bibeln, 883,890 neue Testamente, 16,000 Exemplare der Psalmen, 47,500 des Sirach gedruckt. Man hielt sich treu an den Lutherschen Text, nur einige Aenderungen, welche man für durchaus nothwendig ansah, wurden gemacht mit gerechter Schüchternheit und Besorgnis, irgendwie Aufsehen zu erregen und Anstoß zu geben.[1]

8. Indische Mission.

Ein zweiter Gegenstand Franckescher Thätigkeit war das Missionswesen. König Friedrich IV von Dänemark, veranlaßt durch seine zwei deutschen Hofprediger Masius und Lütkens, beschloß eine Mission in der dänischen Stadt Trankenbar auf der Küste Koromandel anzulegen. Lütkens wendete sich deshalb an Francke. Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau wurden von diesem zu Missionaren erwählt, in Kopenhagen ordinirt und kamen am 9. Julius 1706 in Trankenbar an. —

So war der Anfang dieser wichtigen, über ein Jahrhundert bestandenen, Mission der lutherischen Kirche. Mit einer herzlichen Liebe, die Alles glaubet, Alles hoffet, haben die halleschen Missionare ausdauernd und gewißenhaft auch dann gearbeitet, wenn alle Hoffnung zu erlöschen schien. Ja sie waren in bösen Zeiten, da Seuchen, Hungersnoth und Krieg herrschten, vielfach die Berather und Tröster der Eingeborenen. Welche Hingebung, welchen Eifer bewies nicht Ziegenbalg, der einen großen Theil der heiligen Schrift und den kleinen lutherischen Katechismus ins Tamulische übersetzte, auch geistliche Lieder in tamulischer Sprache schrieb, und mit großer Mühsamkeit zwei Wörterbücher und eine Grammatik dieser Sprache anfertigte. Sein würdiger

1) Vgl. Franckes Stiftungen 2. 515 ff.

Nachfolger, Benjamin Schulze, vollendete die Bibelübersetzung. Bald fanden die Missionare solche Anerkennung, daß ihre Wirksamkeit nicht auf Trankenbar beschränkt blieb. Durch die englische „Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntnis“ wurden sie seit dem Jahre 1728 veranlaßt und unterstützt, um in Madras, Cudelur, Calcutta, Tanschaur und andern Orten lutherische Missionsstationen zu gründen.[1]

Vor allen Missionaren zeichnete sich Schwarz aus. Er genoß das größte Ansehen bei allen Religionsparteien. Während die ostindische Kompagnie ihn 1779 als Gesandten nach Seringapatnam schickte, die Engländer ihn im Jahre 1784 bei den Friedensunterhandlungen mit Tippo Saib zuzogen, stand er beim Könige von Tanschaur in solchem Ansehen, daß dieser auf seinem Sterbebette 1787 in ihn drang, die Vormundschaft über seinen neunjährigen adoptirten Sohn zu übernehmen. Schwarz starb im Jahre 1798. Middleton, anglicanischer Bischof von Calcutta, besuchte 1816 den König Sirfogan in Tanschaur. Dieß ist derselbe König, so erzählt ein Bericht,[2] „der zwar selbst kein Bekenner des Christenthums ist, der aber an dem Grabe des unvergeßlichen Missionar Schwarz Thränen der Liebe und Dankbarkeit weinte, ihn nicht nur einen großen und guten Mann, sondern auch seinen Vater, Freund, Beschützer und Führer seiner Jugend zu nennen pflegt, und dessen Andenken er auch durch ein kostbares marmornes Denkmal geehrt hat, welches er in London verfertigen, und in der christlichen Kirche zu Tanschaur feierlich aufstellen ließ.“ —

Die halleschen Missionare ließen sich besonders den Unterricht der indischen Jugend angelegen sein, durch welchen sie viele indische Kate-

1) Die anglicanische Kirche griff früher nicht ein, kein Missionar erhielt von ihr die Ordination und beschwor die 39 Artikel; die meisten dieser Missionare wurden vielmehr in Wernigerode Namens der lutherischen Kirche ordinirt, vom Jahre 1731 bis zum Jahre 1792. Vgl. Franckes Stiftungen 3, 356. 383. 389. 518. 552. Man war damals so entfernt, die lutherischen Missionare der anglicanischen Kirche zu überlaßen, daß vom lutherischen Missionar Diemer ausnahmsweise dieß bemerkt wird: „er fand (in London) anfänglich, weil man seine großen Fehler wohl kannte, keine sonderliche Aufnahme, wußte aber doch in der Folge durch seine Vorspiegelungen viele für sich einzunehmen, und ließ sich in der Hoffnung, dadurch den Grund zu einem höhern Glück zu legen, die bischöfliche Ordination gefallen.“ (Eb. 502.)

2) „Neuere Geschichte der evangelischen Missionsanstalten . . . von Knapp. Sieben und sechzigstes Stück.“ S. 633.

cheten bildeten, die bei Bekehrung ihrer Landsleute trefflich Hilfe leisteten.[1] —

Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Geschichte der halleschen Mission einzugehen. Francke war vom Jahr 1705 bis an seinen Tod auf mannigfaltige Weise für dieselbe thätig. Zunächst durch gewißenhafte Wahl der Missionare, welche, ohne besondere Vorbereitung zum Missionsdienst, aus Theologen der halleschen Schule genommen wurden.[2] Seit dem Jahre 1710 veranstaltete er die Herausgabe einer „Geschichte der evangelischen Missionsanstalten zur Bekehrung der Heiden in Indien"; er veranlaßte, daß man von Halle eine tamulische Druckerei nach Trankenbar schickte; auch wurden ihm vertrauensvoll große Summen für diese Mission zugesandt, sein Name bürgte für die Güte der Sache. Wie theuer sie seinem Herzen sei, äußerte er noch in seinen letzten Reden.

9. Nachwirkungen von Franckes Thätigkeit.

So haben wir die Wirksamkeit Franckes nach den verschiedensten Richtungen hin betrachtet; sein unmittelbares Wirken. Wie viel großartiger erscheint diese Wirksamkeit aber, wenn wir auch das ins Auge faßen, was unmittelbar durch ihn veranlaßt wurde. Wie viele Waisenhäuser und Armenschulen mögen seinem Beispiele ihre Entstehung verdanken, wie oft wird heute noch sein Name in Berichten über Rettungsanstalten dankbar genannt. Welchen Impuls gab die hallesche Mission den Protestanten! wie ward ihnen durch diese Mission die Ausbreitung des Christenthums Herzens- und Gewißenssache! Zinzendorf, der Stifter der Herrenhuter, war ein Zögling Franckes — welchen Segen haben nicht herrenhutsche Missionare über die verlaßensten Heiden gebracht. War es nicht Franckes Beispiel, welches den halleschen Professor Callenberg bestimmte, im Jahre 1727 eine Anstalt zur Bekehrung der Juden und Muhammedaner zu gründen, und war diese Anstalt nicht eine Vorläuferin der gegenwärtigen Judenmissionen? Endlich, die Can-

1) Die Zahl der in den Kirchenbüchern von Trankenbar im Zeitraum vom Jahre 1706 bis 1780 eingeschriebenen Gemeindeglieder betrug 16,556. Franckes Stiftungen 3, 248.

2) So geschahe es in der Regel bis in die neueste Zeit; nur von einem Missionar bemerkt der sel. Knapp: er habe nicht studirt, sei aber ausgezeichnet begabt gewesen.

steinsche Bibelanstalt, welche über zwei Millionen Exemplare der Bibel, des neuen Testaments, des Psalters u. s. w. zu höchst wohlfeilen Preisen verbreitet hat, ist sie nicht eine Vorläuferin aller Bibelgesellschaften unserer Tage? [1] —

10. Franckes Familienverhältnisse. Sein Tod.

[2] Wir verfolgten Franckes Leben nur bis zum Jahre 1694. Oder ist nicht vielmehr sein Leben durch seine Bestrebungen und Stiftungen hinlänglich charakterisirt, lebte er nicht ganz in dem, was er für seinen eigensten göttlichen Beruf hielt? —

Nur weniges will ich hinzufügen. In jenem Jahre 1694 heiratete Francke ein Fräulein von Wurm, mit welcher er bis an sein Ende, 33 Jahre lang, in glücklicher Ehe lebte. Sie hatten 3 Kinder. Das erste, ein Sohn, starb früh. Der zweite Sohn, Gotthilf August, geboren 1696, ward Franckes Nachfolger in Direction der Stiftungen, das dritte Kind, eine Tochter, verheiratete sich im Jahre 1715 mit Freylinghausen. Das häusliche Leben Franckes, im Kreise seiner Familie, entsprach ganz seinem frommen Sinne. Bis in sein 63stes Jahr genoß er im Ganzen einer guten Gesundheit. Ward sie durch übertriebene Arbeit zuweilen angegriffen, so erholte er sich auf Reisen. Im Jahre 1725 stellte sich aber eine peinliche Dysurie ein, im November 1726 lähmte ihm ein Schlagfluß seine linke Hand. Doch fühlte er sich im März 1727 wieder sehr gestärkt, so daß er auch Vorlesungen für das Sommersemester im Lectionscataloge anzeigte. Allein er hielt nur noch eine, am 15. Mai, eine paränetische Lection, welche er sichtbar gerührt mit den Worten schloß: „So gehet nun hin und seid gesegnet dem Herrn immer und ewiglich."

Am 18. Mai genoß er zum letztenmale das heil. Abendmahl.

Am 24. Mai ließ er sich in den Waisenhausgarten fahren. Hier ergoß er sich in ein brünstiges Dankgebet. Darin gedachte er seiner Bekehrung in Lüneburg. Er sprach: „Unter freiem Himmel habe ich oftmals mit dir den Bund gemacht und gesagt: so du wilt mein Gott

1) Daß sich in Speners und Franckes Schule auch die Anfänge eines unkirchlichen, pietistischen und mystischen Separatismus zeigten, welche im Verfolg immer bedenklicher, verwirrter und verwirrender hervortraten, übergehe ich hier.

2) Nach Franckes Stift. 2, 286 und Guericke S. 450—467.

sein, so will ich dein Knecht sein. Oft habe ich dich gebeten: Herr, schaffe mir Kinder, gebiere sie mir wie den Thau aus der Morgenröthe und mache ihre Zahl wie der Sterne am Himmel. Du hasts gethan und den Quell des ewigen Lebens durch mich auf viele Seelen ergoßen und so weit fließen laßen, daß er in allen Welttheilen Seelen getränkt hat. Laß ihn denn fortfließen auch fernerhin, daß der Segen nimmer aufhöre, sondern fortlebe bis ans Ende der Welt.“ —

Von da an nahmen seine Leiden zu, die er mit christlicher Gelaßenheit ertrug, durch Gebet und Sprüche der heiligen Schrift gestärkt. Oft wiederholte er die Worte des sterbenden Jakob: Herr, ich warte auf dein Heil.

Am 8. Juni ward er schwächer und schwächer. Da fragte ihn seine fromme Gattin: dein Heiland wird dir doch nahe sein? — „Daran ist kein Zweifel,“ antwortete er. Dieß waren seine letzten Worte. Nun fiel er in einen Schlummer, und unter Gebet und Gesang der Seinigen und der anwesenden Freunde entschlief er sanft und selig, Abends drei Viertel auf 10 Uhr. Er hatte das Alter von 64 Jahren, 2 Monaten und drei Wochen erreicht.

Die ganze Stadt drängte sich, die Hülle des Entschlafenen noch einmal zu sehen, und begleitete sie am 17. Juni zu ihrer Ruhestätte.

8. Die Realschulen.

Ich habe das allmähliche Hervortreten des pädagogischen Realismus seit der Reformationszeit verfolgt. Im siebzehnten Jahrhundert gewann derselbe auf den gelehrten Schulen mehr und mehr Boden, darauf deutet die Einführung der Lehrbücher des Comenius. Diese geschah nach dem Jahre 1649 auf dem Gymnasium in Hersfeld;[1] auf dem Danziger Gymnasium ward, dem Lectionsplan von 1653 zufolge, das Vestibulum und die Janua des Comenius gelesen,[2] auf dem Stargardter und Nürnberger Gymnasium der Orbis pictus.[3]

Doch scheint man hierbei vorzüglich auf bequeme Erwerbung einer copia vocabulorum, besonders zum Behuf des Lateinsprechens, gesehen

1) Münschers Programm 1836. S. 17.
2) Hirsch l. c. 48.
3) Falke l. c. 44. Feuerlein l. c. 59.

zu haben. Die Bilder betrachtete man mehr als ein mnemonisches Hilfsmittel zum festern Einprägen der Worte, als daß man, wie Comenius, zugleich an ein wirkliches Kennenlernen der abgebildeten Dinge selbst gedacht hätte.

Und doch machten sich die Dinge selbst unvermerkt geltend. Der Nürnberger Feuerlein [1] erzählt: man habe geklagt über den Mangel eines guten Vocabularii oder Nomenclatoris, und über den Orbem sensualium Comenii, der bisher fast allein dafür dienen müßen. Derselbe enthalte Schneider-, Weber-, Schuster-, Küchen- und Keller-Latein, unlateinische Phrases, Barbarismos, dagegen mangelten die nöthigsten Verba, Partikeln ꝛc. [2] Es ward daher des Cellarius Libellus memorialis statt des Orbis pictus eingeführt. Aber dieses rein sprachliche Schulbuch genügte jetzt nicht mehr, man hatte sich nun schon an des Comenius Bilder, ja an die Sachwelt gewöhnt. Daher sagt Feuerlein: „Nächstdem wird man auf einige Holtz- oder Kupfer-Stiche bedacht sein, in welchen die mehrere Dinge der lernenden Jugend zum mindesten in effigie vor Augen zu stellen, und was sie seien oder wozu sie dienen, zu beschreiben sind, deren lateinische Benennungen sie memoriren, damit sie nicht Worte ins Gedächtnus faßen, da sie nicht einmal wißen, was die Sache ist, welche das Wort bedeuten soll ... Sonst wäre nicht übel gethan, fährt er fort, wenn man einige Knaben je zuweilen auch spazieren auf die Felder und in die Gärten, Hammer-, Säg-, Papier- und andre Mühlen oder in die Werkstätte zu allerhand Handwerkern und Künstlern führte, ihnen die Instrumenta zeigte und sagte, wie man sie heiße, und was man damit thue, und dann, wie man dieses oder jenes, was sie in substantia vor Augen sehen, auf Lateinisch heiße, von ihnen forderte, oder ihnen beibrächte, das würde ihnen nicht nur die vocabula weit beßer ins Gedächtnus pregen, die sie ja nicht anderst als mit Verdruß lernen müßen, wenn sie nicht einmal dieselbe im Teutschen verstehen, noch wißen, was die Sache ist, sondern es dient auch in gemeinem Leben und steht hernach übel, wann oft

1) Feuerlein 59.

2) Feuerlein erzählt (S. 63): der Conrector Manner von einem Schüler gefragt: Domine, quid significat ein Kugel-Höpflein? habe geantwortet: „Du Haas, meinst du, der Cicero werde Kugel-Höpflein gefreßen haben?“ Das heißt: wozu lateinische Worte erlernen, welche in den Classikern nicht vorkommen?

ein Gelehrter so unwißend und unkundig ist in solchen Dingen, die immer je in Gesprächen oder auch sonst vorkommen." —

Das Leben fieng an, sich der Schule gegenüber geltend zu machen. Ungeachtet man hiernach den Orbis pictus auf dem Nürnberger Gymnasium abschaffte, behielt man doch, in den zwei untersten Klassen, des Comenius Vestibulum bei. Dazu kam der meist realistische Unterricht in der Mathematik, welcher in dem von Feuerlein mitgetheilten Lectionsverzeichnis als Mathesis juvenilis aufgeführt ist und durch 5 Klassen läuft. Das hiebei zu Grunde gelegte Lehrbuch Sturms [1] ist reichlich mit Kupfern versehen, und begreift: allgemeine Mathematik, praktische Arithmetik, theoretisch-praktische Geometrie (Feldmeßen, Höhenmeßen, Stereometrie), Optik, Kriegsbaukunst, Civilbaukunst, Kosmographie, Chronologie, Gnomonik, Mechanik, und zum Schluß Chiromantie! Es sind die Elemente der genannten Disciplinen auf 79 Folioseiten mitgetheilt. Feuerlein [2] lobt die mathematische Methode Sturms sehr, man glaubt einen Schüler Pestalozzis zu hören. „Da brauchts, sagt er, keines Auswendiglernen des Einmaleins, wie in Teutschen Schulen ohne Verstand geschieht, sondern sie lernen es selber machen und mit raison und gutem Begriff ihrer Vernunft faßen. Hier lernet man auch das διότι, oder die Ursach der Reguln begreifen, warum man so und so verfahre, da man in Teutschen Schulen nur das ὅτι lernet, wie man procediren müße, ohne die Ursache zu wißen, warum? Es wird da schier auch mehr ein Werk der Gedächtnus daraus, als der Vernunfft." Dann lobt er es, und dieß berücksichtigen wir hier besonders, daß die Knaben so „schicklich mit dem Zirckul, Winckelmaaß, Maaßstab, Meßruthe rc. umgehen lernen, wie sie, nach einigen Uebungen, so bald und so nett eines Tisches, eines Fensters, einer Stube, eines Hauses rc. Größe auch nur aus dem Augenmaaß schätzen lernen." [3]

1) Der Titel ist: Johannis Christophori Sturmii Mathesis compendiaria sive Tyrocinia mathematica. Ich habe die sechste von Sturms Sohn, Leonhard Christoph Sturm besorgte, Coburg 1714 erschienene, Ausgabe in Folio vor mir.

2) L. c. 103 sqq.

3) Feuerlein vertritt dann das Lehren der Mathematik gegen die Anfechter deßselben. Unter Anderm sagt er: „Es ist dieses Seculum literarium sogar mathematicum, daß schier in allen Disciplinis, auch in den Moralibus und Philologicis, wer recht accurat verfahren will, Methodum mathematicam dazu anwendet."

Nach Sturms Vorrede zu seinem Buche war dasselbe auf verschiedenen deutschen Gymnasien eingeführt.

Noch einen Schritt weiter gieng der Prediger Semler in Halle.[1] Dieser gab im Jahre 1739 eine Nachricht, überschrieben: „Von königl. preuß. Regierung des Herzogthums Magdeburg und von der berlinischen königl. Societät derer Wißenschaften approbirte und wieder eröffnete mathematische, mechanische und öconomische Realschule bei der Stadt Halle.“[2]

So viel ich weiß, tritt hier zum erstenmale der Name und Begriff Realschule auf. Außer dem Religionsunterricht soll, nach Semler, „die Jugend zu nützlichen und im täglichen Leben ganz unentbehrlichen Wißenschaften angewiesen,“ insbesondere sollen ihr sichtbare Dinge entweder in natura oder in allerhand Abbildern gezeigt werden. Eine Beschreibung Roms in einem Buche, sagt er, gebe die matteste Kenntnis der Stadt, eine lebendigere erhalte man durch mündliche Beschreibung jemandes, der lange in Rom lebte, diese Lebendigkeit steigre sich durch Kupferstiche, farbige Bilder, Modelle; aber mit eigenen Augen die Stadt zu sehen, gebe den höchsten Grad der Erkenntnis. — Das: Non scholae sed vitae discendum sei ihm seit 40 Jahren Schulregel gewesen. Fürs Leben bedürfe es aber Kenntnisse von Gewicht, Maaß, vom Gebrauch des Zirkels und Lineals, es bedürfe der Wißenschaft des Kalenders, der Astronomie, Geographie. Ferner sei nöthig: „Kenntnis einiger physicalischen Sachen, als Metalle, Mineralien, gemeiner Steine und Edelsteine, Holtze, Farben, die Zeichnungskunst, von Ackerbau, Gartenbau, Honigbau, einiges von der Anatomie und Diät, von der Polizeiordnung das Nöthigste, von denen Geschichten des Vaterlandes aus der hallischen Chronica und andern Autoren, die Landkarte Teutschlandes sowol, als in specie des Herzogthums Magdeburg und denen umliegenden Städten und Dörfern um Stadt Halle, von denen im täglichen Leben sehr oft geredet wird, also, daß derselben Kenntnis viel

1) Christoph Semler, lutherischer Prediger, geb. in Halle 1669, las Collegia, nachdem er 1697 in seiner Vaterstadt Magister geworden, hatte seit 1699 die Inspection der Armenschule, ward Oberdiaconus der Kirche zu St. Ulrich, Mitglied der Berliner Akademie der Wißenschaften und starb 1740. „Er hatte eine große Wißenschaft in mechanicis und mathematicis,“ sagt Jöcher.

2) Erschien in den hallischen Anzeigen, woraus sie die Acta historica ecclesiastica (1740. Tom. 19. S. 198) entnehmen.

nöthiger ist, als daß man wiße, wo in der Welt Dublin, Astracan und Adrianopel liegt."

Hier haben wir nicht nur eine Aufzählung der meisten Realien, welche späterhin in den Realschulen gelehrt wurden, auch das Grundprincip tritt schon hervor, welches besonders Rousseau und Pestalozzi geltend machten: es müße vor Allem das gelehrt werden, was die nächste Gegenwart, das tägliche Leben biete und fordere.

Von hallischen Professoren nennt Semler den Chr. Thomasius, Cellarius, Hofmann (den Arzt) und den Philosophen Wolf, als solche, die ihm Beifall gegeben. Im Jahre 1706 wandte er sich mit seinen Schulvorschlägen an die magdeburger Regierung, welche ebenfalls beifällig auf dieselben eingieng. Die Berliner Societät der Wißenschaften, von jener Regierung hierüber befragt, antwortete den 15ten December 1706: so wie man Schulen zur Bildung künftiger Kirchen- und Staatsdiener habe, so würde es gut sein, Knaben, die bisher nur deutsche Schulen besuchten „in einer gewissen mechanischen Schule unterrichten zu laßen, damit ihnen der Verstand und Sinnen mehr geöffnet würden und sie insonderheit die nöthigen Materialien und Objecte samt deren Güte und Preis erkennten, dann den gemeinen wie auch Proportionalcircul, Lineal, Winkelmaß und Gewicht, wie nicht weniger andere Maße und Maßstäbe, Wage und nach Gelegenheit das schlechte globular-microscopium zu genauer Einsicht derer Körper und sonst andere nützliche Instrumenta, samt Werk- und Hebzeugen verstehen und gebrauchen lernten, mithin sich dieser Erkäntnis hernach zu beßerer Begreifung und Ausübung, auch Ersinnung neuer, nüzlicher Handgriffe bedienen möchten. Dabei hauptsächlich dahin zu sehen wäre, daß von denen Lernenden im Werk selbsten ein gutes Augenmaß, stetige Hand- und andere dergleichen, in einem geschärften Gebrauch der äußerlichen Sinne bestehende, Grundvortheile aller Arbeiten, so die Natur darbeut und die Uebung perficiret, erlanget werden."

Semler ließ nun, von der Stadt unterstützt, 12 arme Knaben in seiner Wohnung von einem „Litterato unterrichten, der, wie er sagt, in mathematicis, mechanicis und oeconomicis gar sonderlich wohl erfahren war," allein es währte nur dritthalb Jahr. Beim Unterricht wurden „63 objecta singularia praesenter vorgestellet," besonders durch Mo-

delle.[1] Im Jahre 1738 wurden diese „Oculardemonstrationen" wieder vorgenommen. Man habe vor der Hand, sagt Semler „nicht auf exotica und curiosa, sondern nur hauptsächlich auf quotidiana und necessaria gesehen und was praesentissimam utilitatem in vita communi mit sich führe. Durch diese Methode, fährt er fort, werden die bisherigen Verbalschulen auch zugleich Realschulen werden, indem die Information nicht mehr geführet wird durch lauter abstracta, universalia und intellectualia sola. Die allererste Information der kleinen Kinder sollte ohne Buch an denen Sachen selbst geschehen." Bücher müßten nur zur Repetition dienen, an Worte seien die ideae rerum zu affigiren. — Die Schulen, bisher „Marterstuben" würden „durch Einführung der Realitäten zu lauter Freudenstuben werden." — Semler war, als er dies schrieb, schon 70 Jahre alt. Man würde sich irren, wenn man ihn, nach dem bisher Mitgetheilten, für einen ganz irdisch gesinnten, materialistischen Realisten, nach Art so vieler späterer hielte. Er wollte nicht beim Sichtbaren stehen bleiben, sondern, wie er sagt, „von den creaturis ad creatorem ascendiren," und bittet um Verleihung „erleuchteter Augen, welche in die penetralia der Creaturen hineinsehen." Zum Schluß preist der fromme Greis mit dem Psalmisten Gottes Werke. „Selig sagt er, ist der, so sie heilsamlich erkennet und aber selig ist, der sich darinnen heiliglich freuet und Dir dafür von Grunde seines Herzens danket."[2]

Es ist bemerkt worden, daß in Franckes Anstalten verschiedene Realien gelehrt wurden, als Botanik, Drechseln u. s. w. Sollte nicht Semler, welcher als Docent bei der Universität Halle, als Prediger und Inspector der deutschen Schulen dem A. H. Francke so nahe stand, sollte er nicht durch seinen pädagogischen Realismus auf das Lehrwesen im Waisenhause und Pädagogium Einfluß geübt haben? Merkwürdig bleibt es, daß aus Franckes Schule Johann Julius Hecker hervorgieng, der im Jahre 1747 die erste bedeutende deutsche Realschule in Berlin stiftete und ebenso Heckers Nachfolger als Director dieser Schule: Johann Elias Silberschlag.

Wir müßen bei Betrachtung des stärker und stärker auftretenden

1) Zum Theil sehr seltsame, z. B. eine Machina, „daran die einige wahre Ursache der Ebbe und Fluth demonstriret wird."

2) Mehr habe ich über Semler bis jetzt nicht erfahren können. Schulz (in den Rheinischen Blättern März und April 1842 S. 159) spricht beiläufig von „schmerzlichen Erfahrungen Semlers zu Halle," dessen Realschule vom Jahre 1705 bis 1739 einige mal eröffnet und wieder geschloßen worden sei.

Realismus zweierlei unterscheiden. Einmal fieng man an die, bisher durch die Sprachstudien ganz unterdrückten, Realien richtiger zu würdigen und suchte sie in die gelehrten Schulen einzuführen: andrerseits aber drang sich die Ueberzeugung auf, daß man den Unterricht auf diesen Schulen nur für die zum gelehrten Stande vorzubereitenden Knaben angemeßen eingerichtet, nur diese berücksichtigt, alle übrigen Schüler aber genöthigt habe, Dinge zu lernen, ja, oberflächlich zu treiben, welche sie in ihrem folgenden Leben nicht brauchen könnten. Es war klar, daß für diese nicht studirenden Schüler, manche Realkenntnisse weit wünschenswerther seien, als bloße ziellose Anfänge im Latein. Darauf weist schon das mitgetheilte Votum der Berliner Akademie über Semler hin. Hiermit übereinstimmend schrieb Rector Gesner in Rotenburg um das Jahr 1720 „Die eine Classe, welche nicht studirt, sondern entweder ein Handwerk, oder die Kaufmannschaft oder den Soldatenstand erwehlet, muß man im Schönschreiben, Rechnen, Mathesis, Briefschreiben, Geographie, Weltbeschreibung und Historie unterrichten. Die andere Classe machen die Studirenden aus." Schöttgen, Rector in Dresden schrieb 1742 einen „Unvorgreiflichen Vorschlag, wegen einer besondern Klasse in öffentlichen Stadtschulen." In diesen Schulen sagt er, sei Alles auf Erlernung des Latein gerichtet, Kinder „welche unlateinisch bleiben wollen," laße man ganz aus der Acht. Sie müßten den Donat und die Grammatik mitlernen, welche für sie unnütz; Sachen dagegen, die Handwerkern, Künstlern, Kaufleuten dienlich, würden nicht getrieben. Was es diesen hülfe, wenn sie gelernt: anthrax, colax rc. Stadt und Land brauchten nicht bloß lateinische Leute, auch andere. Darum räth er ebenfalls, für diese eine besondere Klasse zu stiften. — „Mein Vorschlag, schließt er resignirend, ist schon verworfen, ehe ich ihn ans Tageslicht gebracht. Aber was liegt daran . . . ist er jetzund noch nicht reif, so wollen wir warten, bis seine Zeit kommt." [1]

Auch der früher schon erwähnte prenzlauer Rector Wenzky schrieb im Jahre 1751 eine Abhandlung „daß die Realschulen noch gemeiner sein könnten und müßten," und der eben so gelehrte als umsichtige Joh. Matthias Gesner äußerte sich also: „Es ist ein gemeiner Fehler der meisten Schulen, daß man in denselben nur auf diejenige siehet, welche

1) Acta scholastica, herausgeg. von Biedermann. 2, 221.

sogenannte Gelehrte von Profession werden wollen und in dieser Absicht von allen jungen Leuten durch die Bank ein vollkommenes Vermögen in der lateinischen Sprache fordert. — Hingegen wird meistentheils dasjenige versäumt, was im gemeinen bürgerlichen Leben bei Künsten und Professionen, in Hof- und Kriegsdiensten unentbehrlich oder doch nützlich ist ... Ein wohl angelegtes Gymnasium hingegen muß diese Eigenschaft und Einrichtung haben, daß die Jugend von allerlei Extraction, Alter, Beschaffenheit und Bestimmung, ihre Rechnung dabei finden und zum gemeinen Nutzen in demselben bereitet werden könne. Es wird demnach die Jugend in Ansehung ihrer künftigen Lebensart in 3 Klassen eingetheilt, 1) die zu Handwerkern, Künsten und zur Kaufmannschaft angehalten werden, 2) die ihr Glück im Krieg oder bei Hof machen, und 3) die beim Studiren bleiben und auf Universitäten gehen sollen." [1]

So forderten viele tüchtige Männer, daß man nicht einseitig und ungerecht nur für die Bildung Studirender sorgen, sondern auch Kinder, „welche unlateinisch bleiben wollten" berücksichtigen müße. Allein es war eine schwer zu beantwortende Frage: wie dieß anzugreifen sei?

Nach Gesners Ansicht hatte jedes Gymnasium die Aufgabe, jene ganz verschiedenen Arten von Schülern zu bilden. Es leuchtet ein, wie schwer diese Aufgabe zu lösen sei, wie man, beim Streben höchst disparaten Forderungen zu genügen, Gefahr laufe, keiner zu genügen und ganz charakterlos zu werden.

Warum aber diese gemischten Schulen, fragten Andere? Wäre es nicht beßer, wo nicht für alle und jede einzelnen, doch für die Masse der nichtstudirenden Stände eigene Unterrichtsanstalten zu errichten? Diese Fragen mußten sich um so mehr aufdrängen, als späterhin die Verwirrung auf den Gymnasien durch das Verfolgen verschiedenartiger Zwecke und zugleich die Ueberzeugung wuchs, daß jede Schule nur Ein Princip, Ein Ziel, Einen Charakter haben müße.

Die Geschichte der Berliner Realschule ist in dieser Hinsicht sehr lehrreich, sie gibt uns eine Folge von Versuchen, die humanistischen

1) J. M. Gesner, kleine deutsche Schriften S. 355. Da diese 1756 erschienen, so muß Gesners „Bedenken wie ein Gymnasium einzurichten" aus welchem die oben angeführte Stelle entnommen ist, früher geschrieben sein. Seine Gymnasialordnung sucht jenen 3 Klassen, der Schüler zu genügen.

Studien mit den Realstudien, die Bildung studirender und nicht studirender Schüler zu vereinigen und in Harmonie zu bringen.

Julius Hecker ward oben als Stifter jener Schule genannt. [1] Dieser wurde im Jahre 1739 als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin angestellt und erhielt zugleich die Aufsicht über die zur Parochie gehörigen deutschen Schulen. Er betrachtete die Unterrichtsanstalten als Pflanzgärten des Staates, aus denen die jungen Leute, wie Bäume aus einer Baumschule in die besonderen Stände versetzt würden. Daher verlangte er Schulen, welche für die Facultätsstudien, andere die für den Bürger-, Künstler-, Militär- und Landwirtstand vorbereiteten, noch andere für den Bauern- und Taglöhnerstand. Dieser Ansicht entsprechend organisirte er die im Jahre 1747 gestiftete Realschule. Sie bestand aus 3 theils sub-, theils coordinirten Schulen, aus der deutschen, lateinischen und der Realschule im engeren Sinne. Einzelne Schüler der lateinischen und deutschen Schule konnten dem Unterricht in der Realschule beiwohnen. In dieser lehrte man Arithmetik, Geometrie, Mechanik, Architectur, Zeichnen, Naturlehre. Besonders handelte man vom menschlichen Körper, dann von Pflanzen, Mineralien, gab Anweisung zur Wartung der Maulbeerbäume und Erziehung der Seidenwürmer, auch führte man die Schüler in die Werkstätten. Unter den Klassen wird eine Manufactur-, eine Architectur-, ökonomische-, Buchhalter- und Bergwerksklasse genannt. [2]

Die Einrichtung der eigentlich lateinischen Schule bietet nichts besonders. Da man in derselben wöchentlich 12 Stunden latein, 5 Stunden französisch und anderes lehrte, die Knaben außerdem an mannigfaltigem Realunterricht Theil nahmen, so waren sie mit Lectionen überhäuft; mit Ausnahme der Stunde von 12—1, ward von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends Unterricht ertheilt.

Im Jahre 1753 trat J. F. Hähn als Lehrer zur Realschule, welcher beim Unterricht, nach Semlers Art, von der Anschauung ausgieng. Eine große reale Sammlung diente hierzu, in derselben fand man Modelle von Gebäuden, Schiffen, Schränken, Pflügen, Butterfäßern; Säulen

1) Das Folgende entnehme ich vorzüglich aus des Herrn Oberlehrer Schulz „Geschichte der Realschule in Berlin." S. Diesterwegs Rheinische Blätter. Bd. 25 u. 26. 1842.

2) Im Jahre 1748 ward eine Pensionsanstalt mit der Realschule verbunden, der erste Pensionair war Friedrich Nicolai.

der verschiedenen Ordnungen, bildliche Darstellungen eines vollständigen römischen Triumphzugs, Sammlungen von Kaufmannswaaren, dazu Kaufmannsläden en miniature, eine pharmakognostische Sammlung, Lederproben u. s. w. u. s. w. Dazu kam ein der Realschule gehöriger botanischer Garten und eine Maulbeerplantage.

Hecker und Hähn legten dem Publicum ihre pädagogischen Ansichten vor. Jener verfaßte unter Anderm im Jahre 1749 einen „[1]Wohlgemeinten Vorschlag, wie die lateinische Sprache bei Würden und Ehren zu erhalten." Er sagt: man strebe vergebens, das Latein auf seinen vorigen Thron zu setzen; schnitzerreiche juristische und medicinische Disputationen und Candidatenexamina bewiesen, wie sehr es in Verfall gekommen. Sein Rath ist: bis ins 11te und 12te Jahr Realien zu treiben und dann erst latein anzufangen.

Hähn schrieb: „Wie das Nothwendige und Nutzbare von Sprachen, Künsten und Wißenschaften in Realschulen zu verbinden. 1753."[2] Er räth den Kindern nicht bloß mündliche Beschreibungen zu geben, sondern ihnen die Dinge entweder in natura oder in Modellen und Bildern zu zeigen. Man ersieht aus seiner Abhandlung unter Anderm, was es mit der Manufacturklasse und den erwähnten Lederproben auf sich habe. „[3]In der Manufacturklasse, erzählt er, hat man seit Weihnachten den Lederhandel angefangen. Um die Sache praktisch und nutzbar auf das künftige Leben zu treiben, so ist eine Sammlung von allerlei Leder gemacht worden. Man kann der Jugend von mehr als 90 Arten des Leders, jedes Stück so groß als ein Octavblatt austrägt, zur Probe vorzeigen. Man findet darin allerlei Sohlleder und Schmalleder von Ochsen, Kühen, Pferden, Kälbern, Schafen: desgleichen Proben von Ziegen- und Bocksfellen, von Reh- und Hirschleder, von Corduan, Saffian, Juchten und andere Sorten mehr."

Julius Hecker starb 1768, Hähn verließ schon 1759 die Schule.

Aus dem Mitgetheilten wird es ziemlich klar, daß der Unterricht Studirender von dem der nicht Studirenden, die gelehrten Studien von den Realstudien nicht gehörig in der Realschule geschieden waren und man allen Schülern zumuthete, fast Alles zu lernen. Daher kam die

1) „Altes und Neues von Schulsachen, gesammelt von Biedermann. 1752" Th. 6.
2) Ib. Th. 8., 257.
3) Ib. 278.

unerhörte Zahl von täglich 11 Unterrichtsstunden; die Menge der Lehrobjecte machte dieß nothwendig. Ganz unzweideutig stellt es sich aber heraus, daß Hecker seinem „obersten Grundsatz: Non scholae sed vitae discendum" nicht nur treu war, sondern denselben aus Misverstand bis zur Caricatur verfolgte.

Die Schule soll dem Leben wohl vorarbeiten, nicht aber ihm vorgreifen, sie soll nicht lehren wollen, was nur das Leben lehrt und lehren kann. Jene citirten Worte Hähns: „seit Weihnachten haben wir den Lederhandel angefangen", müßen jedem verständigen Menschen albern dünken. Ist denn das die Meinung des weisen Wortes: Non scholae sed vitae discendum? Hatte sich in jener dürren todten Zeit der lebendige Begriff von vita ganz verloren? —

Nach Heckers Tode erhielt der, als Mathematiker und Physiker bekannte Johann Elias Silberschlag, die Direction der Anstalt.[1] Dieser scheint eine schärfere Begriffsbestimmung der oben genannten drei, unter dem allgemeinen Namen „Realschule", befaßten Anstalten beabsichtigt zu haben. Er gab den Dreien die Namen: Pädagogium, Kunstschule und deutsche- oder Handwerker-Schule.

Die deutsche Schule war Elementarschule für alle, doch hatte sie eine besondere Handwerksklasse. In der Kunstschule legten auch die Studirenden den Grund in der Mathematik, im Latein und im Französischen, wiewohl diese Schule vorzugsweise für nichtstudirende Künstler, Oekonomen &c. bestimmt war. Vom Lehrer der Mathematik wurden hier „Axiomata und Theoremata als Regeln vorgetragen, die nicht nach der theoretischen Schärfe erwiesen wurden", was erst im Pädagogium geschahe. In diesem waren „zwei theoretisch-mathematische Klassen", in der untern ward Arithmetik, in der obern Algebra gelehrt; die übrigen Unterrichtsgegenstände des Pädagogiums entsprachen denen oberer Gymnasialklassen. — Als Silberschlag im Jahre 1784 abtrat, so folgte ihm Andreas Jacob Hecker im Amte. Mehr und mehr ward jetzt in der Kunstschule eine Bildung für spezielle Berufe bezweckt; es gab besondere Lectionen für künftige Bergwerks- und Hüttenbediente, besondere für praktische Geometer, Artilleristen, Forstbediente, Oekonomen, Kaufleute u. s. w. Ja im deutschen Sprachunterricht wurden einige Stunden

1) Es charakterisirt den Mann, daß er zugleich Oberconsistorialrath und Oberbaurath war.

wöchentlich bestimmt; „diejenigen, welche sich künftig bei verschiedenen hohen Landes-Collegien als Secretaires engagiren wollten, mit dem Gange der Geschäfte derselben bekannt zu machen.“ So ward die Kunstschule ein Aggregat von den disparatesten Berufsschulen. „Es drängt sich der Gedanke auf, sagt der Geschichtsschreiber der Schule, daß, wer Alles zu erreichen strebt, am Ende nur wenig erreicht. So gieng es auch wirklich mit unserer Realschule.“

Zu gleicher Zeit gewann das Pädagogium unter Hecker mehr den eigenthümlichen Charakter einer gelehrten Schule. Im Jahre 1797 erhielt es, bei Gelegenheit seiner 50jährigen Jubelfeier, den Namen Friedrich Wilhelms-Gymnasium; endlich ward es im Jahre 1811 in Ansehung der Lehrer und Lectionen von der Realschule getrennt.[1] Man hatte sich durch lange und schwere Erfahrungen überzeugt, daß die bisherige genaue Verbindung beider Anstalten eine Mésalliance gewesen, durch welche die Selbständigkeit des Charakters beider gelitten. —

Sind die Ziele zweier Lehranstalten verschieden, so müßen es auch die Wege sein, es muß das Lehren der Realien auf dem Gymnasium von dem auf der Realschule ganz verschieden sein und ebenso das Lehren der Sprachen auf der Realschule von dem auf Gymnasien. Es ist ein Unterschied in Auswahl, Methode und Zweck. —

Eine Betrachtung drängt sich hier auf. Gymnasien sind in Bezug auf das Lernen dadurch wesentlich und scharf von den Universitäten verschieden, daß sie einzig die allgemeine Bildung als Grundlage aller Berufsbildungen, bezwecken, während Facultätsstudien die Universität charakterisiren und den Uebertritt in das praktische Leben vermitteln. Mit Recht erregte es den größten Unwillen, als ein Minister zu Ende des vorigen Jahrhunderts verlangte: man solle auf den Gymnasien mit künftigen Juristen nicht mehr den Tacitus und Virgil, sondern des Heineccius Institutionen lesen. Das Gymnasium weiß von keinen Fachstudien, darf von keinen wißen, wofern es nicht voreilig unreifen Knaben eine fundamentlose Berufsbildung gewaltsam aufprägen will. —

Erleidet dieß Anwendung auf die Realschulen? War es nicht der größte Misgriff, daß man in der Berliner Schule direct auf Bildung von Bergleuten, Oekonomen, Artilleristen u. s. w. ausgieng? Muß nicht

1) Nämlich von der Realschule im engeren Sinne, der Kunstschule Silberschlags.

vielmehr die Realschule nach Art der Gymnasien, eine allgemein menschliche Bildung ins Auge faßen, Elemente herausfinden, welche wahrhafte Fundamente der spätern Berufsbildung des Bergmanns, Oekonomen, Artilleristen u. s. w. sind?

Ein solches Ziel hatte der treffliche Spilleke im Auge, welcher im Jahre 1820 die Direction der Realschule erhielt.[1] Seine Ansicht war: diese Schule sollte in ihren obern Klassen „diejenige Bildung geben oder wenigstens einleiten, die ohne durch genauere klassische Studien bedingt zu sein, für die höhern Verhältnisse der Gesellschaft vorausgesetzt wird; eine speciellere Vorbereitung jedoch auf besondere Berufsarten, wie man solches in früheren Zeiten in dieser Abtheilung der Schule bestimmt anstrebte, fand nicht statt."

Sind wir hierin mit Spilleke einverstanden, so drängen sich neue Fragen auf. Entspricht die Realschule dem Gymnasium, wie müßen die, den Universitäten entsprechenden realen Lehranstalten eingerichtet sein, in welche die Realschüler nach vollendeten Schulstudien übertreten?

Sind unsere polytechnischen und höhern Gewerbschulen wahre Realuniversitäten? Zerfallen sie, bei der großen Mannigfaltigkeit der Künste und Gewerbe, in Abtheilungen, welche den akademischen Facultäten entsprechen? Oder sind solche Realuniversitäten nicht wohl möglich, müßen spezielle Berufsschulen schon deshalb eintreten, weil die meisten Berufsarten ein eigenthümliches Lebenselement haben? Der Bergmann muß zuletzt im Gebirge, der Seemann am Meere, der Landwirt auf dem Lande gebildet werden, könnten auch alle drei in derselben Realschule ihre allgemeine Vorbildung erhalten. Ja sollte sich nicht für Lehrlinge vieler Gewerbe und Künste, dem mehr oder minder weit geführten ersten Unterricht zunächst ein rein practisches Erlernen und Einüben ihrer Kunst &c. unter der Zucht von ausübenden Meistern anschließen, und eine feinere künstlerische oder wißenschaftliche Ausbildung erst auf diese Lehrjahre folgen?

Doch daß ich nicht vorgreifend meine historische Aufgabe überschreite. Wir werden später sehen, wie viel in unserer Zeit für eine zweckmäßige Organisation der mannigfaltigsten Realschulen &c. geschehen ist und ge-

1) A. J. Hecker starb 1819, ihm folgte Bernhardi, (welcher aber schon 1820 starb,) diesem Spilleke, nach dessen, 1841 erfolgtem Tode, der als Schulmann und Gelehrter ausgezeichnete F. Ranke Rector wurde.

schieht. Wenn der Dresdner Rector Schöttgen im Jahre 1742 einen unvorgreiflichen Vorschlag machte, doch auch für den Unterricht der Kinder einigermaßen zu sorgen, „welche unlateinisch bleiben wollten,“ so fügte er, wie wir sahen, hoffnungslos hinzu: „mein Vorschlag ist schon verworfen, ehe ich ihn ans Tageslicht gebracht.“ Doch rafft er sich auf und fährt fort: „Aber was liegt daran, ist er jetzund noch nicht reif, so wollen wir warten bis seine Zeit kommt.“

Der alte Rector hat richtig geweißagt. Ein Jahrhundert, nachdem er schrieb, zählte man allein im preußischen Staat 42 Realinstitute bei 126 Gymnasien.[1]

9. Reformatorische Philologen.

Ich habe bisher vorzugsweise Männer der beiden letzten Jahrhunderte geschildert, welche, unbefriedigt vom Herkömmlichen, neue pädagogische Ansichten und Systeme aufstellten, nach neuen pädagogischen Methoden experimentirten.

Wir sahen auch, daß solche Neuerungen nicht ohne Einfluß auf das ganze deutsche Erziehungswesen waren. Dennoch blieb die Mehrzahl der Schulmänner während des 17ten Jahrhunderts im Wesentlichen den Ansichten und Methoden Melanchthons und Sturms treu. Im 18ten Jahrhundert aber änderte es sich. Einige sehr bedeutende Philologen, welche zugleich praktische Schulmänner waren, fiengen an auf ein oder die andre Weise neue Bahnen einzuschlagen. Manches, was dem alten Sturm hoch stand, erschien ihnen geringer, anderes, was er vernachläßigte, machte sich ihnen geltend. Man würde sich irren, wenn man glaubte: sie seien immer erst durch die früheren Neuerer zu solchen neuen Ansichten hingeführt worden, vielmehr läßt sich nachweisen, daß sie dieselben nicht nur auf eigenem Wege fanden, sondern auch, daß sie spätern Neuerern oft vorgearbeitet haben.

Unter den reformatorischen Philologen, welche der pädagogischen, durch Rousseau veranlaßten, Revolution vorangehen, nimmt der schon mehrmals erwähnte Johann Matthias Gesner den ersten Platz ein, ihm schloß sich Johann August Ernesti an.

1) Schulz über das Wesen der Realinstitute. In Diesterwegs Rhein. Blättern Novbr. u. Decbr. 1841. S. 274.

Johann Matthias Gesner.
1691–1761.

[1] Der Sohn eines Predigers, ist er im Jahre 1691 zu Roth, einem ansbachschen Städtchen an der Rezat, geboren. Er verlor früh seinen Vater, ward aber nach dessen Tode von seinem Stiefvater, Prediger Zuckermantel, gut unterrichtet und dann auf das ansbacher Gymnasium geschickt. Unter dem gelehrten Rector Köhler lernte er hier nicht bloß latein und griechisch, sondern auch hebräisch, arabisch, syrisch und mehrere neue Sprachen.

Im Jahre 1710 bezog er die Universität Jena, wo er unter Danz gründlich Hebräisch trieb, und theologische Vorlesungen bei dem trefflichen Buddeus hörte, welcher ihn sehr lieb gewann. Dieser hatte schon längst den Wunsch gehegt, daß einem wesentlichen Mangel der Universität abgeholfen werden möchte. Es kamen nämlich die meisten Theologie Studirenden nach den Universitätsjahren in Lagen, welche entschieden pädagogische Kenntnisse und Fertigkeiten verlangten. Viele erhielten Schulämter, andere wurden Hofmeister, noch andere sollten Schulen inspiciren. Und auf der Universität war nicht im Geringsten gesorgt, die Studirenden nur einigermaßen für diese ihnen bevorstehenden Anforderungen vorzubereiten, ein Mangel, dem nach Buddeus Meinung am besten durch Gründung eines pädagogischen Seminars abgeholfen werden konnte. Im jungen Gesner glaubte nun Buddeus den rechten Mann gefunden zu haben, um an die Spitze eines solchen Seminars gestellt zu werden. Er veranlaßte ihn deshalb, die Institutiones rei scholasticae zu schreiben, welche im Jahre 1715 erschienen, und als Compendium für Vorträge am Seminar dienen sollten. Man erstaunt über die Gelehrsamkeit, das gesunde Urtheil und die klare Darstellung des 24jährigen Autors.

1) Quellen:
1. Jo. Aug. Ernesti narratio de Jo. Matthia Gesnero ad Davidem Ruhnkenium.
2. Gesners Werke. Hierher:
   a. J. M. Gesneri Institutiones rei scholasticae. Jenae 1715.
   b. J. M. Gesners kleine deutsche Schriften. Göttingen 1756.
   c. J. M. Gesneri opuscula minora. Vratislaviae. 1743.
   d. J. M. Gesneri primae lineae Isagoges in eruditionem universalem. — Accedunt nunc praelectiones ipsae per Jo. Nic. Niclas. 2 Tomi. Lipsiae 1774.

Schon in diesem Buche zeigt sich Gesners Neigung zur „Polymathia“, dasselbe enthält bereits viele Umriße für seine spätere Isagoge in eruditionem universalem.

Ausführlich behandelt er den Unterricht in den alten Sprachen. Man glaubt einen alten erfahrenen Schulmann zu hören, wenn man die zum Theil feinen Regeln liest, welche er für Lehrer aufstellt.

Auch über den Unterricht im Hebräischen und in neuern Sprachen spricht er und bewährt seine ansbacher und jenaer Sprachstudien.

Dann geht er zu andern Disciplinen über, besonders empfiehlt er sehr die reine und angewandte Mathematik.

Er beschränkt sich jedoch nicht bloß auf den Unterricht, sondern handelt von Allem, was in den Bereich der Pädagogik gehört. So spricht er ausführlich darüber, welche Ansprüche an einen Lehrer zu machen seien, sowohl hinsichtlich seiner Kenntnisse und Lehrgaben, als seines sittlichen Charakters. Weiter schildert er die Schüler und gibt an, wie man sie prüfen, richtig würdigen und behandeln solle.

Kurz, das kleine Buch entsprach damals ganz dem bestimmten Zwecke: als Compendium für pädagogische Vorlesungen auf Universitäten zu dienen und man könnte nur wünschen eine ähnliche, unserer Zeit angemeßene, Schrift zu haben.

Aber eine Bestimmung dieser Institutiones schlug fehl: Gesner selbst kam nämlich nicht dazu über dieselben in Jena zu lesen, da er bald als Conrector und Bibliothekar nach Weimar berufen ward. Während der 13 Jahre seines dasigen Aufenthalts, bildete er durch die umfaßendsten Studien, zu welchen ihn besonders das Bibliothekaramt veranlaßte, die Universalität seines Wißens immer mehr aus. Er ward dadurch gründlich befähigt später eine der größten Europäischen Bibliotheken, die göttinger, gründen zu helfen und ihre jugendlichen Anfänge, als erster Vorstand, zu leiten. Von Weimar kam er 1728 als Rector an das Gymnasium zu Ansbach, von da wieder 1730 als Rector an die berühmte Thomasschule in Leipzig.

Diese fand er, sowohl hinsichtlich der Studien als auch der Disciplin, in tiefem Verfalle.

Es war nämlich Jacob Thomasius[1] vom Jahre 1676 bis 1684

1) Vater des berühmten Christian Thomasius.

Rector dieser Schule. Im spätern Alter ward Thomasius [1] „der Lectüre der alten Classiker auf Schulen abgeneigt und faßte selbst gegen sie endlich einen entschiedenen Widerwillen." Daher verbannte er die Classiker fast ganz, und führte an ihrer Stelle Lesebücher und Chrestomathieen neuerer Lateiner ein. Man las den Muret, Buchanani Psalterium, Schoenaei Terentius christianus etc. Johann Heinrich Ernesti, welcher nach Thomasius von 1684 bis 1729, 45 Jahre lang Rector war, traf hierin keine Aenderung. Als Gesner nun an Ernestis Stelle trat und fand, daß kaum ein oder zwei Classiker auf der Schule gelesen wurden, so ward er bedenklich. Er hatte früher das Lesen der Classiker entschieden vertheidigt, und nur solche ausgeschloßen, welche frech Gottlosigkeit und Sündigen lehrten. [2] Von dieser Seite kam ihm auch in Leipzig kein Bedenken, das aber überlegte er: [3] ob man mit Schülern, die in der Regel das Latein nur zum Verständnis der Schriften ihres Faches lernten, ob man mit diesen nicht ohne weiteres Fachschriften lesen sollte, mit den Theologen die symbolischen Bücher und den Hutterus, mit den Juristen die Institutionen ꝛc. Aber in dem classisch gebildeten Manne konnte wohl nur aus einer momentanen Verzweiflung an jedem edlern Streben der Jugend ein solcher, ihm wahrhaft unnatürlicher [4] Misgedanke aufsteigen; er besann sich bald und führte die Classiker von Neuem ein. — Zugleich sah Gesner auf ein zweckmäßiges Treiben der Realien, besonders der Mathematik, welche durch den, als Physiker ausgezeichneten, Johann Heinrich Winkler seit dem Jahre 1731 gelehrt wurde.

Die Thomasschule ist durch ihr aus alter Zeit stammendes Gesanginstitut berühmt, welchem einst die trefflichsten Musiker, wie Sethus Calvisius, Hermann Schein und Kühnau vorstanden. Den ausgezeichnetsten Meister aber fand Gesner vor, als er das Rectorat antrat, nämlich den unsterblichen Kantor Johann Sebastian Bach, [5] welchen er auch sehr hoch achtete. [6]

1) „Die Thomasschule zu Leipzig. Eine Säcularschrift von G. Stallbaum, Doctor der Philosophie, der Schule Rector. 1839." Das. S. 42 sqq.

2) Institut. 183.

3) Isagog. 1, 118. Stallbaum 54.

4) Spätere könnten genannt werden, denen dieser Misgedanke natürlich war — und ist.

5) Stallbaum 67 sqq.

6) In einer Anmerkung zum Quintilian 1, 12, 3 schreibt Gesner: Maximus

Ich erwähnte, daß nicht bloß die classischen Studien, sondern auch die Disciplin der Thomasschule im größten Verfalle war, als Gesner nach Leipzig kam.[1] Es herrschte nämlich eine gemeine Gesinnung und schmähliche Trägheit unter den Alumnen. Besonders pflegten sie sich gern krank zu stellen, um das beßere Krankeneßen zu erhalten und oft Monate lang Ferien zu haben. Arznei welche sie bekamen, schütteten sie weg. Dadurch häuften sich die Ausgaben an die Apotheke und für Krankenpflege, so daß man hätte glauben sollen, die Anstalt sei keine Schule sondern ein Spital. Dem steuerte Gesner auf diese Weise. Wurde ihm ein Schüler als krank gemeldet, so gieng er sogleich zu ihm, fragte freundlich was ihm fehle und sagte: noch stelle es sich nicht klar heraus, welcher Art die Krankheit sei, bis dahin solle er nur dünne Suppe genießen und im Bett bleiben. Dann erhielt der Kranke einen Wärter, der Sorge tragen mußte, daß der Schüler dieser Verordnung nachkam. Bei weitem die meisten standen etwa nach zwei Tagen, durch Fasten und Langeweile ganz hergestellt, auf; für seltene wirklich Kranke dagegen, die genöthigt waren liegen zu bleiben, sorgte Gesner väterlich.

Im[2] Jahre 1733 erschienen von ihm verfaßte Gesetze der Thomasschule, durch welche besonders die Zucht der Schüler geregelt wurde. „Es ist unglaublich," sagt Ernesti, „wie sehr Gesner jener Schule genützt, nicht bloß indem er die Zucht gehöriger und durch neue Gesetze fest stellte und kräftiger übte, sondern auch auf eine, uns damals neue, ausgezeichnet schöne Weise lehrte."[3] Im folgenden Jahre (1734) verließ Gesner Leipzig, da er an die neugestiftete Universität Göttingen einen Ruf erhielt. Er ward Professor der Eloquenz und Poesie, auch Bibliothekar. Als Vorsteher des philologischen Seminars und Inspector aller hannoverschen Schulen erhielt er zugleich zwei wichtige pädagogische Aemter, denen er durch die in drei Rectoraten gesammelten Erfahrungen ganz gewachsen war. Was er in Jena, von Buddeus veranlaßt, schon im Jahre 1715 beabsichtigte, das führte er nun 23 Jahre später (1738) im Göttinger Seminar aus. Dieß war bestimmt junge Theologen

alioquin fautor antiquitatis multos unum Orpheas et viginti Arionas complexum esse Bachium meum, et si quis illi similis sit, arbitror." Stallbaum 69.

1) Stallbaum 58 nach Niclas Erzählung.

2) Ib. 59.

3) Ernestis Urtheil ist hierin von so größerm Gewicht, als er Gesners Nachfolger im Rectorate der Thomasschule war.

theoretisch und praktisch für das Lehrfach auszubilden. Bei den Vorlesungen über pädagogische Encyklopädie legte er seine Institutiones rei scholasticae zu Grunde. Außer den philologischen Studien trieben die Seminaristen auch reine und angewandte Mathematik, Naturwißenschaften und Geographie. In der Göttinger Stadtschule übten sie sich im Lehren. [1] —

Zu den bedeutendsten Vorlesungen Gesners gehörte die Isagoge in eruditionem universalem, eine rein wißenschaftliche Encyklopädie. Wir besitzen jene Vorlesungen so wie sie ein gelehrter Zuhörer, Niclas nachschrieb. Als Niclas seine Nachschrift Gesnern vorlegte, sagte dieser: ich erkenne mich selbst darin, laß sie drucken. [2]

Im Jahre 1740 ward in Göttingen eine deutsche Gesellschaft gestiftet und Gesner zum Präsidenten gewählt. Später (1751) gründete man die Göttinger Societät der Wißenschaften; Gesner ward an die Spitze der historischen und philologischen Klässe gestellt, zuletzt stand er als Präsident der ganzen Societät vor.

Ungeachtet der vielen Aemter, welche so seine Thätigkeit in Anspruch nahmen, hat er außerordentlich vieles und treffliches geschrieben. Zwei seiner Werke erwähnte ich schon; dazu kommen viele vorzügliche Ausgaben von Classikern — die des Livius, Quintilian, Horaz, der Scriptores rei rusticae u. a. — dazu sein berühmter Thesaurus. [3] Eine Menge einzelner lateinischer Abhandlungen, Denkschriften, Reden, Vorreden ꝛc. sind unter dem Titel: „Gesneri opuscula minora“ herausgekommen, aus einer ähnlichen Sammlung deutscher Aufsätze ꝛc. bestehen: „Gesners kleine deutsche Schriften.“

In der Isagoge und in diesen gesammelten lateinischen und deutschen Schriften findet sich ein Schatz pädagogischer Erfahrungen und Urtheile. „Möchten, sagt Gesner in der Vorrede zu den deutschen Schriften, diese auf eine mehr als vierzigjährige eigene Erfahrung und eine vielfältig wiederholte Ueberlegung gegründete Lehren einen Einfluß in die Ausübung haben.“ Vorzüglich beschäftigte ihn fort und fort das Lehren und Lernen der alten Sprachen, wie schon früher, als er die Institutiones

1) Opusc. 1, 70 seqq.

2) Niclas in der Praefatio zum ersten Theile.

3) Ernesti (226) nennt den Thesaurus: opus maximum et laboriosissimum et eruditissimum, vel unum ad immortalitatem nominis et perennem gloriam suffecturum.

schrieb. Er hatte hierüber sehr eigene dem Herkömmlichen ganz widersprechende Ansichten, besonders über die Rolle der Grammatik auf Schulen. Ursprünglich, sagt er,[1] sei diese zur Erleichterung des Sprachenlernens bestimmt gewesen, später aber seien höchst gelehrte Grammatiken erschienen, die „zur ersten Grundlegung ebenso ungeschickt seien, als die subtileste und vortrefflichst gefaßte Lancette zum Brodschneiden.“ ... „Kinder,“ bemerkt er weiterhin, „solle man nicht mit unverständlichem Auswendiglernen der Regeln und Ausnahmen martern, und ihnen dadurch den Geschmack am studiren gleich anfangs und vielleicht auf immer benehmen.“ Sprachen seien vor der Grammatik gewesen, die Menschen hätten recht geredet, ehe sie an die Sprachkunst gedacht. Also, sagt er, „ist es hundertmal leichter, durch den Gebrauch und die Uebung ohne Grammatik eine Sprache zu lernen, als ohne Uebung und Gebrauch, allein aus der Grammatik ... Das letztere ist schlechterdings unmüglich.“ — Es sei überhaupt nicht nöthig, lateinische Regeln vom Geschlecht der Wörter u. a. durch die Knaben auswendig lernen zu laßen, beßer sei es, sie lernten einen Vers oder Spruch, in welchem die Regel vorkommt. Ueberhaupt gehe ja unsere Erkenntnis nicht von allgemeinen abgezogenen Sätzen, sondern vom Einzelnen aus.[2]

Er spricht dann gegen die Ueberschätzung grammatikalischer Kenntnisse. Es „gehöret, sagt er, unter die gar gemeinen Gebrechen der lateinischen Auferziehung, daß man bisweilen heftiger eifert, strafet oder doch spottet, wenn Jemand etwas wider die Grammatik versehen hat, als wenn er wider göttliche und menschliche Gesetze gesündigt hätte.“[3] Ueberhaupt, heißt es weiter, sind diejenigen, welche die lateinische Sprache nur dazu brauchen, daß sie die darinnen geschriebenen Bücher verstehn können, wunderselten in den Umständen, da sie eines grammatikalischen Orakels nöthig hätten, und dieser werden allezeit 20 oder 30 gegen einen sein, dessen Umstände oder Neigung ihn zum Schreiben und zwar zum exemplarischen Schreiben, wie man es nennen kann,

1) Deutsche Schr. 256 seqq. Vgl. 296, die Schilderung des schlechten sprachlichen Elementarunterrichts, wie er in Schulen gewöhnlich.

2) Ib. 304, 305. Auch beim Naturunterricht, bemerkt Gesner.

3) Ib. 346. Aus gleicher Gesinnung sagt Gesner in den Institut. 81: satius fuerat barbare loqui et pie sentire, quam malitiam animi elegantissimis etiam verbis prodere; womit sich Augustinus Conf. 1, 18 ganz übereinstimmend äußert.

verbinden und veranlaßen." [1] Diese Ansichten Gesners standen den bisherigen Schulmeinungen so sehr entgegen, daß er deshalb von vielen Seiten her angefochten wurde, meist aus Misverstand. „Ich verwerfe die Grammatik, erwidert er seinen Gegnern, nur in Bezug auf Jüngere, als welche sie mehr drückt als schmückt. Aber den Erwachsenen ist sie höchst nöthig." — [2]

Hier muß auch Gesners treffliche Vorrede zu seiner Ausgabe des Livius erwähnt werden, in welcher er über den Gegensatz des cursorischen und statarischen Lesens der Classiker spricht. [3] Auch da stellt er sich der Schulgewohnheit entgegen. Er gibt zwar zu, daß es gut sei, anfänglich ein Buch von mäßigem Umfange, oder wenigstens einen Theil desselben, recht genau zu lesen, um dadurch volle Sicherheit zu gewinnen, auch als an einem Beispiele zu lernen, was zum gründlichen Verstehen der Classiker gehöre. Dann aber wendet er sich aufs Entschiedenste gegen das völlige Vorwalten des statarischen Lesens auf Schulen, welches dahin ausgeartet sei, daß man beim Erklären eines Autors auch das Fremdartigste mit den Haaren herbeiziehe. Daher lese man Jahre lang an einem Buche der Briefe Ciceros oder der officia und zerreiße ein terentianisches Schauspiel, ein Buch des Cäsar in so viele Theilchen, daß auch ein sehr gutes Gedächtnis nicht im Stande sei das Ganze zusammen zu faßen. [4]

Darauf charakterisirt und empfiehlt er das cursorische Lesen, bei welchem man mit ganzer Seele und ungetheilter Aufmerksamkeit den Autor, welchen man eben liest, fixire, nur ihn zu verstehen strebe und an seiner Schönheit sich freue. [5] Er erzählt: als er auf solche Weise mit seinen Schülern den Terenz gelesen, da hätten sie mit offenem Munde geseßen, schweigend, Augen, Ohren und Gedanken angespannt, auch lächelnd, indem sich ihre Freude durch ihr Mienenspiel verrathen

1) Ib. 347. Wozu und in welchem Grade Kenntnis des Latein nöthig, darüber äußert sich Gesner in der Isagoge 1, 114 sqq.

2) Isagog. 1, 124.

3) Der Livius erschien in Leipzig 1735. Die Vorrede findet sich neu abgedruckt in Gesners Opuscul. 7, 289. Vgl. Ernesti (232) welcher in Bezug auf cursorisches Lesen ganz Gesner beipflichtet und erzählt, daß er auf der Thomasschule beim Erklären der Klassiker dessen Methode befolgt habe.

4) Ib. 292.

5) Ib 295.

habe. — Als er aber mit denselben Schülern des Euripides Phönissen statarisch gelesen, da hätten sie freilich auch mit offenem Munde gesessen — weil sie gegähnt und schweigend — weil sie geschlafen. —[1]

Gesner gehört auch, wie wir sahen,[2] zu den Ersten, welche ernstlich darauf drangen, daß man in den Gymnasien nicht bloß für künftig studirende, sondern auch für nicht studirende Knaben sorgen, und eben deshalb mehr Realien lehren müße. —

Wie er nun ernstlich, umsichtig und sachverständig auf Verbeßerung des Schulwesens hinarbeitete, so lag ihm auch, während der 27 Jahre seines Göttinger Professorats, das Wohl der Universität sehr am Herzen. Dieß tritt uns in den akademischen Anschlägen[3] entgegen, welche er als Professor eloquentiae schrieb. Man wird aus denselben ersehen, schreibt er, „wie ernstlich man sich angelegen sein laße, die akademische Jugend, welche einen gegründeten Anspruch auf die edle Freiheit hat, durch Mittel, welche nicht die Gestalt strenger Gesetze, wie sie vor den gemeinen und unvernünftigen Haufen gehören, sondern die Form väterlicher und freundschaftlicher Vorstellungen haben, in Ordnung zu halten, und von dem Verderben zu bewahren, in welches der Misbrauch der Freiheit so viele derselben stürzet." Klar und liebenswürdig äußert er sich in einer „Betrachtung vom Studentenfreunde." Alle Lehrer einer hohen Schule, sagt er, seien „ihrer Bestallung und Verordnung nach bestimmte und gleichsam geborne Studentenfreunde," welche der Studirenden Bestes ohne Absicht auf eigenen Nutzen zu suchen hätten. Daher dürften sie auch denen, „welche es annehmen wollen, ihre Fehler nicht verbergen," selbst auf die Gefahr hin, daß die Warnungen Unmuth erregen. Er bittet Gott, daß er „die Väter der Schule bei dieser allein liebreichen Gesinnung gegen die ihnen Anvertrauten erhalten" und die Universität vor „schädlichen Studentenfreunden," vor „Schmeichlern" behüten möge.[4]

Wie offen und bestimmt er aber in seinen Vorlesungen gegen die Zuhörer auftrat, davon finden sich Zeugnisse in der Isagoge.[5] Da

1) Man vergleiche was Gesner zwanzig Jahre früher (Institut. 50) ganz übereinstimmend vom statarischen und cursorischen Lesen sagt.

2) S. 164.

3) Abgedruckt in den „deutschen Schriften."

4) Deutsche Schriften 229 sqq.

5) Isag. 1, 32.

klagt er z. B. daß, während die Wißenschaften anwüchsen, der Studirenden Fleiß abnehme. Als er in Jena studirt, wären im Sommer schon früh um 5 Uhr Vorlesungen gehalten worden; später habe ein Professor publica auf morgens 7 Uhr angesetzt, weil sich dann gewiss kein Zuhörer einfinde. „Sonst, sagt er, hörten die Studirenden den ganzen Tag, jetzt bringen sie zwei Stunden beim Kaffee hin;[1] bis die Friseurs kommen, die Brenneisen heiß gemacht, die Haare gekräuselt werden, gehen Stunden hin. Abends nach 4 oder 5 Uhr zu studiren halten viele für eine beleidigende Zumuthung." Im Programm zu den Sommervorlesungen des Jahres 1743, ermahnt Gesner sehr ernst die Studirenden zu ausdauernd fleißigem Besuche der Collegien. Je tüchtiger der Lehrer sei, sagt er, je inniger seine Vorlesungen zusammenhängen, so daß die spätern sich auf die vorangehenden gründen und alle Ein Ganzes bilden, um so mehr schade den Studenten ein häufiges Wegbleiben.[2] Ein anderesmal ermahnt er seine Zuhörer zur Aufmerksamkeit in den Vorlesungen. Diese errege und mehre den Eifer des Lehrers. Gefällt etwas in meinen Büchern, sage Martial, so hat es der Hörer mir eingegeben. Das entspringe aus einem glücklichen Einfluß menschlicher Gemüther aufeinander, es gebe aber auch einen schädlichen. „Ein Gähnender, fährt er fort, macht den andern gähnen. Nichts ist mühseliger als lehren sollen, wenn die meisten Zuhörer schläfrig sind. Quintilian sagt: wie es der Lehrer Pflicht zu lehren, so ist es der Schüler Pflicht, lernbegierig zu sein."[3]

Wir sahen, daß Gesner für Schulen neue Wege aufsuchte und einschlug, es wurde auch erwähnt daß er gegen ein akademisches Herkommen auftrat, gegen den Gebrauch des Latein bei den Vorlesungen.[4] Faßen wir noch anderes ins Auge, wodurch er sich von den meisten philologischen Pädagogen seiner Zeit unterschied. —

Zunächst dadurch, daß er die Realien wiederholt empfahl. Sprachlicher Unterricht, sagt er, dürfe nie vom sachlichen getrennt werden;[5] diese Trennung dessen, was seiner Natur nach innig verbunden, sei ein wesentliches Uebel. Daher lerne die Jugend so viele Namen ohne irgend einen Begriff der benannten Dinge zu erhalten. Man solle sich deshalb beim Elementarunterricht solcher Bücher bedienen, aus denen man

1) Isag. 1, 33: duae horae dicantur τῇ θερμοποσίᾳ. — 2) Opusc. 4, 516. 3) Ib. 63. — 4) S. 103. — 5) Isag. 1, 75. 76. 112. Deutsche Schr. 74. 75.

auch Realkenntnisse schöpfen könne. So der Schriften des Comenius, welche ihm deshalb sehr lieb seien, besonders der Orbis pictus. Als Präsident der deutschen Gesellschaft in Göttingen — ein Amt, das man schwerlich einem andern classischen Philologen seiner Zeit übertragen hätte — preist er die Schulen glücklich, deren Vorsteher durch Theilnahme an jener Gesellschaft „Liebe zu der vielfältig so verabsäumten Muttersprache und Geschicklichkeit sich wohl in derselben auszudrücken, erlangen.“ Diese Geschicklichkeit erwerbe man aber nicht durch Regeln, sondern indem „man sich bemühe die Meisterstücke der Alten durch Uebersetzungen gleichsam abzuformen.“ [1]

Unter den Realien hob Gesner die Naturwißenschaften hervor, für welche in neuerer Zeit so viel geschehe. Hörte er doch selbst, da er schon Rector der Thomasschule war, Hausens Vorlesungen über Experimentalphysik. [2] — Zeichnen, sagt er, sollten die Knaben ja lernen; wie hoch er die mathematischen Wißenschaften besonders die Astronomie hielt, sahen wir schon. „Gott, bemerkt er, hat uns so mit dem Himmel verbunden, daß wir nur durch dessen Betrachtung erfahren wo und zu welcher Zeit wir leben.“ [3] — Die Geographie empfiehlt er als „Vorhalle, Grund und Licht der Geschichte,“ vor allem die vaterländische. [4]

So zeigt sich Gesner als ein Mann, der mit der gründlichsten Kenntnis und Liebe des Alterthums, eine richtige Würdigung der Realien verband und auf neue Lehrweisen dachte, wenn er von den Fehlern früherer Methoden überzeugt war. Daß er deshalb etwa mit Basedow in eine Klasse zu setzen sei, kann niemanden einfallen. Zum Ueberfluß möge hier nur eine Stelle seiner Isagoge [5] stehen, welche recht klar zeigt, wie er im tiefsten Princip von den meisten Neuerern des 18ten Jahrhunderts verschieden war. Er sagt: „die Anfänge aller Wißenschaften müßen geglaubt werden. [6] Dieß ist eine höchst wichtige Regel, vorzüglich heut zu Tage, da die Kleinen von den Lehrern von früh auf gewöhnt werden, nichts zu glauben. Sobald sie nur anfangen ein Fünkchen Verstand und Weisheit zu zeigen, sagt man ihnen von Vorurtheilen. Und weil es nur zu sehr in unserer Natur liegt, alles selbst sehen, nicht einfach glauben, sondern selbst das Wahre finden

1) Deutsche Schr. 55 sqq. — 2) Isagog. 333 sqq. Ernesti 229. — 3) Ib. 375. — 4) Ib. 352. 371. — 5) Ib. 89 sqq. — 6) An einer andern Stelle führt Gesner des Aristoteles Wort an: δεῖ πιςεύειν τὸν μανθάνοντα.

zu wollen, da überdieß den Knaben nur zu früh beigebracht wird, wahr sei das was wir durch unsere gesunden Sinne auffaßen: so hat dieß die üble Folge, daß sie nicht glauben wollen, das Nöthige nicht lernen, den Lehrern nicht gehorchen wollen. — Durch sich selbst kann der Mensch nicht die ersten Elemente erlernen, er muß sie von andern empfangen, und denen, die sie ihm lehren, muß er glauben. Wollte ein Knabe darüber disputiren, warum man den einen Buchstaben A, den andern B nenne, wollte er überall Gründe fordern, so könnte er Jahre lang fragen und würde doch nichts lernen. Auch wäre es nicht möglich ihm zu antworten. — Kann man doch öfters nicht über die ersten Elemente Rechenschaft geben. Früge einer: warum heißt das: Punkt? Linie? Fläche? — und wollte er nichts auf Glauben annehmen, bis man ihm den Grund angäbe, so würde er in Ewigkeit nichts lernen. — Das habe ich erfahren. In vornehmen Familien sah ich oft solche frühweise Knaben, welche den ganzen Tag fragten. Aber es traf bei ihnen auch das deutsche Sprüchwort zu: daß ein Narr tausendmal mehr fragen kann, als ein Weiser antworten. Damit meine ich nicht: man müße an den Worten des Lehrers als an nicht zu verändernden Orakelsprüchen festhalten, sondern nur dieß will ich behaupten: man müße glauben, so lange man lernt. Später erst, wenn unser Verstand gereift ist und wir selbständig geworden sind, mögen wir das Erlernte prüfen."


So lernen wir in Gesner einen Mann kennen, der ausgezeichnet war durch gründliche Gelehrsamkeit, klaren Verstand, pädagogische Einsicht und Lehrgabe, in seinen Aemtern unermüdet thätig und gewißenhaft. Ernesti, welcher ihm viele Jahre lang nahe stand, schildert ihn überdieß als einen sehr religiösen, gottergebenen und dadurch in bösen und guten Tagen gleichmüthigen Mann; als einen liebevollen Hausvater und Freund. Nach einem langen thätigen Leben kam er aufs Sterbelager. Als die Aerzte ihm seinen nahen Tod verkündigten, sagte er: was mit Gott abzumachen ist, habe ich nicht auf diese Zeit verschoben. — In stillem Frieden eines Christen verschied er am 3ten August, 1761.

Johann August Ernesti.

1707—1781.

Wir lernten Ernesti als den Freund Gesners kennen. Er ist 1707 in Tennstädt, einer kleinen Stadt Thüringens geboren, wo sein Vater Geistlicher war. Den ersten Unterricht erhielt er in der Tennstädter Stadtschule; in seinem 16ten Jahre ward er in die Fürstenschule Schulpforte gethan. Hier zeichnete er sich schon durch bedeutende Leistungen, besonders im Griechischen aus.

Im zwanzigsten Jahre bezog er die Universität Wittenberg, wo die Wolfsche Philosophie ihn sehr in Anspruch nahm; dann gieng er nach Leipzig und hörte hier unter andern Gottsched über deutsche Beredtsamkeit und Hausen über Mathematik.

Im drei und zwanzigsten Jahre ward er auf Gesners Empfehlung Hauslehrer beim Appellationsrath Stiglitz, demselben, an welchen er die Epistel über das Studium der Alten gerichtet hat, welche seiner Ausgabe des Cicero vorgedruckt ist. Stiglitz war Vorstand (antistes) der Thomasschule, auf seinen Betrieb hatte Gesner das Rectorat derselben erhalten, er war es auch, welcher den 24jährigen Ernesti zum Conrector, und nach Gesners Abgang (1734) zum Rector jener Schule beförderte. Zugleich las Ernesti bei der Universität über Humaniora. Späterhin gab er das Rectorat auf und trat ganz zur Universität über, indem er sich vorzugsweise der Theologie zuwendete.[1]

Er starb in Leipzig 1781 im 74sten Lebensjahre. —

Aus den eigenen Aeußerungen Ernestis geht hervor, daß er sich im Lehrfach Gesnern vorzüglich zum Muster genommen. Dieser war es auch, welcher ihn im Jahre 1734 bewog, die Initia doctrinae solidioris herauszugeben, ein Buch das wiederholte Auflagen erlebte und in mehrern Ländern — so in Sachsen, Hannover — als Schulbuch eingeführt wurde. Ernesti beabsichtigte in demselben bestimmte Disciplinen in möglichst lateinischem Latein darzulegen, daher er auch, wie

1) Ernestis Biograph bemerkt: derselbe sei gegen Orthodoxe gewesen, qui systematis arbitrarii tenacitatem orthodoxiam censerent, plebeculae similes, quae cantionibus sacris in melius (?) mutatis, cultum divinum in deterius mutatum opinatur. —

sich bei Vergleichung früherer Ausgaben mit spätern ergibt,[1] fort und fort an Verbeßerung des Styls arbeitete, und so seinem ciceronianischen Ideal immer näher zu kommen strebte. In der Vorrede erzählt er, wie er für jede einschlagende Disciplin die betreffenden römischen Schriftsteller des goldenen, und wo es nicht anders gieng, auch des silbernen Zeitalters, wiederholt gelesen. Dadurch, sagt er, glaube er es erreicht zu haben, daß sich in sein Werk nichts eingeschlichen, was im alten Latium nie gehört worden.[2] Nur in der größten Noth habe er hier und da einen unclassischen Ausdruck gebraucht. —

Man dürfte nun wohl aus dem: nihil veteri Latio inauditum schon den Schluß machen, daß das Buch auch dem Inhalt nach nichts Unerhörtes für das alte Latium enthalte. Dieser Schluß ist dem größten Theile des Buches nach, richtig. Es handelt zuerst von der Arithmetik und Geometrie, dann folgen die Elemente der Philosophie, und zwar

1. Metaphysik, Psychologie, Ontologie, natürliche Theologie.
2. Dialektik.
3. Naturrecht und Ethik.
4. Politik.
5. Physik.

Den Schluß des Ganzen bilden die Elemente der Rhetorik. Dieser Inhalt erinnert an den Cyklus der Lehrbücher Melanchthons, an seine Dialektik, Rhetorik, Physik, Psychologie[3] und Ethik:

Daß Ernestis Buch nicht für unsere jetzigen Gymnasien geeignet sei, unterliegt bei Sachverständigen wohl keinem Zweifel. Der mathemathische Theil erscheint uns ziemlich dürftig; erwägen wir aber, daß

1) Gleich die erste Periode des Buches kann als Beispiel dienen. In der Ausgabe von 1734 lautet sie: cum ad libellum hunc scribendum adjiceremus animum, facile praevidebamus, fore ut hoc consilium nostrum in multas multorum reprehensiones incurreret. Statt facile praevidebamus hat die Vorrede von 1750: non parum suspicabamur.

2) Prima autem cura nobis haec fuit, ut puritas in dicendo servaretur . . . Atque hac diligentia effecisse nobis videmur, ut nihil veteri Latio inauditum in hoc opusculum irrepserit. Doch gehörte Ernesti keinesweges zu den Philologen, welche die Alten fast nur in der Absicht lasen, um aus ihnen Floskeln behufs des Lateinschreibens zu sammeln. Gegen ein Lesen der Art erklärt er sich aufs Stärkste in dem erwähnten Briefe an Stiglitz.

3) „Commentarius de anima."

in einer Preußischen Schul-Verordnung vom Jahre 1735, welche also ein Jahr nach Herausgabe der Initia erschien, daß in dieser von den Abiturienten der Gymnasien gar keine mathematischen Kenntnisse gefordert wurden, so nehmen wir unser Urtheil zurück. —

Die philosophischen Disciplinen sind weitläuftig auf etwa 450 Seiten abgehandelt. Da hierbei alles Christliche völlig ignorirt wird, während doch so vieles vorkommt, was den Schülern schon vom katechetischen Unterricht her bekannt war, so mußten diese an solchen Untersuchungen und Betrachtungen ganz irre werden. Wenn nach Picus von Mirandola Philosophie die Wahrheit sucht, Theologie dieselbe findet, Religion sie besitzt — so konnte es ihnen, da sie von früh an im Besitz waren, nur seltsam vorkommen, wenn sie das suchen sollten, was sie zu besitzen meinten. Ganz anders wäre es, wenn in einem Lehrbuch die Theologie der Griechen und Römer im Verhältnis zur christlichen dargelegt würde, doch dürften Gymnasiasten auch einer solchen Betrachtung nicht gewachsen sein. —

Ganz unbegreiflich ist es, wie Ernesti in sein Lehrbuch Kapitel aufnehmen konnte, wie die: de conjugii felicitate consequenda, de cura subolis. — Letzteres Kapitel müßen wir hier näher betrachten. Ernesti legte in demselben seine Ansichten über Erziehung dar, welche zum Theil mit den frühern Locke's, den spätern Rousseaus übereintreffen. Er spricht über Zeugung, und vom Verhalten schwangerer Frauen, dringt darauf, daß die Mütter ihre Kinder selbst stillen und sie nicht lüderlichen Ammen preisgeben sollten,[1] wobei er sich auf Gellius beruft.[2] Die Mütter, sagt er weiterhin, müßten ihre Kinder von früh auf nicht den Kinderfrauen überlaßen, sondern sie selbst erziehen, thäten sie das, so würden sie auch von den Kindern geliebt werden. — Befehlen oder verbieten die Eltern etwas, so sollen sie den Kindern die Gründe dazu angeben, weil sie demohne ungern gehorchten und lieber überzeugt als gezwungen sein wollten.[3] Die Eltern sollten nicht meinen, ihre Kinder müßten fehlerfrei sein, auch sie nicht abwechselnd bald verziehen, bald übermäßig streng behandeln. Der Unterricht müße so sein, daß die Kinder nichts blind (temere) auf Glauben

1) Ne molestiae, laboris, vigiliarum vitandarum causa, meretriciae curae infantes relinquantur.

2) Gell. 12, 1.

3) Dieß erinnert an Locke.

annähmen, sondern nur das, wovon man ihnen den Grund angäbe, überall müßten sie auch nach Gründen fragen. So bewahre man sie vor Leichtgläubigkeit, Aberglauben, Vorurtheilen. — Auch solle man sich hüten, ihr Gedächtnis papageienmäßig mit leeren oder unverstandenen Worten anzufüllen.

Hierauf empfiehlt Ernesti noch Sorgfalt in Wahl der Lehrer und in Bestimmung des künftigen Berufs der Kinder. Frühzeitig solle man ihnen Liebe der rechten Ehre, guten Gebrauch des Geldes und Wahrhaftigkeit einpflanzen. —

Solche pädagogische Regeln sollte man kaum von einem strengen Philologen der alten Schule erwarten. Gewiss hat der umsichtige, universell gebildete und sich frei nach den verschiedensten Richtungen bewegende Gesner, hierbei den größten Einfluß auf Ernesti geübt. Was ich aus den Schriften beider Männer mitgetheilt, wird den Leser überzeugt haben, daß sie, obwohl im Wesentlichen conservativ gesinnte Philologen, doch nicht blind sind gegen die Fehler des Alten, neue Wege suchen und einschlagen und so eine Stellung zwischen den Anhängern der alten und denen der neuen Pädagogik einnehmen. Man vergleiche sie nur mit Trotzendorf und Sturm einerseits, Locke und Rousseau andrerseits. —

10. J. J. Rousseau.[1]

Unsere Zeit wird von bestimmten Ansichten, Urtheilen, ja Worten beherrscht, wie von selbständig existirenden Wesen. Wenige fragen: woher diese Wesen stammen, als hätten dieselben weder Vater noch Vaterland. Andererseits sind die Namen berühmter Männer in der Menschen Munde, ohne daß man recht weiß, wodurch jene berühmt sind. Mancher würde sich oft wundern zu hören, daß diese und jene ihm wohlbekannten Ansichten von einem, ihm dem Namen nach wohlbekannten berühmten Manne herrühren, der eben durch Aufstellung solcher Ansichten berühmt ward, die zu seiner Zeit neu waren, später alltäglich geworden sind. Das Gesagte dürfte in hohem Grade auf Rousseau Anwendung

1) Schon früher schrieb ich eine Charakteristik Rousseaus. Siehe meine „vermischte Schriften. Berlin 1819 bei Reimer.“ Thl. 1, 110 sqq.

erleiden und auf so vieles, was er im Gebiete der Religion, Politik und Pädagogik Neues, jetzt aber fast trivial Gewordenes, aufbrachte.

Eine Charakteristik dieses Mannes ist außerordentlich schwer, was man schon daraus abnehmen könnte, weil er von den Einen in den Himmel erhoben, von den Andern in gleichem Maße heruntergesetzt wurde. Was noch mehr ist: seine entschiedensten Gegner loben Einzelnes sehr an ihm, dagegen enthusiastische Verehrer nicht umhin können zu gestehen, daß er sich öfters als ein Narr, ja als sehr böse gezeigt habe.

Rousseau hatte die eminentesten natürlichen Gaben. Mit genialer Originalität trat er kühn, neu, piquant seinen abgelebten heruntergekommenen Zeitgenoßen entgegen; ein vollendeter Meister des Styls übte er eine unerhörte geistige Gewalt über sie. Mit verzehrendem, schonungslosem Ingrimm fluchte er dem tiefen, sittlichen Verderben seiner Zeit, ward aber selbst von ihren trüben Fluten fortgerißen. Ergriffen, ja beseßen von einer bittern Reue, sagte er im eigenen Namen und im Namen des in Sünden versunkenen Frankreichs die Beichte. Allein es war eine Reue zum Tode, und statt des Friedens der Absolution versank er selbst tief in feindseligen Haß; den Andern aber verkündete er mit Entschiedenheit das Strafgericht der hereinbrechenden Revolution. Verzweifelnd sehnte er sich aus seinem unseligen Zustand heraus nach einem klaren unschuldigen Dasein, doch nie die eigene Schuld eingestehend. —

Wir können viel von ihm lernen, besonders wenn er, empört über Sünde und Unnatur seiner Zeit, divinatorisch das Gegentheil des Herkömmlichen lehrt. Aber wir dürfen uns ihm nie hingeben, wir haben es mit einem komplicirten, versatilen, unreinen, eiteln Manne zu thun, welcher den Unachtsamen durch eine Virtuosität in der Sophistik, die kaum ihres Gleichen hat, irre führt. Besonders in religiöser Hinsicht, wie wir sehen werden.

Aus diesem Grunde müßen wir, um Rousseau's höchst wichtiges, eben so lehrreiches als verführerisches pädagogisches Werk — den Emil — richtig zu würdigen, den Mann so viel möglich nach seinem Leben und aus seinen anderweitigen Schriften kennen lernen; seine Verhältnisse zu Freunden und Feinden, zu seiner Vaterstadt Genf, zu Frankreich, zu Europa, ja zu der, 12 Jahre nach seinem Tode ausgebrochenen, französischen Revolution, der er Schlagworte und Misideale hinterließ.

Das wichtigste Werk um Rousseau's Persönlichkeit kennen zu lernen,

sind seine berühmten und berüchtigten Confessions, welche er im 58sten Jahre schrieb. Sie liegen vorzüglich der folgenden Darstellung zum Grunde.

Charakteristisch ist die Einleitung des merkwürdigen Buchs, welche so lautet:

„Ich unternehme etwas Beispielloses, dessen Ausführung keinen Nachahmer haben wird. Ich will meinem Geschlechte einen Menschen in der ganzen Wahrheit der Natur zeigen, und dieser Mensch bin ich selbst."

„Ich allein. Ich fühle mein Herz und kenne die Menschen. Ich bin nicht geschaffen wie irgend einer von denen, welche ich gesehen; ich wage es zu glauben anders beschaffen zu sein, als irgend einer auf der Erde. Bin ich nicht beßer als alle, so bin ich wenigstens anders. Ob die Natur gut oder bös daran gethan, die Form zu zerbrechen, in welcher sie mich gebildet, darüber kann man nur urtheilen, nachdem man mich gelesen hat." —

„Möge die Posaune des jüngsten Gerichts erschallen, wann es auch sei; ich werde kommen und mich vor den höchsten Richter, mein Buch in der Hand, stellen. Laut werde ich sagen: siehe das habe ich gethan, das habe ich gedacht, das war ich. Mit derselben Freimüthigkeit habe ich Gutes wie Böses von mir ausgesagt. Ich habe nichts Böses verschwiegen, nichts Gutes zugesetzt, und wenn ich etwa irgend eine unbedeutende Ausschmückung anbrachte, so geschah es nur um eine Gedächtnislücke auszufüllen; ich konnte wohl einmal irrig etwas als wahr annehmen, wenn ich wußte, daß es wirklich wahr sein konnte, nie etwas, wovon ich wußte, es sei falsch. Ich habe mich ganz so gezeigt, wie ich war, verächtlich und niederträchtig wenn ich es war; gut, großmüthig, erhaben, wenn ich es war; ich habe mein Inneres enthüllt, so wie du es selbst gesehen hast, ewiges Wesen; versammle um mich die zahllose Menge meiner Mitmenschen; sie mögen meine Bekenntnisse hören, sie mögen seufzen über meine Unwürdigkeit, sie mögen erröthen über meine Elendigkeiten. Möge jeder von ihnen seinerseits zu den Füßen deines Thrones mit derselben Aufrichtigkeit sein Herz aufdecken, und dann möge auch nur ein Einziger, wenn er es wagt, zu dir sprechen: ich war beßer als dieser Mensch." —

Wer nur einige Selbsterkenntnis hat, wird über diesen Eingang erschrecken, was soll er aber erst sagen, wenn er das Buch zu Ende liest? — Konnte Rousseau bei wachem Gewißen so schreiben, und wenn sein

Gewißen schlief, wie konnte er dann bekennen? — Er erklärt sein Unternehmen, Bekenntnisse zu schreiben, für beispiellos. Kannte er Augustins berühmte Confessiones nicht? . . . Ein anderer Mann hatte auch schon 12 Jahre vor ihm — 1758 — Bekenntnisse geschrieben, welche aber erst später gedruckt wurden; dieß war Hamann. Nichts dürfte geeigneter sein, den Charakter der Rousseau'schen Confessions in seinem wahren Lichte zu zeigen, als die Mittheilung einiger Parallelstellen von Augustinus und Hamann.

Jener schreibt im 10ten Buche seiner Bekenntnisse: „Wer die Wahrheit thut, kommt an das Licht. Ich will sie bekennend vor dir in meinem Herzen thun, in meiner Schrift aber vor vielen Zeugen. Und dir zwar, o Herr, vor dessen Augen der Abgrund des menschlichen Gewißens aufgedeckt ist, was könnte Dir in mir verborgen sein, wollte ichs Dir auch nicht bekennen? Ich würde wohl Dich vor mir, nicht aber mich vor Dir verbergen. Jetzt aber, nun ich mir selbst misfalle, da leuchtest Du mir freundlich und wirst von mir geliebt und ersehnt, daß ich über mich erröthe, mich verwerfe, Dich erwähle, und weder mir noch Dir gefallen möchte, es sei denn durch Deine Gnade. . . . Welche Frucht wird es nun bringen, o mein Herr, dem mein Gewißen täglich beichtet, wenn ich vor Deinem Angesicht auch den Menschen durch diese Schrift bekenne, wie ich gegenwärtig sei. Wollen sie mir Glück wünschen, wenn sie gehört, wie weit ich mich Dir durch Deine Gnade nähere, oder wollen sie für mich beten, wenn sie vernehmen, wie sehr ich durch meine irdische Schwere von Dir zurückgehalten werde? So Gesinnten will ich mein Inneres zeigen. . . . Das brüderliche Gemüth liebe an mir, was Du ihm als liebenswürdig, es bedaure an mir, was Du als bedauernswürdig bezeichnest; jenes brüderliche Gemüth, das, wenn es mein Thun billigt, sich zugleich über mich freut, wenn es mich aber straft, dann zugleich über mich betrübt ist, weil es mich liebt, möge es mich loben oder tadeln. — Was ich Gutes habe, ist Dein Werk und Geschenk, was Böses, ist meine Sünde und Deine gerechte Strafe. Du aber, o Herr, erbarme Dich meiner nach Deiner großen Barmherzigkeit, um Deines Namens willen, gib nicht auf, was Du in mir angefangen hast, vollende, was an mir noch unvollkommen.“ [1]

1) Confess. X.

So weit Augustinus; folgende Worte aus Hamann's „Gedanken über meinen Lebenslauf“ mögen sich anschließen. „Ich habe“, sagt Hamann,[1] „in denselben mit Gott und mit mir selbst geredet; den ersten in Ansehung meines Lebens gerechtfertigt und mich angeklagt, mich selbst darin angegeben und entdeckt, alles zum Preise des allein guten Gottes.... Mein Sohn gib mir Dein Herz! — Da ist es, mein Gott! Du hast es verlangt, so blind, hart, felsig, verkehrt, verstockt es war. Reinige es, schaffe es neu, und laß es die Werkstatt Deines guten Geistes sein. Es hat mich so oft getäuscht, als es in meiner Hand war, daß ich selbiges nicht mehr für meines erkennen will. Es ist ein Leviathan, den Du allein zähmen kannst, durch Deine Einwohnung wird es Ruhe, Trost und Seligkeit genießen.“

Der Leser vergleiche selbst Rousseau, wie er, seine Confessions in der Hand, in verblendeter Dreistigkeit Gott und Menschen herausfordernd, hintritt, mit Augustin und Hamann. — Der Leviathan, den Gott allein zähmen kann, ist ungezähmt Rousseau's Götze; sein Herz ist ihm die höchste Instanz, an welche er wiederholt appellirt als an den Richter über Wahrheit und Irrthum, über Gut und Böse. Daß sich aber das Wort: wer sich auf sein Herz verläßt, ist ein Thor, an Rousseau als wahr bewähre, davon werden wir uns wiederholt überzeugen, wenn wir nun sein Leben, vorzüglich nach Anleitung der Confessions kennen lernen. —

Rousseau ist im Jahre 1712 zu Genf geboren; seine Mutter starb bei seiner Geburt. Sein Vater war ein wenig begüterter Uhrmacher. Mit ihm las er schon vor dem siebenten Jahre Nächte hindurch Romane, welche die Mutter hinterlaßen, begriff nichts davon, fühlte aber alles.[2] Im Sommer 1719 waren Vater und Sohn mit den Romanen fertig; nun kam die Reihe an die vom mütterlichen Großvater, einem Prediger, ererbten Bücher, an Bossuet und Ovid, Fontenelle und Labrüyere; besonders aber fand der Knabe Gefallen am Plutarch.

Rousseau gesteht, Kinderfehler gehabt zu haben. „Ich war geschwätzig, sagt er, gefräßig, zuweilen log ich. Ich würde Obst, Bonbons, Eßwaaren gestohlen haben, aber nie fand ich Vergnügen daran Böses zu thun, etwas zu verderben, jemanden zu schlagen.“ Unmittelbar darauf

1) Hamann's Schriften 1, 215.
2) Je n'avois rien conçu, j'avois tout senti.

erzählt er jedoch, wie er den Topf einer Nachbarin verunreinigt, worüber er noch lachen müße. „Das ist," fährt er dann fort, „die kurze, wahrhaftige Erzählung meiner kindischen Missethaten. Wie hätte ich auch böse werden sollen," sagte er, „da ich nur Beispiele von Sanftmuth vor Augen hatte und die besten Menschen mich umgaben?" [1] —

So erzählt Rousseau, in einem Athem, Böses aus seinen Jugendjahren, und versichert zugleich, ganz unschuldig gewesen zu sein.

Weiterhin sagt er von dieser seiner unschuldigen Knabenzeit: [2] „So begann sich mein Herz zu bilden und zu äußern, das zugleich stolz und zärtlich, und mein Charakter, der weibisch und dennoch unbezähmbar war, der, stets zwischen Schwachheit und Muth, Weichlichkeit und männlicher Tugend schwankend mich bis ans Ende mit mir selbst in Widerspruch gesetzt hat." Wegen eines Streits mußte Rousseau's Vater Genf verlaßen, worauf der Knabe zu einem Pfarrer kam, später bei einem Kupferstecher in die Lehre gethan wurde. Er gesteht, daß er [3] „trotz der besten Erziehung eine große Neigung zum Ausarten gehabt; denn das habe sich bei ihm rasch und ohne alle Mühe entwickelt." Weiterhin erzählt er, wie er dem Nachbar Spargel, dem Meister Aepfel gestohlen und dafür geschlagen worden sei. Im Andenken an einen übel abgelaufenen Apfeldiebstahl müße er noch zugleich zittern und lachen. [4] — Aus Furcht vor Züchtigung wegen zu späten Nachhausekommens entlief Rousseau seinem Meister, kam zu einem katholischen Pfarrer, der ihn nach Annecy zu einer Frau von Warens schickte, welche ihn weiter nach Turin beförderte, wo er im Jahre 1728, sechzehn Jahre alt, von der reformirten zur katholischen Confession übertrat. Im Hospiz der Katechumenen [5] ward er zum Uebertritt vorbereitet und erlebte dort an Lehrern und Mitschülern Entsetzliches. Er gesteht, daß er sich wegen dieses Schrittes vergebens mit Mangel an Kraft zum Widerstande entschuldige. „Wir fallen," sagt er, „endlich in den Abgrund, indem wir zu Gott sprechen: warum hast Du mich so schwach gemacht? Aber wider

1) Conf. XIX., 10.

2) Ib. 13.

3) Ib. 45. Il faut que, malgré l'éducation la plus honnête, j'eusse un grand penchant à dégénérer, car cela se fit très rapidement, sans la moindre peine.

4) Ib. 50. Man vergleiche den lustigen Ton dieser Erzählung mit Augustins ernsten Betrachtungen über einen Birndiebstahl, den er in der Jugend verübt.

5) Ib. 95. L'hospice des catechumenes.

unsern Willen antwortet er uns durch unser Gewißen: ich habe dich zu schwach gemacht, um aus dem Abgrund herauszukommen, weil ich dir hinlängliche Stärke verlieh, um nicht hineinzufallen." [1]

Sobald der Knabe übergetreten war, entließ man ihn mit blutwenigem Gelde. Nach mancherlei abenteuerlichem Herumtreiben und Sündigen kehrte er 1732 zur Frau von Warens zurück, welche in Chambery wohnte und blieb bis zum Jahre 1741 dort, [2] arbeitete mit an einem Kataster, zeichnete und musicirte. Eine gefährliche Krankheit erinnerte ihn an den Tod; die Frau von Warens, mit welcher er — wie viele Andere — in verbotenem Umgang lebte, tröstete ihn, [3] indem sie die Hölle leugnete, das Fegfeuer annahm, erklärte: die Bibel werde gar zu buchstäblich ausgelegt und sich dabei entschieden der katholischen Kirche unterwarf. Bei ihr, sagt Rousseau, habe er alle Maximen gefunden, um seine Seele gegen die Schrecken des Todes und der Ewigkeit zu schützen, und an dieser Quelle habe er mit Sicherheit Vertrauen geschöpft. — Nur machten ihn einige jansenistische Schriften dennoch unruhig, mitten in seinem unschuldigen Leben; [4] es beruhigten ihn aber zwei liebe Jesuiten und löschten die traurigen Eindrücke des rigoristischen Jansenismus aus, [5] so daß er fortan ohne große Gewißensbiße über die Vergangenheit lebte, [6] und nie der Weisheit so nahe war — wie er sagt — als in dieser glücklichen Epoche.

In dieser Epoche studirte er die Philosophen: Locke, Leibnitz, Descartes, Malebranche mit möglichster Hingebung. Dann wandte er sich zur Mathematik. Bei Euklid fand er mehr eine Kette von Demonstrationen, als eine wahre Ideenverknüpfung. Die Anwendung der Algebra auf die Geometrie war ihm zuwider. „Ich [7] mochte dieß Verfahren nicht," sagt er, „da man nicht sieht, was man thut: ein geometrisches

1) Ib. 102.

2) Ib. XX., 1. 6.

3) Ib. 89—95.

4) Ib. 115. Au milieu d'une vie innocente autant qu'on la puisse mener......

5) Ib. 116. Rousseau warf mit einem Steine nach einem ihm ganz nahen starken Baum, traf er, so wollte er es als ein Zeichen nehmen, daß er selig, verfehlte er ihn, daß er verdammt würde. Kein Wunder, daß er ihn traf.

6) Ib. 117. Je n'ai jamais été si près de la sagesse... sans grands remords sur le passé...

7) Ib. 107.

Problem durch Gleichungen zu lösen, das kam mir vor, wie das Hervorbringen einer Melodie durch bloßes Umdrehen der Kurbel an der Drehorgel.“ Da Rousseau durch Calcul das Quadrat von a+b gefunden, so wollte er seiner Rechnung nicht glauben, bis er sie durch eine Figur anschaulich gemacht.

Das Latein machte ihm viele Mühe, besonders die Grammatik mit ihren unzähligen Regeln. Durch Zeit und Uebung brachte er es dahin, ziemlich geläufig die lateinischen Autoren zu lesen, aber nie bis zum Latein sprechen und schreiben, nie zur Festigkeit in der Prosodie.

Ein Jahr lang war Rousseau Erzieher im Hause eines Herrn von Mably in Lyon.[1] „Ich hatte,“ sagt er, „ungefähr die für einen Lehrer nöthigen Kenntnisse, und glaubte auch das dazu nöthige Talent zu besitzen. Ein Jahr beim Herrn von Mably reichte hin, um mir meinen Irrthum zu benehmen. Mein sanftes Naturell würde mich für diesen Beruf geschickt gemacht haben, hätte nicht mein Aufbrausen drunter gedonnert. So lange alles gut gieng und ich sah, daß meine Sorge und Mühe, woran ichs nicht fehlen ließ, Frucht brachte, so lange war ich ein Engel. Aber ich war ein Teufel, wenn es schlecht gieng. Verstanden mich meine Zöglinge nicht, so war ich außer mir, zeigten sie Bosheit, so hätte ich sie gern umgebracht; das war freilich nicht der rechte Weg, sie gelehrt und weise zu machen..... Durch Geduld und kaltes Blut hätte ich vielleicht Erfolg gehabt, weil mir aber beides mangelte, so taugte mein Thun nichts und meine Zöglinge geriethen schlecht. Es fehlte mir nicht an Mühsamkeit, wohl aber an einem gleichförmigen Benehmen und ganz besonders an Klugheit. Ich wandte nur drei Erziehungsmittel (instrumens) an, welche immer unnütz und oft gefährlich für die Kinder sind, nämlich das Rühren (sentiment), das Raisonniren und den Zorn. Bald rührte ich mich selbst bis zum Weinen, und wollte dadurch den einen Knaben rühren, als wäre der einer wahren Herzlichkeit fähig, bald erschöpfte ich mich gegen ihn mit Darlegung von vernünftigen Gründen, als wenn er im Stande gewesen wäre, mich zu verstehen; und da er mir zuweilen sehr feine Dinge entgegnete, so hielt ich ihn in allem Ernst für raisonnabel, da er doch nur ein Raisonneur war. Der andere Knabe war noch unbequemer; denn da er nichts verstand, nichts

1) Ib. 156.

antwortete, durch nichts gerührt wurde, dazu eine unüberwindliche Hartnäckigkeit hatte, so triumphirte er nie beßer über mich, als wenn er mich in Wuth versetzte: dann war er der Weise, ich aber war das Kind. — Ich sahe alle meine Fehler und fühlte sie; ich studirte meine Zöglinge, durchschaute sie sehr gut und glaube nie, daß sie mich durch ihre List hinters Licht geführt haben; aber was half mirs, das Böse zu sehen, ohne mich aufs Heilen deßelben zu verstehen? Während ich alles durchschaute, verhinderte ich nichts und that von Allem was ich hätte thun sollen, das Gegentheil.“ —

Rousseau verließ seine Schüler, überzeugt, daß er nicht im Stande sei, sie gut zu erziehen. Auf kurze Zeit kehrte er zu Frau von Warens zurück und reiste dann 1741 nach Paris, in der Hoffnung dort sein Glück zu machen durch die Erfindung, Musiknoten vermöge Ziffern zu ersetzen.[1] In die Akademie durch Reaumür eingeführt, las er hierüber 1742 eine Abhandlung. Rameau widersprach ihm; das Lesen der Ziffern sagte er, sei eine Verstandesoperation, welche mit der Exekution nicht gleichen Schritt halte![2]

Rousseau's pariser Leben ward unterbrochen, indem er als Sekretär achtzehn Monate beim Grafen Montaigu, französischen Gesandten in Venedig lebte. Von seinen skandalösen Abenteuern in dieser Stadt, welche der 58jährige Bekenner mit brennendem Blute lüstern erzählt, will ich schweigen.

Nach Paris zurückgekehrt, lernte er Therese Le Vasseur kennen,[3] und erklärte ihr: sie nie zu verlaßen, aber auch nie zu heiraten. Ich habe nie einen Funken Liebe gegen sie gefühlt, sagt er.[4] Therese war, wie sich aus Rousseau's eigenen Schilderungen ergibt, eine sehr gemeine Person;[5] wie gemein er aber selbst, trotz der sublimsten, verzücktesten Liebestiraden und des immer wiederkehrenden Selbstrühmens, daß er das zärtlichste Herz habe, wie gemein er über Liebe dachte, dafür könnten eine Menge Zeugnisse aus den Confessions angeführt werden — könnten sie angeführt werden. Aus dieser Gemeinheit seiner Fleischeslust erklärt

1) Ib. 164. — 2) Tom. XXI, 12—15. — 3) Ib. 91. — 4) Ib. 235.

5) Zehn Jahre vor seinem Tode ließ sich Rousseau dennoch mit Therese kopuliren; nach seinem Tode heiratete sie, 55 Jahre alt einen Stallknecht! Auf Barreres Vorschlag erhielt sie 1790 eine Pension von 1200 Livres; dennoch starb sie 1801 in großer Armut.

es sich am besten, daß ihm völlig ein väterliches Herz gegen die mit der Le Vasseur erzeugten Kinder fehlte. Das älteste[1] gab er mit einem Erkennzeichen ins Findelhaus, wiewohl sich Therese sehr dagegen sträubte. Vier nachfolgende Kinder schickte er, troß Theresens Widerspruch, ebenfalls ins Findelhaus, aber ohne alles Erkennungszeichen.[2] Nicht er, sondern die Marschallin von Luxenburg, wollte späterhin jenes älteste Kind aus dem Findelhause holen laßen. „Sie wußte," erzählt Rousseau, „daß ich in die Windeln des ältesten eine Chiffer legen laßen; sie verlangte von mir die Gegenmarke;" allein das Kind ward nicht herausgefunden.

Was Rousseau auch zur Vertheidigung seines herzlosen, unmenschlichen Verfahrens vorbringt; es wäscht ihn nie rein, und er hätte beßer gethan, jede Rechtfertigung aufzugeben. So[3] erzählt er, daß er um die Zeit, da sein erstes Kind geboren ward, gewöhnlich mit erzlüderlichen Menschen zusammen gegeßen, da man denn bei Tische nur scandalöse Geschichten von betrogenen Männern, verführten Frauen vorgebracht, und der, welcher die Findelhäuser am meisten bevölkert habe, sei dabei am meisten applaudirt worden. „Das gewann mich," sagt er, „ich bildete meine Denkweise nach der, welche ich bei diesen sehr liebenswürdigen und im Grunde sehr honnetten Leuten im Schwange sah."[4] Der 58jährige Bekenner nennt solche Leute liebenswürdig und honnett!

Wir lernen aus den Confessions viele bedeutende Männer, besonders die berühmten und berüchtigten Encyclopädisten, Diderot, d'Alembert u. A. kennen; Rousseau selbst nahm Theil an der Herausgabe der Encyklopädie, er lieferte ein Dictionnaire de Musique, welches er späterhin ganz umarbeitete.

Im[5] Jahre 1749 fand er zufällig in einem Zeitungsblatt folgende Preisfrage der Akademie in Dijon: „Haben die Fortschritte der Wißenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten beigetragen?" So wie

1) Ib. 116.

2) Ib. . . au chiffre près qui fut négligé.

3) Tom. XXI, 113 etc.

4) Der erste dieser liebenswürdigen, honnetten Menschen war „le commandeur de G... vieux débauché, plein de politesse et d'esprit, mais ordurier... dann le commandeur de N. chevalier de toutes les filles de l'opéra etc.

5) Ib. 128.

er dieß las, ward er äußerst ergriffen und beschloß sogleich die Frage zu beantworten. In schlaflosen Nächten arbeitete er die Antwort aus, und diktirte sie im Bette. „Aber dieß Werk," sagt er, „wiewohl voller Wärme und Kraft, ermangelte durchaus der Logik und der Ordnung; von allen Werken, die ich geschrieben, ist dieses hinsichtlich des Raisonnement am schwächsten. Aber, welche Talente uns sonst auch angeboren sein mögen, die Kunst zu schreiben lernt man nicht mit einem Mal." — Im folgenden Jahre 1750 erhielt Rousseau von der Akademie den Preis für seine Schrift, in welcher er Künste und Wißenschaften auf dem Altar der Tugend — seiner Tugend — opfert, mit dem eisenharten Sinn eines Ikonoklasten und Knox.[1] Die Nachricht, daß er den Preis erhalten, versetzte den Verfaßer seltsamer Weise, wie er selbst erzählt, in einen Enthusiasmus für die Tugend. „Ich fand," sagt er „nichts groß und schön, als frei und tugendhaft zu sein, erhaben über Glück und Meinung, und sich selbst zu genügen." Daß die Beschreibung dieses, durch den akademischen Preis bewirkten ethischen Rausches, den Leser nicht zu sehr enthusiasmire, dafür hat Rousseau, wohl unwillkührlich, gesorgt. Es geht nämlich seiner Beschreibung eine Erzählung von schändlicher Unzucht voraus, an welcher er, bei einem deutschen Geistlichen in Paris zu Gaste, Antheil nahm; es folgt ihr der Bericht, wie ihm sein drittes Kind geboren worden, das er wieder aus vernünftigen Gründen und zwar ohne Gegenmarke, ins Findelhaus gethan.[2] „Alles wohl erwogen," sagt Rousseau, „so wählte ich für meine Kinder das Beste oder das, was ich für das Beste hielt. Ich hätte gewünscht, daß ich so wie sie erzogen worden wäre, ja ich wünschte es noch." (!) Ganz entgegengesetzt äußerte er sich früher: „Wer nicht," sagt er im Emil, „die Pflichten des Vaters erfüllen kann, hat nicht das Recht, Vater zu werden. Weder Armut noch Arbeiten noch Rücksicht auf Menschen entbinden ihn davon, seine Kinder zu ernähren und selbst zu erziehen. Leser, ihr könnt mir dieß glauben. Ich versichere jedem, der ein Herz hat und so heilige Pflichten verabsäumt, daß er lange Zeit bittere Thränen

1) Discours qui a remporté le prix à l'Académie de Dijon en l'année 1750, sur cette question proposée par la même Académie: Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs. Die Schrift führt das Motto: Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis. Ovid.

2) Tom XXI, 139, 140.

über seine Schuld vergießen und sich nie darüber trösten werde.“ —[1] Wie viele ähnliche Widersprüche laßen sich bei Rousseau nachweisen! — Ein Mann, welcher bei einem durchdringenden Blick die größte Verachtung gegen jede Ziererei mit Tugend hatte, der würde wahrscheinlich Rousseaus Preisschrift oder vielmehr ihren Verfaßer nicht ganz so beurtheilt haben, als er es gethan, wenn er ihn, besonders seine Confessions, schon gekannt hätte. Der Mann ist Lessing, welcher jene Preisschrift im Jahre 1751 anzeigte.[2] Er gab einen Auszug derselben und fügte einige treffende Bemerkungen hinzu. —

Rousseaus Abhandlung zerfällt in zwei Theile; der erste sucht vorzugsweise das Misverhältnis zwischen ethischer und intellektueller Bildung historisch nachzuweisen; letztere Bildung habe die Menschen geselliger gemacht, urbaner, habe ihnen aber statt wahrer Tugenden die Kunst, tugendhaft zu scheinen, gelehrt. An die Stelle offener Sünden seien feige, heuchlerische getreten; statt groben Beleidigens finde sich Verläumdung, statt der Unwißenheit Zweifelsucht; Laster gälten für Tugenden. Das verdanke man vorzüglich den Wißenschaften und Künsten; die Tugend sei entflohen in dem Maaße, als die Sonne der Aufklärung über den Horizont sich erhoben. So sei es in Aegypten, Griechenland, Rom ꝛc. geschehen, dagegen habe man Tugend und siegreiche Tapferkeit bei minder aufgeklärten Völkern gefunden, bei den alten Persern, Scythen, Deutschen, Spartanern ꝛc. Besonders sei in Rom die muthige kriegslustige Vaterlandsliebe verschwunden, als Philosophen, Künstler ꝛc. einzogen und in ihrem Gefolge Luxus und Laster. Solcher Fluch treffe alle, welche aus Stolz nach Wißen trachten, die ewige Weisheit habe uns zu einer glücklichen Unwißenheit bestimmt.

Im zweiten Theile seiner Schrift, spricht Rousseau zuerst von den Quellen der Wißenschaften, welche sehr unlauter seien. Astronomie stamme aus Aberglauben, Beredtsamkeit aus Ehrgeiz, Haß, Schmeichelei, Geometrie aus Geiz, Physik aus Fürwitz, Moral aus Stolz; kurz alle Wißenschaften und Künste stammen von unsern Lastern. Eben so verwerflich seien sie ihren Objekten nach. Die Künste dienen dem Luxus;

1) Emil, Livre I. — Er erwähnt diese Stelle in den Confessions mit der Bemerkung, daß er im Begriff gewesen, sein Geheimnis zu verrathen.

2) In dem „Neuesten aus dem Reiche des Witzes,“ einer monatlichen Beilage zur Berliner Vossischen Zeitung.

wozu die Rechtsgelehrsamkeit, wenn die Ungerechtigkeiten der Menschen wegfielen? Was würde aus der Geschichte, wenn es keine Tyrannen, keine Kriege zc. gäbe? — Eben so seien die Wißenschaften wegen ihrer Wirkungen anzuklagen. Sie befördern den Müßiggang, indem sie uns abhalten, Gutes zu thun; ja noch schlimmer: sie bilden eitle Declamatoren, die mit gräulichen Paradorieen allen Glauben und alle Tugend untergraben, nur um sich auszuzeichnen. Aus den Künsten stamme der Luxus, welcher dem kriegerischen Muth Abbruch thut, arme einfache Völker seien siegreich gewesen. Das hätten die Gothen gewußt, welche den besiegten Griechen ihre Bibliotheken ließen, als Ableiter kriegerischer Begeisterung. — Eine unsinnige Erziehungsweise vernachläßige das Sittliche, auf dessen Unkosten bilde sie den Verstand. Es sei überhaupt dahin gekommen, daß man nicht mehr nach der Rechtschaffenheit, nur nach den Talenten eines Menschen frage, nicht darnach, ob ein Buch nützlich, sondern nur, ob es gut geschrieben sei. Angenehme Talente würden den nützlichen vorgezogen; wir hätten Physiker, Geometer, Maler, Philosophen, aber keine Bürger mehr. Und diese Philosophen seien ein Haufe wahrer Charlatans; jeder schreie die Leute an: kommt zu mir, ich allein betrüge euch nicht. Einer lehre immer unsinniger, als der andere, und durch die Buchdruckerkunst würde die Tollheit auf die Nachkommen gebracht. Die würden, wofern sie nicht noch unsinniger, als wir, sprechen: allmächtiger Gott, befreie uns von der Aufklärung und den verderblichen Künsten unserer Väter und gib uns die Unwißenheit wieder, die Unschuld und die Armut, die einzigen Güter, welche uns glücklich machen können. Wenn nun der Fortschritt der Wißenschaften und Künste nicht unsere wahre Glückseligkeit vermehrt, unsere Sitten verdorben habe und mit den Sitten unsern Geschmack, was sollten wir zu den Menschen sagen, welche die Wißenschaften zu popularisiren suchen, die Thüren ihrer Tempel eingeschlagen und unwürdigen Pöbel hineingelaßen hätten? — Nein, nur die größten Geister, wie Newton, Baco, Descartes, sollten sich den Wißenschaften weihen, nur sie, kein mittelmäßiger Kopf; sie sollten auch den Königen zur Seite stehen.

„O Tugend, schließt Rousseau, du erhabene Wißenschaft einfältiger Seelen, braucht es so vieler Zurüstungen, um dich kennen zu lernen, bist du nicht jedem ins Herz geschrieben? Ueberlaßen wir neidlos den berühmten Schriftstellern ihren Ruhm und unterscheiden wir uns von

ihnen durch diese glorreiche Unterscheidung, welche man einst zwischen zwei großen Völkern machte: das eine verstehe es, gut zu sprechen, das andere, gut zu handeln."

Dieß ist in der Kürze der Inhalt der Rousseauschen Preisschrift, welche das größte Aufsehen machte, viele Gegenschriften hervorrief, auch eine von Stanislaus, ehemaligem König von Polen. Ich will nur einige von Lessings treffenden Gegenbemerkungen mittheilen. Verfall der Sitten und Staaten, sagt er, begleiteten einander, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu sein. Das tugendhafte Sparta sei mit der Zeit eben sowohl zu Grunde gegangen, als das witzige Athen. Wenn Rousseau behaupte, die kriegerischen Eigenschaften der Völker verschwänden durch Gemeinmachung der Wißenschaften, so frage es sich, ob das für ein Glück oder für ein Unglück zu halten sei. „Sind wir deswegen auf der Welt," fragt Lessing, „daß wir uns unter einander umbringen sollen?" Und wenn Künste und Wißenschaften den strengen Tugenden nachtheilig seien, so wäre es bloß durch Misbrauch derselben; es liege nur an uns, wenn die Künste uns so zum Schaden gereichen. — Indem ich diesen Bemerkungen Lessings ganz beipflichte, will ich hier noch nicht untersuchen, was Rousseau eigentlich unter Tugend verstehe. So viel ist gewis, daß von christlicher Tugend bei ihm nicht die Rede ist, vielmehr vom ethischen Pseudoideal der Stoiker. Christliche Tugend steht nimmermehr mit gottgefälliger Kunst und Wißenschaft im Widerspruche. Wollte man übrigens Alles verwerfen, was je von Menschen gemisbraucht worden, so würde man alle Gaben Gottes verwerflich finden, man müßte, wo möglich, Sonne, Mond und Sterne zerstören, weil die himmlischen Körper zu Zeiten angebetet worden sind. —

Es fällt in die Augen, in wie genauem Verhältnis die Rousseausche Preisschrift zu seinem Emil steht. Die Kinder sollen in ethischer wie in intellektueller Hinsicht ausgebildet werden, beide Bildungselemente sollen einander möglichst fördern. Hätte aber Rousseau Recht, diese zwei Elemente als einander feindselig entgegengesetzte darzustellen, wie dann? Was soll der Erzieher thun, wenn Tugend mit Ignoranz, Wißenschaft mit Laster unzertrennlich verbunden sind?.....

Wiewohl mit Rousseau nicht einverstanden, wünscht Lessing doch bei genauer Kenntnis der französischen Literatur — wenn auch minder genauer Rousseaus — den Franzosen mehr solcher Tugendprediger. „Welcher

Damm," fragt er, „wird die Laster, die bei ihnen zu Artigkeiten werden, aufhalten? Welches sind die Meisterstücke, die uns ihr berüchtigter Witz liefert? Sie sind zu zählen. Die Schriften aber, welche die Religion untergraben und unter lockenden Bildern die schimpflichste Wollust ins Herz flößen, sind bei ihnen unzählbar." — Lessing ahnete nicht, daß der strenge Tugendprediger Rousseau solcher Art Schriften viele herausgeben würde. Hätte dieser doch, statt der mehr abstrakten Bearbeitung der Aufgabe, eine Charakteristik der meisten französischen Gelehrten und Künstler seiner Zeit und ihres ruchlosen Lebens gegeben, dieses Lebens, das er, wie sich aus den Confessions ergibt, um so genauer kannte, als er Mitgenoße desselben war. Hätte er doch nach dem Worte: die Weisheit kommt nicht in eine boshaftige Seele und wohnet nicht in einem Leibe der Sünde unterworfen — hätte er nach diesem die Weisheit Diderot's, Grimm's, Voltaire's und seine eigene geprüft und gerichtet. Einer solchen gottlosen Weisheit ist freilich die einfältigste fromme Einfalt und Bildungslosigkeit vorzuziehen; sie nöthigt zum Abhauen brandiger Glieder. [1] Doch ich kehre zu Rousseaus Lebensgeschichte zurück.

Um das Jahr 1752 ward er sehr krank, sein Arzt glaubte, daß er nur noch sechs Monate zu leben hätte. [2] In solchem Zustande kam ihm zuerst der Gedanke, fortan in unabhängiger Armut zu leben. „Ich strengte," sagt er, „alle meine Seelenkräfte an, um die Feßeln der Meinung zu zerbrechen und muthig alles zu thun, was mir recht schien, ohne mich irgend um das Urtheil der Menschen zu bekümmern." — Durch Notenschreiben wollte er sich Unterhalt verschaffen. Er legte die seidenen Strümpfe und den Degen ab, verkaufte die Uhr, und trug fortan eine runde Perrücke; [3] auf solche Weise suchte er sich dem primitiven Naturstande möglichst zu nähern. Ein Dieb, der seine feine Wäsche stahl, erleichterte ihm dadurch sein Bemühen, sich zu vereinfa-

1) Die Texte zu Rousseaus Preisschrift finden sich bei Montaigne, deßen kurz hingeworfene Bemerkungen Rousseau mit der Virtuosität eines sophistischen Rhetors ausgeführt und übertrieben hat. Man vergleiche besonders Montaignes Kapitel: „von der Pedanterei." Rousseau selbst beruft sich in seinem Discours auf Montaigne's Ausspruch: daß er die einfache gesellige Ordnung (Police) nordamerikanischer Wilden den Gesetzen Platos, ja allem, was die Philosophie nur an Staatsweisheit aussinnen könne, vorziehe. (!)

2) Ib. 147.

3) Ib. 150. Statt der Alongeperrücke.

chen. — „Getäuscht durch meinen thörichten Stolz," erzählt Rousseau selbst, „hielt ich mich für fähig, alle Blendwerke zu zerstreuen, und glaubte, um mir Gehör zu verschaffen, müße ich mein Leben mit meinen Grundsätzen in Einklang bringen.[1] Bis dahin war ich gut, nun ward ich tugendhaft, oder wenigstens tugendtrunken. Diese Trunkenheit begann in meinem Kopfe, war aber ins Herz übergegangen. Der edelste Stolz keimte in demselben auf den Ruinen einer ausgereuteten Eitelkeit." — War diese wirklich ausgereutet? Hatte er den Teufel durch Beelzebub ausgetrieben. Tritt nicht vielmehr in jener Zeit bei ihm ein stetes Schwanken zwischen der servilsten Eitelkeit und dem radikalsten Stolz hervor, z. B. bei der Aufführung seiner Oper: le Devin du village? Der große Beifall, welchen das Publikum, besonders der König Ludwig XV. dieser Oper schenkte, machte den freiheitssüchtigen Verfaßer überschwenglich selig. Gesteht er doch selbst, daß die Efferveſcenz seiner stoischen, stolzen Jugend nur vier Jahre gewährt habe.

Im Jahre 1753 gab die Akademie von Dijon wieder eine Preisaufgabe, und zwar: über den Grund der Ungleichheit unter den Menschen. Rousseau beantwortete dieselbe, erhielt jedoch den Preis nicht.[2] Er meditirte seine Abhandlung im Walde von St. Germain, da fand er das Bild der Urgeschichte, welches er keck ausmalte. „Ich bekämpfte," erzählt er von seiner Arbeit, „die kleinen Lügen der Menschen, ich wagte es, die menschliche Natur in ihrer Nacktheit darzustellen, den Fortschritt der Zeit und der Dinge zu verfolgen, durch welchen diese Natur entstellt wurde, und, indem ich den Menschen des Menschen mit dem natürlichen Menschen verglich, dem Leser in seiner eingebildeten Vollkommenheit die wahre Quelle seiner Elendigkeiten zu zeigen." „Ihr Unsinnigen," ruft er aus, „die ihr euch unaufhörlich über die Natur beklagt, lernt, daß alle eure Leiden von euch selbst kommen."[3]

Rousseau erklärt selbst, daß er bei seiner Untersuchung von allen Thatsachen der Geschichte abgesehen.[4] Er malt fingirte Naturmenschen und ihre Verhältnisse, erzählt, wie sich aus dem primitiven Naturstande

1) Ib. 239.

2) Question proposée par l'Académie de Dijon: Quelle est l'origine de l'inégalité parmi les hommes, et si elle est autorisée par la loi naturelle? Oeuvres de Rousseau. Tome I.

3) Conf. l. c. 192.

4) Discours sur l'origine p. 45. 46. 47.

der gegenwärtige, ganz entsetzliche civilisirte Zustand allmählich entwickelt habe; diese Erzählung gibt er dem Leser als die Geschichte seines Geschlechts. Dennoch tadelt er es zum Schein, daß den meisten nicht eingefallen sei, an einem solchen Naturzustande zu zweifeln, da doch nach Moses, dem sie als christliche Philosophen Glauben schenken müßten, Adam, von Gott unterrichtet, nicht mehr ein bloßer Naturmensch gewesen sei. Nichts desto weniger, sagt er, dürfe man Vermuthungen aufstellen, was wohl aus dem Menschengeschlecht geworden wäre, wofern es ganz sich selbst überlaßen geblieben wäre. — Eine seltsame Biographie des Menschengeschlechts! Als wollte man die Lebensgeschichte eines Menschen schreiben mit völligem Absehen, daß er einen liebevollen Vater gehabt, der freundlich für seine hülflose Jugend gesorgt; als wäre die Erde ein großes Findelhaus, in welches Gott der Vater den Adam ausgesetzt, sich selbst überlaßen und völlig preisgegeben hätte. — Doch von Gott dem Vater ist nicht die Rede, nur von einer gewissen Mutter Natur. Wie sehr nun Rousseau den fingirten Urstand der Menschheit phantastisch ausmalt und preist, so wird sich doch jeder Leser, der nur einiges Gefühl, der nur die leiseste Ahnung davon hat, was es mit dem Ebenbilde Gottes auf sich habe, mit Widerwillen von seinem rohen Idyll wegwenden. „Wenn ich den Menschen," sagt er, [1] „aller übernatürlichen Gaben entkleide, welche er erhalten, und aller künstlichen Fähigkeiten, die er nur in einem langen Entwicklungsproceß erlangen konnte, indem ich ihn, mit einem Wort, so betrachte, wie er aus der Hand der Natur hervorgehen mußte, so sehe ich in ihm ein Thier schwächer, minder gewandt als manche andere Thiere, doch alles zusammengenommen, vortheilhafter organisirt als alle übrigen."

Diese Thiere, Menschen genannt, lebten nun, nach Rousseau, ohne Obdach, in Wäldern sich herumtreibend, ohne Sprache, ohne alle Sehnsucht nach ihres Gleichen, vielleicht ohne sich irgend persönlich zu kennen, ohne Ehe, sich zufällig begattend. [2] Nach der Begattung liefen sie wieder aus einander. [3] „Die Mutter stillte zuerst die Kinder, weil

1) Ib. 49.

2) Ib. 69. 90.

3) 97. Ce penchant aveugle, dépourvu de tout sentiment de coeur, ne produisoit qu'un acte purement animal. Le besoin satisfait, les deux sexes ne se reconnoissoient plus; et l'enfant même n'étoit plus rien pour la mère, sitôt qu'il pouvoit se passer d'elle.

es ihr selbst gut that, länger ernährte sie die Kinder nur, weil sie ihr durch Gewohnheit lieb geworden; diese verließen aber die Mutter, sobald sie nur irgend Kraft hatten, sich selbst ihre Nahrung zu suchen. Da es damals fast kein anderes Mittel gab, sich wieder zu finden, als daß man sich nicht aus den Augen verlor, so dauerte es nicht lange, und Mutter und Kinder kannten einander nicht mehr." Vom Vater war nicht die Rede, er kannte seine Kinder nie, Erziehung fiel ganz weg.[1] Die ersten Menschen lebten auch stumm, da die Sprache erst im Laufe von Jahrtausenden erfunden ward.[2]

Es wird kaum nöthig sein, Rousseaus weitere Ausführung und Ausmalung dieser Naturmenschen zu verfolgen, so wie sie nach ihm „aus der Hand der Natur hervorgegangen." Wer ist denn diese Natur Rousseaus? Ist sie etwa jenes ewig verschlingende, ewig wiederkäuende Ungeheuer Göthes? Jedenfalls wäre sie eine pfuschernde herzlose Künstlerin, wenn ihre Menschen so waren, wie Rousseau sie schildert. Er behauptet dennoch: diese Menschen hätten „ruhige und unschuldige Tage verlebt," ihr Herz sei in Frieden, ihr Leib gesund[3] gewesen; leider nur seien sie durch ihre „Perfektibilität"[4] jenes Paradieslebens beraubt worden.

Es würde mich zu weit von meinem Ziele entfernen, wollte ich hier die hypothetische Geschichte der Entwicklung vom Naturzustande zum civilisirten, wie uns Rousseau dieselbe in der Abhandlung über die

1) S. 91.

2) S. 68. Voltaire schrieb im Jahre 1755 an Rousseau über dessen Abhandlung folgenden charakteristischen Brief: „Ich habe Ihr neues Buch gegen das menschliche Geschlecht erhalten und danke Ihnen dafür. Sie werden den Menschen, welchen Sie die Wahrheit sagen, gefallen, aber sie nicht beßern. Man kann nicht mit stärkern Farben die Gräuel der menschlichen Gesellschaft malen, von welcher sich unsere Unwißenheit und Schwachheit so viel Liebes versprechen. Nie hat jemand so viel Geist aufgewendet, um uns zu Bestien zu machen; liest man Ihr Buch, so wandelt einem die Lust an, auf allen Vieren zu laufen. Jedoch, da ich schon über sechzig Jahre diese Gewohnheit abgelegt, so fühle ich leider, daß es mir unmöglich ist, sie wieder anzunehmen, und ich überlaße andern diesen Naturgang, welche dessen würdiger sind, als Sie und ich. Auch kann ich mich nicht einschiffen, um die Wilden in Kanada zu besuchen, erstlich, weil die Krankheiten, zu denen ich verdammt bin, mir einen europäischen Arzt nöthig machen, dann, weil jetzt in jenem Lande Krieg ist und das Beispiel unserer Nationen die Wilden fast so böse gemacht hat, als wir selbst sind. Ich beschränke mich darauf als ein friedlicher Wilder in der, Ihrem Vaterlande benachbarten, einsamen Gegend zu leben ꝛc." (Oeuvres de Rousseau, Tom. XXV. S. 285.)

3) S. 77.

4) Ib. 61.

Ungleichheit der Menschen erzählt, verfolgen. Zum Verständnis der französischen Revolution ist ein genaues Studium dieser Abhandlung wie der späteren: über den gesellschaftlichen Vertrag, von größter Wichtigkeit. Wenn Voltaire alles that, um jedes Reine zu beschmutzen und in den Franzosen den letzten Funken Ehrfurcht gegen das Heilige auszulöschen, so wirkte er nur zerstörend. Rousseau dagegen organisirte positiv, besonders durch jene zwei Werke, die Revolution. Predigt auch er Zerstörung des Alten, so geschieht es mit Hinweisung auf einen neuen Tempelbau. Von ihm rühren die Schlagworte der Revolution: Freiheit und Gleichheit, Volkssouverainetät, der König ein Mandatar des souverainen Volks u. a. Diesen Misidealen Rousseaus folgten die Revolutionairs, dieß waren ihre Irrlichter; — den Contrat social nannten sie selbst: den Pharus der Revolution. Aber nicht einzig zum Verständnis der politischen Revolution, auch zum Verständnis der pädagogischen durch den Emil trägt die Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen sehr bei. Gewissermaßen läßt Rousseau seinen Emil dieselbe Entwicklung erleben, welche nach jener Abhandlung das ganze Menschengeschlecht durchlebte. In den Knabenjahren möglichst Naturmensch, nähert er sich, wie er heranwächst, allmählich dem unseligen civilisirten Zustande, wird zuletzt vom Strudel der Welt ergriffen und dadurch höchst unglücklich. —

Müßen wir Rousseau's Abhandlung auch phantastisch schelten, so hat sie doch, wie seine frühere Preisschrift, nach einer Seite hin, entschiedene Wahrheit. Umgeben von einem gottlosen, ruchlosen Geschlechte, selbst angesteckt vom Verderben, wandte er seinen Blick verzweifelnd zu Völkern, in denen er das Gegentheil französischer Ueberkultur sah, und berief sich wiederholt auf Hottentotten und Karaiben,[1] deren Art zu sein, dem Naturstande des Menschen noch am nächsten stehe. Er gleicht einem Arzte, der die klarste Einsicht in den desperaten Zustand eines Kranken hat, das rechte Heilmittel aber verkennt und verschmäht, und deshalb sich nach falschen umthut.

Ich kehre nun zum Leben Rousseaus zurück. —

Im Jahre 1754 sah er auf einer Reise nach Genf, nach 13

1) Z. B. S. 53. 59. 65. 88. Les Caraïbes, celui de tous les peuples existans, qui jusqu'ici s'est écarté le moins de l'état de nature. S. 109.

Jahren, die Frau von Warens noch einmal. „Ich [1] sah sie wieder," ruft er, „aber in welchem Zustande! Wie war sie heruntergekommen! Was blieb ihr noch von ihrer frühern Tugend?" Das war die Frau, durch welche Rousseau einst gegen das Schrecken des Todes getröstet wurde. —

In Genf trat er zur reformirten Konfession zurück, nur weil er sich schämte, als Katholik von den Rechten eines genfer Bürgers ausgeschloßen zu sein. [2] Das Fundament der verschiedenen konfessionellen Bestimmungen, sagt er, sei ein und dasselbe, nämlich das Evangelium; dem Staate komme es zu, festzusetzen, welche Konfession bei ihm als die alleinige gelten solle. Dieser müße sich jeder Bürger des bestimmten Staates anschließen. Ueber die konfessionellen Unterschiede erklärt sich Rousseau kraft seines Bibelstudiums und seiner Philosophie erhaben, er halte fest am Wesentlichen. — Ein [3] Geistlicher unterrichtete ihn, vor sechs Geistlichen sollte er sein Glaubensbekenntnis ablegen, brachte aber nur Ja! und Nein! vor, so daß jene statt seiner sprechen mußten.

Rousseau wollte nach Genf ziehen, gab es aber vorzüglich auf, weil Voltaire um diese Zeit seinen Wohnsitz in der Nähe von Genf, in Ferney, aufschlug. [4]

Im Jahre 1756 bezog Rousseau l'Hermitage, unweit Paris. Dort arbeitete er an einem großen Werke über politische Institutionen. Dreizehn Jahre früher faßte er dazu in Venedig den ersten Gedanken, sein ganzes Leben wollte er ihm widmen, es sollte seinem Rufe das Siegel aufdrücken [5] und die Frage beantworten, welche Regierungsform am geeignetsten sei, ein Volk zur höchsten Tugend, Aufklärung, Weisheit und Güte zu bilden? Das Werk kam nicht zur völligen Ausführung, nur der Contrat social, ein Theil des Werkes, ward gedruckt.

In jener Zeit sann Rousseau, durch eine Dame veranlaßt, auf ein System der Erziehung. Aus Freundschaft zur Dame, sagte er, sei

1) Conf. Tom. XXI. 197.

2) Ib. 198. Fêté, caressé dans tous les états, je me livrai tout entier au zèle patriotique, et honteux d'être exclu de mes droits de citoyen par la profession d'un autre culte que celui de mes pères, je résolus de reprendre ouvertement ce dernier. Sonst gibt er keinen Grund an.

3) Ib. 199. 200.

4) Ib. 206.

5) Ib. 219... qui devoit mettre le sceau à ma réputation.

ihm der Gegenstand, wiewohl er an sich weniger nach seinem Geschmack war, dennoch vor allem werth gewesen.[1]

Ich übergehe die Erzählung Rousseau's von seinen Verhältnissen und Misverhältnissen mit Weibern und Männern und seiner wachsenden Misanthropie. Besonders zerfiel er mit Grimm und Diderot.

1757 zog er nach Montmorency. Dort schrieb er zugleich die neue Heloise, den Emil und den Contrat social. Jene[2] erschien zuerst im Jahre 1761; sie war nach Rousseaus Bemerkung in Paris sehr, im übrigen Europa weniger, am wenigsten in der Schweiz bewundert. „Herrschen denn, fragt der eitle Autor, Freundschaft, Liebe und Tugend mehr in Paris als anderweitig? Nein, antwortet er, das Verderben ist allgemein. Sitten und Tugenden sind aus Europa verschwunden; aber wenn sich für beide irgendwo noch eine Liebe regt, so ist's in Paris.“[3] So äußert er sich bei Gelegenheit eines Werks, in welchem er, nach dem Ausdruck des Erzbischofs von Paris „das Gift der Wollust beibringt, während er sie zu verdammen scheint.“[4]

Um jene Zeit forderte der Buchhändler Rey Rousseau auf, Memoiren zu schreiben. Dieser gieng darauf ein. „Ich beschloß,“ sagt er, „aus ihnen ein Werk zu machen, das einzig wäre durch beispiellose Wahrhaftigkeit, damit man wenigstens einmal einen Menschen so sähe, wie er in seinem Innern beschaffen ist.“ „Ich hatte, fährt er fort, immer über die falsche Naivetät Montaignes gelacht, der, indem er sich stellte, als gestehe er seine Fehler, sehr bemüht ist, sich nur liebenswürdige beizulegen, während ich, der ich mich, alles in allem gerechnet, von jeher

1) Ib. 229.
2) Tom. XXII, 72. 121.
3) Ib. 122.
4) Stärker drückt sich Voltaire in seinem Briefe an den Dr. J. J. Pansophe aus. (Ib. Tom. 31, 309): Vous avez barbouillé un roman ennuyeux, où un pedagogue suborne honnêtement sa pupile en lui enseignant la vertu etc. Diese Schülerin, Julie, später an einen Herrn von Wolmar verheiratet, wird Mutter mehrerer Kinder. Derselbe Wolmar sucht zu beweisen, niemand sei geeigneter für das heilige Amt diese Kinder gemeinschaftlich mit Julie zu erziehen, als eben jener pedagogue, „l'ancien amant de Julie“ (Vol. 3. Brief 20). Im 26sten Briefe des 3. Theils wird die von Julie befolgte Erziehungsweise mitgetheilt, vieles stimmt wörtlich mit dem Emil; Rousseaus Erziehungsprincip ist im 5ten Briefe des 4ten Bandes so ausgesprochen: Tout consiste à ne pas gâter l'homme de la Nature, en l'appropriant à la société.

für den besten Menschen von der Welt hielt und noch halte, wohl fühlte, daß es kein menschliches Innere gebe, möge es auch noch so rein sein, das nicht irgend ein häßliches Laster in sich verstecke.“ [1] —

Im Jahre 1759 zog Rousseau zum Marschall Luxenburg in Montmorency; 1760 las er der Marschallin den Emil vor. Buchhändler Duchesne bezahlte das Manuskript mit 6000 Franken, Rey gab, fast um die gleiche Zeit, 1000 Franken für den Contrat social. [2]

In jener Zeit schon fürchtete Rousseau, und er nicht allein, den nahen Verfall Frankreichs, er dachte sogar darauf, ob er nicht, bevor die Unruhen ausbrächen, außerhalb des Königreichs ein Asyl suchen sollte! [3]

Während der Emil gedruckt ward, welchen Rousseau sein bestes und würdigstes Werk nennt, bekam er Anzeigen persönlicher Gefahr, er wußte aber nicht, ob diese von Jesuiten, Jansenisten oder Philosophen drohe. —

Vom größern Publikum ward nun der Emil, als er endlich im Jahre 1762 erschien, nicht mit so großem Beifall aufgenommen, als andere Werke Rousseaus; Urtheile einzelner Sachverständiger bestätigten aber den Verfaßer in der Meinung, daß es seine beste und zugleich wichtigste Schrift sei. Bald nachher erfuhr Rousseau durch die Marschallin von Luxenburg, daß der Hof und das Parlament entschloßen seien, ihn wegen dieses Werks sogleich verhaften zu laßen, worauf er in die Schweiz, zunächst in das später durch Pestalozzi so bekannt gewordene Yverdon, floh.

Er erzählt, [4] daß er früher beim Schlafengehen die Bibel wohl fünf bis sechsmal durchgelesen und die Geschichte des Leviten von Ephraim [5] (im Buch der Richter) einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe. Auf seiner Flucht verarbeitete er die Erzählung der entsetzlichen That zu einem kleinen Gedichte, das, sagt er, „wenn nicht das beste,

1) Ib. Tom. XXII. 74.... tandis que je sentois, moi qui me suis cru toujours et qui me crois encore, à tout prendre, le meilleur des hommes, qu'il n'y a point d'intérieur humain, si pur qu'il puisse être, qui ne recèle quelque vice odieux.

2) Vom Jahre 1817 bis 1824 sollen in Paris 13 verschiedene Ausgaben von Rousseaus Werken gedruckt, und über 480,000 Exemplare verbreitet worden sein. —

3) Ib. 155, 156. Eine ähnliche, nur stärkere, Aeußerung findet sich im Emil.

4) Ib. 180.

5) Richter 19, 21.

doch das beliebteste unter meinen Werken bleiben wird.“ Es herrsche in demselben eine rührende Sanftmuth der Sitten, frisches Colorit, Naivetät u. s. w., alle Philosophen möchten es nur versuchen, in einer ähnlichen Lage ein ähnliches Buch zu schreiben! . . . Wer die Erzählung im Buche der Richter kennt, wird dieses unbegreiflich finden. — Bald darauf vertrieben die Berner Rousseau aus Yverdon, worauf er sich nach Motiers im Fürstenthum Neuchatel unter den Schutz des Königs von Preußen begab.

Ehe wir die letzten sechzehn Lebensjahre Rousseaus (1762—1778) betrachten, fragen wir: wie doch ein pädagogisches Werk seinem Verfaßer solche Verfolgungen zuziehen konnte, und dieß in einem Lande, wo Diderot u. A. die ruchlosesten Bücher publicirten. Wir könnten glauben, persönliche Intriguen müßten hierbei stark eingewirkt haben, erführen wir nicht, daß das vom Pariser Parlament und vom Pariser Erzbischof verdammte Buch zugleich von den Genfer Reformirten verbrannt worden sei. —

Es ist vorzüglich eine Episode des Emil, welche von den Richtern bei ihrem Verdammungsurtheil ins Auge gefaßt wurde, eine Episode, die so selbständig und vom übrigen Werke getrennt ist, daß wir sie für sich betrachten können. Sie führt die Ueberschrift: Glaubensbekenntnis eines savoyischen Vikars.

Im ersten Theile dieses Bekenntnisses gibt Rousseau eine sich möglichst einschmeichelnde Darstellung einer sogenannten natürlichen Religion; im zweiten eine, meist hämische Kritik der Offenbarung. Mitten drin findet sich, befremdend genug, eine Stelle zum Preise Christi und der h. Schrift. Wahres und Falsches ist nämlich theils vermengt und innigst gemischt, theils steht es auch ganz unvermittelt neben einander. Viele Begriffe sind irrig definirt und aus dem Irrigen werden die stärksten Folgerungen gezogen. Man kann sich nicht einen Augenblick der Führung Rousseaus anvertrauen, sondern muß stets nüchtern und wachsam auf seiner Hut sein. Wer ihn und Lessing studirt, dem dürfte in den spätern rationalistischen Angriffen gegen das Christenthum wenig Neues aufstoßen. —

Ich will nur Einiges zur Charakteristik jenes berühmten und berüchtigten Glaubensbekenntnisses mittheilen; lernen wir in ihm doch Anfang und Ziel der Pädagogik Rousseaus kennen, seine Ansicht

vom Menschen, von Gott und vom Verhältnis der Menschen zu Gott, d. i. von der Religion. — Fast am Eingange des Bekenntnisses finden sich die stärksten Angriffe gegen die Philosophen, man meint einen gläubigen Christen zu hören. Jene seien allzumal stolz, rechthaberisch, glaubten Alles zu wißen, bewiesen nichts, spotteten einer über den andern, triumphirten, wenn sie angriffen, zeigten sich schwach, wenn sie sich vertheidigten; Gründe brächten sie nur vor, wenn es gälte, etwas zu zerstören. Dahin führten Beschränktheit und schrankenloser Stolz. Mit Geheimnissen umringt, wolle man doch Alles erkennen, und erkenne am wenigsten die Schranken seines Wißens. Nicht um die Wahrheit sei es diesen Menschen zu thun, sondern nur darum, ihren Systemen Geltung zu verschaffen [1] und sich irgendwie auszuzeichnen. —

Der Vikar, d. i. Rousseau selbst, beschließt nun einzig das „innere Licht" zu befragen, nur das „als evident anzunehmen, dem er in der Aufrichtigkeit seines Herzens die Zustimmung nicht versagen könne."

Auf dieses innere Licht beriefen sich bekanntlich die verschiedensten Schwärmer aller Zeiten, phantastisch Abergläubige, wie phantasielose, übernüchterne, misverständige Ungläubige; es ist das, Abergläubigen und Ungläubigen gemeinsame Princip der Pseudo-Inspiration. —

Nun stellt Rousseau die Dogmen seiner natürlichen Theologie auf. „Ich glaube," sagt er, „erstlich, daß ein Wille das Universum bewegt und die Natur belebt" — zweitens „daß eine nach bestimmten Gesetzen bewegte Materie lehre, es sei eine Intelligenz." „Dieß Wesen, das da will und kann, das durch sich thätig das Universum bewegt und Alles ordnet, nenne ich Gott." „Zur Intelligenz, Macht, Willen Gottes füge ich als nothwendige Folge (?) die Güte." —

Als Rousseau diese wohlfeile trostlose Weisheit aufstellte, erkannte er da auch nur entfernt die Schranken seines Wißens?

Wer darf ihn nennen
Und wer bekennen:
Ich glaub ihn? —

So fragt man mit vollem Recht jeden natürlichen Theologen. —

Wenn es dem Bösen gut, dem Guten bös in diesem Leben geht, so muß, nach Rousseau, um Gottes Gerechtigkeit zu rechtfertigen, die Unsterblichkeit des Menschen geglaubt werden.

1) Emile. Genève 1793. Tom. 3. S. 23. 24.

Ein späterhin oft wiederholter Satz, auf welchen Psalm 130 denen, die da wähnen, Gläubiger Gottes zu sein, antwortet: Herr, wenn Du willst Sünde zurechnen, Herr, wer wird bestehen? — Einzig im Namen Christi darf der Mensch es wagen an die höchste Instanz, das jüngste Gericht, zu appelliren. —

Vom Tode sagt Rousseau: „Wer möchte wohl ewig leben? Der Tod heilt die Uebel, welche ihr euch selbst zufügt, die Natur wollte nicht, daß ihr ewig littet.“ — Ist das ein Trost am Sterbebett?

Ueber das Gewißen äußert er sich so: „es sei ein göttlicher Instinkt, ein sicherer Führer des Menschen, der Vorzug seiner Natur und die Moralität seiner Handlungen, der Richter über gut und böse, es mache den Menschen Gott ähnlich;“—weiterhin: „es sei eine Stimme der Natur, eingeschüchtert werde es furchtsam, treibe zur Liebe des Guten, welche Liebe uns so natürlich sei, als die Selbstliebe.“[1] —

Macht das Gewißen uns Gott ähnlich, ist es das Organ einer uns von Natur inwohnenden Liebe des Guten, kann es je furchtsam sein? — Hier scheint es, müßen wir das Princip des Rousseauschen Pelagianismus suchen, welches seiner ganzen Pädagogik als Protonpseudos zu Grunde liegt.

Das Gewißen an sich macht uns so wenig Gott ähnlich, daß es uns vielmehr aufs Schmerzlichste unsere Unähnlichkeit, unsere Entfernung von Gott fühlen läßt. Es ist wahrlich keine sanfte, furchtsame Naturstimme, sondern eine entsetzliche, furchtbare, es ist jener Geist, bei dessen Erscheinung dem Menschen die Haare zu Berge stehen;[2] es ist keine Stimme der Natur, sondern die Stimme des heiligen Gottes gegen die unerkannte Sünde unserer Natur. Wer sie hört, der erschrickt wie Adam nach dem Falle, Kain nach dem Brudermorde; Furcht Gottes ergreift ihn, eine so unerträgliche Furcht, daß Verbrecher sich selbst angaben, um auf dem Schaffot in Reue Frieden für ihre Seele zu finden. Organ der Furcht, aber nimmermehr der Liebe Gottes, entstand das Gewißen mit dem Sündenfalle, ein Korrelat der Erbsünde, ein dem Menschen inwohnender Fluch zum Segen, ein lebendiger Beweis, daß Gott uns nicht ganz verlaßen, seinem heiligen Geist nicht vom gefallenen Menschengeschlecht nehmen wolle, ein Zuchtmeister, auch der Heiden, auf

1) Ib. 83—85.
2) Hiob 4, 15.

Christum, durch welchen Zuchtmeister die Hoffnung der Erlösung und einstiger Kindschaft erhalten ward. Wie konnte freilich Rousseau das Gewißen kennen, er, der sich selbst für den besten Menschen von der Welt hielt, der zu sagen sich erfrechte, er wolle sich, wenn die Posaune des jüngsten Gerichts erschalle, seine, zum Theil ekelhaft schmutzigen, lüsternen Konfessionen in der Hand, vor den höchsten Richter stellen?

Ich muß dieß fest und scharf ins Auge faßen; denn hier liegt, ich wiederhole es, hier liegt der fundamentale Irrthum Rousseaus und seiner Pädagogik. Er selbst spricht anderwärts offen diesen Irrthum so aus: „[1]Das Grundprincip aller Moral," sagte er, „auf welches ich mein Raisonnement in allen meinen Schriften gebaut, und welches ich im Emil mit aller mir möglichen Klarheit entwickelt habe, ist: daß der Mensch ein von Natur gutes Wesen sei, das Gerechtigkeit und Ordnung liebe, und daß keine ursprüngliche Verkehrtheit im menschlichen Herzen wohne." — Im Emil selbst sagt er: „Halten wir als unbestreitbare Maxime dieß fest, daß die ersten Bewegungen der Natur immer richtig sind; es gibt keine ursprüngliche Verkehrtheit im menschlichen Herzen; es findet sich in ihm kein einziges Laster, von welchem man nicht nachweisen könnte, wie, und auf welchem Wege es hineingekommen." Beginnt doch der Emil mit den Worten: „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers hervorgeht, alles artet aus unter den Händen des Menschen." Rousseau spricht hier nicht von der ersten Schöpfung, nicht von der Güte Adams vor dem Falle, sondern von der Güte jedes neugeborenen Kindes. Wie werden aber aus engelreinen Kindern böse Menschen? Sie werden, antwortet Rousseau, von den Eltern, Lehrern, Erziehern, kurz von der ganz verderbten Generation der sie umgebenden Erwachsenen verdorben. Und was verdarb diese Generation? Die ihr vorangehende verdorbene. Das Kind wird also vom Vater, dieser vom Großvater, der Großvater vom Aeltervater verdorben. So gehts in aufsteigender Linie, — denn wo und warum sollen wir still stehen? — bis zum Stammvater des Menschengeschlechts. Daher mußte, näher betrachtet, Rousseau sein Sündergeschlechtsregister mit dem letzten Gliede, mit neugeborenen Kindern anfangen, und auf das erste Glied, auf Adam zurückführen, statt daß man jenes Register

1) Oeuvres de Rousseau Tom. XI, S. 18, im Briefe Rousseaus an den Erzbischof von Paris.

in umgekehrter Ordnung zu betrachten pflegt. Nur bleibt der Unterschied, daß Rousseau leugnet, aus sündlichem Samen erzeuget und in Sünden empfangen zu sein, daß er glaubt, man könne Trauben lesen von den Dornen. Alles Böse wird ja, nach der erwähnten Ansicht Rousseaus, den Kindern erst von andern beigebracht. Welche entsetzliche Sünde und Verantwortung ladet er so auf Eltern, Lehrer, Erzieher des Kindes, alle sind Verführer desselben; sich selbst überlaßen, wäre es wohl ein reiner (ob ein unsterblicher?) Engel geblieben. Wäre es nöthig, so könnten wir uns gegen diese antichristliche, thörichte Ansicht am besten auf Rousseaus eigenes Beispiel berufen. Er sagte, wie ich schon anführte, von seiner Knabenzeit: „wie hätte ich doch sollen böse werden, da ich nur Beispiele von Sanftmuth vor Augen hatte, und nur die besten Menschen mich umgaben.“ Das sagte er, nachdem er erzählt, wie er gefräßig, lügenhaft, zum Stehlen geneigt gewesen, der Nachbarin einen Topf verunreinigt. War er zu allem diesem Bösen nun nicht durch seine Umgebung verführt, wie er ja selbst versichert, so bleibt einzig die Annahme, daß er die bösen Triebe mit auf die Welt gebracht. Ja er bekennt: „Ich muß troß der besten Erziehung eine große Neigung zur Ausartung gehabt haben; denn diese entwickelte sich rasch und ohne die geringste Mühe.“ — Bei Rousseaus Ansicht von der ursprünglichen Reinheit jedes Menschen, bei gänzlich mangelnder Erkenntnis seiner eigenen Sündenschuld, konnte er die Erlösung der Menschheit von Sünde und Tod nicht begreifen, sich nicht nach ihr sehnen. Den Tod, der Sünde Sold, wähnte er mit Euphemismen, leeren Redensarten, zu beseitigen.

So darf es uns nicht wundern, wenn er im zweiten Theile[1] seines Glaubensbekenntnisses unverholen erklärt, daß er an der Naturreligion volle Genüge, und alle Bücher der Offenbarung zugeschlagen habe. „Nur ein Buch,“ sagt er, „liegt vor aller Augen offen, das Buch der Natur. In diesem erhabenen Buche lerne ich seinem göttlichen Urheber dienen und ihn anbeten. Keiner ist zu entschuldigen, der nicht in demselben liest, weil es zu allen Menschen in einer allen Geistern verständlichen Sprache spricht. Wäre ich in einer wüsten Insel geboren, hätte ich niemanden als mich selbst gesehen, nie gelernt, was sich vor

1) S. 131.

Zeiten in einem Winkel der Welt (Bethlehem ꝛc.) begeben: übe ich aber meine Vernunft, kultivire sie, gebrauche ich der unmittelbaren Fähigkeiten, welche Gott mir gibt, so würde ich durch mich selbst lernen ihn zu lieben, seine Werke zu lieben, das Gute zu wollen, was er will, und ihm zu Gefallen alle meine Pflichten auf Erden zu erfüllen. Was kann mich alles menschliche Wißen mehr lehren?" —

Ich will gar nicht auf die Charakteristik zurückweisen, welche Rousseau von dem Thiere gab, welches er Naturmensch nannte, in welchem keine Spur von Gottähnlichkeit, Religion und Erkenntnis der Natur sich zeigte. [1] Und zu diesen Thieren mußte er sich doch selbst auf seiner wüsten Insel rechnen. — Was legt er sich nun Alles bei, was vermisst er sich aus eigener Kraft zu erkennen und zu üben! Wie anders spricht Paskal über diese sogenannte Naturreligion, ein Mann, der aufrichtig, tiefsinnig und mit heiligem Ernst sich selbst erkannte und den herben Schmerz seiner Sünde nicht mit flachem sophistischem Geschwätz zu heilen vermeinte. Er sagt: „Wenn ich die Blindheit und das Elend des Menschen sehe, und die auffallenden Widersprüche, welche man in seinem Wesen entdeckt, wenn ich das ganze Universum stumm und den Menschen ohne Licht sehe, sich selbst überlaßen und wie verirrt in einem Winkel des Universi, ohne zu wißen, wer ihn dahin gesetzt hat, wozu er da ist, was aus ihm im Tode wird: so ergreift mich ein Schauder, wie einen Menschen, den man schlafend auf eine wüste fürchterliche Insel getragen, und der erwacht, ohne zu wißen, wo er sich befindet, und ohne irgend ein Mittel zu haben, von der Insel zu entkommen. Und dann kann ich mich nur wundern, wie man über eine so elende Lage nicht in Verzweiflung geräth. — Ich blicke nach allen Seiten umher und sehe überall nur Finsternis. Die Natur bietet mir nichts, was mir nicht Zweifel und Unruhe erregte. Sähe ich gar nichts, was auf Gott deutete, so würde ich mich zum völligen Unglauben entschließen, fände ich überall Spuren des Schöpfers, so würde ich im Frieden des Glaubens ruhen. Aber da ich zu viel sehe, um zu leugnen, und zu wenig, um gewis zu werden, so bin ich in einem beklagenswerthen Zustande." — Es sei vergeblich, sagt Paskal an einer andern Stelle, Gottlose durch Hinweisung auf die Werke Gottes, auf den

1) Oeuvres Tom. XI, 86, im Brief an den Erzbischof von Paris.

Lauf des Mondes, der Planeten ꝛc. bekehren zu wollen. Die Schöpfung predige eben nur denen den Schöpfer, welche schon lebendigen Glauben im Herzen trügen.[1] — Wie anders Rousseau! Nachdem er seine Naturreligion für hinlänglich ausreichend, die Natur für ein Buch erklärt hat, aus welchem alle und jede zur Genüge Gotteserkenntnis schöpfen könnten, wendet er sich frech spottend gegen die geoffenbarte Religion. „Wir haben in Europa,“ sagt er, „drei Hauptreligionen. Die eine nimmt eine, die andere zwei, die dritte drei Offenbarungen an. Jede verabscheut die andere, klagt sie der Lüge an. Welcher Unparteiische würde über sie zu entscheiden wagen, wenn er nicht vorher ihre Beweise erwogen, ihre Gründe gehört? Die Religion, welche nur eine Offenbarung annimmt, ist die älteste, und scheint die sicherste; die, welche drei annimmt, ist die neueste und erscheint als die konsequenteste; die, welche zwei annimmt und die dritte verwirft, kann vielleicht die beste sein, aber gewis hat sie alle Vorurtheile gegen sich; die Inkonsequenz springt in die Augen.“

Da haben wir den Grundgedanken von Lessings Nathan. Es wird hier von Rousseau das Christenthum im Verhältnis zum Judenthum und Muhammedanismus hintangestellt, aus einem Grunde, der nur einem Ignoranten genügen könnte, weil der Christ nämlich das alte und neue Testament annimmt!

„Wenn uns,“ heißt es an einer andern Stelle, „eine Offenbarung nur absurde, unvernünftige Dinge lehrte, einen zürnenden, parteiischen Gott, so würde sich mein Herz nicht zu diesem schrecklichen Gott hingezogen fühlen, und ich würde mich hüten, meine natürliche Religion für eine solche geoffenbarte hinzugeben.“ „Euer Gott, würde ich zu den Anhängern dieser Offenbarung sagen, ist nicht der unsere; ein Gott, welcher damit anfängt, sich ein einziges Volk auszuwählen und die übrigen zu proskribiren, er ist nicht (der gemeinsame) Vater der Menschen.“ So mußte ein Mann, der bei schlafendem Gewißen von keiner Furcht Gottes wußte, über das alte Testament, diese Offenbarung der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit, raisonniren. Er vergißt auch oder verschweigt die Verheißung, daß in Abraham alle Völker der Erde gesegnet werden sollten.

Nur so viel als Probe. Wiewohl nun Rousseau die heilige Schrift

1) Pascal pensées. Amsterdam 1701. S. 47, 48. K. v. Raumers „Kreuzzüge.“ I. S. 120.

angriff, glaubte er dennoch aus den Offenbarungen, welche Juden, Christen und Muhammedaner annehmen, laße sich — wie aus Betrachtung der Natur — eine allgemeine, alle drei Religionen umfaßende, Religion abstrahiren. In seinem Briefe an den Erzbischof von Paris läßt er Bekenner jener drei Religionen zusammenkommen, um, nach Verjagung der Theologen, eine Union zu stiften. Hierauf stellt er Fragen. Ihr Juden, was denkt ihr vom Ursprung des Menschengeschlechts? Antwort: Wir glauben, es habe einen gemeinsamen Stammvater. Und ihr Christen? — Einverstanden. — und ihr Türken? — Einverstanden. — Weiter sind alle einig, daß der Schöpfer Himmels und der Erde den Stammvater erschaffen, sie einigen sich auch über Vorsehung, Unsterblichkeit u. s. w. „Bildet nun aus diesen wenigen Artikeln eine Universalreligion," sagt Rousseau. „Wenn jemand gegen dieselbe lehrt, so werde er aus der Gesellschaft verbannt als ein Feind ihrer Grundgesetze." — Das sagt derselbe Rousseau, welcher überall Toleranz predigt, und gegen die Intoleranz der Christen schreit. Sic nos, non nobis. Und würden nicht die unirten Juden, Christen und Muhammedaner alle Heiden aus ihrem Staat verbannen müßen? — Ich mag die sophistischen Einwürfe, die höhnende Skepsis und den ebenso flachen als frechen Spott, welchen Rousseau über das Christenthum ausgießt, nicht weiter mittheilen. Aber, als hätte der Mann es darauf angelegt, alle Welt an sich irre zu machen, so hat er in den Koth seiner Feindseligkeit einen Edelstein hineingeworfen. Ich meine folgende Stelle, da er Christum mit Sokrates vergleicht, und jenem weit den Vorzug vor diesem gibt. „Ich gestehe euch," sagt er, „daß die Majestät der heiligen Schrift mich in Erstaunen setzt. Die Heiligkeit des Evangelium spricht zu meinem Herzen. Seht die Bücher der Philosophen mit all ihrer Hoffart, wie klein sind sie doch neben diesem! Ists möglich, daß ein zugleich so erhabenes und einfaches Buch Werk von Menschen sei? Ists möglich, daß der, dessen Geschichte es enthält, selbst nur ein Mensch sei? Ist das der Ton eines Enthusiasten oder eines ehrgeizigen Sektenstifters? Welche Sanftmuth, welche Reinheit in seinen Sitten! Welche Erhabenheit in seinen Maximen! Welche tiefe Weisheit in seinen Reden! Welche Gegenwart des Geistes, welche Feinheit und Trefflichkeit in seinen Antworten! Welche Herrschaft über seine Leidenschaften! (?) Wo ist der Mensch, der Weise, der es versteht, ohne

Schwachheit und Prahlerei zu handeln, zu leiden und zu sterben? Wenn Plato sein Ideal eines Gerechten malt, der mit aller Schande des Verbrechens bedeckt und des Lobes jeder Tugend würdig ist, so zeichnet er Jesum Christum Zug für Zug; die Aehnlichkeit ist so schlagend, daß alle Kirchenväter sie bemerkten. Welche Vorurtheile, welche Verblendung es zu wagen, den Sohn des Sophroniskus mit dem Sohn Marias zu vergleichen! Welch weiter Unterschied zwischen beiden! Sokrates, ohne Schmerz, ohne Schmach sterbend, führte seine Rolle ohne Mühe bis ans Ende durch, und hätte dieser leichte Tod nicht seinem Leben Ehre gebracht, so könnte man zweifeln, ob er mit all seinem Geiste mehr als ein Sophist gewesen sei. Man sagt: er erfand die Moral. Andere hatten sie geübt, aus ihren Beispielen entwickelte er nur seine Lehren. Aristides war gerecht, ehe Sokrates definirte, was gerecht sei; Leonidas war für sein Vaterland gestorben, ehe Sokrates die Vaterlandsliebe als Pflicht aufgestellt: ehe er eine Definition von Tugend gegeben, hatte Griechenland einen Ueberfluß an tugendhaften Männern. Aber woher hatte Jesus unter seinem Volk diese erhabene und reine Moral genommen, die er allein zugleich übte und lehrte? Aus dem Schooße des wüthendsten Fanatismus heraus ließ sich die höchste Weisheit vernehmen, und die Einfalt der heldenmüthigsten Tugenden warf Glanz auf das verächtlichste unter allen Völkern. Der Tod des Sokrates, welcher ruhig mit seinen Freunden philosophirend starb, er ist der sanfteste, den man sich nur wünschen könnte; der Tod Christi dagegen, welcher unter Qualen verschied, geschmäht, verhöhnt, verflucht von einem ganzen Volk, dieser Tod ist der entsetzlichste und furchtbarste. Sokrates, indem er den Giftbecher nimmt, segnet den Mann, welcher ihm weinend den Becher reicht: Jesus bittet für seine wüthend haßenden Henker mitten unter den fürchterlichsten Qualen. Ja, wenn das Leben und der Tod des Sokrates eines Weisen Leben und Tod ist, so ist das Leben und der Tod Christi eines Gottes Leben und Tod. Sollen wir sagen, die Geschichte des Evangelii sei willkürlich erfunden? Nein, so erfindet man nicht; und die Thaten des Sokrates, welche niemand bezweifelt, sind minder beglaubigt als die Christi." — Was sollen wir zu dieser Stelle sagen? Gehört sie zu den vielen Beweisen, daß Christus auch die Starken, auch die widerstrebenden Starken zum Raube habe?

Reißt man die Stelle aus dem Zusammenhange heraus, so besticht

sie das Urtheil; man glaubt, nur wer Christum von Herzen liebe und verehre, könne sie geschrieben haben. Aber vor ihr her geht und nach ihr folgt das frevelhafteste Verhöhnen des Christenthums.

Zum Schluß des Glaubensbekenntnisses steht, wie auf den ersten Blättern, eine Warnung gegen gewisse Menschen, welche man wiederum sehr zum Vortheil Rousseaus auslegen müßte, wofern er nur nicht selbst entschieden jenen Menschen zuzuzählen wäre, vor denen er warnt.[1] „Fliehet diejenigen," sagt er, „welche.... unterm hochmüthigen Vorwande, daß sie allein aufgeklärt, wahr, redlich seien, uns gebieterisch ihren schneidenden Entscheidungen unterwerfen wollen, und die Verstandessysteme welche sie in ihrer Imagination gebaut, für die wahren Principien der Dinge ausgeben. Uebrigens werfen sie alles um, was dem Menschen heilig ist, zerstören es, treten es mit Füßen, rauben so den Betrübten ihren letzten Trost im Elend, nehmen den Mächtigen und Reichen den einzigen Zügel ihrer Leidenschaften; den Gewißensbiß reißen sie aus dem tiefsten Herzen wie die Hoffnung der Tugend, und rühmen sich dann noch, Wohlthäter des Menschengeschlechts zu sein. Nie, sagen sie, ist die Wahrheit den Menschen schädlich; ich glaube dieß wie sie, und meiner Meinung nach ist dieß ein großer Beweis, daß, was sie lehren, nicht Wahrheit ist."

Nämlich weil die Lehren dieser Menschen Quelle so großen Unheils. Wessen Lehren haben aber mehr Unheil gestiftet als Rousseaus? —

So viel über dieß berüchtigte Glaubensbekenntnis. Rousseau sagt von demselben: ich werde es immer für die beste und nützlichste Schrift meines Jahrhunderts halten.[2]

Aber das Parlament urtheilte anders; es beschloß am 9. Juni 1762, das Buch, in welchem es enthalten (der Emil) solle zerrißen und verbrannt, der Verfaßer in die Conciergerie gesperrt, sein Vermögen konfiscirt werden.

Acht Tage später, den 18. Juni, ließen die Genfer das Werk verbrennen[3] und unterm 20. August 1762 erschien auch von Seiten

1) Ib. 145.

2) (La profession de foi). Je la tiendrai toujours pour l'écrit le meilleur et le plus utile dans le siècle où je l'ai publié. Oeuvres de Rousseau XI. p. 58 im Briefe an den Erzbischof von Paris.

3) Confessions. Tom. XXII, 97. Vergleiche Tom. XII, 197, die Lettres écrites

des Pariser Erzbischofs Christoph von Beaumont ein Verdammungsurtheil gegen dasselbe.

Der Erzbischof gibt in seinem Urtheil eine meisterhafte Charakteristik der Schattenseite Rousseaus. „Der Unglaube," sagt er, „zeige sich in allen Gestalten, um sich allen Altern, Charakteren und Ständen zu akkommodiren.[1] Bald leichtsinnig in schmutzigen Romanen, bald sich tiefsinnig gebärdend, als stiege er zu den ersten Principien hinab, bald Toleranz predigend. Bald endlich, diese verschiedenen Formen verbindend, vermischt er Ernst und Scherz, reine Maximen und Obscönitäten, große Wahrheiten mit großen Irrthümern, Glauben und Blasphemie; er unternimmt mit einem Worte, Licht mit Finsternis, Christus und Belial zu vereinigen. Und gerade dieß ist der Zweck, den man beabsichtigt zu haben scheint in einem neulich erschienenen Werke, dessen Titel Emil. — Aus dem Schooß des Irrthums ist ein Mensch hervorgegangen, der nur die Sprache der Philosophie spricht, ohne wahrhaft Philosoph zu sein, ein Geist mit vielen Kenntnissen, die ihn jedoch nicht aufgeklärt, mit deren Hilfe er aber andere verfinstert hat, ein Charakter voll Paradoxie, in Meinungen wie im Leben, welcher Simplicität der Sitten mit Stolz der Gedanken, Eifer für antike Grundsätze mit der Wuth Neuerungen einzuführen, obscure Zurückgezogenheit mit dem Streben, aller Welt bekannt zu sein, verbindet. Man sah ihn die Wißenschaften angreifen, welche er doch kultivirte, die Herrlichkeit des Evangeliums rühmen, dessen Lehren er zerstörte, die Schönheiten der Tugenden malen, welche er in der Seele der Leser auslöschte. Er hat sich zum Lehrer des Menschengeschlechts aufgeworfen, um es zu betrügen, zum öffentlichen Warner, um alle Welt irre zu leiten, zum Orakel des Jahrhunderts, um es vollends zu verderben. In einem Werke über die Ungleichheit der Stände hat er den Menschen zu den Thieren erniedrigt, in einem neueren Werke (Heloise) hat er das Gift der Wollust beigebracht, während er sie zu verdammen schien; im Emil bemächtigt er sich der ersten Lebensperiode des Menschen, um das Reich der Irreligion zu gründen."[2]

de la Montagne. Mit dem Emil zugleich verdammte man in Genf den Contrât social, deux ouvrages téméraires, scandaleux, impies, tendans à détruire la religion chrétienne et tous les gouvernemens.

1) Se proportionner.

2) Oeuvres de Rousseau Tom. 28, 253 etc. im „Mandement de Monseigneur l'Archévêque de Paris, portant condamnation d'un livre qui a pour titre Emile."

Der Erzbischof begreift es auch nicht, wie Rousseau, nachdem er sich aufs Aeußerste angestrengt, um die Glaubwürdigkeit der Bibel zu erschüttern, dennoch die (oben angeführte) Stelle über die Majestät der heiligen Schrift ꝛc. habe schreiben können. Er theilt selbst diese Stelle zur Erbauung mit und sagt, man könne nicht leicht ein schöneres Zeugnis für die Authenticität des Evangeliums ablegen.



Ehe ich nun den Emil charakterisire und kritisire — denn wie nöthig eine wachsame, nüchterne Kritik beim Lesen Rousseauscher Schriften sei, haben wir gesehen — will ich nur noch einige Worte von den sechzehn letzten Lebensjahren des Mannes sagen.

Wir verließen ihn 1762 in Motiers unterm Schutz des Königs von Preußen. Hier gieng er mit der reformirten Gemeinde zum Abendmahl. Später kam das Gerücht von seinen Irrlehren an diese Gemeinde, nun ruhte man nicht, bis er den Ort verlaßen mußte. Er zog sich auf die Petersinsel im Bieler See zurück und beschäftigte sich dort mit Botanik. Aber die Berner Regierung befahl ihm, die Insel zu verlaßen.[1]

Gegen die Verdammungsurtheile des Erzbischofs von Paris und der Genfer schrieb er;[2] beide Gegenschriften wurden 1765 in Paris öffentlich verbrannt.

Dennoch erhielt er 1766 einen freien Geleitsbrief, um nach Paris zurückzukehren; bald darauf im März 1766 folgte er der Einladung von David Hume nach England. Aber schon im Juli desselben Jahres überwarf er sich mit Hume[3] und kehrte nach Paris zurück. Später zog er nach Ermenonville, einem Landhause des Marquis von Girardin. Seine Misanthropie stieg mit jedem Jahre, wovon Folgendes zeugt. Er schrieb in jener Zeit eine lange Selbstrechtfertigung.[4] Das Manuscript versuchte er auf den Altar der Kirche Notre Dame in Paris niederzulegen; auf diesem Wege sollte es, wie er hoffte, an Ludwig XVI.

1) Bis hierher reichen die biographischen Nachrichten in den Confessions.

2) J. J. Rousseau citoyen de Genève à Christophe de Beaumont. Oeuvres Tom. XI. Gegen die Genfer sind die Lettres de la Montagne gerichtet. Tom. XII.

3) Oeuvres. Tom. XXXI, 35.

4) „Rousseau juge de Jean Jacques.“ Tom. XXIII.

gelangen. Folgende Zuschrift fügte er dem Manuscript bei: „Depositum der Vorsehung anvertraut. Beschützer der Unterdrückten, Gott der Gerechtigkeit und der Wahrheit, empfange dieß Depositum, welches ein unglücklicher Fremdling auf Deinem Altar niederlegt und Deiner Vorsehung anvertraut.“ Weiterhin nennt er sich, zur „ewigen Vorsehung“ gewendet, „einen Menschen ohne Galle und ohne Schminke, einen Feind der Ungerechtigkeit, der nie jemanden Unrecht gethan noch thun wollen.“ Da er wegen eines Gitters nicht an den Altar gelangen konnte, so glaubte er in der ersten Aufwallung „der Himmel selbst sei mit dem Werk der Ungerechtigkeit der Menschen einverstanden.“

Rousseau starb 1778 im 66sten Lebensjahre; man glaubte, er habe sich selbst vergiftet;[1] ein Glaube, den Girardin späterhin zu widerlegen suchte. In Ermenonville ward er begraben; zur Zeit der Revolution brachte man seine Gebeine nach Paris und setzte sie im Pantheon bei. Dort ruhen sie neben Voltaires Gebeinen. Beide Männer, die einander im Leben grimmig haßten, wurden von ihren gemeinschaftlichen Schülern und Jüngern, einer ruchlosen Rotte Revolutionairs, kanonisirt und zum zweiten Male im Triumph begraben. Aber die zweimal Begrabenen ruhen nicht und verführen fort und fort die Lebendigen. Das bezeugen die zahllosen Exemplare von Rousseaus Werken, welche bis auf den heutigen Tag wie ein Heer unheimlicher apostolischer Geister und stummer Prediger in alle Welt giengen und gehen. —

Emil.

Dieß Werk ist kein System der Pädagogik im gewöhnlichen Sinn. Mein System, sagt Rousseau, ist der Entwicklungsgang der Natur. Nach einer kurzen allgemeinen Einleitung spricht er im ersten Buche von der Behandlung neugeborner Kinder, insbesondere Emils, bis zum Zeitpunkt, da dieser sprechen lernt; das zweite Buch begreift seine Erziehung von jenem Zeitpunkt bis zum zwölften Jahre; das dritte endet, da der Knabe fünfzehn Jahre alt wird; das vierte führt ihn bis an die Zeit des Heiratens; im fünften wird Sophie, Emils Frau, und ihre Erziehung geschildert. —

1) Oeuvres XXXIV, 96.

Das Werk entfernt sich noch mehr von einem Systeme dadurch, daß es eine Menge Digressionen enthält über Gegenstände, welche mit der Pädagogik wenig oder gar nichts zu schaffen haben. Es wäre ein vergebliches Bemühen, wollte man dasselbe in eine systematische Form einzwängen. Ich werde daher dem Verfaßer Schritt vor Schritt folgen,[1] und so einen Ueberblick seines Buches geben. Der Leser des Emil wird durch Rousseaus schriftstellerische Virtuosität leicht so fortgerißen, daß es ihm schwer fällt, dessen Paradorieen besonnen zu würdigen und seine Sophistereien zu durchschauen. Möchte der folgende Ueberblick als ein übersichtlicher Plan jenes Rousseauschen Labyrinths, möchten die hinzugefügten Bemerkungen zu einiger Orientirung in jenem Labyrinthe dienen.

Vorrede.

„Das Buch, sagt hier der Verfaßer, war ursprünglich nur für eine denkende Mutter geschrieben. Taugen die in demselben enthaltenen Gedanken etwa nichts, so dürften sie doch geeignet sein, gute Gedanken in andern zu erwecken. — Alle Welt schreibt und schreit gegen die gewöhnliche Erziehungsweise, aber niemand schlägt eine beßere vor. Die Wißenschaften unsres Jahrhunderts zielen viel mehr auf Zerstören als auf Erbauen. —

Man kennt die Kindheit nicht. Die Gescheutesten halten sich beim Lehren an das, was dem Manne zu wißen nöthig, ohne zu beachten, was die Kinder zu lernen fähig sind. Sie suchen immer den Mann im Kinde, ohne daran zu denken, was das Kind sei, bevor es ein Mann wird.

Mein System ist der Entwicklungsgang der Natur, das wird manchen Leser an mir irre machen; er wird mein Buch nicht für eine Abhandlung über die Erziehung, vielmehr für Träumereien eines Visionärs halten. Ich sehe einmal nicht wie die übrigen Menschen, aber kann ich mir andere Augen geben? Meine Ansichten kann ich nicht ändern, nur ihnen mistrauen.

Man sagt mir wiederholt: schlage nur vor, was sich ausführen läßt — das heißt etwa so viel als: schlage vor das zu thun, was man thut, oder wenigstens etwas Gutes solcher Art, daß es sich mit dem gegenwärtigen Bösen verträgt. Aber bei einer solchen Verbindung ver-

1) Natürlich mit Beseitigung der erwähnten Digressionen.

dirbt das Gute, ohne daß das Böse geheilt wird. Lieber bleibe ich ganz beim Herkömmlichen, als daß ich halbe Maßregeln ergriffe.

Sollen Vorschläge für annehmbar und ausführbar gelten, so müßen sie der Natur der Sache entsprechen; so muß im vorliegenden Falle die vorgeschlagene Erziehungsweise der Natur des Menschen gemäß sein. Eine zweite Betrachtung berücksichtigt erst zufällige Verhältnisse, wie z. B. Verhältnisse der Menschen in bestimmten Ländern oder Ständen; auf solche Verhältnisse laße ich mich nicht ein, ich handle nur von der Erziehung eines Menschen an sich." —



So wie Rousseau in der Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen den früheren Entwicklungsgang unsers Geschlechts vom Naturzustande zum civilisirten beschrieb, so stellt er sich hier, wie wir sehen werden, eine ganz ähnliche Aufgabe. Emil, sein Zögling, ist die personifizirte Menschheit im Naturzustande des Kindes; der Hofmeister erzieht das Naturkind natürlich; späterhin soll es dennoch in den civilisirten Zustand, in die Verhältnisse der gegenwärtigen Welt eintreten, etwa in Paris unter Ludwig XV leben. Wird nicht Emil einst als ein Natur-Don Quixote in den hohen Cirkeln gelten — wie Rousseau dafür galt?

Vom Herkömmlichen will Rousseau gar nichts wißen, setzt seine Erziehungsprincipien als etwas absolut Gutes jenem als etwas absolut Bösem entgegen. Ohne nähere Untersuchung läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß nur Einer das Recht hatte zu sagen: man faßet nicht Most in alte Schläuche.

Ob es gerathen sei von der Erziehung eines Menschen in abstracto, eines personifizirten Begriffs von einem Menschenkinde zu sprechen, statt von der Erziehung eines Franzosen, Deutschen, eines Bürgers, Bauern rc., das werden wir im Verfolg näher sehen. Nur so viel vorläufig, auch hier steht Rousseau mit sich selbst im Widerspruch: Emil ist, näher betrachtet, doch ein Franzose in puris naturalibus, der, als er heranwächst, in einen galonnirten Rock gesteckt wird, die Perrücke auf dem Kopf, den Degen an der Seite. Doch war es gewis heilsam, wenn Rousseau die Franzosen daran erinnerte, daß sie nackend auf die Welt kommen und nackend von dannen fahren.

Erstes Buch.

Einleitung. Emils erstes Lebensjahr.

1. Natur und Kunst.

„Alles ist gut, wie es aus der Hand des Schöpfers hervorgeht, alles artet aus unter den Händen des Menschen. Er zwingt ein Land die Früchte eines andern hervorzubringen, einen Baum das Obst eines andern zu tragen; er vermengt die Klimate, Elemente und Jahreszeiten; er verstümmelt seinen Hund, sein Pferd, seinen Sklaven, stellt Alles auf den Kopf, verunstaltet Alles; er liebt die Misbildung, die Ungeheuer; nichts will er so, wie es die Natur gemacht, selbst den Menschen nicht, man muß ihn, wie ein Schulpferd, für ihn abrichten, oder modisch, wie einen Baum seines Gartens, zustutzen. Geschähe dieß nicht, so würde alles noch schlimmer gehen, unser Geschlecht will nicht bloß halb gemodelt sein. In dem Zustande, worin sich jetzt die Dinge befinden, würde ein Mensch, der von seiner Geburt an sich selbst überlaßen unter den Andern lebte, am meisten entstellt werden. Vorurtheile, Autorität, Zwang, Beispiel, alle geselligen Einrichtungen, welche uns über dem Kopf zusammenschlagen, würden in ihm die Natur ersticken und nichts an ihre Stelle setzen. Er würde einem Bäumchen gleichen, das zufällig auf einer Straße gewachsen bald verkommen muß durch die Vorübergehenden, welche es von allen Seiten stoßen und nach allen Richtungen biegen. — Ich wende mich an dich, zärtliche, vorsichtige Mutter, die du dein Kind von der Landstraße zu entfernen, und das aufkeimende Bäumchen vor dem Stoße menschlicher Meinungen zu bewahren verstandest.“

Baco definirte die Kunst: homo rebus additus. Wir denken uns dabei, daß dem Menschen, als dem Ebenbilde Gottes, nicht bloß die Herrschaft über die Natur, sondern eine Art Erziehung derselben übertragen sei, damit sie unter seinen Händen schöner, ja human werde. Rousseau, statt diese ächte, gottgefällige Kunst ins Auge zu faßen, sieht in seiner Bitterkeit nur Caricaturen, nur das, was der verkehrte Mensch zur Verhäßlichung der Natur gethan, nennt auch in einem Athem solche Verschimpfirungen und sehr erfreuliche Veredlungen. Zieht Rousseau den Holzapfel einem Borstorfer vor — wie er den rohen thierischen Naturmenschen dem veredelten Geiste vorzieht? — Das Kind selbst wird, nach

ihm, durch die gewöhnliche Erziehung eine Carikatur, die Mutter soll es möglichst bewahren; ihr, weit mehr als dem Vater, kommt die Erziehung zu. Hierin ist Rousseau ein Vorgänger Pestalozzis.

2. Drei Erzieher. Erziehung zum Menschen und zum Bürger.

„Wir kommen schwach auf die Welt und bedürfen Kräfte, entblößt von Allem und bedürfen Beistand. Alles was wir bei unserer Geburt nicht haben, und brauchen wenn wir erwachsen sind, das wird uns durch die Erziehung gegeben. Diese Erziehung erhalten wir durch die Natur, oder die Menschen oder die Dinge. Die innere Entwickelung unserer Kräfte und unserer Organe ist die Erziehung der Natur; der Gebrauch, welchen man uns von dieser Entwicklung machen lehrt, ist die Erziehung durch Menschen, und was wir durch eigene Erfahrung an den auf uns wirkenden Gegenständen lernen, ist die Erziehung durch Dinge.

Die Erziehung durch die Natur haben wir nicht in unserer Gewalt, daher müßen sich die beiden andern Erziehungen nach jener ersten richten. — Man sagt: Natur sei nichts als Gewohnheit; ja, wofern die Gewohnheit der Natur entspricht, nicht gewaltsam, widernatürlich aufgedrungen ist.

Sensibel geboren, suchen oder fliehen wir Gegenstände, je nachdem sie uns angenehm oder unangenehm sind, unser Glück und unsere Vervollkommnung zu fördern oder zu hindern scheinen. Diese Zuneigungen und Abneigungen, wofern sie nicht durch Meinungen mehr oder minder Aenderungen erleiden, sind das, was ich in uns Natur nenne. Auf sie müßte man in der Erziehung alles beziehen, wofern jene drei Erziehungsweisen ganz harmonirten. Aber Natur und bürgerliche Verhältnisse widersprechen einander vielfach, und man muß sich entscheiden, ob man einen Menschen oder einen Bürger erziehen will. Jede partielle Gesellschaft (z. B. die eines Volks rc.) entfremdet der allgemein menschlichen. Dennoch ists vor Allem Noth, gut gegen die zu sein, mit denen man lebt. Traut keinem Kosmopoliten, welcher die Tartaren liebt, um der Pflicht, seine Nachbarn zu lieben, überhoben zu sein. —

Der Naturmensch ist alles für sich selbst, er ist die numerische Einheit, ein absolutes Ganze, welches sich nur auf sich selbst oder auf seines Gleichen bezieht. Der bürgerliche Mensch ist nur ein Bruch, der vom Nenner abhängt und dessen Werth durch sein Verhältnis zum Ganzen, zum gesellschaftlichen Körper bestimmt wird. Die Erziehungsweisen

sind für die Gesellschaft gut, welche es am besten verstehen dem Menschen die Natur auszutreiben (dénaturer), ihm seine absolute Existenz zu rauben, um ihm eine relative zu geben, so daß er sich forthin nur als ein Glied der Gesellschaft betrachtet und fühlt.

Diesem Gegensatz der Erziehung zum Bürger und zum Menschen, entspricht der Gegensatz der öffentlichen, gemeinschaftlichen und der häuslichen Privaterziehung. Erstere existirte in Sparta, jetzt existirt sie nicht mehr, da es kein Vaterland mehr gibt und keine Bürger. —

So bleibt uns nur die häusliche Erziehung oder (?) die der Natur.[1] Aber was wird ein nur für sich erzogener Mensch einst für andere sein; darüber zu urtheilen müßte man ihn völlig ausgebildet sehen, überhaupt einen Naturmenschen kennen. Zu einer solchen Kenntnis soll dieß Buch verhelfen.

Was soll man nun thun, um einen Naturmenschen zu bilden? Viel, ohne Zweifel, nämlich verhindern, daß etwas[2] gethan werde.

Das Kind soll für den gemeinsamen Menschenberuf, nicht für einen besonderen Stand erzogen werden, es soll schlechtweg leben, Gutes und Böses, wie das Leben es bringt, mehr durch Uebungen als durch Lehren ertragen lernen. „Sieht man auf den Unbestand menschlicher Dinge, auf den unruhigen, aufrührerischen Geist dieses Jahrhunderts, der alles umkehrt, so könnte man keine unsinnigere Erziehungsmethode ersinnen, als die ist, wenn man das Kind so behandelt, als werde es nie genöthigt werden, seine Stube zu verlaßen, als werde es immer von seinen Leuten umgeben sein. Wenn der Unglückliche nur eine Stufe herabsteigen muß, so ist er verloren.

Man denkt nur immer auf Erhaltung seines Kindes; es muß ja doch einmal sterben. Es handelt sich weniger darum ihm den Tod abzuwehren als zu schaffen, daß es lebe. Leben heißt aber nicht: athmen, sondern handeln, mit Organen, Sinnen, Fähigkeiten, mit allem, was uns das Gefühl unsres Daseins gibt, thätig sein.“

So weit die Einleitung, zum Theil mit der Vorrede übereinstim-

1) Reste enfin l'éducation domestique ou celle de la nature.

2) Beaucoup sans doute, c'est d'empêcher que rien ne soit fait. Cramer übersetzt: verhindern, daß nichts geschehe — was unverständlich. Man soll verhindern, daß etwas gethan werde, was der natürlichen Entwicklung und Erziehung in den Weg tritt.

mend. — Je genauer man hinsieht, um so nebliger und unbestimmter erscheinen uns hier mehrere Begriffe Rousseaus. Vor allem der Begriff: Natur. Sie soll den Menschen erziehen, indem sie seine Kräfte und Glieder entwickelt — dann ist sie ihm wieder eine instinktmäßige oder auch mehr oder minder rationelle Sympathie und Antipathie im Menschen.

Wozu der Ausdruck: Erziehung der Natur? Wenn das Samenkorn in der Erde sich entfaltet, die Pflanze sich entwickelt und wächst, so nennt das niemand: Gärtnerkunst der Natur, vielmehr setzt man überall Kunst — und die Erziehung ist eine Kunst — der Natur entgegen. —

Wer im wohlgeordneten, auf Liebe gegründeten Familienleben das Fundament eines geordneten Volkslebens sieht, der wird die häusliche Erziehung nicht der bürgerlichen schroff entgegenstellen, vielmehr sie für die einzige halten, aus welcher gute Bürger hervorgehen, Bürger, welche ihre Könige und Fürsten nicht als dienende Mandatare ansehen und kritisiren, sondern als Obrigkeiten von Gott eingesetzt ehren. — Ists aber zu verwundern, wenn Rousseau, ein Zeitgenoße des abscheulichen Regenten und Ludwigs XV. so spricht, im Vorgefühl der herannahenden Revolution, die alle geheiligten Bande löste? —

3. Neugeborene Kinder. Mütter. Ammen.

„Hebammen modeln den Kopf der Kinder äußerlich, Philosophen innerlich; die Karaiben sind beßer daran als wir.

Das Wickeln der Kinder ist die unnatürlichste Marter, es hemmt alle nothwendige Bewegung der Glieder und des Bluts. Wärterinnen haben es aus Bequemlichkeit erfunden.

Mütter stillen ihre Kinder nicht mehr; Ammen theilen des Kindes Liebe mit der Mutter, welche ihrem Vergnügen nachgeht. Hierin liegt ein Hauptgrund der Auflösung aller Familienverhältnisse, aller gegenseitigen Liebe unter den Familiengliedern; jeder denkt nur an sich und geht seinem Gelüste nach. Der Reiz des Familienlebens ist aber das beste Gegengewicht böser Sitten.

Entgegengesetzt ist das verweichlichende Verziehen der Kinder von Seiten der Mütter. Schont doch die Natur des Kindes nicht; durch Zahnen und anderes macht sie ihm viel Schmerzen und härtet es ab

Warum folgt ihr hierin nicht der Natur? — Ueberhaupt behandelt man die Kleinen meist verkehrt. Entweder thun wir alles was ihnen beliebt, oder fordern von ihnen was uns beliebt; wir unterwerfen sie unsern oder uns ihren Launen. So befiehlt das Kind ehe es nur reden, gehorcht ehe es nur handeln kann, es wird ein Mensch nach unserer Phantasie, kein Naturmensch aus dem Kinde. Soll es seine ursprüngliche Eigenthümlichkeit bewahren, so sorgt für Erhaltung derselben vom Augenblick der Geburt bis es zum Manne heranwächst." —

Was Rousseau, hier mit Comenius zusammentreffend, so wahr über Mutterpflichten sagt, wirkte sehr heilsam.

4. Vater.

„So wie die Mutter die wahre Amme des Kindes ist, so ist der Vater dessen eigentlicher Lehrer. Aber der gibt vor nicht Zeit zu haben, darum werden die Kinder in Pensionen, Alumnäen rc. ausgethan, wo sie sich von der Liebe entwöhnen; zerstreute Geschwister kennen einander kaum. Es liegt ein schwerer Fluch auf Verabsäumung der Vaterpflicht."

Rousseau gedachte hierbei der eigenen Sünde. Wie treffend spricht er gegen die Auflösung der Familienbande!

5. Hofmeister. Zögling.

„Der anderweitig beschäftigte Vater sucht nun einen Hofmeister. Dieser sei selbst gut erzogen und jung, vor Allem darf er nicht für Geld zu haben, kein Miethling sein.[1] Er coordinire sich fast dem Zögling, sei sein Gespiele, bleibe von dessen Geburt an, etwa 25 Jahre bei ihm, sei ihm Lehrer und Erzieher, wie der Zögling zugleich des Hofmeisters Schüler ist.

Dieser Zögling — Emil — braucht kein eminenter Kopf zu sein, er sei aber von guter Herkunft, reich und eine Waise. Leben jedoch seine Eltern, so mag er diese ehren, aber nur dem Hofmeister hat er zu gehorchen. Hofmeister und Zögling müßen ihr wechselseitiges Verhältnis als unauflöslich ansehen, wofern sie sich einander nicht entfremden sollen.

Der Zögling sei ferner aus einem Lande der gemäßigten Zone,

1) Rousseau erklärt sich für unfähig Hofmeister zu werden, er will nur über Pädagogik schreiben, und sich ganz in die Person des von ihm geschilderten Hofmeisters versetzen.

etwa aus Frankreich, er sei gesund: Krankenwärter möge er (Rousseau) als Hofmeister nicht sein, er möge kein Kind erziehen, was sich und Andern zur Last fiele. Der Leib muß Kraft haben, um der Seele zu gehorchen; je schwächer er ist, um so mehr befiehlt er, je stärker, um so beßer gehorcht er.

Die Arzneikunst macht uns niederträchtig, heilte sie auch den Leib, so tödtet sie doch den Muth. — Mäßigkeit und körperliche Arbeit vertreten die Medicin. — Aerzte mit Recepten, Philosophen mit Präcepten, Priester mit Ermahnungen machen das Herz feig und sind Ursach, daß man das Sterben verlernt. Von Natur leidet der Mensch standhaft und stirbt in Frieden."

Rousseau gibt deutlich zu verstehen, daß ein Hofmeister, wie er ihn verlangt, nicht zu finden ist. Wenn er dennoch einen solchen fingirt, warum nicht lieber einen wohlhabenden Vater, der — wie Paskals Vater — alle Zeit und Kraft der Erziehung seines Kindes widmet? Dann bedurfte es der eiskalten Bestimmung nicht: Emil solle die Eltern ehren, dem Hofmeister aber gehorchen. Die natürliche gegenseitige Liebe von Vater und Kind wäre ein lebendiges Motiv der ganzen Erziehung. Von solcher Liebe ist bei einem Manne nicht die Rede, der die eigenen Kinder ins Findelhaus gab; wird sie auch erwähnt, so ist sie doch nie das Herz seiner Erziehungskunst.

Emil ist, wie hier klar wird, keineswegs ein absoluter Naturmensch, ein personifizirter Begriff eines Kindes; Vaterland, Klima, Vermögen, Gesundheit werden bestimmt.

Der Leib ist als Diener der Seele sehr gut gewürdigt; die Gesundheit dennoch auf spartanische, rohe Weise zu hoch gehalten. Den neugeborenen Gaukler, der sich nordischer Herkules nannte, würde Rousseau seiner Erziehung werth gehalten haben, aber nicht den neugeborenen schwächlichen partus septimestris, den geistigen Herkules, Keppler. — Die Medicin wird mit Rousseauscher Uebertreibung ganz verworfen, statt daß er ein positives Ideal derselben gäbe.

Sah Rousseau einen Naturmenschen in Frieden sterben oder fingirt er diesen Frieden nach Analogie eines sterbenden Thieres? [1] —

1) Im zweiten Buche des Emil heißt es: Wilde, wie die Thiere, sträuben sich wenig gegen den Tod und ertragen ihn fast ohne Klage.

6. Erste Erziehung unter Leitung des Hofmeisters.

„Stillt die Mutter nicht selbst, so wähle der Hofmeister eine Amme, ziehe mit ihr und dem Kinde aufs Land, und bleibe nicht in der, durch zusammengepackte Menschenmenge ungesunden Stadt, [1] Baden und Kriechenlaßen der Kinder ist sehr zu empfehlen. — Wir kommen völlig unwißend in einem ungeschickten Leibe auf die Welt, aber mit der Fähigkeit zu lernen. —

Die Erziehung des Kindes beginnt mit seiner Geburt, wer kann das Ziel, das, was dem Menschen zu erreichen möglich ist, bestimmen? Unglaublich viel lernt der Mensch in den ersten Lebensjahren durch bloßes Erfahren, ohne allen Unterricht. Theilte man alles menschliche Wißen in zwei Theile, in einen Theil, der allen Menschen gemein, und einen zweiten, den Gelehrten eigenthümlichen, so würde letzterer sehr klein im Verhältnis zum ersteren sein; diesen ersten übersieht man aber, weil man ihn früh, ohne daran zu denken, erwirbt, selbst ehe man zu Verstande kommt. —

Man gewöhne die Kinder an nichts, an keine feste Eß-, Schlafstunde ꝛc., nur daran gewöhne man sie, keine Gewohnheit zu haben; man erziehe sie zur Freiheit. Auch laße man bei ihnen keine Furcht vor häßlichen Thieren, Masken, Gewehrknall ꝛc. aufkommen.

Sinnliche Empfindungen geben das erste Material kindischer Kenntnisse, daher ist es gut ihnen jene Eindrücke in gehöriger Ordnung zukommen zu laßen. Besonders mögen sie Sehen mit dem Fühlen vergleichen. Durch Bewegung lernen sie Räumliches kennen, so daß sie nicht mehr nach weit entfernten Dingen greifen."

Rousseaus Rath, Kindern, selbst solchen die noch nicht sprechen können, die ersten Eindrücke methodisch beizubringen, ist von Basedow, Wolke, auch von Pestalozzi wiederholt und möglichst befolgt worden! —

„Kinder sprechen zuerst eine allgemeine Natursprache, die zwar nicht artikulirt, aber accentuirt und verständlich ist. Ammen verstehen sie beßer als wir und unterhalten sich in dieser Sprache mit den Kindern; Worte, welche sie dabei brauchen, sind gleichgültig, nur der Accent

1) L'haleine de l'homme est mortelle à ses semblables: cela n'est pas moins vrai au propre, qu'au figuré. Les villes sont le gouffre de l'espèce humaine.

kommt in Betracht. — Dazu gesellen sich Gesten und rasch wechselndes Mienenspiel der Kinder. Weinen ist ihr Ausdruck für Hunger, Hitze, Kälte 2c. Erwachsene suchen dieß Weinen zu verstehen und zu stillen, misverstehen es aber oft und wollen das Kind durch Schmeicheln oder Schläge beschwichtigen.

Die ersten Thränen eines Kindes sind Bitten, achtet man ihrer nicht, so werden sie bald zu Befehlen; es fängt damit an, sich helfen, und endigt damit, sich dienen zu laßen.

Alle Bosheit der Kinder kommt aus Schwachheit; macht es stark und es wird gut sein. Wer Alles vermöchte, würde nie Böses thun.

Ehe wir zu Verstande kommen ist in unsern Handlungen keine Moralität, ‚obgleich sich diese zuweilen in der Empfindung der Kinder bei dem, was andere ihnen thun, äußert.‘

Der Zerstörungstrieb der Kinder stammt nicht aus Bosheit, sondern aus lebhafter Begierde nach Thätigkeit. Die Schwachheit der Kinder wehrt größerm Schaden, den jener Trieb anrichten könnte. — Sie suchen bald die Erwachsenen als Instrumente zu behandeln, diese sollen ersetzen was ihrer Schwachheit abgeht, so werden sie zu boshaften Tyrannen und es entwickelt sich in ihnen die Herrschsucht, welche sie nicht ursprünglich haben, die sie aber zeitlebens behalten.“

Diese eben so seltsamen als unwahren Behauptungen — wir werden noch viele ähnliche lesen — bezielen: die angeborene Unschuld der Kinder darzuthun. Rousseau behauptete ja: es laße sich nachweisen, wie all und jedes Böse in den Menschen von außen hineingekommen. Böses, dessen Herkunft nun nicht nachweisbar ist, soll aber durchaus nicht böse, nicht sauer, sondern süß sein. Wie entgegengesetzt ist Augustinus dem Rousseau! „War es etwa,“ fragt Augustinus, „beim Kinde etwas Gutes, wenn es weinend verlangte, was ihm nur zu seinem Schaden hätte gewährt werden können? wenn es ihm nicht unterworfenen, freien, erwachsenen Menschen, ja seinen Eltern heftig zürnte; wenn es sich bemühte, Klügeren, weil sie ihm nicht auf den Wink gehorchten, durch Schläge zu schaden? Die Schwachheit der Glieder, nicht das Gemüth der Kinder ist unschuldig. (Ita imbecillitas membrorum infantilium innocens est non animus infantium.)“

„Man helfe den Kindern, wo sie es nöthig haben, achte aber nicht auf ihre Einfälle, laße sie auch, so viel möglich, sich selbst helfen. —

Unnützem Weinen der Kinder steuert man am besten, indem man es gar nicht beachtet; auch das Kind bemüht sich ungern vergeblich. Man kann das Weinen stillen, indem man die Aufmerksamkeit des Kindes auf einen frappirenden Gegenstand lenkt, ohne ihm dabei merken zu laßen, als bemühe man sich seinetwegen.

Man entwöhne, wenn die Zähne durchbrechen.

Kostbares Spielzeug ist Ueberfluß, wohlfeiles, einfaches thut dasselbe. —

Kinder hören sprechen, ehe sie es verstehen und nachsprechen können. Die Ammen mögen ihnen vorsingen, aber nicht unaufhörlich Worte vorschwätzen, die sie nicht verstehen. Man spreche den Kindern vielmehr wiederholt wenige leicht auszusprechende Worte vor, welche Dinge bezeichnen, die man ihnen zugleich zeigt. Die unglückliche Leichtigkeit uns mit Worten, die wir nicht verstehen, abzufinden, beginnt früher, als man denkt, nicht erst in Schulen. — Das Vocabular der Kinder sei möglichst klein, sie müßen nicht mehr Worte als Ideen erhalten. Kinder haben ihre eigene Grammatik. Ihre Syntax hat allgemeinere Regeln als die unsere und folgt bewundernswürdig genau gewissen Analogieen, welche regelmäßig aber von uns nicht anerkannt sind. So sagte ein Kind irai-je-t-y? nach der Analogie von vas-y. Man muß nicht pedantisch solche Sprachfehler der Kinder verbeßern wollen, sie verlieren sich mit der Zeit von selbst; sprecht in ihrer Gegenwart nur selbst correct.

Ein großer Misbrauch ists, daß man den Kindern sehr zusetzt, recht früh sprechen zu lernen: eben dadurch lernen sie später und zudem verworren reden.

Bauerkinder sprechen deutlicher als verzogene vornehme Kinder. Recitiren auf Schulen verbeßert die Aussprache so wenig, daß die Knaben sich vielmehr beim Auswendiglernen des zu Recitirenden ans Plappern gewöhnen; beim Recitiren selbst stocken und stottern sie, so oft das Gedächtnis sie verläßt. —

Kinder, welche man zu früh zum Sprechen antreibt, haben nicht hinlänglich Zeit, um das zu begreifen, was man sie nachsprechen läßt, sie misverstehen es. Das Kind darf nicht mehr sagen, als es zu denken vermag. Ein großer Fehler ist das accentlose, ausdruckslose, seelenlose Sprechen. — Der Ausdruck lügt weniger als das Wort; vielleicht fürchten ihn deshalb die wohlerzogenen Leute so sehr, und

sprechen alles und jedes in demselben Ton. Oder man verfällt auch in einen lächerlichen, affectirten, modischen Accent, welcher an den Franzosen so sehr misfällt.“ —

Viele dieser Ansichten Rousseaus über die Erziehung in frühester Kindheit haben mit Recht Anerkennung gefunden, wiewohl sie auch hin und wieder zu Extravaganzen verleiteten. Vorzüglich dadurch, daß man französische und deutsche ꝛc. Kinder wie junge Wilde behandeln wollte, während im Ganzen die Lebensweise unverändert französisch blieb. Kleine Prinzen liefen baarfuß. — Wenn Rousseau verlangt: das Kind solle nicht mehr sagen, als es zu denken vermöge, so trifft er hierin ganz mit Comenius zusammen.

Zweites Buch.

Emils Kindheit bis zum zwölften Lebensjahre.

7. Unnützes Mitleid. Unnützes Lehren. Gegenwart der Zukunft geopfert.

„Mit dem Sprechen beginnt eine neue Lebensperiode; es ersetzt vieles Weinen.

Man bezeuge den Kindern nicht unnützes Mitleid bei Schmerzen, diese sollen sie ertragen lernen.

Man lehre ihnen nichts, was sie von selbst lernen; so z. B. nicht das Gehen. Gängelbänder und andere Hülfen taugen nichts; laßt sie auf weicher Wiese immerhin hundertmal hinfallen und wieder aufstehen. — Mit den Kräften entwickelt sich in den Kindern die Fähigkeit, diese Kräfte zu beherrschen und hierdurch ein selbstbewußtes individuelles Dasein. — Durch das Gedächtnis wird das Leben eine Einheit, man muß die Kinder fortan als moralische Wesen betrachten.

Verkehrte Erzieher machen die Kinder elend, indem sie die Gegenwart der Kindheit für nichts achten und nur die Zukunft des Kindes ins Auge faßen, welche es vielleicht gar nicht erlebt. Das Kindesalter, sagt man, sei die Zeit, da man am leichtesten böse Triebe verbeßern könne. Seid ihr denn eurer Sache gewis, daß eure schönen Lehren wirklich einst zum Glück des Kindes gereichen werden? Und was ist denn Glück? Am glücklichsten ist der, welcher am wenigsten leidet, am unglücklichsten der, welcher am wenigsten Freuden genießt. Kommen

die bösen Neigungen nicht etwa mehr von euren misgreifenden Bemühungen, als von der Natur her? — Seht im Kinde nur das Kind." —

Mit Recht eifert Rousseau gegen das unnütze Lehren dessen, was das Kind von selbst lernt; gegen ein Lehren, wie es auch vielfach in Elementarschulen gefunden wird. Verwirft er es, daß die Zucht gegen das Böse in den Kindern ankämpft, so folgt dieß aus seinem Verwerfen der Erbsünde.

8. Abhängigkeit der Kinder statt des Gehorsams.

„Der wahrhaft Freie will nur was er kann und thut daher, was ihm gefällt. Dieß wende man auf die Kinder an.

Das Kind soll seine Schwachheit fühlen, nicht darunter leiden; es muß abhängig sein, aber nicht gehorchen, es muß bitten, aber nicht befehlen. Es genießt einer unvollkommenen Freiheit.

Es gibt eine Abhängigkeit von den Dingen, welche in der Natur, eine Abhängigkeit von Menschen, welche im gesellschaftlichen Zustande gegründet ist. Die erstere hat nichts mit der Sittlichkeit zu schaffen und verletzt daher die Freiheit nicht, die andere ist eine Quelle von Lastern. Man halte das Kind nur in dinglicher Abhängigkeit, setze seiner Anmaßung physische Hindernisse entgegen, oder Strafen, die aus seinen eigenen Handlungen entspringen. Erfahrung und Ohnmacht müßen ihm statt des Gesetzes sein. —

In dem, was die Natur zur leiblichen Ausbildung fordert, laße man den Kindern möglichste Freiheit, im Laufen, Springen 2c.; verlangen sie aber etwas, das andere für sie thun müßen, so sei man auf der Hut, und unterscheide wohl, ob ein wirkliches Bedürfnis oder Laune sie zu solchem Verlangen treibt.

Trotzigem Weinen der Kinder gewähre man nichts; lehre sie gegentheils auch nicht durch höfliche Redensarten zu befehlen. In reichen Häusern bedeutet das s'il vous plait im Munde der Kinder so viel als il me plait, und je vous prie so viel als je vous ordonne. Beßer das Kind sagt ohne Umstände: thu das.

Gewährt dem Kinde ja nicht alles was es verlangt, solch Fordern hat keine Gränze, ihr müßtet Gott selbst sein, um ihm zu genügen. Ihr nährt durch Gewähren die Hab- und Herrschsucht der Kinder und

macht sie höchst unglücklich, wenn sie nun früher oder später abschlägliche Antworten erhalten und erhalten müßen.

So wenig dem Kinde das Befehlen zukommt, so wenig dürfen es Erwachsene launenhaft tyrannisiren und dadurch einschüchtern. Euer Kind muß nichts bekommen, weil es nach etwas verlangt, sondern weil es etwas bedarf; es muß nichts aus Gehorsam thun, sondern aus Nothwendigkeit; die Worte gehorchen und befehlen sind aus seinem Wörterbuch zu streichen, noch mehr die Ausdrücke: Schuldigkeit und Verpflichtung; aber die Worte Kraft, Nothwendigkeit, Ohnmacht und Zwang müßen in dem Vocabular die größte Rolle spielen. Ehe das Kind zu Verstande kommt, kann es von sittlichen Wesen und gesellschaftlichen Verhältnissen nichts begreifen, daher müßen Worte, welche sich auf diese beziehen, vermieden, das Kind muß ganz an die physische Welt verwiesen werden."

Im rousseauschen Vocabular des Kindes fehlt das wichtigste Wort: Liebe, dankbare Liebe. Darum muß an die Stelle des Gehorsams der mit der Liebe innig eins ist, eine harte, herzlose, dingliche Nothwendigkeit treten. — Wie anders Pestalozzi! — Fein ist Rousseaus Bemerkung, daß die Kinder angelernte Bittformeln zum Befehlen misbrauchen, sehr richtig die Warnung gegen das gränzenlose Gewähren dessen, wonach sie gelüsten.

9. Räsonniren mit Kindern.

„Man befolgt jetzt allgemein Lockes Maxime, mit den Kindern zu räsonniren. Der Erfolg spricht eben nicht für dieselbe; nichts Alberneres, als diese Kinder, mit denen man viel räsonnirt hat. Entwickelt sich doch unter allen Fähigkeiten zuletzt der Verstand, und ihn will man anspannen, um die andern entwickeln zu helfen. Das heißt mit dem Ende den Anfang machen. Verstünden die Kinder vernünftige Gründe, so brauchten sie gar nicht erzogen zu werden, indem man aber mit ihnen von früh auf eine Sprache spricht, die sie nicht verstehen, so gewöhnt man sie daran, sich an bloßen Worten zu begnügen, alles zu bemäkeln, was man ihnen sagt, sich für eben so weise als ihre Lehrer zu halten, streitsüchtig und widerspenstig zu werden, und was man von ihnen durch vernünftige Gründe zu erhalten wähnt, das thun sie nur aus Begehrlichkeit oder Furcht und Eitelkeit, welche man genöthigt ist, neben jenen Gründen anzuspannen.

Kinder seien Kinder. Wollen wir die Ordnung verkehren, so werden wir frühreife, geschmacklose Früchte ziehen, die bald verderben; wir werden junge Doctoren und alte Kinder haben. Man kann dem Kinde eben sowohl zumuthen, es solle fünf Fuß hoch sein, als, es solle im zehnten Jahre Urtheil haben.

Indem man versucht, den Zögling von der Pflicht des Gehorsams zu überzeugen, fügt man Gewalt, Drohungen, oder was schlimmer ist, Schmeicheleien und Versprechungen hinzu. So durch Eigennutz gelockt oder durch Gewalt gezwungen, stellen sie sich, als seien sie durch Gründe überzeugt. Gelangweilt, eingeschüchtert habt ihr sie, und bildet euch ein, sie überzeugt zu haben. So gewöhnt ihr sie, ihre geheimen Beweggründe hinter scheinbaren zu verstecken und euch zum Besten zu haben. Den Kindern zeigt Stärke nicht Autorität, den Männern Gründe. Gewährt ihnen gern, verweigert ungern, was ihr aber verweigert, das sei unwiderruflich verweigert, keine Zudringlichkeit bestimme euch je euer Nein! zurückzunehmen. Hier ist kein Mittelweg; entweder fordere man gar nichts vom Kinde, oder beuge es ohne Umstände zum unbedingtesten Gehorsam. Die schlimmste Erziehung ist die: wenn ihr das Kind zwischen seinem und eurem Willen in der Schwebe laßt, und mit ihm unaufhörlich disputirt, wer von euch Meister sein soll. Hundertmal beßer ists, das Kind ist Meister für immer." — Ganz vortrefflich!

10. Gegen jesuitische Erziehungsmittel.

„Seit man Kinder erzieht, hat man keine andern Mittel, sie zu leiten, ersonnen, als Wetteifer, Neid, Eifersucht, Habsucht, niedrige Furcht, diese leicht erreglichen, allergefährlichsten, seelenverderblichsten Leidenschaften. Bei jeder voreiligen Lehre, die man ihrem Kopf beibringen will, pflanzt man ihnen ein Laster tief ins Herz hinein; unsinnige Lehrer glauben Wunder zu bewirken, wenn sie die Kinder böse machen, um ihnen den Begriff des Guten beizubringen. Dann sagen sie gravitätisch: ja, so ist der Mensch. Ja, so wird er durch eure Zucht.

Euer stetes Hofmeistern genirt die Kinder; wenn ihr den Rücken wendet, so entschädigen sie sich durch lose Streiche." — Sehr wahr.

11. Gegen Erbsünde.

„Es gibt keine ursprüngliche Verkehrtheit im menschlichen Herzen;

es ist nicht ein einziges Laster im Herzen, von welchem man nicht nachweisen könnte, wie und auf welchem Wege es in dasselbe gekommen sei. Die einzige angeborene Leidenschaft ist Selbstliebe, welche von Natur gutartig ist.

Das Kind kann manches Böse thun, ohne bös zu handeln, d. i. mit der Absicht Schaden zuzufügen. Hätte es auch nur einmal diese Absicht, so wäre es fast hoffnungslos böse." [1]

12. Negative Erziehung bis zum zwölften Jahr.

„Die gewöhnliche Kindererziehung ist der Art, als wenn die Kinder von der Mutterbrust mit einem Sprung zu Verstande kämen. Eine völlig entgegengesetzte ist nöthig, eine ganz negative, welche nicht Tugend und Wahrheit lehrt, sondern das Herz vor dem Laster, den Verstand vor Irrthum zu bewahren sucht. Könntet ihr euren Zögling gesund und stark ins zwölfte Lebensjahr bringen, ohne daß er seine rechte Hand von der linken zu unterscheiden fähig wäre, so würden sich die Augen seines Verständnisses bei eurer ersten Lection der Raison öffnen; da er ohne Vorurtheil, ohne Angewöhnung, so wäre nichts in ihm, was der Wirksamkeit eurer Bemühungen in den Weg träte. Bald würde er unter euren Händen der weiseste Mensch werden, und indem ihr mit Nichtsthun begonnen, würdet ihr ein Wunder der Erziehung gewirkt haben.

Thut nur das Gegentheil des Herkömmlichen und ihr werdet fast immer das Rechte thun. [2]

Weil man aus dem Kinde nicht ein Kind, sondern einen Doctor machen will, daher das viele Tadeln, Schmeicheln, Drohen, Räsonniren der Väter und Lehrer. Seid so räsonnabel mit dem Zögling nicht zu räsonniren. Uebt vielmehr seinen Leib, seine Glieder, Sinne, Kräfte, aber seine Seele haltet möglichst unthätig, laßt in den Kindern den Kindercharakter reifen. Durch solch zögernde Zurückhaltung gewinnt ihr Zeit, die allmählich hervortretende Eigenthümlichkeit eures Zöglings kennen zu lernen, bevor ihr sie zu leiten unternehmt und übereilt Misgriffe thut."

Rousseau bekämpft mit Recht jene superklugen Anstrengungen, die Kinder so früh als möglich altklug zu machen, lieber gar nicht lehren und erziehen als so widerkindlich. Es gibt aber eine dem Kindesalter

1) Hierüber verweise ich auf die Einleitung.

2) Prenez le contre-pied de l'usage, et vous ferez presque toujours bien.

entsprechende positive Zucht und Lehre, von welcher Rousseau, wie wir sehen werden, nichts weiß und nichts wißen will.

13. Erziehung auf dem Lande.

„Es ist schwer, vielleicht unmöglich, das Kind ganz gegen böse Einflüße zu schützen, am ersten noch auf dem Lande. Der Erzieher muß hier die Liebe der Umgebung und diese Umgebung eben dadurch für den Zögling zu gewinnen suchen.“

14. Juristische Lectionen.

„Es ist widersinnig, zu den Kindern von ihren Pflichten nicht von ihren Rechten zu sprechen, da doch das erste Rechtsgefühl beim Kinde nicht von dem herrührt, wozu sie verpflichtet sind, sondern von dem, was man ihnen schuldig ist. —

Zuerst ist den Kindern der Begriff des Eigenthums beizubringen (!) mehr thatsächlich als durch Erklärungen.“ — Von Liebe ist nie die Rede.

15. Sittlich religiöse Erziehung.

„An allen Lügen der Kinder sind die Lehrer schuld. Warum laßen sie sich so viele Versprechen geben, warum inquiriren sie, wenn etwas vorgefallen ist?

Will man die Kinder fromm machen, so führt man sie in die Kirche, wo sie sich langweilen. Indem man sie unaufhörlich Gebete hermurmeln läßt, zwingt man sie nach dem Glück zu trachten, nicht mehr zu Gott beten zu müßen. Um ihnen Barmherzigkeit einzuflößen, läßt man sie Almosen geben, als wenn man es verschmähte, diese selbst zu geben. Nicht das Kind, der Lehrer sollte geben. Und was gibt das Kind? Geld, das ihm keinen Werth hat, oder etwas das ihm gewis wieder erstattet wird. Locke räth es so einzurichten, daß das Kind sich überzeuge, der Freigebige fahre am Besten. Das heißt ein Kind scheinbar zur Freigebigkeit, in Wahrheit aber zum Geiz erziehen. —

Die einzige sittliche Lehre für Kinder ist: thue niemanden Böses. Dem nachzukommen muß man sich möglichst isoliren, denn in der menschlichen Gesellschaft zieht das, was dem Einen zu gute kommt, nothwendig Böses für den Andern nach sich. [1] —

1) Dans l'état social le bien de l'un fait nécessairement le mal de l'autre.

Unmöglich können die Kinder widerspenstig, bös, lügnerisch, habsüchtig werden, wofern man nicht selbst den Samen dieser Laster in ihre Herzen säet.“ —

Welche entsetzliche Versündigung gegen die Kinder ladet Rousseau auf die Seelen aller Eltern und Erzieher, einzig um seine Irrlehre von Nichteristenz der Erbsünde durchzusetzen. Nach seiner sophistischen Weise gibt er diesen Behauptungen den Schein der Wahrheit, indem er Fälle anführt, da Erzieher wirklich irrig oder gar ärgerlich verfahren.

16. Würdigung der Kinder.

„Wirkliche Beschränktheit ist bei Kindern schwer von der scheinbaren zu unterscheiden, welche auf einen starken Geist hindeutet. Das wirklich dumme Kind ist zu allem unfähig, dem scheinbar dummen sagt nichts zu. Darum beurtheile man die Kinder nicht voreilig; laßt die Natur lange gewähren, ehe ihr an ihrer Stelle thätig einzugreifen wagt. Die Leichtigkeit, mit welcher Kinder lernen, ist nur scheinbar; sie behalten nur Worte, die sie nicht verstehen.“ Sehr wahr.

17. Bilder. Ideen.

„Die Bilder (images) sind nichts als vollendete (selbständige, innerliche) Abbilder der sinnlichen Gegenstände,[1] Ideen aber sind Begriffe der Gegenstände, bestimmt durch Verhältnisse. Ein Bild kann ganz allein im Geiste dessen sein, der es sich vorstellt, aber jede Idee setzt andere Ideen voraus. Beim Imaginiren schaut, beim Begreifen vergleicht man. Für sinnliche Eindrücke verhalten wir uns nur leidend, dagegen unsere Ideen aus einem thätigen, urtheilenden Princip stammen.

Ehe das Kind zu Verstande kommt, nimmt es nur Bilder, Töne rc., nicht aber Ideen in sich auf und behält sie; unfähig zu urtheilen, hat es kein eigentliches Gedächtnis.“

18. Worte. Sprachenlernen.

„Die Pädagogen lehren den Kindern Worte, Worte, nichts als Worte, nicht aber Realkenntnisse.

Was man auch sage, so glaube ich nicht, daß je ein Kind, Wun-

1) Les images ne sont que des peintures absolues des objets sensibles, les idées sont des notions des objets, déterminées par des rapports. Vgl. 32, 42.

derkinder ausgenommen, vor dem zwölften oder fünfzehnten Jahre zwei Sprachen wirklich gelernt habe. Hat doch jede Sprache einen eigenthümlichen Geist, und die Gedanken nehmen die Farbe der Idiome an.

Das Kind hat, bis es zu Verstande kommt, einzig seine Muttersprache. Um zwei Sprachen zu haben, müßte es Ideen vergleichen können.

Aber es gab Kinder, welche fünf bis sechs Sprachen redeten, erwidert man. Doch wie sprachen sie? Ein deutsches Kind sprach deutsch-französisch, deutsch-italienisch, seine Worte waren dann nicht deutsch, wohl aber seine Sprache.

Die alten Sprachen sind todt, man ahmt nach, was man in den lateinischen Klassikern findet, das nennen sie latein sprechen. Französisches läßt man von den Knaben in lateinische Worte übersetzen, später läßt man sie Phrasen aus Cicero, Verse aus Virgil zusammen flicken. Dann glauben auch die Schüler latein sprechen zu können, wo sind die Leute dem zu widersprechen?" —

Der deutsche Knabe wird gewöhnlich, wenn er latein spricht, entweder etwas in deutsch-latein oder nichts in auswendig gelernten lateinischen Phrasen sagen.

Gegen die bloßen Wortlehren ohne alles reale Fundament, gegen das stete Beschäftigen mit einer Welt von Abbildern, mit der Sprachwelt, ohne sich im mindesten um die Urbilder zu bekümmern, eiferte schon Comenius.

19. Geographischer Unterricht.

„In jeder Wißenschaft ist die Kenntnis von Zeichen, ohne Kenntnis der bezeichneten Dinge, nichtig. Beim Unterricht der Kinder bleibt man aber bei den Zeichen stehen. So beim geographischen, da man Karten zeigt und die darauf verzeichneten Namen von Ländern, Orten rc. beibringt, welche für das Kind eben nur auf dem Papier existiren. Ein geographisches Lehrbuch begann mit der Frage: was ist die Welt? Antwort: es ist eine Kugel aus Pappe. — Nach zweijährigem, gewöhnlichem geographischen Unterricht der Art, findet sich ein Schüler nach den erhaltenen Regeln nicht von Paris bis nach Saint Denis, er findet sich nicht in seines Vaters Garten nach einem Plane zurecht. So sind die Doctoren, welche über Peking, Ispahan, Mexiko und alle Länder der Erde genauen Bescheid wißen."

20. Geschichtsunterricht.

„Man lehrt historische Thatsachen, deren Sinn und Zusammenhang der Schüler nicht faßt. Wenn Alexander die Arznei seines Arztes trinkt, welcher des Verraths beschuldigt war, so bewunderte ihn ein Knabe, weil er den widerwärtig schmeckenden Trank mit einem Zuge hinunterschluckte. Gelehrte treiben es freilich eben so urtheillos.

21. „Auswendig lernen

soll der Zögling nichts, auch nicht La Fontaine's Fabeln, welche, troß ihrer anscheinenden Naivetät, von keinem Kinde verstanden werden; verstünde es sie, desto schlimmer."

22. Lesen lernen.

„Lesen ist die unselige Beschäftigung der Kinder. Emil muß im zwölften Jahre kaum wißen, was ein Buch ist. Wie viele Künsteleien erfand man um das Lesenlernen zu erleichtern. Das wichtigste Erleichterungsmittel für den Lehrer ist es, wenn er im Zögling ein Interesse am Lesen erweckt. Je weniger man die Kinder zu etwas treibt und drängt, um so sicherer erlangt man es. Gerade weil mir wenig daran liegt, ob der Knabe vor dem fünfzehnten Jahre lesen kann, wird er vielleicht schon im zehnten Jahre schreiben und lesen können." —

Die ängstliche, thörichte Besorgnis der Eltern, daß ihre Kinder nicht früh genug lesen lernen möchten, scheint in unserer Zeit mit jedem Jahr zu wachsen, und zugleich die Menge schwächlicher, Kindlichkeit affectirender Kinderschriften, eben für jene Kinder bestimmt, welche zu früh lesen gelernt.

23. Erziehen zur Geistesgegenwart.

„Befolgt ihr Regeln, welche den herkömmlichen gradezu widersprechen, bemüht ihr euch, euren Zögling immer in sich gesammelt [1] und aufmerksam auf das zu erhalten, was ihn unmittelbar berührt, statt ihn unaufhörlich in andere Klimaten, andere Zeiten, bis an die Enden der Erde, ja bis zu den Himmeln herumirren zu laßen, dann werdet ihr

1) A le tenir toujours en lui même; geistesgegenwärtig, das Gegentheil von zerstreut.

ihn späterhin zum Begreifen, zum Festhalten im Gedächtnis, ja selbst zum Räsonniren fähig finden; so ist die Ordnung der Natur." Ist es hier auf ein Leben in der Gegenwart nach Art der alten Griechen oder nach Art der Karaiben abgesehen?

24. Leibesübung.

„Zugleich übt den Leib des Zöglings auf alle Weise; es ist ein erbärmlicher Irrthum, wenn man wähnt, das thue der Geistesbildung Abbruch. Laßt den Zögling nur aufwachsen, ohne auf Schritt und Tritt gegängelt und gehofmeistert zu werden, so daß er sich selbst helfen und rathen muß, dann wird er immer Leib und Seele zugleich üben. So üben freie Wilde, aber nicht dienstbare Bauern den Leib. Möge der Zögling einst den Verstand eines Weisen mit der Stärke des Athleten in sich vereinen!" Freie Wilde, Athleten — bedenkliche Worte.

25. Verhaltungsregeln für den Hofmeister.

„Es ist eine schwere Kunst, den Zögling ohne stetes Befehlen zu leiten und Alles zu thun, indem man nichts thut.

Das Kind liest gewöhnlich viel beßer in der Seele des Lehrers, als dieser im Herzen des Kindes, daher das Kind meist im Vortheil gegen den Lehrer ist.

Herrscht so, daß das Kind sich frei glaube und nicht gereizt sei, sich gegen euch zu verstellen, eure Schwächen zu erspähen und euch auf den Dienst zu passen.

Die Capricen der Kinder sind meist Frucht verkehrter Erziehung, da man sie nach Laune befehlen läßt und ihnen gehorcht!" Wahrheiten, welche Rousseau aus eigener Erfahrung — er war ja Hofmeister — entnommen zu haben scheint.

26. Der Leib vermittelt die Geistesbildung. Abhärtung.

„Was der menschliche Verstand aufnimmt, wird ihm durch die Sinne zugeführt, das Sinnliche bildet die Basis des Intellectuellen; unsere Füße, unsere Hände, unsere Augen lehren uns zuerst Philosophie. Darum muß man Glieder und Sinne als Instrumente unserer Intelligenz üben, und eben deswegen muß der Leib gesund und stark sein.

Gymnastik gab den Alten diese Energie des Leibes und der Seele, welche sie auffallend vor den Neueren auszeichnet.

Man gebe weite Kleider, in denen sich das Kind frei und bequem bewegen kann, selbst im Winter trage es Sommerkleider; keine Kopfbedeckung, auch erhitzt trinke es kalt Waßer; es schlafe nicht in weichen Betten. — Schwimmen lernen ist wichtiger als Reiten lernen." Rousseau lobt Lockes Weise die Kinder leiblich abzuhärten, nur verwirft er dessen Warnung gegen das Trinken und das Lagern auf feuchtem Boden, wenn das Kind erhitzt ist. Aus Haß gegen französische Verweichlichung und Bewunderung karaibischer Abhärtung übertreibt er Alles.

27. Sinnenbildung. Das Gefühl.

„Die Sinne bilden sich am frühesten im Kinde aus; ihre Vervollkommnung sollte man daher zuerst ins Auge faßen, aber eben sie vergißt oder vernachläßigt man am meisten. — Uebt nicht bloß die Kräfte der Kinder, übt alle Sinne, welche die Kräfte regieren, benützt möglichst jeden Sinn, prüft die Eindrücke des einen Sinnes durch die der andern. Meßt, zählt, wägt, vergleicht.

Die Blinden haben das feinste Gefühl, sehende Kinder könnten es eben so ausbilden durch Uebungen und Spiele im Finstern, wodurch auch die in der Dunkelheit durch Thätigkeit der Phantasie bewirkte Furcht vertrieben würde.

Die Fingerspitzen sollten feinhäutig und reizbar sein; durchs Befühlen erfährt man vieles klarer und gewisser als durch die Augen. Dagegen sollten die Fußsohlen zum Barfußgehen abgehärtet werden." — Rousseau dringt mit großem Recht auf Ausbildung der Sinne. Doch geschieht es mehr, als wollte er ein Karaibenkind für die sciences exactes der Franzosen befähigen oder ein französisches Kind für die Lebensweise eines Wilden. Von Ausbildung des Auges für das Schöne ist nicht die Rede, wie überhaupt nicht von schönen, nur von nützlichen Künsten.

28. Das Gesicht.

Zeichnen. Geometrie.

„Das Gesicht irrt oft durch sein weites Feld und die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche es umfaßt; es verleitet zu vorschnellem Urtheil. — Die Täuschungen der Perspective sind uns zur Schätzung

des Raumes unentbehrlich, ohne die Abstufungen der Größe und des Lichts könnten wir keine Entfernung schätzen, oder es gäbe vielmehr für uns keine. Wenn uns von zwei gleich großen Bäumen der auf 100 Schritt entfernte eben so groß und klar erschiene, als der nur 10 Schritt entfernte, so würden wir meinen, beide stünden neben einander. Erschienen uns alle Gegenstände in ihrer wahren Größe, so würden wir keinen Raum bemerken. —

Die Größe des Augenwinkels, unter welchem wir Gegenstände wahrnehmen, wird zugleich durch die Größe und die Entfernung derselben bestimmt. Wie sollen wir aber unterscheiden, wenn uns ein Gegenstand kleiner als der andere erscheint, ob dieß durch seine wahre Größe oder durch seine weitere Entfernung bewirkt wird? —

Die Kinder müßen im Schätzen der Größen und Entfernungen geübt werden, so wie Architekten, Feldmeßer u. a. hierin geübt sind. Ohne Fühlen, ohne fortschreitende Bewegung, ohne Meßen würden uns auch die besten Augen keinen Begriff vom Raume geben. Für die Auster ist das Universum ein Punkt. — An die Uebungen des Schätzens schließt sich das Zeichnen der Kinder an, welches ganz auf den Gesetzen der Perspective beruht. Man laße aber nicht nach Vorlegeblättern, sondern nach der Natur zeichnen; es ist hierbei mehr drauf abgesehen, daß der Zögling richtig sehen und auffaßen, als daß er kunstmäßig zeichnen lerne. —

Geometrie ist für Kinder, wie Zeichnen, zunächst eine Augenkunst, auf Anschauung gegründet. Macht genaue Figuren, setzt sie zusammen, deckt eine mit der andern, prüft ihre Verhältnisse. Von Beobachtung zu Beobachtung fortschreitend, werdet ihr die ganze Elementargeometrie finden, ohne daß von Definitionen und Problemen die Rede wäre, noch von einer andern Beweisform als durch Deckung.

Man vernachläßigt die Richtigkeit der Figuren, man setzt sie voraus und hält sich an die Beweisführung. Uns, im Gegentheil, wird es vornehmlich wichtig sein, möglichst gerade, richtige, gleiche Linien zu ziehen, möglichst vollkommene Quadrate und Kreise zu zeichnen.

In Turin gab man einem Knaben Waffeln von gleichem Umfange, aber von der verschiedensten Gestalt; der Knabe bot alles auf, um herauszubringen, welche Gestalt den größten Inhalt hatte.

Kinderspiele sollten das Auge, ja alle Organe üben. Was Kinder

schon leisten können, zeigt sich, wenn sie Seiltänzerkünste machen. Gibts einen Zeitvertreib der Kinder, welchen der Hofmeister nicht lehrreich für sie machen könnte?“ — Was Rousseau hier über das Lehren der Geometrie sagt, dürfte vorzüglich Berücksichtigung verdienen. Aus wahren, reinlichen geometrischen Zeichnungen entwickeln sich wahre, reinliche geometrische Begriffe.

29. Das Gehör.

Sprechen. Singen.

„Das Kind vergleiche Gesichts- und Gehöreindrücke, die zusammengehören, es bemerke z. B., daß der Blitz früher gesehen wird, als man dessen Donner hört.

Die Stimme entspricht als thätiges Organ dem leidenden des Hörens, beide bilden einander wechselseitig.

Der Zögling spreche schlicht. Laßt ihn ja nicht declamiren; er wird zu viel gesunden Sinn haben, um Dinge, die er nicht versteht, mit Betonung, Gefühle, die er nicht hat, mit Ausdruck vorzutragen. Lehrt ihn ohne Anstoß deutlich, ohne Affectation und so laut sprechen, daß er verstanden werde; lehrt ihn richtig und wohlklingend singen, nur keine Opernmusik; bildet sein Ohr für Tact und Harmonie.“ — Der musikalische Sinn Rousseaus läßt ihn hier einmal sein Huronenideal vergeßen, auch fragt er nicht: wozu die Musik nütze sei.

30. Der Geschmack.

„Im Urstande waren den einfachen Menschen die Nahrungsmittel, welche ihnen am besten schmeckten, auch am gesündesten. Den Kindern ist der primitive Geschmack möglichst zu erhalten, ihre Nahrung sei gewöhnlich und einfach, nicht pikant; Fleischspeisen sind nicht für sie. — Bei solcher Nahrung laßt sie eßen, so viel sie mögen. — Eßen ist die Leidenschaft der Kinder. Daher laßen sie sich durch gute Bißen (par leur bouche) führen; jedenfalls ist dieß natürliche, sinnliche Motiv dem der Eitelkeit weit vorzuziehen. Gefräßigkeit tritt zurück, Eitelkeit nimmt zu mit den Jahren.“ —

31. Der Geruch.

„Er verhält sich zum Geschmack, wie das Gesicht zum Gefühl. Bei den Kindern ist er nicht sehr thätig.“

32. Sens commun. Ideenbildung.

[1]„Ein sechster Sinn entspringt aus dem gehörigen Gebrauch der übrigen Sinne, nämlich der Sens commun (Gemeinsinn.) Er wohnt im Gehirn, seine nur innerlichen Empfindungen nennt man ‚Perceptionen oder Ideen‘ (?) Die Zahl dieser Ideen bestimmt den Umfang unserer Kenntnisse, die Kunst sie unter einander zu vergleichen, nennt man menschliche Vernunft. Die sensitive oder Kindervernunft bildet einfache Ideen durch das Zusammenfaßen mehrerer sinnlicher Eindrücke (sensations); die intellectuelle Vernunft bildet zusammengesetzte Ideen aus mehreren einfachen.“

33. Charakteristik des zwölfjährigen Emil.

„Sein Aeußeres verräth Sicherheit (assurance) und Zufriedenheit; er spricht naiv, einfach und schwätzt nichts unnützes. Seine Ideen sind beschränkt aber klar; er weiß nichts auswendig gelerntes, aber viel durch Erfahrung. Liest er weniger gut in unsern Büchern, so liest er desto beßer im Buch der Natur; er hat weniger Gedächtnis als Urtheilskraft; er spricht nur eine Sprache, versteht aber, was er sagt; spricht er nicht so gut als die andern, so ist er geschickter als sie zum Thun. Routine, Gebrauch, Angewöhnung kennt er nicht, sein gestriges Handeln bestimmt das heutige nicht. Weder Autorität noch Beispiel imponiren ihm, er handelt und spricht nur wie es ihm zusagt. Er weiß nichts von einstudirten Reden und Manieren, aber sein Ausdruck entspricht seinen Ideen, seine Aufführung entspringt aus seinen Neigungen.

Er hat wenige, aber seinem Alter entsprechende moralische Begriffe. Sprecht ihr ihm von Pflicht, Gehorsam, so weiß er nicht, was ihr wollt; befehlt ihm etwas, so versteht er euch nicht, sagt ihr aber zu ihm: wenn du mir das zu Gefallen thust, so werde ich dir gelegentlich wieder etwas zu Gefallen thun, so wird er augenblicklich sich beeifern, euren Wunsch zu erfüllen, denn nichts ist ihm lieber als Erweiterung seiner Herrschaft und Rechtsansprüche an euch zu erlangen, welche er für unverletzlich hält.

Hat er selbst Hilfe nöthig, so nimmt er den ersten, der ihm begegnet,

1) Vgl. 17 und 42.

in Anspruch, gleichviel ob es ein König oder ein Bedienter ist; alle Menschen sind noch in seinen Augen einander gleich. Ihr seht es dem Bittenden an, daß er fühlt, niemand sei verpflichtet, ihm die Bitte zu gewähren. Er ist einfach und lakonisch in seinen Ausdrücken, weder kriechend, noch herrisch. Gewährt ihr ihm seine Bitte, so wird er euch nicht danken, aber fühlen, daß er euer Schuldner geworden ist; gewährt ihr sie nicht, so wird er sich nicht beklagen, nicht in euch dringen, sondern sich darein schicken. —

Lebhaft, thätig, unternimmt er nichts, was seine Kräfte übersteigt, die er erprobt hat und kennt. Er hat ein aufmerksames, verständiges Auge: er thut keine unnütze Fragen über alles was er sieht, sondern untersucht es selbst. Da seine Imagination noch unthätig ist und man nichts gethan hat, sie aufzuregen, so sieht er nur was wirklich da ist, überschätzt die Gefahren nicht und bleibt stets bei kaltem Blute.

Mag er sich beschäftigen oder spielen, beides ist für ihn gleich, seine Spiele sind seine Beschäftigungen; er findet zwischen beiden keinen Unterschied. Unter den Stadtkindern ist keines geschickter, alle sind schwächer als er; den Bauerkindern an Stärke gleich, übertrifft er sie in Gewandtheit. Im Laufen, Springen, Schätzen der Entfernungen ist er Meister. Er ist gemacht, seine Altersgenoßen zu leiten, durch Talent und Erfahrung, ohne andere Autorisation. Ohne befehlen zu wollen, wird er den Andern voranstehen, sie werden ihm gehorchen, ohne es zu bemerken.

Er ist ein reifes Kind und hat ein Kinderleben geführt, sein Glück auch nicht für seine Bildung hingegeben. Stirbt er jung, so hat man doch nur seinen Tod, nicht auch sein Leben zu beweinen.

Für einen so gebildeten Knaben haben gewöhnliche Menschen freilich kein Auge, sie sehen in ihm nur einen Schlingel (polisson). Der Lehrer kann nicht mit ihm Parade machen, ihm nichts abfragen und darauf geht doch die Lehrweise der Meisten aus."

Ein gesunder, starker, gewandter, sinnengeübter Knabe, ein methodisch für eine rein irdische Existenz und kalte Selbständigkeit dressirter, ein französirtes Karaiben- oder karaibisirtes Franzosenkind, ohne Phantasie, ohne Poesie, ohne Liebe, ohne Gott. —

— —

Drittes Buch.

Emil vom zwölften bis zum fünfzehnten Lebensjahre.

34. Wißenstrieb. Methode. Autoritätsglaube.

„Neugierde wird nun rege, sie bewegt den Knaben von jetzt an. Zur natürlichen Neugierde gesellt sich das eitle Streben, für gelehrt zu gelten. — Sinnliche Eindrücke müßen zu Ideen ausgebildet werden, nur müßen wir nicht plötzlich von sinnlichen zu intellectuellen Objecten überspringen. Die Welt, Thatsachen, nicht Bücher müßen die Lehrer sein, es müßen nicht bloße Worte gelernt werden.

Der Zögling wiße nichts, weil ihr es ihm gesagt, sondern weil er es begriffen hat, er lerne die Wißenschaft nicht, er erfinde sie. Wenn ihr ihm je eine Autorität statt der Gründe gebt, so wird er nicht mehr selbst denken, sondern das Spielwerk fremder Meinungen sein." —

Ein Aeußerstes zieht das entgegengesetzte Aeußerste nach sich. Behandelten früher unverständige, harte Lehrer die Knaben als todte Gefäße, in welche man lateinische Vocabeln, geometrische Beweise u. s. w. hineinfüllte, so sollen sie nach Rousseau alles selbst erfinden; machten früher tyrannische Lehrer überall ihre Autorität gewaltsam geltend, so soll plötzlich keine Autorität mehr gelten. Aus einem pädagogischen Siècle de Louis XIV. werden wir in eine pädagogische Revolutionszeit versetzt.

Wehe den Knaben denen keine Autorität mehr heilig ist, welche aller Ehrfurcht und Liebe gegen Eltern und Lehrer baar sind.

35. Anfänge der Astronomie.

„Ein schöner Sonnenaufgang. Der Lehrer ist in Entzücken, der dreizehnjährige Knabe aber noch nicht reif, um an einem herrlichen Frühlingsmorgen Freude haben zu können. Es wäre thöricht, wenn der Lehrer sich abmühte, dem Zögling sein Entzücken einzureden.

Für den Knaben gehören keine Beschreibungen, keine Beredtsamkeit noch Poesie, von Gefühl und Geschmack ist bei ihm keine Rede. Bleibt gegen ihn klar, einfach und kalt. Macht den Knaben nur auf die Aufgangs- und Untergangspunkte der Sonne aufmerksam und laßt ihn drüber grübeln, wie die Sonne aus Westen nach Osten zurückkehre. Die Beobachtung, wie sie von Osten nach Westen über den Himmel

zieht, deutet auf die Antwort. — Weiter macht aufmerksam auf den Wechsel der Auf- und Untergangspunkte nach den Jahreszeiten. Alles dieß, ohne eine Armillarsphäre zu Hilfe zu nehmen, deren Kreise den Knaben verwirren."

Als müßte man beim schönen Sonnenaufgang entweder auf Rousseaus Weise pseudopoetisch sieden, oder — was er dem zwölfjährigen Knaben auferlegt — bei astronomischer Beobachtung frieren. Gibt es kein Drittes?

36. Anfänge der Geographie und Physik. Methode.

„Der geographische Unterricht gehe vom Wohnhause und Wohnort aus. Der Zögling entwerfe Karten von der Umgebung, um zu lernen, wie Karten entstehen und was sie vorstellen. —

Es gilt weniger dem Knaben Wißenschaften zu lehren, als ihm Geschmack an denselben einzuflößen und Methoden zu geben, um sie zu erlernen, wenn sich sein Geschmack erst mehr entwickelt hat. — In diesem Alter muß man ihn auch daran gewöhnen, einen Gegenstand mit ausdaurender Aufmerksamkeit zu verfolgen, doch nie bis zum Ueberdruß. — Frägt er, um sich zu unterrichten, so antwortet ihm so viel als nöthig, um seine Neugierde zu reizen, laßt euch aber nicht von ihm durch unaufhörliches, albernes Fragen ermüden. — Die Philosophie entwickelt die Wißenschaften von Principien aus, nicht so die Lehrmethode. Hier weist und führt ein einzelnes Object auf ein folgendes, da feßelt Neugier die Aufmerksamkeit. — —

Hat der Zögling die Mittagslinie nach dem Schatten gefunden und gezogen, so bemerkt er auch, daß der Kompaß ihm die Mittagslinie ersetzt.

Der Unterricht in der Physik beginne mit den einfachsten Erfahrungen, ja nicht mit Instrumenten. Diese müßen vielmehr aus solchen Erfahrungen hervorgehen, ja, wenn auch noch so unvollkommen, vom Lehrer und Zögling selbst angefertigt werden. Durch solche selbständige Thätigkeit erwirbt man Begriffe von größerer Klarheit und Gewisheit. —

Die vielen Instrumente, welche man ersand, um uns beim Experimentiren zu führen und der mangelhaften Sicherheit der Sinne zu Hilfe zu kommen, sie sind schuld, daß man die Sinne weniger übt. Je mehr sich unsere Werkzeuge vervollkommnen, um so grober und ungeschickter werden unsere Organe.

Rein speculative Kenntnisse sind nicht für Kinder, selbst nicht für solche, welche sich dem Jünglingsalter nähern. Doch müßt ihr darauf sehen, daß alle ihre Experimente eine Kette bilden, um sie mit Hilfe dieser Kette im Verstande zu ordnen, denn ganz vereinzelte Thatsachen und Beweisführungen haften nicht im Gedächtnis. —

Beim Aufsuchen der Naturgesetze beginnt immer mit den gemeinsten und augenfälligsten Erscheinungen."

Meist vortreffliche Bemerkungen über naturwißenschaftlichen Elementarunterricht. Den geographischen Unterricht wollte schon früher Comenius, später Pestalozzi mit den nächsten Umgebungen beginnen. Frische Knaben orientiren sich aber, wofern man ihnen nur Freiheit läßt, ohne mit dem Lehrer langweilige topographische Spaziergänge zu machen. Man lehre doch nichts, was der Knabe frei, ohne alle Anweisung erlebt. Rousseaus Hofmeister, welcher bei jedem Ausflug, ja bei jedem Spiel, den Kindern etwas beibringen will, müßte diesen unleidlich sein.

37. Keine Autorität.

„Das Kind thue nichts aufs Wort; ihm ist nur das gut, was es selbst als gut erkennt. Ihr raubt ihm durch eure Weise den Mutterwitz, ihr gewöhnt es sich immer leiten zu laßen, nur eine Maschine in anderer Händen sein. Vom Kinde Gelehrigkeit verlangen, heißt verlangen, daß es erwachsen leichtgläubig werde und sich am Narrenseil führen laße. Es hilft nichts, dem Knaben zu sagen: man befehle ihm etwas zu seinem eigenen Besten, später werde er das einsehen. Das heißt jedem Schwärmer, Charlatan und Betrüger in die Hände arbeiten, welcher den Knaben in spätern Jahren in sein Netz locken will." [1]

38. Gegen vorgreifendes Lernen. Wozu nütze?

„Das Kind lerne, was es für sein Alter, nicht vorgreifend das, was es in spätern Jahren zu wißen nöthig hat. Aber, sagt ihr, kann man denn das Nöthige erlernen im Moment, da man es anwenden soll? Ich weiß nicht, aber das weiß ich, man kann es nicht früher lernen, denn unsere wahren Lehrmeister sind Erfahrung und Gefühl, und nur durch bestimmte Lagen, in welche der Mensch im Leben geräth,

1) Vgl. 34.

lernt er, was das Rechte sei. Wenn wir dem Zögling den Begriff des Nützlichen beigebracht, so haben wir hierdurch ein neues Mittel ihn zu leiten; er sieht ein, daß sich dieß Wort auf sein gegenwärtiges Wohlsein bezieht. Wozu ists nütze? Das ist forthin das geheiligte Wort, das Wort, welches zwischen Lehrer und Schüler alles Thun mißt, es ist die Frage, mit welcher jener eine Menge unnützer Fragen des Schülers zurückweist, aber auch die, welche der Schüler gelegentlich an den Lehrer richtet."

Es gibt verwerfliche, aber auch nothwendige Anticipationen beim Lernen. Samenkörner werden in die Kinderseele gelegt, welche Jahre lang, wie todt schlummern, aber sich lebendig regen, wenn der entsprechende Moment eintritt. Greise trösteten sich in der Todesstunde mit Versen aus Sterbeliedern, die sie als Kinder gelernt.

39. Schwächen verhehlen. Wortkarg sein. Eitelkeit als Motiv.

„Wo ist der Lehrer, welcher gegen den Schüler eingestehen mag, daß er geirrt? — Hat der Lehrer auf Fragen des Schülers keine Antwort zur Hand, so mag er dieß ohne Umstände sagen.

Ueberhaupt vermeide man weitläuftige Explicationen, welche von Lehrern oft nur gegeben werden, um sich vor gegenwärtigen Erwachsenen sehen zu laßen.

Man bleibe bei der Sache. Wir legen zu großes Gewicht auf Worte, und unsere geschwätzige Erziehung bildet Schwätzer. Ein Knabe, der sich verirrt, erfährt so beßer, wozu das Orientiren nach der Sonne nütze sei, als durch langes Demonstriren. Wo man kann, lehre man durch die That.

Was der Knabe nur durch Anspannung seiner Eitelkeit lernt, mag er lieber gar nicht lernen." — Vortrefflich.

40. Bücher. Robinson. Werkstätten.

„Aus Büchern lernt man über Dinge sprechen, die man nicht versteht. —

Es gibt aber ein Buch, das als der trefflichste Tractat über naturgemäße Erziehung betrachtet werden kann; ein Buch, das lange Zeit die ganze Bibliothek des Zöglings bilden möge — nämlich Robinson Crusoe. Robinson, isolirt auf einer Insel, genöthigt alles, was ihm nöthig,

durchaus selbst zu schaffen, werde des Knaben Ideal, der fortan nur nach dem fragen wird, was ihm auf einer Robinsoninsel nöthig sei.

Der Lehrer besuche mit dem Zögling Werkstätten, laße ihn selbst Hand anlegen, wodurch er alles beßer verstehen lernt, als durch vieles Erklären. Er lerne zugleich die wahrhaft nützlichen Handwerker höher achten, als die in der Welt mehr geschätzten, sogenannten Künstler. Ein Schloßer soll ihm höher stehen als ein Goldschmied. Steinschneider, Vergolder sind in seinen Augen Tagediebe, welche sich mit unnützen Spielereien beschäftigen, selbst Uhrmacher gelten ihm wenig. Er würdigt alle menschlichen Arbeiten, und eben so alle Naturerzeugnisse, je nachdem sie zu seinem Nutzen, seiner Sicherheit und zu seinem Wohlbefinden beitragen; Eisen hält er viel höher als Gold, Glas höher als den Diamant. —

Es ist nicht gemeint: der Zögling solle alle und jede Gewerbe kennen lernen, nur die ihm nöthigsten kenne er genau und in ihrem Zusammenhange." —

Hier ergibt sichs klarer, was Rousseau mit der Frage: wozu nütze? meint. Auf rohe Weise schätzt er nur das, was durchaus dem Menschen zu seiner Subsistenz nöthig ist, [1] zu einem möglichst vollkommenen thierischen Dasein. Sogar Uhrmacher gelten ihm wenig — die höhere, schöne Kunst erwähnt er nicht einmal, so unnütz muß sie ihm erscheinen.

41. Egalité. Revolution. Handwerk erlernen.

„Eure Erziehung des Menschen richte sich nach dem, was er an sich selbst ist, nicht nach etwas Aeußerm. Indem ihr ihn ausschließlich für einen bestimmten Stand bildet, macht ihr ihn für jeden andern Stand unnütz und nur unglücklich, wenn seine Lage sich etwa ändert. Wie lächerlich ist ein großer Herr, der zum Bettler geworden und die Vorurtheile der Geburt in seinem Elende festhält; wie verächtlich ein verarmter Reicher, der sich völlig erniedrigt fühlt!

Ihr verlaßt euch auf die gegenwärtige gesellige Ordnung, ohne daran zu denken, daß diese Ordnung unvermeidlichen Veränderungen unterworfen und es euch unmöglich ist, die Revolution vorauszusehen, und zu verhindern, welche eure Kinder treffen kann. Der Große wird klein, der Reiche arm, der Monarch Unterthan. Wir nähern uns einer

1) Quousque possunt bestiae.

Krisis, dem Jahrhundert der Revolutionen. Es ist unmöglich, daß die großen Monarchien Europas noch lange dauern. Wer kann euch dafür gut sagen, was dann aus euch wird? Was Menschen geschaffen, können Menschen zerstören, nur der von der Natur aufgeprägte Charakter ist unauslöschlich und die Natur schafft weder Fürsten, noch Reiche, noch große Herren. Was wird dann in seiner Erniedrigung jener Satrap anfangen, welchen ihr nur für einen hohen Stand erzogen habt? Was in seiner Armut der Generalpächter, welcher nur von Golde lebt? — Glücklich der, welcher es dann versteht, den Stand zu verlaßen, welcher ihn verläßt, und ein Mensch zu bleiben dem Schicksal zum Trotz. — Der Ackerbau ist zwar das vorzüglichste Gewerbe, doch steht, wenn böse Zeit einbricht, der Handwerker unabhängiger. Laßt drum euren Sohn ein ehrliches, d. i. ein nützliches Handwerk lernen, z. B. das Schreinerhandwerk. Auch deswegen, um die Vorurtheile gegen das Handwerk zu überwinden. Nur hüte man sich neue Eitelkeit zu erzeugen, indem man sich bemüht, Eitelkeit zu bekämpfen.

Das große Geheimnis der Erziehung ist: es so einzurichten, daß Leibes- und Geistesübungen einander zur Erholung dienen."

Hier weißagt Rousseau die französische Revolution fast 30 Jahre vor ihrem Eintritt. Wie ein großer Baumeister den Dom beschreibt, dessen Bild vor seiner Seele steht, ehe auch nur der Grundstein gelegt ist, so steht dem großen Meister des Zerstörens das Bild des Greuels der Verwüstung vor der Seele, ehe die von ihm gelehrten Gesellen Hand ans Werk gelegt.

42. Sinnliche Eindrücke. Ideen. Urtheilen.

[1]„Nachdem wir Leib und Sinne des Zöglings zuerst geübt, übten wir auch seinen Verstand und seine Urtheilskraft. Zuletzt lehrten wir ihm seine Glieder im Dienste seiner Fähigkeiten zu gebrauchen. Wir haben ein handelndes und denkendes Wesen aus ihm gebildet; um den Menschen zu vollenden, müßen wir aus ihm nur noch ein liebendes und fühlendes Wesen machen, das heißt seine Vernunft durch das Gefühl vervollkommnen.

Hatte der Zögling zuerst nur sinnliche Empfindungen (sensations), so hat er nun Ideen und urtheilt. Denn durch Vergleichung mehrerer

1) Vgl. 32, 17.

auf einander folgender oder gleichzeitiger sinnlicher Eindrücke und durch ein Urtheil über dieselben entsteht eine Art zusammengesetzter Empfindung, ‚welche ich Idee nenne.‘ Beim (einfachen) sinnlichen Eindruck verhält sich die Urtheilskraft rein leidend, sie bestätigt nur, daß man wirklich fühle, was man fühlt; bei dem Begriff (perception) oder der Idee ist die Urtheilskraft thätig; sie stellt zusammen, vergleicht und bestimmt Verhältnisse, welche der Sinn nicht bestimmt.

Urtheilen verführt zu Irrthümern, besonders Gelehrte, weil die Eitelkeit, durch Urtheile zu glänzen, ihrer Einsicht vorausläuft. Unwißenheit, die da spricht: was gehts mich an? bewahrt allein vor Irrthum. So sprechen Wilde und Weise. Unser Zögling darf nicht so sprechen, er ist ein Wilder, aber bestimmt in Städten zu wohnen. — Am besten lernt man urtheilen, wenn man auf Vereinfachung der Erfahrungen hinarbeitet und gewitzigt mehr auf Vermeiden des Irrens ausgeht, als auf positive Erkenntnis der Wahrheit, auch lieber seine Unwißenheit bekennt, als etwas unzureichend darzuthun sich bemüht.“

43. Emil im fünfzehnten Lebensjahre.

„Genöthigt, durch sich selbst zu lernen, gebraucht er seinen eigenen, nicht anderer Menschen Verstand und gibt nichts auf Autorität. Kommen doch unsere meisten Irrthümer weniger von uns selbst als von andern. Durch diese stete Uebung hat sein Geist eine Kräftigkeit, ähnlich der, welche man dem Leibe durch Arbeit und Strapazen erwirbt. Eben dadurch schreitet er auch nur nach Maßgabe des Wachsthums seiner Kräfte fort. Ins Gedächtnis legt er einzig das nieder, was sein Verstand sich angeeignet hat. Er hat daher zwar nur wenige, aber keine halben Kenntnisse. Er weiß, daß er Vieles nicht weiß, sein Geist ist offen, entschloßen, und wenn nicht unterrichtet, doch unterrichtsfähig. Bei Allem was er thut, weiß er wozu es nütze; bei Allem was er glaubt, warum ers glaubt. Er schreitet wenig, aber sicher fort. Er hat nur Naturkenntnisse, keine geschichtlichen, von Metaphysik und Moral weiß er nichts. Er versteht es wenig, Ideen zu generalisiren und Abstractionen zu machen; er bemerkt Eigenschaften, die mehrern Körpern gemeinsam, ohne über das Wesen dieser Eigenschaften zu räsonniren. Was ihm fremd, würdigt er nur im Verhältnis zu sich, aber diese Würdigung

ist genau und sicher. Was ihm am nützlichsten, das hält er am höchsten und gibt nichts auf die Meinung.

Emil ist arbeitsam, mäßig, geduldig, fest, muthig. Seine, auf keine Weise erhitzte Phantasie vergrößert ihm nie die Gefahren, er kann standhaft Leiden ertragen, weil man ihm nicht beigebracht, sich gegen das Geschick aufzulehnen. Was der Tod sei, weiß er noch nicht recht, aber gewöhnt, sich ohne Widerstand dem Gesetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, wird er, wenn er sterben muß, ohne Seufzen und ohne sich anzustellen, sterben. Mehr verlangt die Natur nicht von uns in diesem von Allen verabscheuten Moment. Frei leben, sein Herz wenig an menschliche Dinge hängen, das ist das sicherste Mittel sterben zu lernen.

Gesellschaftliche Tugenden fehlen dem Emil. Er betrachtet sich ohne Rücksicht auf andere; es ist ihm recht, daß andere nicht an ihn denken. Er macht an niemanden Anforderungen und glaubt niemandem etwas schuldig zu sein. Allein in der Gesellschaft stehend, rechnet er nur auf sich selbst, und kann es mehr als andere seines Alters. Er hat keine Irrthümer und Laster, die unvermeidlichen ausgenommen. Sein Leib ist gesund, seine Glieder sind geschickt, sein Verstand richtig und ohne Vorurtheile, sein Herz frei und ohne Leidenschaften. Die Eigenliebe, die erste und natürlichste von allen Leidenschaften, ist in ihm kaum hervorgetreten. Ohne jemandes Ruhe zu stören, hat er so zufrieden, glücklich und frei gelebt, als die Natur nur immer erlaubt. Findet ihr, daß ein also in sein fünfzehntes Lebensjahr eingetretenes Kind seine früheren Jahre verloren habe?" — So fragt Rousseau, als wäre er seiner Sache ganz sicher. Was ich vom zwölfjährigen Emil gesagt,[1] gilt vom fünfzehnjährigen in noch größerem Maaße. Man friert bei der Charakteristik des kalten Knaben, welcher durch die große Kunst des Hofmeisters zu einer Selbständigkeit gediehen ist, daß er nicht nach Gott und Menschen fragt, kein Bedürfnis nach Liebe fühlt, keinen Sinn für Poesie hat. Ein flaches Verstehen der Sinnenwelt und die leiblichen Fertigkeiten eines Wilden sind das Höchste, was erstrebt wird; von einem ächten, ethischen Ideale kann da nicht die Rede sein, wo das Herz aller Tugenden, die Liebe fehlt. Nur das irdische Dasein ist ins Auge gefaßt; der Tod macht solchem pädagogischen Meisterstück ein Ende; Emil würde ihn mit thierischer Resignation erdulden. —

1) S. Nr. 33.

Viertes Buch.

Emil vom fünfzehnten Lebensjahre bis zu seiner Verheiratung.

44. Pubertät. Selbstliebe. Eigenliebe. Unschuld.

„Die Pubertät tritt nun ein, mit ihr regen sich die Leidenschaften, deren Quelle die Selbstliebe (l'amour de soi). Diese Liebe treibt jeden, für seine Erhaltung zu sorgen. Was uns dient, suchen wir daher, was uns dienen will, lieben wir; was uns schadet, fliehen wir, was uns schaden will, haßen wir. Das Kind fühlt anfangs Wohlwollen, weil alle ihm dienen, welche ihm nahen. Erweitert sich aber der Kreis seiner Umgebungen, so erwacht das Gefühl seiner Verhältnisse zu den Andern, es vergleicht sich mit ihnen; seine Selbstliebe verwandelt sich in Eigenliebe (amour propre), welche sich über andere erhebt und sogar fordert, daß diese ihn höher halten sollen als sich selbst. Haß und Zorn entspringen aus der Eigenliebe. — Es ist wahr, daß die Kinder, da sie nicht immer allein leben können, schwerlich immer gut leben werden. Aus der in Eigenliebe verwandelten Selbstliebe entspringt in kleinen Seelen Eitelkeit, in großen, Stolz; Leidenschaften, welche nur durch unsere Schuld in Kinderherzen keimen, bei Jünglingen aber selbst gegen unsern Willen. —

Die Pubertätsentwicklung wird widernatürlich beeilt, man halte sie vielmehr möglichst zurück. — Ueber Geschlechtsverhältnisse belüge man die Kinder nicht, hüte sich besonders ihre Neugier in Bezug auf dieselben zu reizen, schweige darüber, sage ihnen aber, was man nicht für immer geheim halten kann. —

Ein Kind, das nicht mit bösen Anlagen geboren ist (qui n'est pas mal né) und bis zum zwanzigsten Jahre seine Unschuld bewahrt hat, das ist in diesem Alter der großmüthigste, beste, liebendste und liebenswürdigste Mensch. So etwas habt ihr nicht gehört, ich glaube es wohl, eure im tiefsten Verderben der Schulen aufgewachsenen Philosophen können das freilich nicht wißen."

Emil tritt in die Jahre, da bei wachsender Freiheit die Sünde freier hervortritt, und die Feigenblätter rousseauscher Sophistik immer weniger ausreichen, sie zu bedecken. Dennoch bleibt der Verfaßer mög-

lichst dabei, daß alles Böse nicht aus dem Herzen, sondern einzig durch Andere ins Herz komme.

45. Glück. Liebe. Mitleid. Dankbarkeit.

Es folgen nun Anweisungen zur ethischen Erziehung, z. B. man solle den Jüngling bewahren, daß er nicht glänzendes Scheinglück für wahres, wünschenswerthes Glück halte; solle ihm nicht heuchlerische Phrasen von Liebes- und Mitleidsbezeugungen lehren, vielmehr ächtes Mitleidsgefühl einflößen. Undank sei dem Menschen nicht natürlich, er werde aber durch Wohlthäter erregt, die sich selbstsüchtig zeigen. —

46. Menschenkenntnis.

„Wenn in Emil die Eigenliebe erwacht, so vergleicht er sich mit seines Gleichen und sucht unter ihnen den ersten Platz zu behaupten. Jetzt ist es Zeit, ihn mit den socialen Verhältnissen, mit der natürlichen und bürgerlichen Ungleichheit der Menschen bekannt zu machen. Er soll die Menschen in und unter ihrer geselligen Maske kennen, sie beklagen, nicht aber sie haßen lernen. Emil wiße, daß die Menschen von Natur gut sind, er begreife aber, wie sie durch die Gesellschaft schlecht und verkehrt werden; in ihren Vorurtheilen sehe er die Quelle aller ihrer Laster; er fühle sich getrieben jeden Einzelnen zu schätzen, die Menge aber zu verachten."

47. Geschichtsstudium.

„Auch ist es nun Zeit, Emil in die Geschichte einzuführen. Leider berichten die Geschichtschreiber meist nur Böses, Gutes bleibt unbekannt; dann entstellen sie die Thatsachen, weisen den Causalnexus nicht nach, urtheilen selbst, statt dieß dem Leser anheim zu stellen. Weg mit den modernen Geschichtschreibern, ihre Werke haben keinen Charakter, sehen doch alle unsere jetzigen Menschen einander gleich! Besonders taugen die systematisirenden Historiker nichts, sie wollen die Dinge nicht sehen wie sie sind, sondern wie sie in ihr System passen. Andere zeigen die Menschen nur im Staats-, nicht im Hauskleide. — Vor allen alten Geschichtschreibern eignet sich Plutarch am besten für die Jugend, besonders auch, weil er es nicht verschmäht, scheinbar kleine Züge großer Männer zu erzählen." —

48. Emil im Welttheater. Superklugheit.

„Emil betrachtet nun zum ersten Male das Theater der Welt, oder vielmehr er steht hinter der Schaubühne und sieht die Schauspieler, wie sie sich an- und auskleiden, er sieht, mit welch groben Kunstmitteln man die Zuschauer blendet. Es wird ihn empören zu erfahren, wie sich das Menschengeschlecht selbst zum Besten hat. In voller Freiheit aufgewachsen, beklagt er elende Könige, diese Sklaven aller, die ihnen gehorchen, falsche Weise in Feßeln ihrer eiteln Ehre, reiche Thoren, die Märtyrer ihres Luxus. Er läuft Gefahr, sich für weise, alle Andere für Narren zu halten; nur beschämende Erfahrungen können ihn vor dieser etwanigen Eitelkeit bewahren." Mehr und mehr tritt das Pädagogische zurück. Der Naturmensch Emil verwandelt sich in einen revolutionären Misanthropen, es ist Rousseau selbst unterm Namen Emil.

49. Emil ein Naturmensch.

„Man wird mich für einen Phantasten halten, und den Emil für ein Phantasiegebilde, weil er ganz von den gewöhnlichen Jünglingen verschieden ist. Man übersieht,[1] daß Emil ein Naturmensch ist, die andern Jünglinge aber nach Gutdünken der Menschen zugestutzt sind.

Solche sind im Alter Emils schon Philosophen und Theologen, während dieser noch nicht weiß, was Philosophie ist, ja von Gott noch nicht reden gehört hat.[2]

Ich bin kein Phantast, meine Pädagogik stammt aus Erfahrungen; indem ich, von Ständen, Völkern rc. abgesehen, habe ich das, was entschieden allen Menschen zukommt, gefunden, und dem gemäß den Emil erzogen, nicht einen Wilden für die Wälder, sondern einen Menschen, welcher im Wirbel der Gesellschaft selbständig sich behaupten soll." —

50. Religionsunterricht.

„Zunächst an die Sinnenwelt gewiesen, findet Abstractes, rein Intellectuelles kaum Eingang bei uns. Gott entzieht sich unsern Sinnen, das Wort Geist hat nur Sinn für den Philosophen. Der Mono-

1) Emile n'est pas l'homme de l'homme, c'est l'homme de la nature.
2) . . . qu'il ait même entendu parler de Dieu.

theismus ist durch Generalisation aus dem sinnlichen Polytheismus hervorgegangen.

Im fünfzehnten Jahre weiß Emil noch nicht, ob er eine Seele hat, vielleicht erfährt er es im achtzehnten noch zu früh."

Nun folgt eine Polemik gegen den katechetischen Unterricht. Der Glaube der Kinder und vieler Erwachsenen sei eine Sache der Geographie, es komme darauf an, ob sie in Rom oder in Mekka geboren seien. Ob davon das Seligwerden abhänge? —

„Ein Kind soll in der Religion seines Vaters erzogen werden, sagt man, und beweist ihm, diese sei die einzig wahre, die andern seien absurd. Hängt die Stärke dieser Beweisführung aber nur vom Lande ab, wo man sie führt, nur von Autorität, auf welche Emil nichts geben soll, wie dann? In welcher Religion werden wir ihn erziehen? Darauf die einfache Antwort: in keiner, wir wollen ihn nur in den Stand setzen die zu wählen, zu welcher ihn der beste Gebrauch seiner Vernunft führen muß."

Zum Schluß.

Nun folgt das Glaubensbekenntnis des savoyischen Vicar, welches bereits in der Einleitung besprochen worden ist.

Nach jenem Glaubensbekenntnis handelt Rousseau noch vorzugsweise von Geschlechtsverhältnissen.

Im fünften Buche schildert er Sophie, als Muster eines Mädchens. Der Hofmeister vermittelt die Heirat Emils mit Sophie. Als Emil Vater wird, entläßt er den Hofmeister mit den Worten: „Gott bewahre, daß ich euch den Sohn erziehen laße, nachdem ihr den Vater erzogen habt, daß eine so heilige und süße Pflicht durch einen andern als durch mich erfüllt werde." —

Locke sagt in seinem pädagogischen Werke: weil mein Zögling auf dem Punkt steht, sich zu verheiraten, so ist es Zeit, ihn sich selbst zu überlaßen. Was mich betrifft, bemerkt Rousseau, ich werde mich hüten, hierin Locke nachzuahmen. — Sonach wird Emil unnatürlich gehofmeistert bis er Vater wird. Die vom Hofmeister so überlegt und planmäßig gestiftete Ehe nimmt ein trauriges Ende. Sophie wird dem

Emil untreu, dieser verläßt sie aus Verzweiflung und geräth zuletzt nach Algier in die Sklaverei. [1]

Mit Locke einverstanden, breche ich hier ab, um so mehr, als schon im vierten Buche des Emil die Digressionen sich vervielfältigen und das pädagogische Ziel mehr und mehr aus den Augen verloren wird. [2]

Der von mir gegebene Auszug wird es rechtfertigen, daß ich den Emil ein eben so lehrreiches als verführerisches Werk genannt habe. Umgeben von einer in Fäulnis übergegangenen Civilisation, fand der Misanthrop viel lehrreiches durch bloßes Verwerfen des Gebräuchlichen. Aber Haß dringt nicht in das Wesen der Wahrheit, noch auf den tiefsten Grund des Verderbens der Völker. Das vermag nur die Liebe, sie allein vermag auch nur zu heilen. — Verführerisch wird Rousseau, indem er Wahrheit und Lüge, Heilsames und Heilloses aufs künstlichste vermischt, so daß nur ein unausgesetzt wachsamer, kritischer Leser das Gute vom Bösen scheidet. — Ich schließe mit dem wiederholten Wunsche: möchte der vorstehende Auszug und die hinzugefügten Bemerkungen dem Leser diese kritische Scheidung erleichtern!

11. Philanthropin.

Wenn Rousseau in Frankreich einen unberechenbaren politischen Einfluß übte, wenn er der Pharus der Revolutionsmänner war, so ward er dagegen in Deutschland und in der Schweiz Pharus vieler Pädagogen.

Ein großes Aufsehen machte das im Jahre 1774 zu Dessau gestiftete Philanthropin, in welchem man ganz den rousseauschen Ansichten folgte und sie auf alle Weise ins Leben zu rufen suchte. —

Der Name Philanthropin lebt noch fort, er ist fast zum Spottnamen geworden, um flache pädagogische Bestrebungen zu bezeichnen. Bei näherer Betrachtung dürfte es sich aber ergeben, daß der gegenwärtige Begriff des Philanthropinismus doch mehr einer von den

1) In einem Fragment: Emile et Sophie ou les solitaires, wird dieß von Rousseau erzählt, welcher hier zeigen will, wie ein, nach seinen Principien erzogener Mann, in den schwierigsten Lagen unbesiegt bleibe.

2) Doch finden sich einzelne treffende Bemerkungen in diesem Buche, so über Keuschheit der Bibel-Sprache, Unkeuschheit der französischen, über ausschweifendes Leben aus purer Eitelkeit u. s. w.

Hyperphilologen gebildeten Caricatur, als dem einstigen dessauischen Philanthropin selbst entspreche.

Ein getreue Schilderung des Philanthropins muß manches vergeßene Wunderliche, ja Alberne, wieder ins Gedächtnis rufen, sie wird aber auch viele redliche, uneigennützige Bemühungen treuer Arbeiter und heilsame Früchte jener Anstalt in Erinnerung bringen, welche auch vergeßen sind. —

Der Mann, welcher mit unermüdlichem Eifer die Stiftung des Philanthropins zu Stande brachte, war Basedow.[1]

Er wurde in Hamburg 1723 geboren, der Sohn eines Perruquiers und einer bis zum Wahnsinn melancholischen Mutter. Sein Vater hielt ihn so streng, daß der Knabe fortlief und Bedienter bei einem holsteinischen Landphysikus wurde. Auf heftiges Zureden des Vaters kehrte er nach Verlauf eines Jahrs, ins väterliche Haus zurück und besuchte das Johanneum, wo er sich durch unnütze Streiche auszeichnete. Im Jahre 1741 kam er auf das Gymnasium; hier war unter andern der bekannte Reimarus (der Verfaßer der wolfenbüttler Fragmente), sein Lehrer. Als Gymnasiast machte er viele Gedichte, z. B. eins in 100 Strophen über die Geschichtskunde. Durch Gelegenheitsgedichte und Informiren verdiente, durch Ausschweifungen verthat er Geld. Sein Studiren war ohne Regel und Ausdauer. Im Jahre 1744, 21 Jahre alt, gieng er auf die Universität Leipzig, um sich der Theologie zu widmen. Dort studirte er, wie er erzählt, fast nur auf seiner Stube, doch hörte er Crusius. Durch die wolfische Philosophie kam er „in eine Mitte zwischen dem Christenthum und Naturalismus," und gewann, wie er sich ausdrückt, „ungelernte Meinungen in der Philosophie." Im Jahre 1746 gieng er als Candidat nach Hamburg, 1749 erhielt er, 26 Jahre alt, eine Hofmeisterstelle bei einem Herrn von Quaalen in Holstein. An seinem siebenjährigen Zögling versuchte er eine neue Methode des Sprachunterrichts, wobei er selbst erst latein sprechen und schreiben lernte.[2] Französisch lehrte ihn die Gouvernante des Hauses, welche er heiratete. Im Jahr 1753 ward er Professor der Moral

1) Vgl. Schwarz Erziehungslehre 2, 1. S. 460; dann „Vierteljährige Nachrichten von Basedows Elementarwerk. 1771." S. 4—31, wo Basedow biographische Nachrichten von sich gibt, und „Beiträge zur Lebensgeschichte Joh. Bernhard Basedows. Magdeburg 1791."

2) Von dieser Methode gab er Nachricht in seiner Dissertation: De inusitata et optima honestioris juventutis erudiendae methodo. Kilonii 1752.

und schönen Wißenschaften auf der Ritterakademie zu Soröe. Eine von ihm herausgegebene „praktische Philosophie für alle Stände,“ zog ihm durch ihre Heterodoxie den Unwillen des Oberhofmeisters der Ritterakademie, Grafen Daneskiold, zu,[1] und er ward deshalb 1761 als Professor an das Gymnasium zu Altona versetzt. Hier verfaßte er zwei ebenfalls heterodoxe Bücher: „Philalethie“ und „Methodischer Unterricht, sowohl in der natürlichen als biblischen Religion.“ Mehrere Theologen, unter ihnen der Senior Götze in Hamburg, schrieben gegen diese Bücher, der hamburger Magistrat warnte; der lübecker Magistrat verbot sie bei 50 Thaler Strafe. Basedow ward nebst seiner Familie in Altona und der Nachbarschaft vom Abendmahl ausgeschloßen. — Von 1763 bis 1768 verfaßte er eine Menge theologischer Streitschriften. Im letzteren Jahre publicirte er eine „Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen, Studien und ihren Einfluß in die öffentliche Wohlfahrt,“ mit einem Plane eines Elementarbuchs der menschlichen Erkenntnis. Zugleich schrieb er an Kaiser, Könige, Akademien, Freimaurerlogen, Gelehrte rc., um sie für das von ihm herauszugebende Elementarbuch zu interessiren, und es glückte ihm bei den meisten.

Der dänische Minister Bernstorf, um ihm Muße für seine pädagogischen Bestrebungen zu verschaffen, entband ihn von seinen Amtspflichten, indem er ihm zugleich einen Gehalt von 800 Thalern zusicherte. —

Das erste zur Dauer bestimmte Buch für das Schulwesen war, wie Basedow selbst sagt, das „Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker.“[2] Hierin gab er „einen Plan aller seiner auf das Schulwesen gerichteten Wünsche und Vorsätze.“ Wie dieß Buch für Erwachsene bestimmt war, so das genannte, zu gleicher Zeit bearbeitete „Elementarwerk mit Kupfern“ für Kinder. Dieß wurde im Jahr 1785 zum zweiten Male aufgelegt, durch reichliche Unterstützungen ward die erste Ausgabe möglich, denn Kupfer kosten Geld, sagt Claudius.[3]

1) Doch soll Gellert dem Buche Beifall gegeben haben. (Beiträge 13.) Unter Anderm nahm Basedow auch damals Theil am Nordischen Aufseher, worüber er mit Lessing in Streit gerieth. Vgl. Berliner Literaturbriefe.

2) Ich habe die dritte Auflage dieses Buchs vom Jahre 1773 vor mir.

3) Im Jahre 1771, ehe die erste Ausgabe vollendet war, erhielt Basedow schon 7000 Reichsthaler Beihülfe. (Viertelj. Nachr. S. 20.) König Christian VII von Dänemark gab 900 Thaler, Kaiserin Katharina 1000 Thaler, der Großfürst Paul 500 Thaler, der Erbprinz von Braunschweig 200 Thaler. „Der hochvermögende

Mit Hülfe der Kupfersammlung sei im Elementarbuch gesorgt, wie Basedow bemerkt: a) für elementarischen Unterricht in Sach- und Worterkenntnis; b) für eine unvergleichbare und durch die Erfahrung bestätigte Methode, die Kinder ohne Verdruß und Zeitverlust lesen zu lehren; c) für Naturkenntnis; d) für Sittenlehre, Seelenerkenntnis und Vernunftlehre; e) „für einen sowohl gründlichen als ins Herz dringenden Unterricht in der natürlichen Religion und für eine solche unparteiische Beschreibung der übrigen Religionen, daß sie schlechterdings nicht anzeigt, von welcher Religion der Verfaßer selbst sei;" f) für Kenntnis der bürgerlichen Gesellschaft, des Commerzwesens 2c. Man sieht: es war auf eine ebenso umfaßende Encyklopädie alles für Kinder Wißenswürdigen abgesehen, wie einst bei des Comenius Orbis pictus; das Werk sollte mit seinen charakteristischen Kupferstichen den Orbis pictus des 18ten Jahrhunderts vorstellen.[1] Es erschien 1774 in vier Bänden und 100 größtentheils von Chodowiecki entworfenen Kupfertafeln. Von Mangelsdorf ward es, unter des bekannten Hofrath Kloß Aufsicht ins Lateinische, von Huber ins Französische, später auch ins Russische übersetzt. Etwas früher, im Jahre 1771, erschien Basedows „Agathokrator oder von Erziehung künftiger Regenten." „Ich habe, sagt er, die Erziehung eines alethinischen Prinzen, auch die nöthigen Vorbereitungen zu derselben, ferner die Wirkungen, als er König ward, darinnen beschrieben. Ich hoffe, diese werde eine der wirksamsten aller meiner Schriften, zum großen Segen der Nachwelt." — Ein Menschenalter ist seit Erscheinen des Buchs verfloßen, wo spürt man dessen Wirkungen, ja wie viele mögen noch wißen, daß je ein solches Buch existirt hat?[2] —

Basedows wiederholte Aufforderungen, für das Erziehungswesen thätig zu sein, fanden aber nicht bloß in der Beförderung seiner schrift-

Stand in Basel" 150 Thlr., die königliche Regierung in Osnabrück 50 Thlr., Fürst Czartoryski 50 Thlr., Nicolaus von der Flüe, Abt zu Maria-Einsiedel 42 Thlr. u. s. w. Ich führe dieß aus Basedows Verzeichnis der Beförderer des Elementarwerks an, zum Beweise, wie die verschiedensten Menschen in den verschiedensten Ländern, großen Antheil an dieser Angelegenheit nahmen und Großes hofften.

1) Mehreres zur näheren Charakteristik des Elementarwerks weiter unten. Der Text kostete 4 Thaler, die Kupfer 8 Thaler. Das Methodenbuch und das Elementarbuch wurden von Garve (in der leipziger Bibliothek der schönen Wißenschaften) außerordentlich gelobt; die berliner Bibliothek stellte Basedow zu Locke und Rousseau.

2) Prinz Albert von Dessau schenkte an Basedow für ein übersandtes Exemplar des Agathokrator 100 Thaler, Joseph II. eine Schaumünze mit seinem Bildnis.

stellerischen Unternehmungen Anklang. Ein trefflicher junger Regent, Leopold Friedrich Franz Fürst von Anhalt Dessau, ward durch den, aus Göthes Leben bekannten Behrisch, den Hofmeister des Erbprinzen von Dessau, auf Basedow aufmerksam gemacht. Der Fürst entschloß sich, aus dem reinsten Wohlwollen und dem Wunsche eine heilige Angelegenheit zu fördern, Basedow im Jahre 1771 mit 1100 Thaler Besoldung nach Dessau zu berufen, und dem, von diesem im Jahre 1774[1] gestifteten, Philanthropin späterhin 12,000 Thaler, Gebäude und Garten zu geben.

In jenes 1774ste Jahr, noch vor Stiftung des Philanthropins, fällt Basedows Bekanntschaft mit Göthe, den er in Frankfurt besuchte. Hier faßte Basedow an seinem Geburtstage (den 11. September) den festen Entschluß, ein Erziehungsinstitut anzulegen und dasselbe Philanthropin zu nennen. Von Frankfurt reiste er mit Göthe und Lavater nach Ems und dem Rhein. Göthe in seinem Leben charakterisirt Basedow aufs Meisterhafteste, zum Theil im grellsten Gegensatz gegen Lavater; er erzählt: „Basedow traf ein, berührte und ergriff mich von einer andern Seite. Einen entschiednerern Contrast konnte man nicht sehen als Lavater und Basedow. Schon der Anblick Basedows deutete auf das Gegentheil. Wenn Lavaters Gesichtszüge sich dem Beschauenden frei hergaben, so waren die basedowschen zusammengepackt und wie nach innen gezogen. Lavaters Auge klar und fromm unter sehr breiten Augenlidern; Basedows aber tief im Kopfe, klein, schwarz, scharf, unter struppigen Augenbraunen hervorblickend, dahingegen Lavaters Stirnknochen von dem sanftesten braunen Haarbogen eingefaßt schien. Basedows heftige, rauhe Stimme, seine schnellen und scharfen Aeußerungen, ein gewisses höhnisches Lachen, ein schnelles Herumwerfen des Gesprächs und was ihn sonst noch bezeichnen mochte, Alles war den Eigenschaften und dem Betragen entgegengesetzt, durch die uns Lavater verwöhnt hatte. Auch Basedow ward in Frankfurt sehr gesucht, und seine großen Geistesgaben bewundert; allein er war nicht der Mann, weder die Gemüther zu erbauen, noch zu lenken. Ihm war einzig darum zu thun, jenes große Feld, das er sich bezeichnet

1) Der 27. December 1774, des fünfjährigen Erbprinzen von Dessau Geburtstag, galt als der Geburtstag des Philanthropin. Vgl. Wolke, Beschreibung der zum Elementarwerk gehörigen Kupfertafeln S. VIII. und „das Philanthropinum." Erstes Stück. S. 101.

hatte, beßer anzubauen, damit die Menschheit künftig bequemer und naturgemäßer darin ihre Wohnung nehmen sollte; und auf diesen Zweck eilte er nur allzu gerade los. Mit seinen Planen konnte ich mich nicht befreunden, ja mir nicht einmal seine Absichten deutlich machen. Daß er allen Unterricht lebendig und naturgemäß verlangte, konnte mir wohl gefallen, daß die alten Sprachen an der Gegenwart geübt werden sollten, schien mir lobenswürdig und gern erkannte ich an, was in seinem Vorhaben zur Beförderung der Thätigkeit und einer frischeren Weltanschauung lag: allein mir misfiel, daß die Zeichnungen seines Elementarwerkes noch mehr als die Gegenstände selbst zerstreuten, da in der wirklichen Welt nur das Mögliche beisammen steht, und sie deshalb, ungeachtet aller Mannichfaltigkeit und scheinbaren Verwirrung, immer noch in allen ihren Theilen etwas Geregeltes hat. Jenes Elementarwerk zersplittert sie ganz und gar, indem das, was in der Weltanschauung keineswegs zusammentrifft, um der Verwandtschaft der Begriffe willen neben einander steht, weswegen es auch jener sinnlich methodischen Vorzüge ermangelt, die wir ähnlichen Arbeiten des Amos Comenius zuerkennen müßen. — Viel wunderbarer jedoch und schwerer zu begreifen als seine Lehre, war Basedows Betragen. Er hatte bei dieser Reise die Absicht, das Publikum durch seine Persönlichkeit für sein philanthropisches Unternehmen zu gewinnen, und zwar nicht etwa die Gemüther, sondern geradezu die Beutel aufzuschließen. Er wußte von seinem Vorhaben groß und überzeugend zu sprechen, und jedermann gab ihm gern zu, was er behauptete. Aber auf die unbegreiflichste Weise verletzte er die Gemüther der Menschen, denen er eine Beisteuer abgewinnen wollte, ja er beleidigte sie ohne Noth, indem er seine Meinungen und Grillen über religiöse Gegenstände nicht zurückhalten konnte. Auch hierin erschien Basedow als das Gegenstück von Lavatern. Wenn dieser die Bibel buchstäblich und mit ihrem ganzen Inhalt, ja Wort vor Wort, bis auf den heutigen Tag für geltend annahm und für anwendbar hielt, so fühlte jener den unruhigsten Kitzel alles zu verneuen, und sowohl die Glaubenslehren, als die äußerlichen kirchlichen Handlungen nach eignen einmal gefaßten Grillen umzumodeln. Am unbarmherzigsten jedoch, und am unvorsichtigsten verfuhr er mit denjenigen Vorstellungen, die sich nicht unmittelbar aus der Bibel, sondern von ihrer Auslegung herschreiben, mit jenen Ausdrücken, philosophischen Kunst-

worten, oder sinnlichen Gleichnissen, womit die Kirchenväter und Concilien sich das Unaussprechliche zu verdeutlichen, oder die Ketzer zu bestreiten gesucht haben. Auf eine harte und unverantwortliche Weise erklärte er sich vor jedermann als den abgesagtesten Feind der Dreieinigkeit, und konnte gar nicht fertig werden, gegen dieß allgemein zugestandene Geheimnis zu argumentiren. Auch ich hatte im Privatgespräch von dieser Unterhaltung sehr viel zu leiden, und mußte mir die Hypostasis und Ousia, so wie das Prosopon immer wieder vorführen laßen. Dagegen griff ich zu den Waffen der Paradoxie, überflügelte seine Meinungen und wagte das Verwegene mit Verwegenerem zu bekämpfen. Dieß gab meinem Geiste wieder neue Anregung und weil Basedow viel belesener war, auch die Fechterstreiche des Disputirens gewandter als ich Naturalist zu führen wußte, so hatte ich mich immer mehr anzustrengen, je wichtigere Punkte unter uns abgehandelt wurden. — Eine so herrliche Gelegenheit mich, wo nicht aufzuklären, doch gewis zu üben, konnte ich nicht kurz vorübergehen laßen. Ich vermochte Vater und Freunde, die nothwendigsten Geschäfte zu übernehmen, und fuhr nun, Basedow begleitend, abermals von Frankfurt ab. Welchen Unterschied empfand ich aber, wenn ich der Anmuth gedachte, die von Lavatern ausgieng! Reinlich wie er war, verschaffte er sich auch eine reinliche Umgebung. Man ward jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren. Basedow hingegen, viel zu sehr in sich gedrängt, konnte nicht auf sein Aeußeres merken. Schon daß er ununterbrochen schlechten Tabak rauchte, fiel äußerst lästig, um so mehr, als er einen unreinlich bereiteten, schnell Feuer fangenden, aber häßlich dunstenden Schwamm, nach ausgerauchter Pfeife, sogleich wieder aufschlug und mit den ersten Zügen die Luft unerträglich verpestete. Ich nannte dieses Präparat basedowschen Stinkschwamm und wollte ihn unter diesem Titel in der Naturgeschichte eingeführt wißen; woran er großen Spaß hatte, mir die widerliche Bereitung, recht zum Ekel, umständlich auseinandersetzte, und mit großer Schadenfreude sich an meinem Abscheu behagte. Denn dieses war eine von den tiefgewurzelten Eigenheiten des so trefflich begabten Mannes, daß er gern zu necken und die Unbefangensten tückisch anzustechen beliebte. Ruhen konnte er Niemand sehen; durch grinsenden Spott mit heiserer Stimme reizte er auf, durch eine überraschende Frage setzte er in Verlegenheit, und lachte bitter, wenn

er seinen Zweck erreicht hatte, war es aber wohl zufrieden, wenn man schnell gefaßt, ihm etwas dagegen abgab. — Ich brachte immer einen Theil der Nacht mit Basedow zu. Dieser legte sich nie zu Bette, sondern dictirte unaufhörlich. Manchmal warf er sich aufs Lager und schlummerte, indessen sein Tiro, die Feder in der Hand, ganz ruhig sitzen blieb, und sogleich bereit war fortzuschreiben, wenn der halberwachte seinen Gedanken wieder freien Lauf gab. Dieß alles geschah in einem dichtverschloßenen, von Tabaks- und Schwammdampf erfüllten Zimmer. So oft ich nun einen Tanz aussetzte, sprang ich zu Basedow hinauf, der gleich über jedes Problem zu sprechen und zu disputiren bereit war, und, wenn ich nach Verlauf einiger Zeit wieder zum Tanze hineilte, noch ehe ich die Thür hinter mir anzog, den Faden seiner Abhandlung so ruhig dictirend aufnahm, als wenn weiter nichts gewesen wäre. — Basedow brachte das Einzige vor, das Noth sei, nämlich eine beßere Erziehung der Jugend; weshalb er die Vornehmen und Begüterten zu ansehnlichen Beiträgen aufforderte. Kaum aber hatte er, durch Gründe sowohl als durch leidenschaftliche Beredtsamkeit, die Gemüther wo nicht sich zugewendet, doch zum guten Willen vorbereitet, als ihn der böse antitrinitarische Geist ergriff, und er, ohne das mindeste Gefühl, wo er sich befinde, in die wunderlichsten Reden ausbrach, in seinem Sinn höchst religiös, nach Ueberzeugung der Gesellschaft höchst lästerlich. Lavater durch sanften Ernst, ich durch ableitende Scherze, die Frauen durch zerstreuende Spaziergänge, suchten Mittel gegen dieses Unheil; die Verstimmung jedoch konnte nicht geheilt werden. Eine christliche Unterhaltung, die man sich von Lavaters Gegenwart versprochen, eine pädagogische, wie man sie von Basedow erwartete, eine sentimentale, zu der ich mich bereit finden sollte, alles war auf einmal gestört und aufgehoben." [1]

Anfangs hatte Basedow in Dessau nur drei Gehülfen: Wolke, Simon und Schweighäuser. Der erste erscheint im Lehramt als der thätigste unter den dreien. [2] Er war 1742 in Jever geboren und starb in hohem Alter, besonders durch seine seltsamen Bemühungen für deutsche Orthographie bekannt. Erst im 20. Jahre wandte er sich zum Studiren, früher lernte er ohne Lehrer Zeichnen und Radiren. In fünf

1) Göthes Werke. 22, 273—278. 279. 280. 291. Ausgabe von 1840.

2) Selbstbiographie Wolkes in Basedows Schrift: „Das in Dessau errichtete Philanthropinum. 1774."

Semestern absolvirte er die Sprachstudien: latein, griechisch und französisch, gieng dann 1763 nach Göttingen (wo er vorzüglich Mathematik, Naturwißenschaft und Französisch trieb), 1766 nach Leipzig, da gab er in Mathematik und Latein Unterricht. Durch Büsch kam er 1770 zu Basedow nach Altona, um ihm bei Ausarbeitung des Elementarwerks zu helfen.

Hier wurde nun von Wolke der erste Versuch einer neuen Unterrichtsweise an Basedows eigener Tochter, Emilie, gemacht, welche wahrscheinlich nach Rousseaus Emil genannt war. Dieser Versuch steht in so genauem Bezug zum Philanthropin, er ist so charakteristisch, daß ich Wolkes eigene Darstellung desselben mittheilen will.

„Als ich, erzählt Wolke, um Neujahr 1770 zu dem Herrn Professor Basedow (damals in Altona) kam, um im Fache der Naturkunde und Mathematik ein Mitarbeiter am Elementarwerke zu werden, war seine kleine Tochter, Emilie, drei Vierteljahr alt. Meine Neigung, mich mit Kindern abzugeben, veranlaßte, daß ich ihrer sorgfältig erziehenden Frau Mutter täglich etwa drei halbe Stunden half, kleine Uebungen, die, wenn man Menschen so viel als möglich vervollkommnen will, wichtiger sind, als sie Unerfahrnen scheinen, mit Emilie anzustellen. Ich lehrte sie z. E. nach einer gewissen Wahl und Ordnung allerlei Gegenstände und ihre Beschaffenheiten durch Vorzeigen und durch deutliches, unverstümmeltes Vorsprechen; ferner die Art, aufzustehen, vorsichtig zu fallen, durch Anklammern und auf andere Weise das Fallen zu vermeiden u. s. w. Sorgfältig verhüteten wir die durch Scherz und Ernst in der gewöhnlichen Erziehung gemeiniglich verursachte Verwirrung der Begriffe, z. E. im Spiegel sah Emilie ihr Bild, nicht sich selbst, auf Gemälden keinen Menschen, kein Thier, keinen Baum, aber wohl ihre Abbildung; das gekochte Fleisch mit Knochen von einem Huhn hieß nicht mehr Huhn, die Puppe nicht Kind, der Zahlpfennig nicht ein Dukaten u. s. w. Durch eine solche Sorgfalt, die ich allen Kinderfreunden eifrigst empfehle, und durch eine solche Methode, als nun im Elementarwerke gelehrt ist, lernte Emilie schon in ihrem dritten halben Jahre mit einer Richtigkeit urtheilen, die bei allen ihren Zuhörern Verwunderung erregte. Da sie ein und ein halb Jahr alt war, sprach sie nicht nur viel deutlicher und richtiger, als andere Kinder von solchem Alter pflegen, sondern konnte auch (vermöge

unsrer besondern Art, das Buchstabiren vor der Kenntnis der Buchstaben zü lehren) schon Sätze verstehen, von denen man ihr bloß die Buchstaben nach einander vorsagte. Wenn z. E. Jemand die Buchstaben nach einander nannte: d, u; s, o, l, st; i, tz, t; e, i, n, e, n; z, w, i, b, a, k; b, e, k, o, m, m, e, n; so sagte sie: du sollst itzt einen Zwiebak bekommen. Der von dem Herrn Professor Basedow vorausgesehene Nutzen dieser Uebung und Fertigkeit wurde erst sehr auffallend, als Emilie, ohne des verdrießlichen Buchstabirens im Buche weiter zu bedürfen, innerhalb einem Monate zu ihrem und meinem Vergnügen lesen lernte. Dieß geschah am Ende ihres dritten Jahres. Ein Vierteljahr hernach verließ der Herr Professor Basedow sein Haus auf zehn Wochen. Um ihm bei seiner Rückkehr eine Freude, deren er bei der Arbeit am Elementarwerke so wenig genoß, zu machen, übte ich Emilie während dieser Zeit in der französischen Sprache, wovon sie vorher noch kein Wort gehört hatte. Nach dritthalb Monaten konnte sie von ihren Bedürfnissen und Umständen so französisch sprechen, daß sie der Einmischung deutscher Wörter in unserem Unterrichte nicht mehr bedurfte. Etwas Aehnliches in der lateinischen Sprache habe ich seit Johannis dieses Jahres bei einem fünfjährigen Knaben geleistet, wovon unten mehr. Das französische Lesen lernte Emilie eben so geschwind, als das deutsche. Ich brauchte dazu ein Buch, genannt: joujou de nouvelle façon, weil das elementarische manuel d'éducation noch nicht da war. Etwa 1½ Monate nach dem Anfang dieses Lesenlernens war Emilie einige Tage mit uns bei Ihro hochwürdigen Gnaden, dem Herrn Domherrn von Rochow, wo sie von verschiedenen Herrn, Predigern und Offiziers aus Brandenburg und Potsdam wegen ihrer Fertigkeit im deutschen und französischen Lesen bewundert wurde. Um diese Zeit las sie geschriebene und gedruckte, deutsche und lateinische Schrift, kannte einen ansehnlichen Theil der natürlichen Dinge und Werkzeuge, nebst ihrem Ursprunge und Gebrauche, unterschied mit Anwendung auf vorkommende Fälle die mathematischen Linien, Flächen und Körper, zählte vorwärts oder addirend bis 100, rückwärts oder subtrahirend einzeln und bei Paaren, von 20 oder 21 bis 0 oder 1; übte sich im Zeichnen und Schreiben durch Ausführung der mit Bleistift vorgeschriebenen Züge, dictirte zuweilen einen Brief an ihren Herrn Vater u. s. w. Bei allen diesen Kenntnissen, welche Emilie spielend,

das ist, ohne Anstrengung und ohne schädliches Stillsitzen lernet, vermeiden wir sorgfältig den (bei gleichen Umständen sonst gewöhnlichen) Fehler, aus ihr ein sogenanntes gelehrtes Frauenzimmer zu machen, welches sich wegen ihrer Wißenschaft über ihr Geschlecht erhebt, und die weiblichen Geschäfte vernachläßigt. Ihr wird vielmehr auf alle Weise Liebe für weibliche Arbeiten eingeflößt und darinnen Unterricht gegeben. Sie ist oft und mit vielem Vergnügen bei der Zubereitung der Speisen in der Küche beschäftigt, deckt den Kindertisch, hält das Tischzeug und andere Sachen, die sie zusammenlegt, in ordentlicher Verwahrung; und hat längst angefangen zu nähen und zu stricken. Ich habe jede Gelegenheit wahrgenommen, Emilie auf die Größe, Güte und Weisheit Gottes in Betrachtung der Natur aufmerksam zu machen. Sie freuet sich deswegen sehr oft über Gott, als über ihren und aller Menschen höchst weisen, höchst mächtigen und höchst gütigen Vater. Sie freuet sich bei Blitz und Donner, weil sie das Gewitter und den darauf folgenden Regen als eine uns unentbehrliche göttliche Wohlthat erkennt, wodurch die uns und den Thieren nahrhaften Gewächse und die angenehmen Blumen zum Wachsthum befördert werden. Sie freuet sich über die Geschicklichkeit und menschliche Gestalt ihres Körpers, über die Vernunft ihrer Seele; auch über Regen, Wind, Schnee, nächtliche Finsternis und dergleichen Vorfälle, und zuweilen eben zu der Zeit, da sie selbst ein wenig leidet, und andere Menschen gewohnt sind zu klagen. Der Anblick der Raupen, Spinnnen, Mäuse, Schlangen und Eidechsen ist ihr weder ekelhaft, noch furchtbar. Wegen Hexen, Gespenster und Teufel hat sie noch nie Angst empfunden, weil sie ihr nicht als Namen solcher Dinge, die den Menschen wirklich schaden, vorgesagt werden. Die albernen Teufelsgestalten sind ihr nur lächerlich, nicht schreckhaft. Von der christlichen Religion weiß sie viele Umstände, aber nur solche, die in diesem ihren Alter ihr als eine Vorbereitung zur Tugend, zum Vertrauen auf Gott, und zur Zufriedenheit nützen können. Ob Emilie gleich von vielerlei Dingen spricht und urtheilt, so hat sie die ihr mitgetheilte Kenntnis vom Ursprung der Menschen doch niemals gemisbraucht. Emilie hörte bis zu Michaelis 1773, da sie 4½ Jahr alt war, kein Wort Latein. Ich wollte, da ihr Herr Vater um diese Zeit des Elementarwerks wegen nach Berlin reisete, ihm bei seiner Rückkunft eine ähnliche Freude über die Kenntnis seiner Tochter in der lateinischen

Sprache, wie vor einem Jahre vorher in der französischen, verursachen. Ich hatte aber so viel Geschäfte, daß ich nur ein Paar Stunden des Tages mit Emilie sprechen konnte. Noch mehr wurde der Unterricht unterbrochen durch meinen Aufenthalt in Berlin, während des Novembers. Dennoch spricht Emilie itzt Latein mit einer Fertigkeit und Richtigkeit, die von Vielen bewundert wird. Um derer willen aber, welche die Wahrheit meiner bisherigen Erzählung bezweifeln, und doch gern davon überzeugt sein wollen, will ich, wenn sie selbst zu uns kommen, oder Jemanden, dem sie trauen, zur Anhörung bestellen, ein Examen halten (welches ich sonst gern vermeide), worinnen sie hören werden, daß Emilie (die niemals ein Wort schulmäßig auswendig gelernt hat) auf jeden, von irgend Jemanden zufällig aufgeschlagenen zweien Blättern des Cellarischen Wörterbuchs (denn die Meisten nehmen bisher die Menge der Vokabeln zum Maße) wenigstens 50 Vocabeln, und also in diesem Buche von 120 Blättern, wenigstens dreitausend Wörter weiß, und zwar nicht schulknabenmäßig, sondern wie Wörter ihrer Muttersprache. Nun kann ich jedesmal die fünfzig Wörter (durch Deklination und Conjugation) so abändern, daß daraus wenigstens 500 verschiedene Fragen entstehen, die Emilie beantworten wird. Daher Niemand zweifeln mag, daß mit allen Wörtern des Cellarischen Wörterbuchs (außer welchen sie noch eine Menge kennt) ihr über dreißigtausend von einander verschiedene Fragen können gemacht werden, die sie versteht, richtig deutsch erklären oder lateinisch beantworten kann, welches ihr lieber ist." [1]

Basedow gab selbst eine Nachricht über seine Emilie, [2] aus welcher sich klar ergibt, wie man bei der Erziehung den Lehren Rousseaus folgte. Er erzählt, daß sie kaum 3½ Jahre alt, anfienge „die Fehler der unrichtig Redenden, sowohl in der französischen als teutschen Sprache zu bemerken." Und vorgreifend sagt er: „vor Endigung des 9ten Jahres wird sie lateinische Autores fertig im Teutschen herlesen." — Frägt man: wo hinaus? so antwortet Basedow: „Ich bestimme Emilien (mit Erwartung des Schicksals) zur Lehrerin anderer Töchter." —

Dieß Wunderkind ward wiederholt vorsätzlich vom Vater und von Wolke in Schriften und im Leben ausgestellt, damit man an demselben einen

1) Ib. S. 44—52.

2) Vierteljährige Nachrichten. Sechstes Stück. 1773.

Maßstab dessen hätte, was man vom Philanthropin zu erwarten habe. Diese Erwartungen wurden vorzüglich durch eine Zeitschrift angespannt, welche Basedow herausgab unterm Titel: „Philanthropisches Archiv. Mitgetheilt von verbrüderten Jugendfreunden an Vormünder der Menschheit.... auch an Väter und Mütter, welche Kinder ins dessauische Philanthropin senden wollen, Dessau 1776." Die Vorrede vom 1. Februar 1776 ist überschrieben: „Vormünder, Fürsprecher, Wohlthäter der Menschheit, verständige Cosmopoliten!"

Diese seltsame Adresse wird im zweiten Stück des Archivs überboten, welches im Namen des Philanthropins vier Regenten dedicirt ist. Erstlich: Joseph dem Zweiten, dem „Landesvater von Germanien." „Ihn verehr ich, heißt es, als den vornehmsten aller Weltbürger und als einen der besten; als meinen mittelbaren Oberherrn und Beschützer; als den Grund meiner Hoffnung auf beßre Zeiten in Deutschland" ꝛc. In der Dedication an den König von Dänemark nennt sich Basedow einen Cimbrier; der Kaiserin Catharina verspricht er ein „Catharineum für Weltbürgerinnen" zu stiften.

Das Philanthropin bestand 17 Monate, als das erste Stück des Archivs erschien. Basedow lud auf den 13., 14. und 15. Mai 1776 zu einem großen Examen ein.

„Sendet Kinder, heißt es, zum glücklichen jugendlichen Leben in gewis gelingenden Studien. Diese Sache ist nicht katholisch, lutherisch oder reformirt, aber christlich.... Wir sind Philanthropen oder Cosmopoliten. Rußlands oder Dänemarks Souverainität wird in unsern Lehren und Urtheilen nicht nachgesetzt der Schweizerischen Freiheit." Dazu fügte er wiederholte Aufforderungen zur Beisteuer.[1] —

Weiterhin heißt es: [2]„der Zweck der Erziehung muß sein, einen Europäer zu bilden,[3] dessen Leben so unschädlich, so gemeinnützig und so zufrieden sein möge, als es durch die Erziehung veranstaltet werden kann. Es muß also dafür gesorgt werden, 1) daß ihm wenig Verdruß, Schmerz, und Krankheit bevorstehe, 2) daß er sich zum aufmerksamen Genuße des Guten gewöhne."...

1) Die Pensionärs zahlten 250 Thaler. Archiv. S. 38.

2) Archiv. S. 16.

3) Unter einem Europäer „verstehen wir einen Menschen unter gesitteten Völkern, welche solche Sitten und Einrichtungen haben, als in Europa fast allgemein sind."

„Die Kunst aller Künste ist die Tugend und Zufriedenheit. Es sind aber noch wenig Uebungen der Tugenden, so wie sie in der Erziehung angestellt werden müßten, erfunden. Hört ihr Weisen, ihr Menschenfreunde unter den Schriftstellern! Ein Plan für die Eltern und Schulen, Tugendübungen ordentlich anzustellen, ist eines der wenigen wichtigen Bücher zum Besten der ganzen Menschheit. Wären wir reich, wir setzten 10,000 Thaler auf das beste Buch dieser Art, das innerhalb zweier Jahre erschiene.“ [1]

„Für die väterliche Religion eines jeden Zöglings, bemerkt dann Basedow, sorgt die Geistlichkeit hiesigen Orts. Die natürliche Religion aber und Sittenlehre ist der vorzüglichste Theil der Philosophie, wofür wir selbst sorgen. Im Philanthropin ist anfangs erst Erbauung zum Glauben an Gott den Schöpfer, Erhalter und Herrn der Welt. — Wenn wir aber erst eine, von geltenden Personen in allen Kirchen gebilligte allgemeine christliche philanthropinische Liturgie haben, so versprechen wir auch eine allgemeine christliche Privaterbauung zu halten, welche, wegen Verschweigung der Unterscheidungspunkte, weder einen Katholiken noch Protestanten oder Griechen ärgern, sondern vielmehr einem jeden Christen, wenn sie auch noch so weit verschieden sind als Zinzendorf und Foster, nothwendig gefallen muß.“ [2] —

Bei der allgemeinen Privaterbauung, heißt es weiterhin, [3] wird „mit keinem Worte und keiner That etwas geschehen, was nicht von jedem Gottesverehrer (er sei Christ, Jude, Mohamedaner oder Deist) gebilligt werden muß. Und eben so allgemein-gefällig werden wir allen Freunden christlicher Systeme werden, von Zinzendorf bis an Foster, in den gemein christlichen Erbauungen.“ Zuletzt könnten Geistliche die Kinder verschiedener Confessionen „von der väterlichen Religion belehren, überreden, überzeugen.“ [4] Alle philanthropinischen Lehrbücher

1) Ebend. S. 20. 21.

2) Ebend. S. 39.

3) Ebend. S. 63.

4) Ganz übereinstimmend schreibt Basedow (1776) an Campe (Philanthrop. Archiv. Drittes Stück. S. 41.):

„Wer einen Gott und ewigen Werth der Tugend glaubet, der sei auf dem Institute kein Ketzer.“ Oeffentliche Gewißensübungen seien „wie bisher, bloß Gottesverehrend oder bloß gemein christlich. Die ersten (wenn er sie verstünde) müßte der Oberrabbi und der Mufti nicht misbilligen dürfen; durch die letzte muß sich der Ka-

sollten frei sein von „theologisirenden Entscheidungen für das Christliche wider Juden, Mohamedaner, Deisten und wider die sogenannten Dissidenten, welche an einigen Orten Ketzer heißen.“ —

„In[1] des Allvaters Tempel werden dissidentische Mitbürger bei Haufen brüderlich anbeten. Und dann noch eben so brüderlich gehen, der Eine (so lange der Unterschied dauert), in die heilige Meß; der Andere mit Erzbrüdern zu beten: Unser Vater; und der dritte mit Erzbrüdern: Vater unser, zu beten.“[2]

Dieß wird Basedows religiöse Tendenz charakterisiren, wie er vom umfaßendsten Deismus als dem allgemeinsten (nur nach Rousseaus Vorgang die armen Heiden ausschließenden) Begriffe, heruntersteigt auf den engern Begriff eines allgemeinen Christenthums. Aber den engsten, nach Basedows Ansicht, engherzigsten Begriff der christlichen Confession, gibt er der Geistlichkeit preis, die ihn den Kindern beibringen mag. — Was er nun Positives aufstellte, das werde ich zum Schluß mittheilen. —

Von dem, was Basedow über die sittlich religiöse Tendenz des Philanthropins in seinem Einladungsschreiben sagt, gehe ich zu dem über, was er hinsichtlich der intellectuellen Bildung leisten wollte, ja schon geleistet zu haben vorgab.

Er verspricht latein, deutsch und französisch, Natur- und Kunst-Kenntnis nebst Mathematik.

[3] „Memorirt, sagt er, wird bei uns sehr wenig. Zum Studien-

tholik, der Grieche, der Protestant, der böhmische Bruder und der Socinianer erbauen können. Das Uebrige laß dem geistlichen Amte.“

1) Ebend. S. 112.

2) Merkwürdig ist die Theilnahme, welche Freimaurer und Juden dem Philanthropin bewiesen. So schenkten vier hamburger Logen 500 Thaler, eine leipziger 100 Thaler, die göttinger 25 Thaler. Ein gewisser Meyer übersetzte eine „Erläuterung der Freimaurerei“ aus dem Englischen, und empfahl das Philanthropin der Unterstützung der Maurer. „Das Basedowsche Philanthropin, sagt er, dieser ganz maurerische Entwurf, das arme Menschengeschlecht durch eine vernünftigere Erziehung der Jugend dem Zwecke seines Daseins entsprechender zu machen; Tugend, Religion und Kenntnisse zu verbreiten, Vorurtheile auszurotten &c.“ (Pädagogische Unterhaltungen von Basedow. Erstes Stück. S. 104.) Hatte sich Basedow doch, ohne Freimaurer zu sein, an diese gewendet, an die „ehrwürdigen, verbrüderten Bauleute des Rathhauses der Weltbürgerschaft, Salomons Lehrlinge und des Sokrates,“ wie er sie nennt. („Das Philanthropinum“ S. VIII.) — Von Juden (besonders aus Berlin) erhielt Basedow einmal 518 Thaler &c. Unter Andern interessirte sich Mendelsohn für ihn.

3) Ph. Archiv. S. 39 ff.

fleiße werden die Lernenden nicht gezwungen, auch nicht durch Verweise. Doch versprechen wir durch die Güte unserer Lehrart und durch die Uebereinstimmung derselben mit der ganzen philanthropinischen Erziehung und Lebensart, mindestens doppelt so viel Fortgang in den Studien, als man in den besten Schulen, Pensionsanstalten oder Gymnasien gewohnt ist. Und besonders versprechen wir viel Cultur der gesunden Vernunft durch Uebung der wahrhaftig philosophischen Denkart." —

„Die Wirkungen, die schon geschaut werden können, zeigen, es sei wahr, was wir versprechen. Im Erzählen und wenn man die Mittel nicht sieht, sind sie unglaublich.[1] Alles ist bei uns so vergnügt, daß niemand nach Hause zurückwünscht. An fünfzehn ist innerhalb eines Jahres nur selten Nothwendigkeit einiger Strafe vorgefallen. Die Jugend lernt, ohne viel zu sitzen, mehr außer als in den Lehrstunden. Von der Methode können wir (Gott weiß es, mit Aufrichtigkeit und mit Ueberlegung), Folgendes sagen. Wenn wir erst alle Hilfsmittel und Einrichtungen haben werden, so wird ein zwölfjähriger Knabe, der an Sitten nicht zu sehr verdorben gesendet wird, und von mittelmäßiger Fähigkeit ist, wenn er nur die Lesekunst und Schreibkunst in der Muttersprache, sonst nichts, mitbringt, bei uns ohne Zwang und Unlust in 4 Jahren, in aller Betrachtung einer der tüchtigsten Bürger auf einer Universität, um in den höhern Facultäten zu studiren. Denn was in der philosophischen Facultät für alle und jede Studirende gemeinnützig ist, hätte er bei uns schon so gelernt, daß er keines Lehrers als sich selbst und der Bücher bedürfte, um höhere Grade zu erreichen. Aus diesem Maße der Wirkung unsers Verfahrens kann man alles Uebrige schließen."

„Ihr weisen Cosmopoliten, so reden keine thörichten Projectmacher, keine eitlen Prahler, sondern Männer, die Eure Freundschaft und Eure Beisteuer verdienen." [2]

[3] „Eine Sprache bei uns kostet, wenn sie durch grammatikalische Uebungen nicht zur genauesten Richtigkeit gebracht werden soll, 6 Monat, um in ihr, wie in einer Muttersprache etwas Gehörtes und Gelesenes verstehn, und sie ohne Regel nach und nach auch selbst reden und

1) Ebend. S. 41. Erinnert an Lichtenbergs Anschlagzettel für Philadelphia.
2) Ebend. S. 72.
3) Ebend. S. 70.

schreiben zu lernen." — Dann „bedürfen wir noch 6 Monate grammatikalischer Uebungen, um einen so vollkommenen, oder so wenig unvollkommenen Lateiner oder Franzosen zu liefern, als er ohne sonderbares Glück, Genie und Bemühen aus den gewöhnlichen Schulen nicht kommen kann." Im Mai 1775 wurden ein 17 und ein 13jähriger Knabe in das Philanthropin gebracht. „Sie haben, heißt es, Seelen von gewöhnlicher Fähigkeit. Niemand von ihnen hatte den geringsten Grad der Studien, noch den geringsten Anfang in der lateinischen Sprache. Sie verstehen jetzund (den 1. Februar 1776, also nach 9 Monaten) einen lateinischen Vortrag, in welcher Wißenschaft man will, wenn man die Kunstwörter erklärt und die ungewöhnlichen Wörter durch lateinische Synonymen oder durch den Zusammenhang verständlich macht. Sie lesen mit Verstand einen klassischen Schriftsteller, wenn er leicht (das ist, wenn er gut) ist. Sie drücken sich, schriftlich oder mündlich über alles so aus, daß sie im alten Rom weit, weit beßer schon fortkommen könnten, als in Leipzig der, der nur plattdeutsch redete und schriebe."[1] Das ist schalkhaft. —

Weiterhin rühmt sich Basedow,[2] Methoden ausgesonnen zu haben, um die Arbeit des Erlernens „dreimal so kurz und dreimal so angenehm zu machen, als sie gemeiniglich ist." „Alle Wißenschaften müßen nach einem einzigen Plane durch die Einförmigkeit der Lehrbücher in solche Verbindung gesetzt werden, daß immer ein Theil den andern verkürze und erleichtre." Nur das Gemeinnützige aus jeder Wißenschaft wird gelehrt.

Zur Ergänzung des hier aus der Einladungsschrift Mitgetheilten, stehe hier Folgendes aus dem, in demselben Jahre verfaßten Schreiben Basedows an Campe, welches uns, wie man zu sagen pflegt, in die Karte sehen läßt. Das Latein, heißt es hier, sollte vorzugsweise durch Sprechen erlernt werden, daher Basedow von den Lehrern verlangte: sie müßten Alles aufbieten, um es im Lateinsprechen zur Fertigkeit zu bringen. Alle Muße sollten sie zum Lesen der erasmischen Colloquia, des Terenz x. verwenden, „in Gesellschaften die sie nichts angehenden Gespräche still in Gedanken zu übersetzen suchen," „ihre Erbauung nur aus Castalions Bibel halten."

1) Ebend. 56.
2) Ebend. 69.

„Die wesentlichen Vorzüge, fährt er hier fort, die das Institut hat und erwerben wird, können es nicht unterhalten. Aber Latein, Latein, wenn man erst sehen wird, daß das Ende unsers sehr gebahnten und kurzen Weges auch zur Richtigkeit und Zierlichkeit dieser Sprache (der sonderbaren Fertigkeit zu geschweigen) hinführt, das allein kann uns sichern. O wohl dir, du liebe junge Nachwelt! Du lernst Latein, Latein, ohne Ruthe und Stock! Griechisch wollen wir, wenn es zu große Schwierigkeit haben sollte, nicht durch Reden beibringen. —

O ihr alten und fremden Sprachen, ihr Plagegeister der Jugend, ihr Schmeichler der mit Gedächtnis und Geduld begabten Undenker, wann wird es möglich sein, den Namen eines Wohlerzogenen, Vernünftigen und Gelehrten zu führen, ohne sich anfangs von eurer Zucht und dann von eurer Schmeichelei verderben zu laßen!"

Ich kehre zu Basedows Einladungsschrift zurück. Er fordert in derselben sehr offen zum Beisteuern auf. „Theuerste Cosmopoliten, sagt er, Euer Wollen mag herzlich gut und die Zusage aufrichtig sein, so können wir doch nur durch die That in Ordnung kommen."

Hören wir zuletzt, wie dringend er einlud.[1] „Wir versichern, sagt er, bei Strafe des Hohngelächters, es werde an dem gesagten 13. Mai (1776) im Philanthropin den verständigen Vormündern der Menschheit im Schulwesen so viel Wichtiges zu sehen, zu hören, zu untersuchen und zu berathschlagen gegeben werden, daß es der Mühe werth wäre, einige von ihnen auf Befehl des deutschen Reichstages, aus Kopenhagen, Petersburg und den entferntesten Gegenden zu uns zu senden, weil es vermöge der moralischen Rechenkunst Pflicht ist, in Ansehung guter Werke, die von großer Wirkung sein können, nach Wahrscheinlichkeit zu handeln. Gott, du Vater der Nachwelt, schaff uns, wir flehen dir, Gehör bei den weisen Weltbürgern." —

Das Examen, welches über Sein oder Nichtsein des Philanthropins entscheiden sollte, kam heran, und wurde, nach Basedows Ausdruck, „von vielen Kundigen und größtentheils aus der Fremde zu diesem Endzweck hergereisten Weltbürgern" besucht. Unter andern kamen von Berlin Nicolai und Teller, von Halberstadt der Consistorialrath Struensee, aus Leipzig Plattner und Zollikofer, Resewitz und Schummel aus

1) Ebend. 58.

Magdeburg, Campe aus Potsdam, Stroth aus Quedlinburg, Bode[1] aus Hamburg, Rochow aus Rekahn.

Aber nur 13 Philanthropisten zählte das Institut mit Einschluß von Emilie und Friedrich Basedow.

Zwei Berichte über das gehaltene Examen liegen mir vor; einer von Basedow, ein zweiter, welchen der (ebengenannte) Professor Schummel unterm Titel: „Fritzens Reise nach Dessau" herausgab.[2] Beide stimmen überein und ergänzen einander; der Reisebeschreibung, welche in Form von Briefen eines etwa zwölfjährigen Knaben, der mit seinem Vater zum Examen nach Dessau reist, abgefaßt ist, will ich aber vorzugsweise folgen, da sie von einem Unbetheiligten herrührt. —

Im dritten Briefe erzählt der Knabe: [3]„Eben komme ich vom Philanthropin her: ich kenne schon Hrn. Basedow, Hrn. Wolke, Hrn. Simon, Hrn. Schweighäuser und die kleinen Philanthropisten alle mit einander. Ach ich bin ganz entzückt, und ich weiß nicht, wo ich zuerst anfangen soll."

Fritz besucht mit dem Vater das Philanthropin: [4]„Es sind zwei große Häuser neben einander, alle beide weiß angestrichen, und gleich davor ein großer, weiter Platz mit Bäumen, und zwischen den Häusern und den Bäumen geht die Straße durch! Einer von den Schülern, aber nicht von den rechten, nur von den niedrigen, sie nennen sie da Famulanten, der stand an der Thüre, und fragte uns, ob wir den Herrn Professor Basedow sprechen wollten? Wir sagten ja; da führte er uns gleich ins andere Haus, wir pochten an, und: herein. Herr Basedow stand ganz hinten am Pulpet im Schlafrocke und schrieb. Wir kamen ihm ein Bißchen zur ungelegenen Zeit, aber er war doch sehr freundlich, und sagte zu Papaen, er möcht es nicht übel nehmen, er hätte auf morgen noch eine Menge zu arbeiten, gegen Abend wollte er uns in unserm Quartiere besuchen. Wir giengen also gleich wieder weg, und herum ins Philanthropinum. Papa fragte nach Herrn Wolke.

Er war eben bei Tische, kam aber gleich heraus. Er ist ein

1) Bode ist der Uebersetzer des Montaigne.

2) Basedows Bericht findet sich im zweiten Stück des philanthropischen Archivs; Fritzens Reise erschien 1776 bei Crusius in Leipzig. Auf letztere beruft sich Wolke in seiner Beschreibung der Kupfertafeln des Elementarwerks (S. VIII.), sie gilt daher mit Recht als Zeugnis.

3) S. 23.

4) S. 25—27.

großer, langer Mann, und sieht im Gesichte sehr hager aus, aber ich weiß schon, das kommt vom vielen Arbeiten her, denn er arbeitet oft Tag und Nacht. Sonst sieht er so gut aus und so freundlich, man muß ihm aufs erstemal gut sein. Er fragte uns, ob wir wollten mit hereinkommen, und die Philanthropisten speisen sehen? Den Augenblick machte er die Thür auf, und führte uns herein. Der ganze Tisch saß voll von Groß und Kleinen, ein allereinziges Frauenzimmer war dabei, das war Madame Wolke."

Im vierten Briefe beschreibt er die Philanthropisten.[1] „Sie haben alle mit einander abgeschnittene Haare, und es braucht kein einziger einen Peruquenmacher. Die Kleinen gehen ohne Halsbinde, mit offenem Halse, und das Hemd ist über ihr Kleidchen zurückgeschlagen."

Im fünften Briefe beschreibt Fritz ein schon erwähntes Mädchen, „schneeweiß angezogen, kohlpechschwarze Haare, einen Blumenkranz drauf. Das Kind, erzählt er, guckt mich an und sagt zu mir auf lateinisch Salve, und dabei warf sie mir einen Kuß zu", es war Emilie Basedow.

Mit Recht beschreibt er dann den Fürsten und die Fürstin als das schönste Paar; erzählt, daß der Fürst in Frankreich und Italien gewesen, und höchst beliebt sei.[2]

Er nennt Wieland, Göthe, Lavater als erwartet, aber nicht erschienen, dann charakterisirt er die Gäste: Teller, Rochow, Zollikofer, Bode rc. Vom Consistorialrath Struensee aus Halberstadt, einem ausgezeichneten Schulmanne, sagt er: dem wollts nicht recht gefallen, wenigstens sah er immer so ernsthaft vor sich weg.

Im achten Briefe kommt er auf das Examen. „Die kleinen, erzählt er, haben dir drolliges Zeug gemacht. Erst spielten sie das Kommandirspiel, die andern alle mit, es waren wohl achte bis neune; siehst du, Karl, das ist so. Erst stellen sie sich alle in die Reihe, wie die Soldaten, und

1) S. 31.

2) Der Verfaßer schmeichelt hierdurch dem trefflichen Fürsten nicht. Er war ein sehr gebildeter Mann; man brauchte nur das von ihm zum Garten umgeschaffene Wörlitz zu sehen, um sich davon zu überzeugen. Ja sein kleines Land ward durch ihn großentheils zum Garten. Und, was mehr sagen will, er sorgte väterlich für jeden, auch den letzten Unterthanen, und ward von allen herzlich geliebt. — Ich bin in Wörlitz geboren, mein Vater diente diesem Fürsten über 50 Jahre, mir selbst gab er Beweise seines Wohlwollens, darum verzeihe man diese Bemerkung, welche ich aus dankbarem Herzen und der Wahrheit gemäß schreibe. —

Herr Wolke ist Offizier, der commandirt auf lateinisch und sie müßen dann alles thun, was er sagt. Zum Exempel wenn er sagt: claudite oculos, so machen sie alle die Augen fest zu, oder: circumspicite, so sehen sie sich überall um, oder: imitamini sartorem, so nähen sie alle mit einander wie die Schneider, oder: imitamini sutorem, so ziehen sie Pechdraht wie die Schuster. Herr Wolke commandirte tausenderlei drolliges Zeug."

„Das andere Spiel, das Versteckspiel, will ich dich auch lehren: Da schreibt man einen Namen hinter die Tafel, daß ihn die Kleinen nicht sehen können, etwan was aus dem menschlichen Körper, oder eine Pflanze oder ein Thier, oder ein Metall, und dann rathen sie so lange, bis es einer trifft: und wers trifft, der kriegt einen Apfel oder ein Stückchen Kuchen zur Belohnung. Einer von den Fremden schrieb einmal hinter die Tafel: intestina, die Eingeweide, und sagte dann zu den Kleinen, es wäre ein Theil eines menschlichen Körpers. Nun giengs los; der eine rieth caput, der andre nasus, os, manus, pes, digiti, pectus, collum, labium, genu, aures, oculi, crines, dorsum, und so noch eine ganze Weile fort, bis endlich einer rief, es sind die Eingeweide! Hernach schrieb Herr Wolke den Namen eines Thiers an, ich weiß es selber nicht mehr, was es war. Da giengs wieder, hast du nicht gesehen! Leo, ursus, camelus, elephas, verstehst du wohl, es war ein vierfüßiges Thier! Equus, bos, asinus, vacca, sus, canis, und so fort. Ach, nun fällt mirs ein! Zuletzt kam Einer und sagte: mus, die Maus, der hatts getroffen, und kriegte sein Stückchen Kuchen. Einmal wurde auch eine Stadt angeschrieben, und nun giengs: Lissabon, Madrid, Paris, London, Stockholm, Kopenhagen, bis einer Petersburg traf, die wars, die stand hinter der Tafel.

Ein Spiel spielten sie noch. Herr Wolke kommandirte lateinisch, und die Kleinen machten die Stimmen der Thiere nach; man hätte sich mögen schwach lachen. Bald brüllten sie, wie die Löwen, bald krähten sie, wie der Hahn, bald miauten sie, wie die Katzen, dann machten sie wieder den Esel nach, den Hund, den Raben, kurz alles, was ihnen geheißen wurde."

„Herr Wolke brachte da ein Gemälde, hieng es auf und sagte: lieben Kinder, ich bringe euch hier ein Bild, das ihr noch nicht gesehen habt, aber ich sage euch vorher, es betrifft die ernsthafteste Sache von der

Welt, also seid ernsthaft. Die Kinder waren es auch. Nun muß ich erst sagen, was auf dem Bilde war. Erst saß eine schwangere Frau auf einem Großvaterstuhle, und neben ihr stand der Mann und hatte sie bei der Hand. Hernach auf der andern Seite stand ein Tisch, darauf lagen zwei kleine Mützen, eine für ein Mädchen, und die andere für einen Knaben, und unten stand eine Wanne mit Waßer, und ein Schwamm drinn. Da fieng Herr Wolke denn an zu fragen, was das für eine Frau wäre, und warum sie so traurig aussähe, und warum sie der Mann bei der Hand angefaßt hätte; da sagten die Kleinen, es wäre eine schwangere Frau, und der bei ihr stünde, das wäre der Mann, der wolle sie trösten, denn sie wäre itzt in großer Gefahr, und sie könne wohl gar sterben. Darauf fragte Herr Wolke weiter, was die beiden kleinen Mützen bedeuten sollten? Da fiengen etliche von den Zuschauern an zu lachen: aber da hätten Sie einmal Herrn Wolke sehen sollen, wie ernsthaft er wurde, und wie er mit einemmale auftrat und zu uns sagte: er bäte sich das recht sehr aus, daß wir nicht lachten, bei so einer ernsthaften Sache, sonst wollt er lieber gar nicht dociren! Den Augenblick wars mäuschenstille. Er fuhr dann gleich wieder fort, und fragte nach den beiden Mützen. Da sagten die Kleinen, man wüßte nicht, ob ein Junge oder ein Mädchen kommen würde, drum hätten die Eltern alle beide Mützen angeschafft. Ach, es war noch eine Menge, was Herr Wolke sagte und frug, als zum Exempel, von der Wanne mit Waßer sagte er, wenn das Kind zur Welt käme, so müßte es gleich in seinem Blut ersticken, wenn sich die guten Eltern nicht seiner annähmen, und es wüschen und reinigten. Hernach fieng Herr Wolke an und hielt eine Rede an die Kleinen, die werd ich in meinem ganzen Leben nicht vergeßen. Ich weiß auch fast noch alles, ob ich gleich immer fort weinen mußte. Hört, lieben Kinder, sagte er, wenn ich fähig wäre, Jemanden zu haßen, ob ich es gleich nicht bin, so wäre es derjenige unter euch, der so gottlos sein könnte, und könnte gegen seine Eltern undankbar sein. Bedenkt einmal, was eure Mutter für euch ausgestanden hat! Sie ist in Todesgefahr gewesen um eurentwillen, sie hat die unsäglichsten Schmerzen ausgestanden, eure Eltern haben schon für euch gesorgt, ehe ihr noch auf die Welt kamet! Was meint ihr wohl, könnet ihr dafür dankbar genug sein?"

„Herr Wolke fragte den kleinen Fabreau, wo denn die kleinen

Kinder herkämen? Da fieng er an zu schmunzeln und sagte? Ja die Eltern erzählten das verschieden! Es gäbe vernünftige Eltern, und auch unvernünftige. Die vernünftigen, die sagten: die Mutter hat das Kind geboren! Aber die unvernünftigen, die sprächen: der Storch hats gebracht! Darauf fragte er weiter: wenn dich nun also deine Mutter geboren hat, wem hast Dus denn zu verdanken, daß Du auf der Welt bist? J, sagte er, meiner Mutter hab ichs zu verdanken. Aber wenn dich nun der Storch gebracht hat? Dann hab ichs dem Storche zu verdanken, sagte er, und lachte herzlich dabei. O, daß ich doch in meinem sechsten Jahre nicht so klug gewesen bin, wie Fabreau! Wie hätt ich unsre Muhme abführen wollen, wenn sie mir immer das alberne Zeug vom Storche erzählte! Jtzt bin ich nun schon klüger: nun sollte sie nur noch einmal kommen!" [1]

Ich konnte dieses eben so rohe als superkluge Examen nicht unberührt laßen, um so weniger als auch Basedow dasselbe mit Nachdruck erzählt. Er sagt: „wir sagen den Kindern die Wahrheit von Erzeugung der Thiere und der Menschen. Wir halten uns nicht auf bei der Handlung des Zeugens, sondern bei der Wirkung derselben, der beschwerlichen Schwangerschaft der Mutter." Das aufgehängte Bild war aus dem Elementarwerk entnommen und ins Große gemalt. Einige Zuhörer, erzählt Basedow, hätten gesagt: Nun kömmts! Nun kömmts! andere hätten gelacht, denen Wolke zugerufen: wir verbitten uns das Lachen; denn das wäre das einzige Lächerliche bei unserem Vorhaben! „O wie schwer ist es guten Neuerern, fügt er hinzu, sich durch die Hindernisse des Guten durchzudrängen!" [2] —

Nun kommt Fritz auf den Rechenunterricht. „Erst ließ sich Herr Wolke eine Zahl dictiren, die war so lang wie mein Arm; kaum stand sie an der Tafel, da fieng Emilie gleich an, 149,532 Quadrillionen,

1) Ebend. 54—58. 65—70.

2) Das Philanthrop. 2tes Stück. S. 26. 27. Alles dieses ist aber höchst zart gehalten gegen einen Aufsatz Wolkes im zweiten Jahrgange der Pädagogischen Unterhaltungen (S. 370): „Wann und wie soll man die Kinder beleren, daß ire Väter und Mütter die Ursachen ihres Lebens sind." Besonders die hier aus Basedows Elementarwerk mitgetheilten Stellen. Eine Periode beginnt: „Es wird aber kein Weibsen schwanger, one" rc. Es ergibt sich aus der Abhandlung, daß Rousseaus: comment se font les enfants etc., das unsaubere Thema war, welches Basedow, dessen Wesen das Gegentheil von Lavaters Jungfräulichkeit, höchst gemein und unsauber variirte.

so und so viel Trillionen, so und so viel Billionen und dann die Millionen, und dann die Tausende, Hunderte, bis es alle war. Dann giengs ans Addiren! Herr Wolke machte eine lange Reihe von Zahlen übereinander, wohl zehne, und es hatte kein einziger von den Kleinen Kreide in der Hand: sie rechneten alles im Kopfe, oder zählten manchmal an den Fingern, und sie machten doch alles auf ein Haar, und manchmal corrigirten sie gar Herrn Wolke, wenn der es nicht recht machte; aber der that es nur bloß zum Spaße! So giengs eine ganze Weile, und die Zuschauer hatten alle ihre Freude daran, wie die Kleinen so fix waren, und ein Exempel ausrechneten, ehe man eine Hand umdrehte."[1]

Vom Rechnen gieng Wolke zu einem „Versuch mit allerhand kleinen Zeichnungen" über. „Drauf nahm er die Kreide und fragte die Kleinen, was sie wollten gezeichnet haben? Leonem, leonem, riefen sie alle mit einander. Nun stellte sich Herr Wolke, als wenn er ihnen einen Löwen malen wollte, aber anstatt dessen malte er einen ganz gefährlichen Schnabel. Hu, da riefen sie: non est leo, non est leo. Warum denn nicht? quia habet rostrum, sagten sie, leones non habent rostrum. Darauf malte Herr Wolke die Ohren, aber entsetzlich lang. Da schrieen sie wieder, es wäre nicht recht, das wären Eselsohren. Kurz, sie schrieben Herrn Wolke alles vor, was er malen sollte, vom Kopfe bis zum Schwanze: und da hatten sie noch nicht genug daran. Sie verlangten auch, es solle ein Knabe drauf stehen, auf dem Thiere. Den Knaben machte wieder Herr Wolke mit allem Fleiß nicht recht: bald fehlte ein Auge, bald ein Ohr, bald die Nase; aber die Kleinen merktens den Augenblick und ließens machen. Das war noch nicht genug! Das Thier mußte auch einen Zaum im Maul haben, und der Knabe mußte den Zaum in der Hand halten; es war eine Figur, um sich scheckicht zu lachen! Weil das vorbei war, so sagte Herr Wolke, er wolle ihnen nun was anders zeichnen, da riefen sie wieder alle: domum, domum! Gut, sagte Herr Wolke, was ist denn nun das erste beim Hause? Fundamentum, Fundamentum. Den Augenblick zeichnete er den Grund! Dann hießen sie ihn, er solle das erste, das zweite Stockwerk und dann das Dach machen; das that er auch! Was nun? Januam, januam. Wo soll denn die Thüre stehen? In medio, in medio. Aber ich will sie nun nicht in die Mitte machen, sagte Herr Wolke; hier soll sie

1) Fritzens Reise. 71. 72.

stehen, und damit zeichnete er sie so ziemlich vorne hin. Ja, sagten die Kleinen, dann muß auf der andern Seite auch eine Thüre sein. Warum denn? Propter symmetriam. Weil dann die fertig war, so giengs an die Fenster. Herr Wolke zeichnete sie mit Fleiß wieder nicht recht; aber sie sagten gleich, wie es sein müßte, und welche zu groß oder zu klein waren. Nun kamen die Feuermauern dran, und da ließ sich Emilie einen Schornsteinfeger auf die eine malen mit einem Besen. Dann spielten sie noch ein Spiel, das hieß das Judicirspiel. Da wurde erst gewürfelt, und wens traf, der mußte eine Erklärung machen von einer Kupfertafel! Die Kupfertafel stellte allerhand Künstler vor. Den ersten kannte ich nicht; das war ein Drechsler! Die andern aber kannte ich alle; das war ein Bildhauer, ein Maler und ein Schreiber. Der Bildhauer hatte einen Meisel in der Hand und meiselte an einer Minerva, und die ganze Stube stand voll Statuen.“ [1] —

Im zwölften Briefe erzählt Fritz, was am letzten Examentage vorgekommen. War an den ersten Tagen eine Art Feier nach dem Zuschnitt von Basedows allgemeiner Religion gewesen, so heißt es dagegen vom letzten: „Erstlich war wieder Gottesdienst und zwar heute in der christlichen Religion.“ Basedow hat die an den drei Examentagen gehaltenen Gottesdienste mitgetheilt. [2] Zuerst „Eine allgemeine Gottesverehrung.“ Ein Liturg wechselte mit einem „Chor von erfahrenen Gottesverehrern“ und mit der Gemeine. Es ist ein deistisch moralisches, prosaisches Machwerk; Christus wird nicht genannt. Als Beispiel dieß:

Gib finstern Völkern heilsam Licht
Die Zweifler führ herbei!
Der Glaubenszwang verewge nicht
Durch Noth die Heuchelei.

Bewahr der Schwangern Leib und Herz,
Gib ihrer Frucht Gedeihn!
Laß der Gebährerinnen Schmerz
Mit Freud ersetzet sein!

Die Jugend wachs an Werth und Stärk
In weiser Zucht vor dir,
Der Schulen gutes wichtigs Werk
Zu beßern gib Begier.

1) Ebend. 72—75.
2) Philanthropin. Beilage. S. 1 ꝛc.

Schaff Jugendfreunden Hülf und Rath,
Und nicht zu schwere Pflicht!
Jetzt wird verachtet unsre Saat:
Die Erndte werd es nicht! [1]

Die zweite beim Examen gehaltene Gottesverehrung, welche Basedow mittheilt, ist überschrieben: „Für die Jugend [2] eine Grundlage des Unterrichts und der Erbauung des Glaubens an Gott aus dem Anschauen der Natur und dem Gefühl des Gewißens mit Hülfe des Glaubens und des Exempels der Erwachsenen.“ Auch hier ist nicht vom Christenthum die Rede, sondern in matter, poetischer Prosa, besonders von der Schöpfung, z. B.: „Vor dem Anfang der Dinge flüsterte kein sanfter Bach, rauschte kein fallender Strom.“ Der Liturg sagt: „Hört ihr Kinder, erfreuliche Lehren, welche ihr gewis glauben werdet, wenn ihr sie versteht und bedenkt.“ —

Zuletzt theilt Basedow den am dritten Examentage gehaltenen Gottesdienst mit. [3] Er führt die Ueberschrift: „Grundlage einer gemeinchristlichen Unterweisung und Gewißensübung für Kinder, mit Hülfe der Erwachsenen,“ und beginnt mit: „Wir glauben all an Jesum Christ.“ Der erste Vers: wir glauben all an einen Gott, wird als im vorangegangenen deistischen Gottesdienst abgethan, betrachtet. Das Ganze ist orthodox, an das apostolische Glaubensbekenntnis sich anschließend; da es gemeinchristlich, so wird für Katholiken, Griechen, und Protestanten gebetet, für alle, die Gott und den er gesandt hat, erkennen — ja auch für die Juden. [4] —

An demselben dritten Examentage hielt Basedow eine Rede, deren Thema war: unterstützt das Institut! Er sagt: „Väter! Väter! Mütter! Mütter! erbarmt Euch! Gebt doch einen Theil eures überflüßigen Düngers dem Pflanzengarten, wo man unsere (der Kinder und Kindeskinder) Glückseligkeit säet und ihrer wartet. Erinnert euch eurer eigenen

1) Nach der Melodie: Lobt Gott, ihr Christen rc. Ueber den Vers: „Die Jugend,“ steht: die vorige Melodie höher.

2) Ebend S. 15.

3) Ebend. S. 47.

4) Nach dem bisher über die Religionsansichten Basedows Mitgetheilten, dürfte man sich über diese Orthodoxie wundern. Er wußte sich hierin, wie hinsichtlich des Lateinlehrens, in die Zeit zu schicken. War doch der so christlich gesinnte de Marées damals als Superintendent an der Spitze der Dessauischen Kirche.

Schulnoth." Wiederholt verlangt er 30,000 Thaler und lockt auf alle Weise zum Geben. „Wer 50 und drüber, und doch noch nicht 500 Thaler schenkt, dessen Name mit den Anfangsbuchstaben, wird in einem dazu befriedigten Lindenhaine, in die Rinde eines jungen Baumes geschnitten, mit einer Zahl, welche anzeigt, wie vielmal 50 Thaler in seinem Geschenke sind." —

Nach Basedows Rede examinirte Simon die Kleinen im Französischen. Er erklärte ihnen „ein Bild vom Frühlinge." „Erst fragte er sie, erzählt der Briefsteller, eins und das andre, hernach brachte er ein Modell von einem Pfluge und von einer Egge, und zeigte ihnen alles, woraus der Pflug bestünde, und wie es der Bauer machte, wenn er pflüge. Da hab ichs so recht gemerkt, was das thut, wenn man nach Herrn Basedows seiner Art Vokabeln lernt. Ich habe in meinem Leben nicht gewußt, was die Egge auf Französisch heißt: hier hörte ichs zum erstenmale, weil Herr Simon die Egge vorzeigte, la herse, und nun vergeß ichs gewis nicht wieder."[1]

Weiterhin ward von Mangelsdorf, demselben, welcher das Elementarwerk ins Lateinische übersetzt hat, ein historisches Examen über Alexanders Zug nach Indien gehalten. Basedow rühmt: es sei sehr gut geantwortet worden, Fritze erzählt: Mangelsdorf habe einen Zögling vorzugsweise gefragt. Derselbe Zögling wird unter den vieren genannt, welche eine Stelle aus dem Curtius und aus Castellions Bibel das achte Capitel des Evangelii Johannis übersetzten. Basedow sagte die Stelle aus Curtius periodenweise vor, jene vier „übersetzten sie richtig mit Fertigkeit. Dennoch, fügt er hinzu, hatte von ihnen niemand vor einem Jahre ein lateinisch Wort gehört, noch während dieses Jahres irgend ein Wort memorirt, oder etwas vom Donate oder der Grammatik gelernt." Nach einem Jahre, versprach er, sollten dieselben Schüler aus jedem deutschen, ihnen verständlichen Buche, mündlich oder schriftlich, „grammaticalisch richtig und rhetorisch nicht übel übersetzen."[2] „Die Zuhörer, erzählt Fritze, waren sehr mit dem Lateinischen zufrieden, bis auf ein Paar, die hörte ich hinter dem Rücken verzweifelt raisonniren. Sie sagten, das wären alles nur Kindereien, man sollte nur einmal den Cicero, Livius, Horaz, Virgil oder dergleichen

1) Fritzens Reise 82. 83.
2) Ebend. S. 15. Jüngere Schüler übersetzten aus des Erasmus Colloquia.

aufs Tapet bringen, dann würde man erst sehen, ob die Philanthropisten lateinisch könnten.“ —

In der Geographie und Naturgeschichte ward nicht examinirt. Zwei größere Philanthropisten bewiesen den pythagoreischen Lehrsatz und lösten eine trigonometrische Aufgabe.

Auf das Examen folgte die Aufführung zweier Lustspiele durch die Kinder, eines französischen und eines deutschen. — Mit großer Freundlichkeit sorgte der edle Fürst für die zum Examen gekommenen Gäste in Dessau, wie in Wörlitz, so daß die meisten Fremden einen angenehmen Eindruck vom Examen, von Dessau und besonders von dem schönen, wohlwollenden Fürstenpaare erhielten und mit sich fortnahmen. Vortheilhafte Berichte über das Ergebnis der Prüfung wurden bald nach dem Examen im deutschen Merkur und in der allgemeinen deutschen Bibliothek mitgetheilt. [1] —

Unter den Männern, welche sich für das Philanthropin erklärten, war Kant. Im Jahre 1777 ließ dieser Folgendes in die königsberger Zeitung rücken: [2]

An das gemeine Wesen.

„Es fehlt in den gesitteten Ländern von Europa nicht an Erziehungsanstalten und an wohlgemeintem Fleiße der Lehrer, jedermann in diesem Stücke zu Diensten zu sein; und gleichwohl ist es jetzt einleuchtend bewiesen, daß sie insgesammt im ersten Zuschnitt verdorben sind, daß, weil alles darin der Natur entgegen arbeitet, dadurch bei weitem nicht das Gute aus dem Menschen gebracht werde, wozu die Natur die Anlage gegeben, und daß, weil wir thierische Geschöpfe nur durch Ausbildung zu Menschen gemacht werden, wir in Kurzem ganz andre Menschen um uns sehen würden, wenn diejenige Erziehungsmethode allgemein in Schwang käme, die weislich aus der Natur selbst gezogen, und nicht von der alten Gewohnheit roher und unerfahrener Zeitalter

1) Im Merkur des Jahres 1776 findet sich der Bericht des Domherrn von Rochow: Stroth in Quedlinburg schrieb auch über das Examen; Professor Eck in Leipzig, Oberprediger Rambach in Quedlinburg u. A. priesen dasselbe in Briefen an Basedow, welche dieser drucken ließ (Philanthropin 2tes Stück. S 107 ꝛc.): Probst Rötger in Magdeburg schrieb: „Briefe eines unparteiischen Kosmopoliten,“ ebenfalls über diese Prüfung.

2) Pädagog. Unterh. Erster Jahrgang. 3tes Stück. 296. 301.

sclavisch nachgeahmt worden. Es ist aber vergeblich, dieses Heil des menschlichen Geschlechts von einer allmählichen Schulverbeßerung zu erwarten. Sie müßen umgeschaffen werden, wenn etwas Gutes aus ihnen entstehen soll; weil sie in ihrer ursprünglichen Einrichtung fehlerhaft sind, und selbst die Lehrer derselben eine neue Bildung annehmen müßen. Nicht eine langsame Reform, sondern eine schnelle Revolution kann dieses bewirken. Und dazu gehört nichts weiter, als nur eine Schule, die nach der ächten Methode vom Grunde aus neu angeordnet, von aufgeklärten Männern, nicht mit lohnsüchtigem, sondern edelmüthigem Eifer bearbeitet, und während ihrem Fortschritte zur Vollkommenheit, von dem aufmerksamen Auge der Kenner in allen Ländern beurtheilt, aber auch durch den vereinigten Beitrag aller Menschenfreunde, bis zur Erreichung ihrer Vollständigkeit unterstützt und fortgeholfen würde. Eine solche Schule ist nicht bloß für die, welche sie erzieht, sondern, welches unendlich wichtiger ist, auch für diejenigen, denen sie Gelegenheit gibt, sich nach und nach in großer Zahl bei ihr nach der wahren Erziehungsmethode zu Lehrern zu bilden, ein Samenkorn, vermittelst dessen sorgfältiger Pflege in kurzer Zeit eine Menge wohl unterwiesener Lehrer erwachsen kann, die ein ganzes Land bald mit guten Schulen bedecken werden. Die Bemühungen des gemeinen Wesens aller Länder sollten nun darauf zuerst gerichtet sein, einer solchen Musterschule von allen Orten und Enden Handreichung zu thun, um sie bald zu der ganzen Vollkommenheit zu verhelfen, dazu sie in sich selbst schon die Quellen enthält. Denn ihre Einrichtung und Anlage sofort in andern Ländern nachahmen zu wollen, und sie selbst, die das erste vollständige Beispiel und Pflanzschule der guten Erziehung werden soll, indessen unter Mangel und Hindernissen in ihrem Fortschritt zur Vollkommenheit aufhalten, das heißt so viel, als den Samen vor der Reife aussäen, um hernach Unkraut zu ernten. Eine solche Erziehungsanstalt ist nun nicht mehr bloß eine schöne Idee, sondern zeigt die Thunlichkeit dessen, was längst gewünscht worden, in thätigen und sichtbaren Beweisen. Gewis, eine Erscheinung unserer Zeit, die, ob zwar von gemeinen Augen übersehen, jedem verständigen und an dem Wohl der Menschheit theilnehmenden Zuschauer viel wichtiger sein muß, als das glänzende Nichts auf dem jederzeit veränderlichen Schauplatze der großen Welt, wodurch das Beste des menschlichen Geschlechts, wo nicht zurückgesetzt, doch

nicht um ein Haar breit weiter gebracht wird. Der öffentliche Ruf und vornehmlich die vereinigten Stimmen gewißenhafter und einsehender Kenner aus verschiedenen Ländern, werden die Leser dieser Zeitung schon das dessauische Edukationsinstitut (Philanthropin) als dasjenige einzige kennen gelehrt haben, was diese Merkmale der Vortrefflichkeit an sich trägt; wovon es eine nicht der geringsten ist, daß es, seiner Einrichtung gemäß, alle ihm im Anfange etwa noch anhängende Fehler natürlicher Weise von selbst abwerfen muß. Die dawider sich hie oder da regende Anfälle und bisweilen Schmähschriften sind so gewöhnliche Griffe der Tadelsucht und des sich auf seinem Miste vertheidigenden alten Herkommens, daß eine ruhige Gleichgültigkeit dieser Art Leute, die auf alles, was sich als gut und edel ankündigt, jederzeit hämische Blicke werfen, vielmehr einigen Verdacht wegen der Mittelmäßigkeit dieses sich erhebenden Guten erregen müßte. Diesem Institute nun, welches der Menschheit, und also der Theilnehmung jedes Mitbürgers gewidmet ist, einige Hülfe zu leisten (welche einzeln nur klein, aber durch die Menge wichtig werden kann) wird jetzt die Gelegenheit dargeboten. Wollte man seine Erfindungskraft anstrengen, um eine Gelegenheit zu erdenken, wo durch einen geringen Beitrag das größtmögliche, dauerhafteste und allgemeinste Gute befördert werden könnte, so müßte es doch diejenige sein, da der Saame des Guten selbst, damit er sich mit der Zeit verbreite und verewige, gepflegt und unterhalten werden kann. Diesen Begriffen und der guten Meinung zufolge, die wir uns von der Anzahl wohldenkender Personen unsers gemeinen Wesens machen, beziehen wir uns auf das 21ste Stück dieser gelehrten und politischen Zeitung, zusammt der Beilage, und sehen einer zahlreichen Pränumeration entgegen: von allen Herren des geistlichen und Schulstandes, von Eltern überhaupt, denen, was zu beßerer Bildung ihrer Kinder dient, nicht gleichgültig sein kann, ja selbst von denen, die, ob sie gleich nicht Kinder haben, doch ehedem als Kinder Erziehung genoßen, und eben darum die Verbindlichkeit erkennen werden, wo nicht zu Vermehrung, doch wenigstens zur Bildung der Menschen das Ihrige beizutragen. Auf diese von dem dessauischen Edukationsinstitut herauskommende Monatsschrift unter dem Titel: „Pädagogische Unterhaltungen," wird nun die Pränumeration mit 2 Rthlr. 10 Gr. unsers Geldes angenommen. Aber, da wegen der noch nicht zu bestimmenden Bogen-

zahl, am Ende des Jahres einiger Nachschuß verlangt werden könnte, so würde es vielleicht am Besten sein (doch wird dieses jedermanns Belieben anheimgestellt), der Beförderung dieses Werks einen Dukaten pränumerationsweise zu widmen, wo alsdann jedem, der es verlangen würde, der Ueberschuß richtig zurückbezahlt werden soll. Denn gedachtes Institut macht sich die Hoffnung, daß es viele edeldenkende Personen in allen Ländern gebe, die eine solche Gelegenheit willig ergreifen würden, um bei dieser Veranlaßung, über das Pränumerationsquantum, noch ein freiwilliges kleines Geschenk, als einen Beitrag zur Unterstützung des seiner Vollkommenheit nahen, aber durch den erwarteten Beistand nicht bei Zeiten fortgeholfenen Instituts hinzu zu fügen. Denn da, wie Herr O. C. R. Büsching sagt, die Regierungen jetziger Zeit zu Schulverbeßerungen kein Geld zu haben scheinen, so wird es doch endlich, wofern solche nicht gar ungeschehen bleiben sollen, auf bemittelte Privatpersonen ankommen, diese so wichtige allgemeine Angelegenheit, durch großmüthigen Beitrag selbst zu befördern."

Kant.

Es ist merkwürdig, daß Kant vom Philanthropin so große Hoffnungen hegte, wie später Fichte von Pestalozzis Anstalt; beide, von liebenswürdigem Wohlwollen beseelt, hofften zu viel.

Kant sah dieß später selbst ein, wie sich aus folgender Stelle seiner Schrift „über Pädagogik" ergibt. Er sagt:[1] „Man bildet sich zwar ein, daß Experimente bei der Erziehung nicht nöthig wären, und daß man schon aus der Vernunft urtheilen könne, ob etwas gut oder nicht gut sein werde. Man irrt hierin aber sehr, und die Erfahrung lehrt, daß sich oft bei unsern Versuchen ganz entgegengesetzte Wirkungen zeigen, von denen, die man erwartete. Man sieht also daß, da es auf Experimente ankommt, kein Menschenalter einen völligen Erziehungsplan darstellen kann. Die einzige Experimentalschule, die hier gewissermaßen den Anfang machte, die Bahn zu brechen, war das dessauische Institut. Man muß ihm diesen Ruhm laßen, ungeachtet der vielen Fehler, die man ihm zum Vorwurfe machen könnte; Fehler, die sich bei allen Schlüßen, die man aus Versuchen macht, vorfinden, daß nämlich noch immer neue Versuche dazu gehören. Es war in gewisser Weise die

1) Kants Werke 9, 381. Ausgabe von Rosenkranz.

einzige Schule, bei der die Lehrer die Freiheit hatten, nach eigenen Methoden und Planen zu arbeiten, und wo sie unter sich sowohl, als auch mit allen Gelehrten in Deutschland in Verbindung standen."

Im ersten Stück der pädagogischen Unterhaltungen findet sich auch der Brief „eines unbemittelten Landgeistlichen im Elsaß" an einen Professor des Philanthropins, an Simon, dessen Lehrer der Geistliche war. Dieser Geistliche ist kein anderer, als der unter uns wohlbekannte, treffliche Oberlin. Hier ist sein Brief:[1]

Mein lieber Fritze!

Du wünschtest von mir eben so geliebt zu werden, als Du mich liebst? So recht; so hör ichs gerne. Schließe nun selbst, ob ich dich liebe. Eure Erziehungsanstalt trage ich im Herzen. O wie gern wollte ich mich derselben aufopfern; aber Gott fordert hier mein Opfer. Wie sehnlich wünschte ich, wenigstens einige Monate, ja wenns nur Wochen wären, darin mich umzuschauen, zu hören, zu lernen, und sodann — reicher als jemals, in mein Steinthal zurückzukehren und auszulernen! Aber mein Gott untersagt mirs völlig; denn nichts, als mein Wunsch, ist meinem Wunsche günstig. Ich war immer kurz gehalten, und sehr gehemmt, und bin es wirklich aufs äußerste. O hätten wir doch Geld, das in manchen Händen so unnütze Geld! so dachte ich tausendmal, seit ich die Anstalt zu Dessau kenne; und so mußte ich und meine Frau aufs neue denken, da wir das dritte Stück euers Archivs lasen. Wir bedachten uns auf allen Seiten, ob wir denn gar nichts hätten, das wir zu Geld machen könnten? Ich trauerte, denn ich wußte nichts. Einsmals kömmt meine Frau stillschweigend in meine Stube, und bringt mir mit freudigen Augen ein Paar Ohrengehänge, mit Bitte, sie dem Philanthropin zu überschicken, oder den Werth davon, wenn wir sie anbringen könnten. Sie hatten ihr, vor zehn oder eilf Jahren, 30 Gulden gekostet. Ich schrieb dießfalls an Herrn ** in Straßburg, ohne ihm aber die Geberin zu nennen. Nun weiß ich nicht, lieber Freund, ob die Ohrengehänge oder das daraus gelöste Geld diesen Brief begleiten werden. Was mir diese Ohrengehänge für Freude gemacht, kannst Du denken. Ich kann dergleichen müßiges Zeug nicht leiden, da so ungeheuer viel für so ausgemergelte Kräfte und Beutel zu thun ist. Heute gibt Gott

1) Pädagogische Unterhaltungen. Erstes Stück. S. 97—100.

Brot, und aufs Künftige hat er mirs versprochen. Freund, ob schon jetzt außer Gott und uns niemand weiß, wer diese, an sich geringe Kleinigkeit gegeben; so ist doch dieß Geheimnis eurer Disposition völlig übergeben. — Ich weiß nicht, was man mir für ein Geschenk hätte machen sollen, das mir so lieb gewesen wäre, als die drei Exemplare vom Elementarwerke. Ich kannte mich nicht mehr; denn ich hatte immer die, die es kaufen konnten, fast mit neidischen Augen angesehen, und ich sah doch noch lange hinaus keinen Schatten von Hoffnung, es jemals kaufen zu können; denn ich und meine Cassen sind ganz verblutet. Ich suche dieses liebe Buch auch, wo ich kann, in Straßburg bekannt zu machen. Freund, ich darf offenherzig mit Dir reden: so viel Exemplarien, das erschreckte mich und meine Frau. Ich konnte es nicht mehr aushalten; mußte mich verbergen um auszuweinen. Dank und Freude und Schamröthe und Leid über mein Unvermögen, es dem Institute und Euch wieder einzubringen, bestürmten mich zu heftig. Nichts als Wünsche, Freunde, kann ich dafür zahlen; heiße Wünsche zu meinem lieben Gott, der mich so kurz hält, für euch und eure und meine Sache, das Erziehungsinstitut. Ja, Freunde, Euern Ruf und Eure Arbeit halte ich für beneidenswerth. Gott stärke, segne, ermuntre Euch, und, was ich mir immer selbst wünsche, gebe Euch zärtliche, immer zärtlichere Liebe zu Jesu, und den, ihm so lieben, durch sein Blut erkauften Kindern. Adieu, mein Lieber, und Ihr alle, meine Freunde! Ich verbleibe bis in den Tod und sodann vom Neuen wieder

Euer und Dein

ergebener, bereitwilliger, zärtlicher Freund Oberlin.

Waldersbach im Steinthal, auf der Grenze von
Elsaß und Lothringen, den 16. März 1777.

Im [1] Jahre 1776, demselben, da das Examen gehalten wurde, übernahm Campe, bisheriger Feldprediger in Potsdam, die Curatur des Philanthropins, verließ es aber schon im folgenden Jahre. [2] Basedow ward, nach Campes Abgang, wieder „Director der Lehre," Wolke Vicecurator. Als Lehrer trat Trapp aus Altona ein, welcher aber schon im Jahre 1778 zum Professor der Pädagogik in Halle ernannt

1) Philanth. Archiv, 3tes Stück. Simon und Schweighäuser verließen in demselben Jahre das Institut.

2) Pädagog. Unterhaltungen. Erster Jahrg. 5tes Stück. S. 409.

wurde.[1] Busse, „Candidat der Pädagogie," bekannt durch mathematische Lehrbücher, später Professor der Mathematik bei der Bergakademie in Freiberg, wird 1778 ebenfalls unter den Lehrern aufgeführt.

In diesem Jahre 1778 waren 33 Pensionairs.[2] Der Lehrplan ist meist wie im Jahre 1776, Cicero, Terenz ꝛc. werden in Auszügen gelesen. „Zuletzt, zu allerletzt," will Basedow Grammatices praecipua capita mittheilen. „Eine sehr verkehrte Methode, nach dem Urtheile der Meisten, sagt Basedow, aber wahrlich die Methode der Natur und der Vernunft."

Man ließ deutsche Ausarbeitungen machen. „Für jede Ausarbeitung, heißt es, werden dem Verfaßer, nach Verhältnis ihres Werths, Billette des Fleißes gegeben, wodurch er sich goldne Punkte auf der weißen Meritentafel erwirbt."[3]

Neuendorf, später Rector der Schule in Dessau, hatte besonders die Aufsicht über die Philanthropisten, denen er gelegentlich folgende Anrede hielt: [4]„Meine lieben Kinder, wir machen hier eine kleine Republik aus, worin jeder unter uns ein freies Mitglied ist; ihr seid meine jungen Freunde und ich euer älterer und erfahrenerer Freund." Trotzendorf constituirte auch seine Schule als Republik, erklärte sich aber nicht zum älteren Freunde der Jungen, sondern zum Dictator perpetuus. Neuendorf, als Rousseaus Schüler, sucht seinen Schülern dann die Nothwendigkeit der Gesetze für ihre Republik darzuthun.

Unter den Lehrgegenständen werden auch Drechseln und Hobeln aufgeführt, es wurde selbst gedroschen.[5]



1) Diese Berufung erhielt Trapp durch den damaligen preußischen Minister des Schulwesens, Hrn. von Zedlitz, welcher sehr für Basedow eingenommen war. In einer Rede: sur le patriotisme comme objet d'éducation, sagte Zedlitz: „Die basedowschen Kupfer zum Elementarwerk sollten das erste Handbuch aller Erzieher sein." Sie seien eine Gemäldegallerie, durch welche man auch den Kindern leicht und anschaulich die ersten Begriffe von der bürgerlichen Gesellschaft beibringen könnte. Pädagog. Unterh. Erster Jahrg. S. 604.

2) Ebend. Erster Jahrgang. 7tes Stück. S. 595.

3) Ebend. 607. Vier Zöglinge bekamen 1782 den Orden des Fleißes. (Ebend. Fünfter Jahrg. 281.)

4) Ebend. 615.

5) Die Beilage III. enthält einen vollständigen philanthropinschen Lectionsplan, welcher ebend. S. 626. 630 mitgetheilt ist.

Wenn das Philanthropin viele Freunde gewann, so fehlte es ihm auch nicht an Gegnern. Einer derselben schrieb den Roman: „Spitzbart, eine komi-tragische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert. Parturiunt montes nascetur ridiculus mus 1779.“ [1] Das Buch machte viel Aufsehen. Es war besonders gegen Basedow gerichtet. Im dritten Jahrgange der pädagogischen Unterhaltungen [2] findet sich „des Instituts Erklärung über den Spitzbart.“ „Obgleich unser Institut, schreiben sie, noch immer Philanthropin heißt, so ist es doch dem Philanthropin, das Basedow anlegte und aufführen wollte, so unähnlich — wie das Huhn dem Ei? — nein, wie das Huhn jedem andern Geflügel. Wenn nun auch Vorwürfe Basedow und seine Plane träfen, so träfen sie doch darum noch nicht uns, die wir sie nicht alle ausgeführt haben.“ Basedows Werk, heißt es weiterhin, hätten sie nicht untergehen laßen, sie schrieben aber keine Plane mehr, sondern führten sie aus.

Jedenfalls hatte die Kritik heilsam gewirkt.

Aus dem eben Angeführten ergäbe es sich schon, daß Basedow bereits wieder vom Institut zurückgetreten, ja mit Wolke verfeindet war; eifersüchtig auf Wolke, hatte er allem Antheil an der Direction entsagt. Wolke ward nun Director, mit ihm lehrten 5 Professoren. Im Jahre 1781 traten Salzmann, bisher Prediger in Erfurt und Olivier aus Lausanne als Lehrer ein. Jener ward zugleich Liturg, [3] und gab als solcher „Gottesverehrungen, gehalten im Betsaale des Philanthropins“ 1783 heraus.

Im Jahre 1782 wurden Matthisson, der Dichter, und Spazier Lehrer am Philanthropin. [4] Damals waren 53 Pensionisten, aus allen Ländern Europas, von Riga bis Lissabon.

Salzmann verließ schon im Jahre 1784 Dessau und legte, vom Herzog von Gotha unterstützt, seine bekannte Anstalt in Schnepfenthal an. [5]

1) Derselbe Professor Schummel, welcher früher als Lehrer in der Frauenschule in Magdeburg dem Examen in Dessau beiwohnte und „Fritzens Reise“ schrieb, eben derselbe ist der Verfaßer des Spitzbart „einer Satyre, sagt sein Biograph Menzel, auf das philanthropische Erziehungswesen, dem er früher selbst gehuldigt hatte.“ Die Satyre dürfte vielleicht eine Nachwirkung der vorhergegangenen Ueberschätzung sein.

2) S. 555 ꝛc.

3) Ebend. Vierter Jahrg. 297.

4) Ebend. Fünfter Jahrg. 279.

5) Bis zum Jahre 1784 reichen die authentischen Nachrichten über das Philan-

Von 1778 an privatisirte Basedow in Dessau und gab durch manche Gemeinheit, besonders auch durch sein Trinken, großes Aergernis. Mit Wolke gerieth er in sehr heftige öffentliche Streitigkeiten, ja in einen Proceſs, der 1783 mit einer Aussöhnung endigte. — Er verfaßte wieder viele theologische Schriften. 1785 besorgte er die zweite Auflage des Elementarwerks und schrieb: „Von der Lehrform der Latinität durch Sachkenntnis,“ auch über das Lesenlernen. 1786 gab er heraus: „Neues Werkzeug zum Lesenlehren, zur Gotteskenntnis und zur nothwendigsten Sprachrichtigkeit von B. und einer für die Aufklärung arbeitenden Gesellschaft“; zugleich mit diesem: „Neues Werkzeug zur gemäßigten Aufklärung der Schüler durch die Lehrer des Mittelstandes.“ Seltsame Titel! Das Buch soll Tugendlehren und Grundsätze der Lebensweisheit enthalten. Seit 1785 reiste Basedow jedes Jahr auf einige Monate nach Magdeburg und gab dort Unterricht in einer Mädchenschule. — Im Juli 1790 gieng er wieder von Dessau nach Magdeburg. Hier überfiel ihn eine Hämorrhagie. Er fühlte sein Ende nahen, dictirte noch Anhänge zu seinem Testament, nahm zärtlichen Abschied von seinem jüngsten Sohne, und starb bei vollem Bewußtsein den 25. Juli in einem Alter von 66 Jahren, 10 Monaten und 14 Tagen. Charakteristisch waren seine letzten Worte: „Ich will seciret sein zum Besten meiner Mitmenschen.“ Auf dem Kirchhofe der h. Geistgemeinde ward er begraben. — Er war zweimal verheiratet; die erste Frau starb schon in Soroe. Mit der zweiten, einer Dänin, lebte er 33 Jahre, sie starb 1788 und war sehr melancholischen Gemüths; besonders ward sie in Altona heftig über die Excommunication ihres Mannes betrübt. Die oft erwähnte Tochter Basedows, Emilie, heiratete 1789 einen Prediger Cautius, der nahe bei Bernburg lebte.

Blicken wir nun auf das Philanthropin noch einmal zurück. —

Es ist so viel seltsames, wunderliches über dasselbe von mir aus den Quellen mitgetheilt worden, daß das Ganze fast als eine päda-

thropin, welche mir vorliegen, so daß ich hier abzubrechen genöthigt bin. Mit dem fünften Jahrgange hören die „Pädagogischen Unterhaltungen“ 1784 auf. Im Jahre 1796 kam ich als 13jähriger Knabe nach Dessau, und sah noch mehrere Lehrer des Philanthropin: den für Rousseau begeisterten Dutoit, Busse, Wolke, Neuendorf. Besonders war ich viel im Hause des redlichen, wohlwollenden, enthusiastischen Olivier, von dessen so bedeutender Lesemethode weiter unten die Rede sein wird.

gogische Caricatur erscheint. Doch wäre es höchst ungerecht, wollte ich das Gute des Instituts und seiner Vertreter in Schatten stellen.

Was zunächst die Lehrer am Philanthropin betrifft, so mögen wir von ihnen noch so verschieden denken, ihren redlichen, uneigennützigen Willen müßen wir mit Achtung anerkennen. Auch Basedows, trotz des unverschämten Geilens, was aus seinem, unaufhörlich Pläne ausbrütenden Gehirne kam, das ihn, nach Göthes Erzählung Tag und Nacht nicht ruhen ließ. Starb er doch arm und verlangte noch sterbend zum Besten seiner Mitmenschen secirt zu werden! Selbst seine Prahlereien, da er, zum großen spätern Schaden des Philanthropins, das Unmögliche zu leisten versprach, ja es sogar als geleistet beschrieb, selbst diese dürften wohl zum Theil einer rohen Begeisterung für seine Pläne zuzuschreiben sein. — Und die meisten philanthropischen Lehrer waren nicht mit halbem, sondern mit ganzem Herzen bei der Sache voll aufopfernder Liebe. Mit welcher unermüdeten, immer lebendigen Thätigkeit wirkte Wolke! Olivier lebte bis an sein Ende mit jugendlichem Enthusiasmus seinem Lehrerberufe; Salzmanns und Campes redliche, gewißenhafte und ausdauernde pädagogische Thätigkeit ist bekannt. —

Ist denn nun alle Arbeit dieser Männer vergeblich, ja mehr als vergeblich gewesen? Gewis nicht. Wollen wir uns davon überzeugen, so müßen wir, wie bei der Würdigung Rousseaus, den Charakter der Pädagogik zu ihrer Zeit betrachten; nicht wie er in einzelnen eminenten Schulmännern sich zeigte, sondern wie er durchschnittlich bei weitem auf den meisten Schulen herrschte. —

Die Jugendzeit war damals für die meisten eine sehr geplagte Zeit, der Unterricht hart und herzlos streng. Die Grammatik ward dem Gedächtnis eingebläuet, ebenso Sprüche der h. Schrift und Liederverse.[1] Eine gewöhnliche Schulstrafe war das Auswendiglernen des

1) Pädagog. Unterhaltungen. Dritter Jahrgang. S. 467. Hier findet sich Folgendes: „Um diese Zeit starb Häuberle, Collega jubilaeus zu *** einem Städtlein in Schwaben. Während der 51 Jahre 7 Monate seiner Amtsführung hat er, nach einer mäßigen Berechnung ausgetheilt: 911,527 Stockschläge, 124,010 Ruthenhiebe, 20,989 Pfötchen und Klapse mit dem Lineal, 136,715 Handschmiße, 10,235 Maulschellen, 7905 Ohrfeigen, 1,115,800 Kopfnüße und 22,763 Notabenes mit Bibel, Katechismus, Gesangbuch und Grammatik. 777mal hat er Knaben auf Erbsen knieen laßen und 613 auf ein dreieckicht Holz; 5001 mußten Esel tragen und 1707 die Ruthe hoch halten, einiger nicht so gewöhnlichen Strafen, die er zuweilen im Falle

119ten Psalms. Die Schulstuben waren melancholisch dunkel. Daß auch die Jugend irgend etwas mit Liebe arbeiten könne, das fiel niemanden ein, so wenig, als daß sie die Augen zu irgend etwas Anderm als zum Schreiben und Lesen habe. Das heillose Zeitalter Ludwigs XIV brachte überdieß den armen Kindern in den höhern Ständen frisirte mit Puder und Pomade eingeschmutzte Haare, galonnirte Röcke, kurze Beinkleider, seidne Strümpfe, einen Degen an der Seite; das war für rührige frische Jungen die ärgste Tortur.[1] —

Allem genannten Unheil trat nun das Philanthropin entgegen; daher war es kein Wunder, wenn nicht bloß flache, sondern auch tiefsinnige, ernste Männer, wie Kant, Fr. H. Jacobi, Euler[2] u. A. anfangs Großes vom neuen Institut hofften, wenn es überhaupt nach allen Seiten, durch ganz Europa Anklang und Unterstützung fand. Man fühlte das Unnatürliche in so vielem Herkömmlichen und sehnte sich nach Freiheit, nach dem, was man im besten Sinne natürlich nennen könnte, man sehnte sich, wie Kant sagt, nicht nur nach einer Reformation, sondern nach einer Revolution, zur Befreiung der Jugend. —

Rousseaus rednerische Ermahnungen hatten bewirkt, daß man auf eine verständigere Behandlung der kleinsten Kinder bedacht wurde; Mütter stillten wieder selbst; man ließ ab von der Verweichlichung.

Im Philanthropin befolgte man bei Erziehung der Knaben dieselben

der Noth aus dem Stegreif erfand, zu geschweigen. Unter den Stockschlägen sind ungefähr 800,000 für lateinische Vocabeln, und unter den Ruthenhieben 76,000 für biblische Sprüche und Verse aus dem Gesangbuch. Schimpfwörter hatte er etwas über 3000, davon ihm sein Vaterland ungefähr ⅔ geliefert hatte, ⅓ aber von eigener Erfindung" war u. s. w.

1) Man betrachte nur die meisten Kinder auf den Bildern des Elementarwerks. Wie die französische Unnatur auf die Erziehung deutscher Mädchen Einfluß übte, hat Göthe in einer Scene der frühern Recension von Erwin und Elmire lebendig dargestellt. Göthes Schriften, letzte Ausgabe. Bd. 34, 211.

2) Von diesem großen Mathematiker ist das günstige Zeugnis unterschrieben, welches die petersburger Akademie Basedow und dem Philanthropin im Jahre 1775 ausstellte. Basedow hatte sein Buch, „das Philanthropin" nach Petersburg geschickt. La Conférence jugea cet ouvrage digne de ses éloges. Elle applaudit surtout au zèle cordial, dont l'auteur est pénetré pour le bien du genre humain, et comme le plan d'éducation avec la méthode d'instruire la jeunesse, qu'il y propose, est à plusiers égards préférable à ceux, qu'on a suivi jusqu'ici, l'Académie ne doute en aucune façon, que s'il fût exécuté et imité aussi par les autres établissements, il n'en résulte un avantage réel pour le public.

Principien und berücksichtigte die leibliche Bildung auf eine Weise, wie es vorher in neuerer Zeit nie und nirgends geschehen war.[1]

Die fratzenhafte peinliche Kleidung der Knaben, galonnirte Röcke, kurze Beinkleider, Frisur, Haarbeutel, Alles schaffte man ab. Man kann denken, wie wohl den Knaben wurde, wenn sie aus den Zwangsfraks, Zwangshosen und Zwangshalstüchern herausgelaßen, nun die bequemsten Matrosenjacken und Beinkleider von blau und weiß gestreiftem Zwillich erhielten, den Hals frei trugen, den Hemdkragen übergeschlagen;[2] wenn ihnen dann vollends der Schmutz von Puder und Pomade aus den Haaren weggeschafft, der Haarbeutel abgebunden wurde. „Bestehen die Eltern darauf, sagt ein Institutsbericht vom Jahre 1779, daß das Haar täglich von gewöhnlichen Friseurs gekräuselt und gepudert werde, so kann das Institut für die Unverderbtheit des Charakters ihrer Söhne nicht zur Verantwortung stehen, weil sie durch die Friseurs leicht Verbindung kriegen mit verderbten Personen außer dem Institut.“ Das wirkte.

Man sorgte dafür, daß der Leib geübt und abgehärtet wurde. Die Knaben lernten schreinern und drechseln, tummelten sich viel im Freien, machten Fußreisen 2c. Da der Unterricht möglichst von sinnlicher Anschauung ausgieng und man viel zeichnen ließ, so konnte es nicht fehlen, daß auch die Blüte alles Turnens, die Ausbildung der Sinne, insbesondere die des Auges nicht vernachläßigt wurde.

Hierher gehört auch, daß das Philanthropin und die sich ihm anschließenden Pädagogen vorzugsweise auf Heilung der entsetzlichen heimlichen Sünden sannen. —

Was den Unterricht betrifft, so haben die Lehrer des Philanthropins sich manche große Verdienste um denselben erworben.

Es lag ihnen sehr am Herzen, daß die Kinder mit Liebe lernen sollten, nicht mit Widerwillen. Hierin hatten sie gewis recht, wenn sie sich auch vielfach in den Mitteln: Lernlust einzuflößen, vergriffen. Die lieblose Gleichgiltigkeit so vieler Lehrer gegen die Kinder, gegen Freude und Freudlosigkeit derselben beim Lernen, sie straft sich schwer. Der

1) Wozu im Philanthropin der Anfang gemacht war, das führte Gutsmuths im Salzmannschen Institut zu Schnepfenthal weiter aus. In seiner „Gymnastik“ erscheint dieser wiederum als Vorläufer Jahns.

2) Das war die Tracht der Kinder, welche Olivier erzog, wie ich sie im Jahr 1796 sah.

Lehrer wird am meisten leisten, dessen Werk zugleich von treibenden natürlichen Gaben und von wacher Gewißenhaftigkeit seiner Schüler gefördert wird. Einzig nach dem Triebe der Kinder fragen, führt zum servilen Verziehen derselben, einzig ihre Gewißenhaftigkeit in Anspruch nehmen, zum Verkennen und Vernachläßigen der individuellen Gaben, dazu, daß man tyrannisch Alles von Allen fordert. — Im ersten Falle vernachläßigt man den Willen der Kinder und behandelt sie nur als personifizirte vegetirend sich entwickelnde Fähigkeiten, denen der Lehrer überall nachgehen und sich ihnen ganz unterordnen muß. Im zweiten Falle dagegen betrachtet man die Kinder als personifizirte Willen, muthet ihnen Alles zu, auch das Unmögliche zu wollen und zu leisten, so daß man wohl vom Blinden verlangt: er solle kraft seines Willens ein Maler werden. Im Philanthropin hat man nun das ethische Element beim Lernen verhältnismäßig vernachläßigt, zu sehr Lust und Gefallen, zu wenig die gewißenhafte Entschloßenheit der Kinder in Anspruch genommen, ja selbst die heillose Eitelkeit zu Hilfe gerufen.[1] Es geschah dieß wohl im Gegensatz gegen die angedeutete Caricatur der alten Pädagogik, die überharte Zucht, welche rücksichtslos bei Strafe befahl und aufgab, weder nach Lust noch nach Gewißenhaftigkeit der Kinder fragte und durch Furcht alles durchsetzen wollte. —

Ich gehe nun zur Betrachtung der im Philanthropin beim Unterricht in den verschiedenen Lehrobjecten befolgten Methode über.

Im Sprachunterricht schloß man sich darin an Comenius an, daß man das Lehren von Worten fremder Sprachen soviel als möglich mit dem Anschauen des durch die Worte Bezeichneten verband. Der Lehrer zeigte beim Examen im Französischen das Bild einer Egge und nannte sie herse. Das Wort sollte sich durch die Anschauung, diese durch das Wort dem Gedächtnis einprägen. Auf solch ein verbundenes Kennenlernen der Dinge und ihrer Namen in verschiedenen Sprachen, zielte das Elementarwerk wie früher der Orbis pictus.

Ein Zweites, wodurch sich der Sprachunterricht auf dem Philanthropin vom anderweitigen unterschied, war dieß: daß man die fremde Sprache zuerst sprechend, dann durch Lesen der Autoren lehrte, und

1) In der vierten Sammlung der „Gottesverehrungen, gehalten im Betsaale des Philanthropins von Salzmann," wird eine „Gottesverehrung" mitgetheilt, bei welcher sieben Zöglingen „der Orden des Fleißes umgehangen wurde."

ziemlich spät die Grammatik eintreten ließ, mit welcher auf andern Schulen immer der Anfang gemacht wurde. Auch dieß ist nicht ganz neu. Auf solche Weise lernte, wie wir sahen, Montaigne latein; Ratichius schickte das Lesen des Terenz der Grammatik voran; Aehnliches wollte Locke. Vornehmlich beriefen sich aber Basedow und Wolke auf mehrere Stellen in Gesners Isagoge, welcher sagte: es sei hundertmal leichter, durch den Gebrauch und die Uebung ohne Grammatik eine Sprache zu erlernen als ohne Uebung und ohne Gebrauch, allein aus der Grammatik.

Um Wiederholungen zu vermeiden, verspare ich die nähere Betrachtung dieser pädagogischen Streitfrage, ich werde sie besonders bei Darlegung der hamiltonschen Methode wieder aufnehmen. Nur dieß bemerke ich, daß meines Wißens kein bedeutender Philolog aus dem Philanthropin hervorgegangen ist. Hierüber kann man sich um so weniger wundern, als dem Basedow selbst aller Sinn für die Größe und Schönheit der alten Klassiker gänzlich gefehlt haben muß, und er, nach eigenem Geständnis, die alten Sprachen nur deswegen eifrig trieb und treiben ließ, weil das Philanthropin demohne nicht existiren konnte.

Der Unterricht im Rechnen mag sehr gut gewesen sein; wenigstens haben Busses, des mathematischen Professors, Lehrbücher viel Anerkennung gefunden. In der Geometrie scheint man sich nach Rousseaus Ansichten gerichtet zu haben, der, wie wir sahen, auf sauberes, möglichst genaues Zeichnen der geometrischen Figuren drang. Mit vollem Recht. Nirgends passt der vornehm thuende Spiritualismus weniger hin, als in den Jugendunterricht. Dieser Spiritualismus verschmäht das Bild und verlangt unvermittelt den Begriff; die Jugend bedarf aber des schönsten wahrsten Bildes als ein Symbol des klarsten und wahrsten Begriffs.

Ich besitze eine Sammlung geometrischer Zeichnungen auf Pappe, deren man sich im Philanthropin beim Unterricht bedient hat. Da ist nichts verabsäumt, was das Bild faßlicher, den Beweis handgreiflicher macht. Selbst entsprechende Illumination entsprechender Theile der Figur ist nicht verschmäht; einzelne Dreiecke aus Pappe laßen sich herausnehmen, um zu zeigen, wie sie andere Dreiecke der Figur decken u. s. w. Hätte doch der große Euklides selbst gewis das Wort Decken nicht

gebraucht, wofern er nicht auch wirklich eine Figur mit der andern gedeckt hätte.

Ueber den Unterricht in der Geographie, Naturgeschichte und Physik läßt sich einiges aus Basedows Elementarwerke entnehmen. Der geographische Unterricht ist in 2 Curse getheilt; er bietet nichts besonderes, man müßte denn des Verfaßers wunderliche, politische und religiöse Bemerkungen berücksichtigen, welche Männern widerlich, Kindern völlig unverständlich sind. Von der Lehrart heißt es: „der Anfang von dem Grundriß einer Stube, Wohnung, Stadt und bekannter Gegend, und alsdann erst der Fortgang zur Karte eines Landes, bis zum Welttheile, ist etwas Wesentliches.“ Dieß, wie Comenius und Rousseau; ob man wirklich diese Methode befolgte, ersah ich nicht.

An die Geographie schließt sich im Elementarwerk eine ziemlich confuse, wiederum mit allerhand unnützen Bemerkungen ausgestattete Universalgeschichte an; dieser folgt etwas aus der Mythologie, auf höchst gemeine, ekelhafte Weise erzählt. —

Die Naturkunde des Elementarwerks theilt dieß und jenes von den 3 Reichen, mehr noch aus der Physik und Astronomie mit. Auch der Bau des menschlichen Leibes wird berücksichtigt. Manches Schwache ist dem damaligen Stande der Naturkunde zuzurechnen. — Technologie, eine Beschreibung der gewöhnlichsten Handwerke und Künste ist ebenfalls aufgenommen.

Alles dieses galt als Lehrgegenstand im Philanthropin, wo ja das Elementarwerk zu Hause war. Den Kindern mochten die mannichfaltigen Erscheinungen der Natur und der Kunst, die ihnen, wie ein Schattenspiel an der Wand vorübergeführt wurden, ein großer Zeitvertreib sein; welche Langeweile mußten sie dagegen bei den Saalbadereien über Moral, Politik und Religion erdulden! Basedow hatte auch nicht entfernt eine Ahnung davon, was den Knaben in diesen Regionen zugänglich sei, was ihn reize, was er begreife, was ihm zu Herzen gehe. — Auf nicht weniger als 61 Seiten behandelt er im Elementarwerk „Grundbegriffe von Staatssachen,“ erzählt von einem Demokratus im Lande Universalia, vom angesehenen Grafen Aristokratus, von klagbaren Beleidigungen u. s. w.

Die Religion ist das Fundament der Erziehung; von der Solidität dieses Fundaments hängt die Güte des ganzen Gebäudes ab. Basedows Haus war auf Sand gebaut; bei löblicher Ausführung einzelner Theile

des Hauses war es daher unheimlich und unsicher. — Was wir im Elementarwerke und andern vom Philanthropin ausgegangenen Schriften über Religion finden, das überbietet alles bisher Mitgetheilte. Man ist nur auf rationalistisch Langweiliges gefaßt, zur Verwunderung erhält man mehr. Hier einige Beispiele.

Mit Beifall wird von Wolke [1] der Aufsatz eines Dritten mitgetheilt, welcher so anfängt: „Heute entdeckte ich Fritzen das Dasein Gottes. Lange hatte ich ihn auf diesen wichtigen Zeitpunkt vorbereitet; nämlich dadurch, daß ich ihn auf alles in der Natur sorgfältig aufmerksam machte, ihn, wo er Wirkung fand, auch eine Ursache vermuthen ließ." Der Mann gieng nun 4 Tage mit dem Knaben nicht aus dem Dorfe, damit dieser am 5ten desto empfänglicher sein, desto mehr aufgeregt werden möchte, da er ihm Gott als Schöpfer der Sonne 2c. zum ersten Male nennen würde. Wolke macht hierzu die Anmerkung: „Wer die Eindrücke zu dieser Zeit noch tiefer prägen, das Entzücken über das Schöne der Natur und über dessen Urheber noch mehr erhöhen will, der muß noch mehr Tage zu Hause bleiben, und mit seinem Zöglinge die letzten Tage in einem Zimmer sich aufhalten, dessen Fenster Tag und Nacht geschloßen sind, und das nur durch ein schwaches Licht erleuchtet ist. Doch muß der Zögling von dem Vorhaben nichts wißen, und während des letzteren Aufenthalts genug und nicht mit Verdruß beschäftigt sein." — Jener Fritze hatte vor dem bestimmten Tage nie den Namen Gottes gehört — wenigstens ihn nicht hören sollen — erst nach dem Offenbarungstage wird er zum Beten angeleitet, bis dahin hatte er nach Tische nur seinem Pflegvater für Eßen und Trinken gedankt. —

Etwas dem Aehnliches findet sich im Elementarwerk. [2] Es wird hier der Uebergang von der „kleineren Kindheit" zur „größeren Kindheit" so beschrieben. „Vorher werden Verordnungen der Eltern aufgesetzt, von der Veränderung des Verhaltens, sowohl des Kindes als Anderer gegen dasselbe und von der Feierlichkeit dieses Tages. Dem Kinde werden diese Verordnungen einige Zeit vorher stückweise erklärt, und Vorübungen angerathen und erleichtert, sich in eine so große und ehrenreiche Veränderung gut zu schicken, mit der Warnung, es könnte durch kleinkindische Aufführung einen Aufschub des gesetzten Tages veran-

1) Pädagog. Unterh. 3ter Jahrg. S. 446.
2) Thl. 1, 87—90.

laßen. — Der Tag erscheint. Als kleines Kind steht es noch auf. Einige Freundinnen der Mutter kommen mit Freude, ihm die neuen Kleider anzulegen. Es wird ein sehr gutes Frühstück verzehrt — Alles alte Geräth wird zusammen gelegt und weggeschafft, und das neue vorgewiesen, nebst allen Kleidungsstücken. — Das Kind wird glücklich geschätzt, daß es soweit gekommen sei. Man führt es in eine Kirche und belehrt es von dem Zwecke der dortigen Versammlung, doch noch nicht von der besondern Landesreligion. Man kömmt nach Hause. Der Vater spricht ein kurzes Gebet für sein Kind; ein Paar gute Sänger singen eine sich darauf beziehende Strophe. Nach einigen Fragen von den Eltern und Antworten von dem Kinde wird die Ruthe im Camin verbrannt. Nun betet das Kind knieend zum erstenmale nach einer Vorschrift. Der Vater betet wieder, die segnende Hand auf das Haupt seines Kindes. Eine abgesungene Strophe beschließt den ernsthafteren Theil der Feierlichkeit. — Alles im Hause und einige Gäste mit ihren Kindern wünschen Glück zu dieser Veränderung. — Hernach wird bis 8 Uhr Abends eine Kindergesellschaft nach ihrer Art herrlich bewirtet und belustiget, doch nicht mit gar zu polternden, sondern andern angenehmen Spielen; weil sich jene zu der Ernsthaftigkeit dieses Tages nicht schicken würden. Des Abends betet die Mutter mit der segnenden Hand über des Kindes Haupt; am folgenden Tage betet der Hofmeister für das Kind und über ihm, und gibt ihm im Namen der Eltern eine schöne Schreibtafel, deren Band röthlich ist, und deren Titelkupfer eine ganze Gesellschaft betender Kinder vorstellt, denen ein Lehrer vorbetet. Am Tage der Feierlichkeit, bei jedem Artikel der Verordnung der Eltern, ist ihm die Ursache gesagt von jeder Veränderung. Z. E. die röthliche Farbe ist ein Denkmittel der schamhaften Ehrbarkeit, wozu in diesen und jenen Umständen Kinder von einem solchen Alter schon gewöhnt werden müßen u. s. w. Also ist das Kindchen ein großes Kind geworden."

Welcher Art Gottesdienst Basedow als Ideal vorschwebte, ersehen wir z. B. aus Folgendem: „Zu einer wöchentlichen und zu wenigen außerordentlichen Feierlichkeiten des Hauses ist, wenn die Umstände es nicht hindern, eine Betkammer geheiligt, das ist, zu diesem einzigen Gebrauche abgesondert. Daselbst ist jeder Gegenstand lehrreich und bedeutend, z. E. die Decke bedeutet den Himmel oder die erhöhte Glückseligkeit der Tugendhaften nach dem Tode, und ist, dieses vorzustellen,

eingerichtet. Die Hauptfarbe der Wände ist mit schwarzen Streifen vermischt, um das Uebergewicht des Guten über das Uebel in dem irdischen Leben vorzustellen. Die Mitte des Fußbodens hat das Bild eines Sarges, um zur Beförderung der Weisheit die Menschen des Todes zu erinnern. Am höchsten Orte hinter dem Sitze des Liturgs ist eine Lade, worinnen das Gesetzbuch und Verheißungsbuch Gottes liegt. Der aufgeschlagene Deckel hat einen Spiegel, die Nothwendigkeit unserer Selbstprüfung nach den Gesetzen Gottes anzuzeigen. An der Seite dieser Lade brennen zwei Kerzen, die beiden Erkenntnisarten der Religion, durch fremde Belehrung und durch eigne Einsicht zu bedeuten. Ueber der Lade an der Wand sind vorgestellt in Statuen, Gemälden oder Worten die 4 Haupttugenden: 1. die Bedachtsamkeit, 2. die Mäßigung, 3. die Gerechtigkeit, 4. die Wohlthätigkeit. Diese Vorstellungsmittel werden durch Hülfe gewisser Worte, Gebärden und der Liturgie bei dem Anfange eines jeden feierlichen Gottesdienstes gebraucht. Alle die in der Betkammer sind, sind reinlich bekleidet; niemand kehrt der Lade den Rücken zu.“[1] —

Nachdem er noch mehr dergleichen Absonderliches mitgetheilt, fügt er hinzu: „Die Ausführung der häuslichen Liturgie und Feste verdiente ein ganzes Buch. Freilich wird Mancher den Zweck dieser Beschreibung übel beurtheilen, lächeln, spotten. — Das mag er thun. Die Nachwelt entscheidet zu ihrem Nutzen für ein Copernicanisch System.“ — Man vergleiche solche Phantastereien mit Luthers schlichter Anweisung, wie der Hausvater mit den Seinigen Hausandacht halten solle! Wahrscheinlich ward Basedow, als Nachahmer Rousseaus, durch eine Stelle im Emil zu seinen Absonderlichkeiten verleitet. Dort heißt es: „wir gebrauchen zu sehr der nackten Vernunft, als wenn die Menschen nur Geist wären. Indem man die Zeichensprache hintansetzt, welche zur Einbildungskraft redet, verliert man die allerenergischste Sprache. Der Eindruck des Worts ist immer schwach, und man spricht beßer zum Herzen durch die Augen als durch die Ohren.“

An die vertracte Rhetorik in Basedows zerzausten geistlichen Reden schließen sich würdig seine geistlichen Lieder an. Zur Probe einiges

1) Ebend. Thl. 2, 110. 111. 113. Doch ist solcher Cultus nur in Basedows Alethinien zu finden. Es erinnert dieß sehr an Wilhelm Meisters Wanderjahre.

aus Folgendem, das überschrieben ist: „Die ganze natürliche Religion in Gesängen.“ [1]

Mich kannte noch kein Sterblicher
In meiner Mutter Schooß!
Sie selbst auch nicht! Sie glaubte nur,
Es würd' ein Menschenkind!

Da lag ich vorbereitet, Ich!
Mit Seel und Leib, schon Ich!
Ich, bald ein Kind und bald ein Mensch,
Ganz vorbereitet da!

So war ich zubereitet, Ich!
Nicht nach der Eltern Plan!
Der, der mich so nach Absicht schuf,
Der ist mein Gott, mein Gott!

Der Gott ists, der den Milchsaft macht,
Aus Speisen und Getränk!
Und diesen zu dem Blute führt,
Das Blut zu jedem Theil.

Der Leib nimmt, was ihm nützet, an,
Wirft, was ihm schadet, aus!
Durch Lungen, durch magnetsche Haut:
Das wirkt, das wirkt mein Gott!

Du, Gott, bedarfst der Väter nicht,
Zu bilden Menschenform.
Mein erster Vater ward durch dich
Ohn Zeugung und Geburt.

Du führtest seinen Weg den Wind,
Lehrst zittern deine Luft,
Daß dieser spricht und jener hört,
Und beide sich verstehn.

Verdünnt, verdichtet tönt sie nicht,
Und tödtet, was da lebt!
Du, Lebensvater, machst, daß sie
Sich häuft mit Mäßigung.

An die Stelle des christlichen, erneuernden, für Zeit und Ewigkeit belebenden Glaubens schuf man sich ein eigenes flaches, unerquickliches und absurdes Machwerk von natürlicher Religion. Aus einem solchen

1) Ebend. S. 150.

tauben Samenkorn erwächst nimmermehr eine in Zeit und Ewigkeit fruchtbringende Pflanze. —

* * *

Vom dessauer Philanthropin aus gieng nun eine große pädagogische Anregung und Aufregung durch Deutschland und die Schweiz, ja durch einen großen Theil von Europa. Dieß ergab sich schon aus dem Verzeichnis der Beförderer des Basedowschen Elementarwerks, wie aus der Thatsache, daß man von Riga bis Lissabon Knaben in das Dessauer Institut sandte.

Bald entstanden auch aller Orten Erziehungsanstalten nach dem Muster des Philanthropins. Zuerst stiftete Ulysses von Salis eine solche 1775 zu Marschlins in der Schweiz. Zum Director wählte er den berüchtigten Doctor Bahrdt, welcher als Professor der Theologie in Gießen angestellt war, aber wegen seiner Heterodoxie von da entfernt werden sollte. Allein schon nach Verlauf eines Jahres entzweiten sich Salis und Bahrdt, worauf dieser einen Ruf des Grafen von Leiningen als Superintendent in Dürkheim annahm. Zugleich ward ihm vom Grafen das Schloß Heidenheim zur Errichtung eines philanthropischen Erziehungsinstituts eingeräumt. Aber auch dieses elende Institut hörte schon nach 3 Jahren (1779) auf, da Bahrdt wegen seiner theologischen Irrlehren durch den Reichshofrath abgesetzt wurde, jedoch durch die Vermittelung Tellers unter dem Schutz des Ministers Zedlitz, in Halle Aufnahme fand.

Ein drittes Institut stiftete Campe in Hamburg nach seinem Abgange von Dessau. Er übergab dasselbe im Jahre 1783 an Trapp, der es aber wahrscheinlich ganz eingehen ließ, da er 1786 nach Wolfenbüttel gieng. Von der längsten Dauer war und ist Salzmanns Erziehungsanstalt, welche im Jahre 1784 gegründet, heute noch fortdauert. Unter den Lehrern dieser Anstalt wie unter den Schülern die sie bildete, finden sich namhafte Männer wie Gutsmuths und Karl Ritter. —

Die philanthropische Schule wirkte aber nicht bloß durch diese Institute, sondern zugleich durch eine Masse von Schriften für Jung und Alt, womit sie Deutschland überschwemmte. An der Spitze der schreibenden Pädagogen stand Campe. Unter seinen Kinderschriften hat Robinson der Jüngere den größten Beifall gefunden. Zur Heraus-

gabe desselben ward er höchst wahrscheinlich dadurch veranlaßt, daß Rousseau den ursprünglichen Robinson des Defoe als ein für Kinder ganz geeignetes Buch dringend empfohlen hatte. Aber wie weit steht dieser jüngere Robinson jenem ursprünglichen alten nach, wie ist die campesche Erzählung besonders durch die hinzugefügten altklugen Kindergespräche, und durch saft- und kraftlose Moral- und Nützlichkeitspredigten entkräftet und verwäßert! — Großen Eingang fanden auch die von Campe herausgegebenen Reisebeschreibungen, besonders die Entdeckung von Amerika; aber auch hier wird der wahrhaft poetische Stoff durch langweilige, für Kinder doppelt langweilige Betrachtungen abgekühlt. Rein moralische Kinderschriften Campes, wie sein „Theophron oder der erfahrene Rathgeber der Jugend," sie mußten frischen Knaben unleidlich sein. „Sobald Campe's Robinson in den Händen aller Kinder der gebildeten Stände war, traten die biblischen Geschichten zurück. Es ward dadurch in den Familien neben der praktischen Prosa unserer kleinen Verhältnisse auch noch eine theoretische herrschend. Es erwuchs ein neues Geschlecht nur aufs Handgreifliche, Häusliche, unmittelbar im äußern Leben Nützliche bedacht, voll kindischer Naseweisheit." [1] Wenn ein giftiger Wind von der Wüste her weht, so verschmachten und ergraun plötzlich alle zarten grünen saftigen Pflanzen — doch blieben viele Kinder bewahrt in jener Zeit da der pädagogische Giftwind von Frankreich her über Deutschland hin wehte. —

Unter den Büchern, welche Campe für Pädagogen schrieb, dürfte sein Revisionswerk des gesammten Schul- und Erziehungswesens den ersten Platz einnehmen. Er gab es in Gemeinschaft mit andern, ihm gleich gesinnten Erziehern und Schulmännern, mit Resewitz, Elers, Trapp ꝛc. heraus. In diesem Werke findet man auch Uebersetzungen von Lockes Gedanken über Erziehung und von Rousseau's Emil; — es behandelt die wichtigsten pädagogischen Aufgaben, besonders solche, in denen der Gegensatz der neuen zur alten Schule hervortritt.

Nächst Campe dürfte Salzmann durch seine pädagogischen Schriften am meisten gewirkt haben.

1) So Schloßer (Gesch. des achtzehnten Jahrhunderts, 3, 2, 163 sqq.) in seiner treffenden Charakteristik Campe's. Was er über dessen Kinderschriften sagt, dem muß ich ganz beistimmen, in lebendiger Erinnerung des Eindrucks, welchen diese auf mich in meinen Knabenjahren gemacht.

Durch rastlose Thätigkeit gewannen nun die Philanthropen einen großen Einfluß auf das Erziehungswesen Deutschlands. Sie griffen auf alle Weise die alten Schulen an, welche sich hinter dem Herkommen verschanzten, von wo sie oft glückliche Ausfälle gegen die stürmenden Neuerer machten, die so viele Blößen boten.

Trotz dieser feindseligen Stellung beider Parteien konnten sich dennoch die alten Schulen nicht ganz dem Einfluße des Philanthropismus entziehen. Traten doch selbst einige Gymnasialrectoren in die Reihen der Philanthropen über; so Gedike der Rector am Berliner grauen Kloster. In einer Ode, in welcher dieser Basedow besang, heißt es:

Du Nordalbiens Sohn, flammtest die Fackel an,
Schwangst die sprühende mit mächtigem Herkulsarm . . .
Viele rannten herbei, zündten an deinem Licht
Ihre Fackel nun an, heller und heller wards,
Daß der Schnarcher selbst auffuhr
Und die blinzenden Augen rieb.

Gedike nahm auch Theil am Campeschen Revisionswerke. Ein solcher, ursprünglich der alten Schule angehöriger, legitimer Mann wie er, der würde den Philanthropen doppelt willkommen gewesen sein, hätten ihn nur die tüchtigsten Humanisten für einen bedeutenden Philologen gelten laßen. Ueberdieß war Gedike doch ein gar zu ungeschlachter Schulmann.

Wie weit über ihm stand um dieselbe Zeit Meierotto, der treffliche Rector des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin. Seine Zeitgenoßen sagten von ihm: er sei Friedrich der Zweite unter den Rectoren. Nimmermehr hätte er eine Ode auf Basedow verfaßt, wenn er aber geräuschlos sorgte, daß auf seinem Gymnasium Unterricht im Zeichnen gegeben, ein Naturaliencabinet angelegt, ein Turnplatz mit einigem Turngeräth eingerichtet wurde, so erscheint dieß als eine verständige Berücksichtigung der neuen Pädagogik von Seiten des ehrwürdigen ernsten Schulmanns. — Die isolirte selbständige Wirksamkeit der Philanthropen ward zu Ende des 18ten Jahrhunderts schwächer und schwächer,[1] bis am Anfange des 19ten eine neue Epoche der Neuerungen

1) Nur die Schnepfenthaler Anstalt überlebt, wie wir sahen, das Jahrhundert.

mit der Gründung des Pestalozzischen Instituts in Burgdorf begann und die allzutheoretischen Pestalozzianer an die Stelle der allzupraktischen Philanthropen traten. — In den Erziehungsanstalten und Schriften der Anhänger Basedows findet man meistens nur Nachahmungen, höchstens Variationen des im Philanthropin Geübten und Geschriebenen, ja, näher betrachtet nur, wie im Philanthropin selbst, Nachahmungen und Variationen des von Rousseau im Emil gegebenen Themas.

Indem wir im Verfolg von der eigentlichen philanthropischen Schule absehen, hat es für uns das größte Interesse nachzuspüren, wie Rousseau's pädagogische Gedanken und die Basedowsche Realisation derselben auf andere große Deutsche Einfluß geübt, ob sie sich dem Neuen zugewendet oder am Alten festgehalten, oder auch Altes und Neues zu versöhnen gesucht haben. Noch mehr: wir möchten vor Allem erfahren, welche eigenthümliche pädagogische Gedanken und Ansichten in solchen Männern durch eine so große pädagogische Revolution hervorgerufen wurden.

In der Charakteristik des Philanthropins wurden in dieser Hinsicht schon Goethe und Kant erwähnt. Diesen mögen sich nun Hamann und Herder anschließen, zuletzt Friedrich August Wolf, der Amtsnachfolger und Antipode des Philanthropisten Trapp, der genialste Philolog neuerer Zeit, welcher es verschmähen durfte sich beim Kampfe für classische Bildung hinter dem Herkommen zu verschanzen. —

12. Johann Georg Hamann.

J. G. Hamann ist den 27sten August 1730 in Königsberg geboren. Sein Vater, ein ehrenwerther Mann, war[1] „ein beliebter Wundarzt, welcher den Volksnamen des Altstädtischen Baders allen ehemals wohlfeilen Ehrentiteln vorzog.“ Er war in der Lausitz, die Mutter in Lübeck geboren; außer Johann Georg hatten sie noch einen jüngern Sohn. Hamann berichtet: beide Eltern seien „Feinde des Müßiggangs und Freunde göttlicher und menschlicher Ordnung gewesen.“[2] „Sie begnügten sich nicht,“ fährt er fort, „mit dem bloßen Schein ihrer Pflichten und dem Ceremoniel der Erziehung, was so viele Eltern

1) Hamanns Schriften. 7, 76. 161

2) Ebend. 1, 153.

Schanden halber ihre Kinder genießen laßen; sie hatten unser Bestes zu ihrem Augenmerk, und thaten so viel selbst, als ihre Umstände und Einsichten es erlaubten. Unsre Lehrmeister mußten ihnen Rechenschaft von unserm Fleiß und Aufführung ablegen; wir fanden zu Hause eine Schule an der Aufsicht, ja an der strengen Aufsicht und an dem Beispiel unsrer Eltern. Lügen, Umtreiben und Näscherei waren drei Hauptdinge, die uns nicht vergeben wurden... Wir können uns eher einer Verschwendung in unserer Erziehung rühmen, als über eine Sparsamkeit darin beschweren. Die rechte Haushaltung und Wirtschaft darin ist die größte Kunst." —

Den ersten Schulunterricht erhielt Hamann von einem Lehrer, der ihm das Latein ohne Grammatik beizubringen gesucht[1]; bei einem zweiten Lehrer lernte er, wie er selbst erzählt, einen Römer verdeutschen, ohne die Sprache noch den Sinn des Autors zu verstehen. „So waren," sagt er, „meine lateinischen und griechischen Zusammensetzungen: Buchdruckerarbeit, Taschenspielerkünste, wo das Gedächtnis sich selbst überfrißt, und eine Schwindung der übrigen Seelenkräfte entsteht, weil es an einem gesunden und gehörigen Nahrungssafte fehlt." Durch Dressur sei er in der Rechenkunst weit gebracht worden, aber das gehe verloren bei Kindern, die „ohne Aufmerksamkeit und Verstand fertig gemacht würden." „Es ist," fährt Hamann fort, „eben so wie in der Musik, wo die Finger nicht allein, sondern hauptsächlich die Ohren und das Gehör gelehrt und geübt werden müßen. Wer noch so geschwind und richtig ohne Gefühl der Harmonie ein Stück oder hundert gelernt hat, spielt wie ein Tanzbär in Vergleichung des elendesten Geigers, der seine eigenen Grillen auszudrücken weiß."

Wiewohl das Gedächtnis Hamann's bei solchem Unterricht vor Allem in Anspruch genommen ward, so klagt derselbe doch, daß gerade sein Gedächtnis durch diesen Unterricht „geschwächt" worden sei. Eine beherzigenswerthe Erfahrung, welche gegen das, bis auf's Abnutzen übertriebene Ueben einzelner Seelenkräfte warnt.[2] Allzuscharf macht schartig.

Seiner Erzählung fügt Hamann treffliche pädagogische Bemerkungen bei, dazu bewogen[3], weil die Erziehung „ein so wichtig Werk" sei,

1) Ebend. 156 ꝛc.
2) Man denke an das grenzenlose Memoriren der Schule Jacotot's und Ruthard's.
3) Ebend. 161.

und er „in seinem Herzen einen zärtlichen Ruf Gottes finde, Lämmer zu weiden.“[1]

„Ein rechtschaffener Lehrmeister,“ sagt er, „muß bei Gott und sich selbst in die Schule gehen, wenn er die Weisheit seines Amtes ausüben will; er muß ihn nachahmen, so wie er sich in der Natur und in der heiligen Schrift offenbart, und vermöge beider in gleicher Art in unserer Seele. Der allmächtige Gott, dem nichts kostet, ist der sparsamste und langsamste Gott. Das Gesetz seiner Wirtschaftlichkeit von Zeit, womit er in Geduld die Früchte abwartet, sollte unsere Richtschnur sein. Es ist nichts daran gelegen, was? noch wie viel? Kinder und wir Menschen überhaupt wißen; aber alles, wie?“ — „Die Mittel, Kinder zu unterrichten, können nicht einfach genug sein. . . Sie müßen aber reich an Wirkungen, eine Mannigfaltigkeit und Fruchtbarkeit zur Anwendung und Ausübung in sich schließen.“

„Die Erlernung der fremden Sprachen sollte als ein Hülfsmittel, die Muttersprache beßer zu verstehen, was ein bloßes Gedächtniswerk zu sein scheint, als eine Vorbereitung und Uebung aller Seelenkräfte und höherer, wichtigerer, schwererer, ja geistlicher Dinge gebraucht werden.“

Solche und andere Betrachtungen macht der achtundzwanzigjährige Hamann über die Erziehung, welche er genoßen.[2] „Die Vollkommenheit der Welt,“ sagt er zuletzt, „scheint in der Entfernung von der Natur zu bestehen. Wie unnatürlich haben uns Moden und Gewohnheiten gemacht, und wie schwer fällt uns in unsern Zeiten, zur Einfalt und Unschuld der alten Sitten zurückzukehren!“

Im Jahre 1746, im sechzehnten Lebensjahre ward Hamann in Königsberg als Student immatrikulirt, und studirte zuerst Theologie, dann Jurisprudenz. Sehr früh aber, nur 22 Jahre alt, vertauschte er die Rolle des Lernenden mit der des Lehrers. Im Jahre 1752 ward er nämlich Hofmeister in Liefland, bei einer Baronin B., 12 Meilen von Riga. Er schildert die Familie.[3] „Ein Kind von 9 Jahren, das sehr schüchtern, steif und zärtlich aussah. Außer ihm hatte ich seine jüngere Schwester und eine Waise, die von der Baronin erzogen ward.“ „Der Anfang,“ fährt er fort, „den ich in die-

1) Ebend. 158.
2) Ebend. 163.
3) Ebend. 175.

sem neuen Berufe machte, war gewis schwer. Ich hatte mich selbst, meinen Unmündigen, und eine unschlachtige, rohe und unwißende Mutter zu ziehen. Ich gieng wie ein muthig Ross im Pflug mit vielem Eifer, mit redlichen Absichten, mit weniger Klugheit, und mit zu vielem Vertrauen auf mich selbst und Zuversicht auf menschliche Thorheiten bei dem Guten, das ich that oder thun wollte. Wir sind von Natur geneigt, unsere Bemühungen zu überschätzen, die Wirkungen davon als eine unumgängliche Folge zu erwarten, anderer Pflichten nach unseren Vorurtheilen und Neigungen abzuwägen und zu berechnen. Der Ackersmann kann sich keine hundertfältigen Früchte von der sorgfältigen Wirtschaftskunst allein versprechen. Der Boden, die Witterung, die Eigenschaft des Samens, ein kleines Ungeziefer, Dinge, die unserer Aufmerksamkeit entgehen, haben ihren Antheil, und über das alles das Gedeihen der göttlichen Vorsehung und Regierung. Meine Handlungen sollten von Menschen erkannt, bisweilen bewundert werden, ja sie sollten zu ihrer Beschämung gereichen. Dieß sind alles unlautere Triebe, die den Gebrauch unsrer Kräfte verwirren und zu Schanden machen."

„Ich schrieb [1] zwei Briefe an die Baronin über die Erziehung ihres Kindes, die ihr das Gewißen aufwecken sollten." Der eine dieser Briefe ist uns aufbehalten, er lautet:

„Weil ich nicht mehr weiß, was ich dem Herrn Baron nachdrückliches sagen soll, so bin ich ganz erschöpft und verzweifle, bei ihm etwas auszurichten. Ich sehe mich noch täglich genöthigt, ihn lateinisch lesen zu lehren, und immer das zu wiederholen, was ich schon den ersten Tag meines Unterrichts gesagt habe. Ich habe eine menschliche Säule vor mir, die Augen und Ohren hat, ohne sie zu brauchen, an deren Seele man zweifeln sollte, weil sie immer mit kindischen und läppischen Neigungen beschäftigt und daher zu den kleinsten Geschäften unbrauchbar ist. Ich verdenke es Ew. Gnaden nicht, wenn Sie diese Nachrichten als Verleumdungen und Lügen ansehen. Es kostet mir genug, die Wahrheit derselben stündlich zu erfahren, und es gibt Augenblicke, in denen ich des Hrn. Barons künftiges Schicksal mehr als mein jetziges beklage. Ich wünsche nicht, daß die Zeit und eine traurige Erfahrung meine gute Absicht bei Ihnen rechtfertigen möge. Ich bin genöthigt,

1) Ebend. 177.

weder an Rechnen, worin der Herr Baron so weit gekommen, daß ich ihn habe Zahlen schreiben und aussprechen lehren müßen, noch an Französisch und andere Nebendinge zu denken, weil er nur immer zerstreuter werden würde, je verschiedenere Dinge ich mit ihm vornehme. Ein Mensch, der nicht eine Sprache lesen kann, die nach den Buchstaben ausgesprochen wird, ist nicht im Stande, eine andere zu lernen, die nach Regeln ausgesprochen werden muß, wie die Französische. Ich nehme mir daher die Freiheit, Ew. Gnaden um einige Hülfe bei meiner Arbeit anzusprechen. Man wird dem Herrn Baron ein wenig Gewalt anthun müßen, weil er die Vernunft oder Neigung nicht besitzt, seine eigene Ehre und Glückseligkeit aus freier Wahl zu lieben. Gewißenhafte Eltern erinnern sich bei Gelegenheit der Rechenschaft, die sie von der Erziehung ihrer Kinder Gott und der Welt einmal ablegen sollen. Diese Geschöpfe haben menschliche Seelen und es steht nicht bei uns, sie in Puppen, Affen, Papageyen oder sonst etwas noch ärgeres zu verwandeln. Ich habe Ursache, die Empfindungen und Begriffe einer vernünftigen und zärtlichen Mutter bei Ew. Gnaden vorauszusetzen, da ich von dem Eifer überzeugt bin, den Sie für die Erziehung eines einzigen Sohnes haben. Sie werden seinem Hofmeister nicht zu viel thun, wenn Sie ihn als einen Menschen beurtheilen, der seine Pflicht mehr liebt, als zu gefallen sucht."

„Man verstand meine Briefe nicht," fährt Hamann in seiner Erzählung fort, „und ich goß Oel ins Feuer." Näher beschreibt er dieß in folgendem Brief an seinen Vater.

„Den 14ten d. M., am Freitage, an dem die Frau Baronin fastet, bekam ich gleich nach dem Eßen folgenden eigenhändigen Brief durch die Hausjungfer, nachdem der junge Herr wie eine Leiche eine Viertelstunde vorher herunter gekommen war; ich hatte unten gespeist.

Herr Hamann,

Da die Selben sich gahr nicht bei Kinder von Condition zur information schicken, noch mir die schlechte Briefe gefallen, worin Sie meinen Sohn so auf eine gemeine und niederträchtige Ahrt abmalen vielleicht kennen Sie nicht anders judiciren als nach Ihrem Eugenem pohtré, ich Sehe Ihnen auch nicht anders an als eine Seuhle mit vielen Büchern umbhangen welches noch gahr nicht einen geschickten Hoff Meister ausmacht, und mir auch schreiben Ihre Freuheit und Ge-

müthsruhe zu lieb haben sie auf eine Anzahl von Jahre zu verkauffen, ich will weder Ihre so vermeinte Geschicklichkeit noch Ihre Jahre verkauft in meinem Hause sehen, ich verlange Ihnen gahr nicht bei meinen Kindern, machen Sie sich fertig Montag von hier zu reisen.

Man hatte den jungen Baron sogleich oben rufen laßen, als ich meinen Laufzettel bekam. Die Frau Baronin war in die Badstube gegangen; ich wußte nicht, warum mein junger Herr nicht herunter kam. Ich ließ ihn daher, als sie sich badete, herunter rufen. Er kam mit weinenden Augen zu mir und entschuldigte sich; er hätte einigemal die Frau Baronin gebeten, ihn unten zu laßen, sie hätte ihm aber verboten mich ferner zu sehen. Er fiel mir mit Thränen um den Hals und seine Treuherzigkeit machte mich weich. Ich wendete diese Viertelstunde so gut mit ihm an, als ich konnte, und ließ ihn noch all die Redlichkeit und Zärtlichkeit sehen, die ich für seine Erziehung gehabt hatte. Er drückte mich mit Thränen auf das stärkste an sich. Die Frau Baronin bekam zu hören, daß ihr Sohn bei mir wäre. Sie ließ ihn sogleich rufen und verbot ihm von neuem mich zu sehen. Er kam durch den Garten unvermuthet an das Fenster, klopfte an, und wünschte mir mit einer Wehmuth, die ich für aufrichtig halten kann, eine gute Nacht. Den Sonnabend schrieb er mir aus seinem Gefängnisse zwei Briefe, davon ich einen beantwortete. Montags sollte ich abreisen; ich schickte meinen Bedienten hinauf, um mich bei der Frau Baronin zum Abschiede anzumelden. Der Bediente brachte mir die Antwort, daß die Frau Baronin sich Geschäfte wegen entschuldigen und mir alles Gute anwünschen laße. Ich gab dem Baron einen Wink, der oben in der Stube stand; er kam zu mir gelaufen und ich umarmte ihn. Wie ich schon im Wagen saß, kam er noch zu mir und fiel mir einigemal um den Hals."

Einige Monate nachher erhielt Hamann eine zweite Hofmeisterstelle, von welcher er dieß erzählt:

„Ich kam 1753 in der schönsten Jahreszeit nach Kurland zu dem General W. . . , der eine geborne Gräfin von K. . . zur Gemahlin und zwei Söhne hatte. Ich folgte hier zwei Hofmeistern, die zugleich gearbeitet hatten, davon der eine ein Windbeutel und roher Mensch, und der andere ein seichter Kopf gewesen war. Ich fand hier zwei Kinder von einer sehr verschiedenen Gemüthsart, als ich an meinem

Baron gehabt hatte, wo mehr Zucht, Ansehen und Schärfe nöthig, und mehr zu hoffen war, weil der älteste große Fähigkeit besaß, mit dessen Neigungen ich aber niemals so zufrieden habe sein können, als meines ersten Zöglings mich gemacht haben. Gott erzeigte mir unsäglich viel Gnade gleichfalls in diesem Hause bei Kindern und Eltern, ja selbst bei allen Hausgenoßen. Ich schrieb selbige gleichfalls zu viel auf meine Rechnung und machte zu große Gegenansprüche für meine Verdienste. Ich wurde unzufrieden, ungeduldig, heftig, aufs äußerste gebracht, — — — und hatte viele Mühe, ein Jahr auszuhalten, wo ich mit vielem Gram, Verdruß, Unwillen, zum Theil Unglimpf — wiederum nach Riga gieng." [1]

Auf kurze Zeit übernahm er dieselbe Hofmeisterstelle noch einmal, die Todeskrankheit seiner Mutter rief ihn aber 1756 nach Königsberg zurück. [2] Von da reiste er über Berlin, Lübeck und Amsterdam nach London, wo er in Aufträgen eines Riga'schen Handelshauses vom 18. April 1757 bis zum 27. Juni 1758 blieb. Durch ein unkluges, wüstes Leben gerieth er hier in große Leibes- und Seelennoth. In dieser wandte er sich zum Lesen der Bibel, und ward dadurch auf wunderbare Weise ergriffen, erleuchtet, getröstet, bekehrt. [3] Wie gewaltig diese Wirkung gewesen, beweisen die tiefsinnigen „biblischen Betrachtungen eines Christen," [4] welche er damals in London schrieb. Von nun an war und blieb ihm die heilige Schrift unerschütterliches Fundament, unbedingte oberste Instanz seines Denkens und Thuns, seines ganzen Lebens. „Gott hat mich zum bibelfesten Mann gemacht" sagt er. [5] Gegen das Ende seines Londoner Aufenthalts schrieb er auch die „Gedanken über meinen Lebenslauf," bitter ernste, nichts verschweigende Konfessionen. [6]

1) Vgl. 1, 259. 271.

2) Die Korrespondenz mit seinen zwei Zöglingen und ihrem nachmaligen Hofmeister G. E. Lindner ist in pädagogischer Hinsicht merkwürdig. Vgl. 1, 293. 297. 299. 300. 305. 308. 315. 323. 325. 331. Hamann hat zuletzt selbst jene Briefe nicht ganz gebilligt. 1, 446.

3) Ebend. 210—223.

4) Ebend. 51.

5) Ebend. 394.

6) Ebend. 149. Aus dieser Schrift ist Vieles im Vorigen entnommen. Sie steht den Konfessionen Augustins in eben dem Grade nahe, als sie von denen Rousseau's im tiefsten Grunde verschieden ist. Wie sehr sie von den nächsten Bekannten Hamanns

Im Jahre 1758 erhielt Hamanns Bruder eine Lehrerstelle an der Domschule in Riga. Hamann war besorgt wegen dessen „Gleichgültigkeit," wie sich später zeigte, mit großem Recht besorgt. „Mein Bruder hat Ursach," schreibt er seinem Vater, „sein Unvermögen wie Salomo zu erkennen und sich selbst als ein Kind anzusehen, das weder seinen Ausgang noch Eingang weiß, damit er um ein gehorsam und verständig Herz bitte, die Heerde, die ihm anvertraut ist, zu weiden mit aller Treue und zu regieren mit allem Fleiß." [1] Späterhin tröstet, belehrt, warnt und straft er wiederholt den Bruder. [2] Als derselbe beim Examen eine Rede halten soll, schreibt er ihm: [3] „Wenn Du eine Rede zu halten hast, so rede so, daß Dich die Kinder verstehen können, und sieh mehr auf den Eindruck, den Du ihnen mittheilen kannst, als auf den Beifall gelehrter und witziger Maulaffen. — Du nennst Deine Arbeit ein Joch — Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage."

Ein andermal ermahnt er ihn, seinem Amte gewißenhaft vorzustehen. „Du willst beßer als andere Leute sein," schreibt er weiter, „und brauchst den Sommer nicht, wozu er andern Menschen gegeben ist: die Freundlichkeit Gottes zu sehen und zu schmecken. Was Narren schreiben, darum bist Du neugieriger, als was Gott thut; ja wenn Du auch nur jene zu verstehen und anzuwenden wüßtest! So bleibt aber alles todt und unfruchtbar in Dir." [4]

Hamanns Ermahnungen wurden jedoch vom Bruder wenig beherzigt. [5]

„Du willst nichts von dem anwenden, was man Dir an die Hand gibt," schreibt ihm Hamann. „Deine Schüler werden Dir immer nachahmen und nichts recht lernen wollen, weil Du sie nicht recht lehren willst. Du bist so geheim mit Deinen Schulsachen gegen mich, als wenn es Staatsgeschäfte wären. — Wenn Du von der Wichtigkeit Deines Amtes recht eingenommen wärest, würde diese Lust und die Idee davon nicht in hundert Kleinigkeiten hervorbrechen, in

misdeutet wurde, bezeugt ein Brief H.'s an J. G. Lindner (1, 352). Namhaften Männern späterer Zeit, welche Hamann verurtheilten, dürfte das gelten, was er jenen Bekannten sagt: „Mein Lebenslauf läßt sich nicht durchblättern und mit Eckel lesen. Herr B... wird noch Zeit nöthig haben und ganz andere Erfahrungen, als er bisher gehabt oder kennt, ehe er vieles darin verstehen kann."

1) Ebend. 335. — 2) Ebend. 364. — 3) Ebend. 383. — 4) Ebend. 457. — 5) Ebend. 3, 8.

Fragen, Anmerkungen, Beobachtungen?" — Weiter sagt er: „Wenn es Dir ängstlich fällt, als ein Lehrer Deine Stunden anzuwenden, so gehe als ein Schüler in die Klasse und sieh Deine Unmündigen als lauter Collaboratores an, die Dich unterrichten wollen; gehe mit einem Vorrath von Fragen unter ihren Haufen, so wirst Du die Ungeduld der Wißbegierde beim Anfange der Lektion in Dir fühlen und das Nachdenken eines solchen Schülers mit nach Hause bringen, der eine ganze Gesellschaft von Lehrern auf einmal vergleichen und übersehen kann. — Wer von den Kindern nichts lernen will, der handelt dumm und ungerecht gegen sie."

Hamann hatte dem Bruder eine griechische Grammatik von Wagner sehr gelobt. Der Bruder antwortet:[1] „sie ist sonst sehr gut, aber etwas zu kurz und ein bloßes Gerippe." Darauf schreibt Hamann: „Ein Gerippe muß trocken und dem Gesicht unangenehm sein, von Adern, Sehnen und Fleisch entblößt; widrigenfalls ist es ein Aas. Diese dürren Knochen muß eben der Geist des Lehrers bekleiden und beseelen. Das ist die viva vox im Unterricht, eine Tochter der lebendigen Erkenntnis, und nicht wie vox humana, eine Orgelpfeife. Gründliche Einsichten sind nicht leicht; sie müßen gegraben und geschöpft werden."

Alle Ermahnungen Hamanns waren aber vergeblich; schon im Jahre 1760 gab der Bruder sein Schulamt in Riga auf „und lebte von da an bis 1778 zu Königsberg in dumpfem Müßiggange, zuletzt blödsinnig."[2]

Vom Jahre 1759 bis 1787 lebte Hamann fast ununterbrochen in Königsberg. Vier Jahre (1759—1763) pflegte er seinen alten kränklichen Vater. Im Jahre 1767 erhielt er die Stelle eines Schreibers und Uebersetzers bei der Accisedirektion, 1777 ward er Packhofverwalter, 1787 bekam er den Abschied.

Aus seiner mariage de conscience hatte er 4 Kinder, einen Sohn, Johann Michael, geboren 1769 und 3 Töchter. Eine neue pädagogische Lebens-Epoche trat durch die Kinder für ihn ein. Einsichtsvoll, gewißenhaft wie er war, von keiner väterlichen Affenliebe verblendet, fühlte er sich oft sehr unglücklich, wenn er an die Zukunft seiner Kinder dachte. „Was ich für ein wunderliches und schwaches Werkzeug von

1) Ebend. 13. 14.
2) Ebend. 1, XVI. Vgl. 5, 290 u. a. O.

Vater bin," schreibt er an Herder, „läßt sich gar nicht denken. Eine wahre Glucke, der man Enteneier untergelegt.[1] Im Jahre 1776 schreibt er ganz muthlos an denselben:[2] „Meine drei Kinder haben ihre Mutter, ob sie gleich eine harte Adamstochter ist, und mich rechtschaffene Wehen gekostet. Gestern ist meine älteste Tochter die ganze Treppe hinunter gefallen. Die heiligen Engel im Himmel selbst sind nicht im Stande Kinder zu hüten, geschweige zu erziehen. Gott Lob! sie ist ohne Schaden davon gekommen. Mit meinem Hans Michel geht alles krebsgängig und der Junge verlernt Lust und Sitte. Dieß ist mein höchster Kummer, der mir Angst und graue Haare macht, daß ich nichts selbst für seine Erziehung thun und eben so wenig daran wenden kann. Ich hatte einen Sonntag den grimmigen Einfall ihn über Hals und Kopf einzupacken und dem Pontifex maximus[3] in Dessau zu übermachen! Die Hitze hat sich wohl gefühlt, aber der Wurm nagt noch am Mark, was ich mit dem Knaben mit der Zeit anfangen soll. — Ach, über gaudia domestica geht nichts; hierin besteht der einzige Himmel auf Erden; aber mala domestica sind auch die wahre Hölle selbst für Patriarchen und David gewesen. Gottes Geist und des Menschen Sohn sind hier die einzigen Schulmeister."

Herder tröstete den verzweifelnden Freund.[4] „Ueber die Erziehung Ihres Hans Michel," schreibt er, „grämen Sie sich nicht, man richtet doch damit nichts aus. Gedulden Sie sich noch ein wenig; ich rücke jetzt ja selbst[5] dem Pontifex Max. in Dessau näher, und mein Knabe wächst auch heran, den er aber, so Gott will, nie sehen oder haben soll. Mir kommt alles erschrecklich vor, wie ein Treibhaus, oder vielmehr wie ein Stall voll menschlicher Gänse. Als neulich mein Schwager, der Jäger, hier war, erzählte er von einer neuen Methode, Eichwälder in zehen Jahren zu machen, wie sie sonst nur in fünfzig oder hundert würden, daß man den jungen Eichen unter der Erde die Herzwurzel nähme, so schieße über der Erde alles in Stamm und Aeste. Das ganze Arcanum des Basedowischen Plans liegt, glaube ich, darin,

1) Ebend. 6, 125.

2) Ebend. 5. 170. Vgl. eb. 120. 267. 287.

3) Basedow, welcher im Jahre 1776 den Kulminationspunkt seiner Berühmtheit erreichte.

4) Ebend. 183.

5) Herder kam damals von Bückeburg nach Weimar.

und ihm, den ich persönlich kenne, möchte ich keine Kälber zu erziehen geben, geschweige Menschen. Kurz, lieber Gevatter, laßet euren Zorn übergehen, und harret, wie ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erden.“ [1]

Doch verließen Hamann die Sorgen für seine Kinder nicht. Im Jahre 1782, sechs Jahre später, tröstet er Reichardt, der einen Sohn verloren hatte: [2]

„Welcher Fülle von Sorgen, Kummer, Verantwortung sind Sie überhoben! Je größer die Liebe eines Vaters, desto tödtlicher sind seine Sorgen und desto höllischer sein Schmerz. Je edler die Gaben unserer Kinder, desto mehr Gefahr ihrer Ausartung und Misbrauchs und Verführung in einer Welt, die im Argen liegt, und kein Feind ist so gefährlich als unsere in mehr als einem Verstande blinde Zärtlichkeit und eitle Selbstliebe, sie als unsere eigenen Geschöpfe zu behandeln, und die thörichte Beflißenheit, ich weiß nicht, was für ein Ideal unsers Bildes und Namens ihnen einzuprägen.“ — [3]

Hamann sah ganz klar, wo es ihm bei Erziehung seines Sohnes fehlte. Die ihm eigene ausgezeichnete Gabe Sprachen zu lernen, Bücher zu lesen, verführte ihn, dem Sohne „ein Ideal seines Bildes und Namens einprägen“ zu wollen. Im [4] Jahre 1780, da derselbe erst eilf Jahre alt war, las er mit ihm Plato's Phaedon; zwei Jahre später die Aeneide, Ilias, den Pentateuch im Grundtext, das neue Testament zum sechsten Male; [5] im vierzehnten Jahre lernt der Knabe englisch, französisch, polnisch, [6] und liest den Pindar.

1) Man vergleiche dieß treffende Urtheil Herder's mit den großen Hoffnungen, welche Kant und Oberlin vom Philanthropin hegten. Hamann selbst schreibt (5, 158): „Basedow's Philanthropinum ist immer eine sehr merkwürdige Erscheinung; sein lächerliches Programm an die Kosmopoliten hat mir gestern viel Nachdenken und Antheil eingeflößt. Eine Revolution der Geister und unserer Erde oder ihres kleinsten Theiles scheint in Gährung zu sein.“

2) 6, 257.

3) Beruhigter äußert sich Hamann in einem Briefe an Jacobi vom Jahre 1785. „Wenn meine Kinder nur wachsen und zunehmen, sagt er, so will ich alter Mann gern abnehmen und jene Freude gibt mir Gott in vollem Maße.“ Briefwechsel mit Jacobi 79.

4) 6, 117.

5) Ebend. 269.

6) Ebend. 308.

Im Jahre 1783 nahm Hamann auf den dringenden Wunsch seines Freundes, des Hofrath Lindner in Mitau, dessen achtzehnjährigen Sohn zu sich.

„Seine Stärke oder Schwäche in Sprachen," schreibt er dem Vater, [1] „habe noch nicht untersuchen können noch mögen. Nach einigen Wahrzeichen seiner Aufrichtigkeit und Bescheidenheit, ist mir seine Versicherung hinlänglich, daß es noch nicht bis zum Eckel gegen die gelehrten Sprachen gekommen." — Weiterhin heißt es: der junge Lindner solle mit seinem Sohne Zeichnen und Mathematik treiben. „Lateinisch, (Griechisch, wenn er dazu Genüge hat) Französisch, Englisch" nehme er, Hamann auf sich; zu vier andern Sprachen sei Gelegenheit. Später ersieht man aber den Krebsgang. [2] „Wir haben uns," schreibt Hamann dem Vater, „diese Woche vorzüglich mit dem Latein beschäftigt, und hienächst mit dem Französischen, worin die Anfangsgründe bei seiner sonst starken Routine ziemlich scheinen vernachläßigt zu sein. — Was den Styl anbetrifft, so werde für die Grundsätze und den Genium der Muttersprache so viel Sorge tragen, als jede andere erfordert. Mit Chrien und Schulübungen bin ich nicht im Stande mich abzugeben, denn alles was ich davon weiß, läuft auf die einzige Zeile hinaus: „Scribendi recte Sapere est et principium et fons."

Ein Onkel nahm den Zögling auf die Redoute, es fanden sich anderweitige Zerstreuungen. Hamann schreibt dem Vater: er wolle dem Sohne seine Freiheit nicht nehmen, verabscheue auch bei den eigenen Kindern allen Zwang ohne Noth. „Es kommt alles darauf an," fährt er fort, „die Wahl seiner Neigungen zu lenken durch feste Grundsätze und nicht durch bloß äußerliche Formalitäten." In demselben Briefe sagt er: [3] „Beurtheilen Sie nicht den Fortgang Ihres Herrn Sohns aus seinen Briefen, und wenn Sie aus selbigen etwas zu schließen Anlaß hätten, so bitte ich hierin auch aufrichtig mit mir zu Werke zu gehen. Ein guter Baumeister arbeitet in die Erde, ehe das Geringste über derselben ins Auge fällt. Je geschwinder man mit dem Letzten eilt zur Schau, desto weniger taugt der Grund."

„Ich weiß nicht anders zu verfahren," schließt er, „als wie ich

1) 6, 315.
2) Ebend. 322.
3) Ebend. 327.

es mit meinen eigenen Kindern mache, an deren Liebe mir mehr gelegen ist, als an meinem väterlichen Ansehen, und deren Glück doch das einzige ist, was Eltern wünschen können für sich selbst." —

In den folgenden Briefen Hamann's nimmt seine Hoffnung für den Zögling mehr und mehr ab.[1] Latein ist das Hauptaugenmerk, aber es will mit Decliniren und Conjugiren nicht recht fort; „Bälle, Koncerte, Theater ist (des Zöglings) Element: Ist es einem jungen Menschen zuzumuthen, die Gegenstände seines Dichtens und Trachtens sobald zu verleugnen und sie mit ganz entgegengesetzten zu vertauschen?" Der erwähnte Onkel hielt ihn in der Komödie frei, und dieser mußte „mit Diskretion behandelt werden."

Eine jüngere Schwester des jungen Lindner hatte sich herausgenommen diesem im Gouvernantenstyl zu schreiben, was Hamann scharf tadelt. Er sagt: „Das Gute tief herein, das Böse heraus treiben — schlechter scheinen als man wirklich ist, beßer wirklich sein als man scheint; dieß halte ich für Pflicht und Kunst." — Lindner hatte Bedenken geäußert über den Ton in den Briefen seines Sohnes. „Dergleichen Symptome des Leichtsinns," erwiderte Hamann, „hören von selbst auf, wenn die Quelle gebeßert wird, und müßen eher befördert und avancirt, als zurück getrieben werden."

So steht die Erziehungsaufgabe noch zu Ostern, aber am darauf folgenden Pfingstmontage schreibt Hamann an Lindner:[2] „weder Bitten noch Anerbietungen werden mich bewegen können, Ihren Herrn Sohn länger als diesen Sommer zu behalten." Es fehle „an der Pfingstgabe des Geistes, dem Selbsttriebe." In einem andern Briefe[3] sagt Hamann vom Zögling: „Neigung zu Moden, Komödien, gesellschaftlichen Zeitvertreiben und den dazu gehörigen Verdiensten hatte allen Geschmack an Gründlichkeit und Wißenschaft stumpf gemacht. Gar kein Selbsttrieb von einer Seite und von der andern ein schon zu reif gewordener Beobachtungs- und Nachahmungsgeist des Schlendrians und der moyens de parvenir. Die Tiefe des stillen Waßers wurde bald ergründet, und ich mußte mit meiner gemachten Probe zum Beschluß eilen." —

1) 6, 332.
2) Ebend. 344.
3) Ebend. 358.

Er hatte bedenklich und vorsichtig dem Vater gleich anfangs versprochen, nur eine Probe zu machen. Warum diese so übel ausfiel, ergibt sich aus dem Mitgetheilten. Ist die Frage: ob Hamann nicht auch einen Theil der Schuld trage, so müßen wir gestehen, daß er, wie dem eigenen Sohne, so auch diesem Zögling, dem es zugleich an Gaben und gutem Willen fehlte, viel zu viel zugemuthet. Während der junge Mensch des lateinischen Deklinirens und Konjugirens noch nicht mächtig ist, liest Hamann mit ihm die Epistelu des Horaz und sucht ihm zugleich die Elemente des Französischen, Englischen und Griechischen beizubringen! — Was einen so klaren Mann wie Hamann, zu solchem Misgriff verführen konnte, ward schon bemerkt. Comenius sagt:[1] der Lehrende sei entweder nicht allzugeistreich (nimis ingeniosus) oder er habe Geduld gelernt (patientiam doctus). Er beruft sich hierbei auf das Wort Cicero's: quo quisque est solertior atque ingeniosior, hôc docet iracundius et laboriosius: quod enim quisque celeriter arripuit, tarde arripi videns, discruciatur. Aber, fährt Comenius fort: ein solcher Lehrer wird bedenken: seine Aufgabe sei nicht die ingenia zu transformiren, sondern zu informiren, er könne dem Schüler nicht geben, noch der Schüler ihm selbst nehmen, was nicht von oben verliehen werde. Diese treffenden Bemerkungen des Cicero und Comenius scheinen auf Hamann ganz anwendbar.[2] —

Wir haben so den ausgezeichneten Mann in den verschiedensten pädagogischen Lebensverhältnissen kennen lernen — zuerst wie er selbst von Eltern und Lehrern erzogen wird — dann als Hofmeister fremde Kinder, zuletzt den eigenen Sohn und einen Pflegsohn erzieht. Aus Briefen an seinen Bruder ergaben sich seine Ansichten über den Beruf und die Pflichten eines Schullehrers.

Auch über die Erziehung seiner Töchter finden sich Aeußerungen Hamanns. „In[3] diesem einzigen Stück" (in der Kindererziehung), schreibt er, „habe ich zu wenig Beihülfe von meiner ehrlichen Hausmutter, kann aber auch nicht mehr als den guten Willen von ihr

1) Opp. didact. 2, 133.

2) „Ich habe wie ein Pferd gearbeitet, das Latein bis Ostern (beim jungen Lindner) durchzusetzen" schreibt Hamann (6, 344); und gibt damit eine sehr treffende Erklärung des „laboriosius" eines hoch begabten Mannes, welche zugleich das „iracundius" durchblicken läßt.

3) 5, 171. Brief an Herder.

fordern." Somit fehlte freilich das Fundament der Mädchenerziehung, und es darf uns insofern nicht wundern, daß Hamann seine älteste Tochter im Jahre 1784 in eine Pensionsanstalt that.[1] „Ist sie," schreibt er, „des Guten fähig, das die Pflegemutter ihr zutraut, so soll sie keine Gesellschafterin, sondern als Schwester, als Tochter, ihre Pflichten erfüllen, um eine gute Ehefrau und Hausmutter zu werden. Hat sie Talente zur Erzieherin und Gesellschafterin, so haben Eltern und Geschwister das nächste Recht zum Genuße derselben."[2] — An diese älteste Tochter schreibt er 1787: „Fürchte Gott, liebes Kind, und vergiß deine Eltern und Geschwister nicht, wie ich euch alle in meinem Sinn und Herzen trage. Lies nicht aus Vorwitz, sondern mäßig. — In dem besten Garten gibt es Neßeln, an denen man sich verbrennen kann. Gewöhne dich lieber, gute Bücher oft zu lesen, als an das leidige Naschen."[3] Und in einem spätern Briefe sagt er: „Ich freue mich von Grund der Seele über deinen Eifer an der Erziehung deiner Schwester zu arbeiten. Unterstütze auch deine alte gute Mutter und erleichtre ihr das Leben in wirtschaftlichen und häuslichen Geschäften."[4]

So scheint er das erreicht zu haben, was er durch die Pensionserziehung der Tochter bezweckte. —

Außer dem bisher mitgetheilten Pädagogischen, was aus Hamanns Lebensverhältnissen resultirte, finden sich in seinen Schriften noch viele treffliche Gedanken über Erziehung und Unterricht zerstreut; einige mögen hier folgen.

1.

[5]„Gott ist in den Schwachen mächtig; das sind aber keine schwachen Leute, die — anstatt als Hirten lebendiger Lämmer sich anzusehen, sich für Pygmalions halten, für große Bildhauer, deren liebreiches Herz den Othem des Lebens ihnen mittheilen wird, si diis placet."

2.

„Treue ist da; ich sage nein, und leugne rund aus, daß sie so wenig im Tummeln und Herumschmeißen, noch laßen Händen besteht."

1) 7, 198. 236.
2) 7, 320.
3) Ebend. 378.
4) Ebend. 422.
5) 1, 464. Aus einem Briefe an Rector Lindner, welcher Hamanns Bruder betrifft.

3.

„Ein Fonds von Misanthropie und ein steifes Wesen kann nicht gut sein bei einem Schulmann, besonders bei einem öffentlichen. Ein Menschenfeind und Freund dieser Welt ist beides ein Feind Gottes.“ —

4.

[1]„Den Werth einer Menschenseele, deren Verlust oder Schaden nicht durch den Gewinn dieser ganzen Welt ersetzt werden kann: wie wenig kennt diesen Werth einer Menschenseele der Andriantoglyph des Emils, blinder als jener Knabe des Propheten (2 Kön. 6, 15—17.) Jede Schule ist ein Berg Gottes wie Dothan, voll feuriger Rosse und Wagen um Elisa her. Laßt uns also die Augen aufthun und zusehen, daß wir nicht jemand von diesen Kleinen verachten, denn solcher ist das Himmelreich und ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht des Vaters im Himmel.“ —

5.

...„Die[2] Unwißenheit der Weltweisen, die von der Erziehung ohne der Weisheit Anfang, ohne Furcht und Salbung! dichten dürfen.“

6.

[3]An einen Lehrer der Weltweisheit, der eine Physik für Kinder schreiben wollte, schreibt Hamann:

„Sie sind in Wahrheit ein Meister in Israel, wenn Sie es für eine Kleinigkeit halten, sich in ein Kind zu verwandeln, trotz Ihrer Gelehrsamkeit! Oder trauen Sie Kindern mehr zu, unterdessen Ihre erwachsenen Zuhörer Mühe haben, es in der Geduld und Geschwindigkeit des Denkens mit Ihnen auszuhalten? Da überdem zu Ihrem Entwurf eine vorzügliche Kenntnis der Kinderwelt gehört, die sich weder in der galanten noch akademischen erwerben läßt.“...

„Die blinden Heiden hatten vor Kindern Ehrerbietung, und ein getaufter Philosoph wird wißen, daß mehr dazu gehört für Kinder zu schreiben, als ein Fontenellischer Witz und eine buhlerische Schreibart. Was schöne Geister versteinert und schönen Marmor begeistert, dadurch würde man an Kindern die Majestät ihrer Unschuld beleidigen.“

„Sich ein Lob aus dem Munde der Kinder und Säuglinge zu

1) 2, 420.
2) Ebend. 2, 422.
3) Ebend. 443 sqq.

bereiten! — an diesem Ehrgeiz und Geschmack Theil zu nehmen, ist kein gemeines Geschäft, das man nicht mit dem Raube bunter Federn, sondern mit einer freiwilligen Entäußerung aller Ueberlegenheit an Alter und Weisheit, und mit einer Verleugnung aller Eitelkeit darauf, anfangen muß. Ein philosophisches Buch für Kinder würde daher so einfältig, thöricht und abgeschmackt aussehen müßen, als ein göttliches Buch für Menschen geschrieben. Nun prüfen Sie sich, ob Sie so viel Herz haben, der Verfaßer einer einfältigen, thörichten und abgeschmackten Naturlehre zu sein? Haben Sie Herz, so sind Sie auch ein Philosoph für Kinder."

„Das größte Gesetz der Methode für Kinder besteht darin, sich zu ihrer Schwäche herunterzulaßen; ihr Diener zu werden, wenn man ihr Meister sein will; ihnen zu folgen, wenn man sie regieren will; ihre Sprache und Seele zu erlernen, wenn wir sie bewegen wollen, die unsrige nachzuahmen. Dieser praktische Grundsatz ist aber weder möglich zu verstehen, noch in der That zu erfüllen, wenn man nicht, wie man im gemeinen Leben sagt, einen Narren an Kindern gefreßen hat."

7.

„Ohne das vollkommene Gesetz der Freiheit, würde der Mensch gar keiner Nachahmung fähig sein, auf der gleichwohl alle Erziehung und Empfang beruht; denn der Mensch ist unter allen Thieren der größte Pantomin." [1]

8.

[2] „Wie habe ich mich in der kleinen Schweizerhütte eines Maurers erquickt, Lienhard und Gertrud! Wie fein ist in diesem rührenden Drama das πρῶτον ψεῦδος der Apostel neuer Philosophie über die Legislation aufgedeckt!"

[3] „In Lienhards und Gertruds Hütte sah ich Erscheinungen einer ächtern Philosophie und Politik, als in Raynal's 10 Theilen ost- und westindischer Mährchen."

[4] „Lienhard und Gertrud ... der Verfaßer hat die Schreibart ganz nach dem Nationalton herabgestimmt. Ungeachtet dieses Fehlers (?)

1) 4, 42. Nachahmung, nicht Nachäffung.
2) 6, 243.
3) Ebend. 247.
4) 7, 306. Vgl. Briefe an Jacobi S. 185.

für Liebhaber der Reinigkeit und Deutlichkeit, gibt es unwiderstehlich schöne, starke, große Stellen, daß man sich gar nicht satt daran lesen kann."

9.

„Ich denke von Erziehung wie von allen Mitteln, deren menschlicher Gebrauch lediglich von einem höhern Segen abhängt, und einen mäßigen Gebrauch ziehe ich immer einem erzwungenen und übertriebenen vor." [1]

10.

An Reichardt, dessen Knabe gestorben war, schreibt Hamann: [2] „Der Stifter aller Freuden ist zugleich ein Gott alles Trostes — und beide entspringen gar hoch vom Himmel her aus seinem Vater- und Mutterherzen. — Der Mensch weiß nichts, Gott allein die beste Art und Zeit. — Die beste Erziehungsanstalt ist wohl der liebe Tod für unser ganzes Geschlecht. Das beste Philanthropin ist jene Geisterwelt unschuldiger und vollendeter Seelen, jene hohe Schule ächter Virtuosen und unser aller Mutter." —

„Das [3] natürliche Misverhältnis in den Bevölkerungs-Tabellen mag vielleicht seinen geheimen Grund in der arithmetischen Politik des Himmelreichs haben, das sich in dieser Klasse der Unschuld gleichsam rekrutiren muß." [4]

„Laßet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, sagte der Stifter des Taufbundes, der Lebendigen Gott; denn sie leben ihm alle." Der Knabe „lebt nicht nur im Sinne und Herzen derer, die ihn geliebt und gesehen haben, sondern sein Leben droben wird auch wie ein Magnet wirken auf uns, zu trachten nach dem Ort und Zustande, worin er ist und wohin er unser Vorläufer geworden, um die

1) 7, 338. Höchst wichtig sind Hamann's Urtheile über die durch Damm (1773) Klopstock und Campe (1778) angeregten Neuerungen in der deutschen Orthographie. Vgl. „neue Apologie des Buchstabens h" (4, 114) und „Zwei Scherflein zur neuesten deutschen Literatur."

2) 6, 248.

3) 7, 328. Aus einem Briefe an Bucholtz, der auch einen Knaben ganz jung verloren hatte.

4) Des Himmelreichs, „dessen Bürger mehr aus Unmündigen, als Philosophen, Rittern, Kraft- und Weltmännern bestehen werden. Durch die Mortalität der Kleinen scheint also das Himmelreich der Bevölkerung aller irdischen Reiche überlegen zu sein und von Rechts wegen." Ebend. 331 in einem Briefe an Kraus.

Pflichten der Erstgebornen vielleicht wie ein Schutzgeist und guter Engel seines Geschwisters beßer zu erfüllen, als Fleisch und Blut zu dichten und zu leisten vermögend ist. Wer von uns weiß, wozu seine animula vagula blandula vom Vater der Geister berufen war? Wär's auch nur, einige göttliche Gesinnungen in uns hervorzubringen, uns von dem sinnlichen Genuß zu entwöhnen, der doch nur vergängliche Speise ist und nicht bleibt in ein beßeres Leben, noch zu einem höhern Genuß fördert."



Nachdem ich nun die in Hamanns Schriften zerstreuten pädagogischen Gedanken zusammengestellt, um den Ueberblick zu erleichtern, so wende ich mich wieder zu seinem meist gleichförmigen Lebenslauf. Bedeutende Männer, mit denen er in Königsberg verkehrte, — Kant und Hippel vor allen — ein Briefwechsel mit vielen andern, mit Herder, F. H. Jacobi, Moser, Klopstock u. s. w. belebte und würzte sein einfaches Stillleben.

Vielfach gerieth er in kümmerliche, bedrängte Umstände, bis ihn[1] zu Ende des Jahres 1784 Franz Bucholtz, Herr von Welbergen (in Westphalen), durch ein sehr bedeutendes Geschenk aus aller Noth, besonders von der Sorge für die Zukunft seiner Kinder befreite.

Auf dessen Einladung reiste er am 21. Juni 1787 mit seinem Sohne nach Westphalen, und hielt sich eine Zeitlang bei F. H. Jacobi in Pempelfort, dann in Welbergen und Münster bei Bucholtz auf. Hier wurden ihm Fürstenberg und die Fürstin Gallitzin vorzüglich werth. Seine Briefe aus den letzten Monaten des Jahres 1787 und den ersten von 1788 deuten wiederholt aufs Ende.[2] „Der mich unter so viel Wundern und Zeichen hergeführt hat," schreibt er am 14. November 1787, „wird mich auch mit Fried und Freud heimbringen ins rechte Vaterland, Kyrie Eleison! und mir jeden Himmel, jedes Elysium auf Erden zu verleiden wißen."

Und am 24. November:[3] „Je mehr die Nacht meines Lebens zunimmt, desto heller wird der Morgenstern im Herzen, nicht durch den

1) 7, 184.
2) 339. Ebend.
3) 7, 400.

Buchstaben der Natur, sondern durch den Geist der Schrift, dem ich mehr als jenem zu danken habe."

Am 23. März 1788:[1] „Je mehr der äußere Mensch abnimmt, desto mehr der innere wächst, je älter und unvermögender, desto ruhiger, zufriedener und vergnügter ich werde. — Gott hat mir Feierabend gegeben, mich aus dem Gange öffentlicher Geschäfte ausgespannt, zu denen ich so wenig tauge, als zum Umgang mit der Welt. . . Wenn es einen Vorschmack des Himmels auf Erden gibt, so ist mir dieser verborgene Schatz zu Theil geworden, nicht aus Verdienst und Würdigkeit, sondern es ist Gnade und Gabe einer höhern Hand, die ich anbeten muß. Sie war mir nöthig zu meiner Reinigung und Stärkung."

Am 21. Juni 1788 entschlummerte er sanft. Im Garten der Fürstin Gallitzin ward er begraben."[2]

„Nicht die Fülle und Anmuth ächter Gelehrsamkeit, nicht die Kraft des Verstandes, noch der Reichthum des Witzes scheint mir das Größte an diesem Manne und das für unsere Zeit Erwünschteste[3] zu sein, sondern der Geradsinn, die Offenheit, Aufrichtigkeit und Lauterkeit, die Freiheit von Eitelkeit und Schein, mit einem Worte die anima candida, begnügt, eine Lilie im Thal, den Geruch des Erkenntnisses verborgen auszuduften,[4] und ganz in dem Gedanken lebend, den sie kurz vor ihrer Enthüllung in dem erhabenen Worte ausgesprochen:[5] Die Wahrheit macht uns frei, nicht ihre Nachahmung."[6]

1) Ebend. 409.

2) Vgl. Jacobi's Brief an Lavater in F. H. Jacobis Briefwechsel 1, 482. Zur Grabschrift bestimmte ihm die Fürstin Gallitzin 1 Cor. 1, 23—25.

3) 1, XVII.

4) 1, 397.

5) Hamann's Briefwechsel mit Jacobi S. 429.

6) Diese treffliche Charakteristik gibt der Herr Herausgeber der Hamannschen Schriften am Schluß der Vorrede zum ersten Theil.

13. Herder.

[1] Johann Gottfried von Herder ist den 25. August 1744 geboren, in Mohrungen, einer kleinen Stadt Ostpreußens, wo sein Vater das Amt eines Glöckners und Kantors verwaltete. Dieser war ein gewißenhafter, einfacher Mann: die Mutter eine fromme, verständige Frau; beide führten mit ihren Kindern [2] einen stillen, christlichen Lebenswandel nach guter alter Weise. — Den Schulunterricht erhielt Herder von Grimm, dem strengen Rector der Stadtschule in Mohrungen, deßen er jedoch immer mit großer Achtung gedachte; ein frommer Prediger confirmirte ihn.

Im Jahre 1760 nahm der mohrunger Diakonus Trescho den 16jährigen Herder ins Haus, behandelte ihn jedoch nicht freundlich, daher dieser sehr verschloßen war. Als Trescho eines Tages Herdern auftrug, an den Buchhändler Kanter in Königsberg ein Manuscript zu besorgen, so legte der Jüngling ein selbstgefertigtes Gedicht: „an Cyrus" bei, ohne sich zu nennen. Kanter ließ das Gedicht sogleich drucken; dieß geschah 1762, da Herder 17½ Jahr alt war.

Der Regimentschirurg eines russischen Regiments, welches in Mohrungen Winterquatiere bezog, lernte Herdern kennen, gewann ihn lieb und nahm ihn mit nach Königsberg, damit er dort Chirurgie studieren sollte. Aber bei der ersten Section, der er beiwohnte, fiel der Jüngling in Ohnmacht. Dieß entschied ihn die Chirurgie aufzugeben; am 9. August 1762 ward er, nach einem, mit großem Lobe bestandenen Examen, als Theolog immatriculirt.

Damals hörte er bei Kant: Logik, Metaphysik, Moral, Mathematik und physische Geographie. Um dieselbe Zeit lernte er Hamann kennen; beide sahen sich zuerst im Beichtstuhl; später lasen sie mit einander den Shakespear.

In ökonomischer Hinsicht war Herders damalige Lage sehr drückend; sie verbeßerte sich, da er 1763, in seinem 19ten Jahre am Collegium

1) Das folgende Biographische ist vorzüglich den „Erinnerungen aus dem Leben J. G. von Herder's" entnommen, welche Frau von Herder „gesammelt und beschrieben" hat. Sie bilden in der Cottaschen Ausgabe der Herderschen Werke den 20. 21. und 22. Theil in der Abtheilung „Philosophie und Geschichte."

2) Von zwei Söhnen und drei Töchtern starben ein Sohn und eine Tochter im 3ten Jahre.

Fridericianum eine Lehrerstelle erhielt, welche er mit der größten Gewißenhaftigkeit verwaltete. „Ich verdanke diesem Dociren, sagte er später, die Entwicklung mancher Ideen und ihre klarere Bestimmtheit; wer sich diese in irgend einer Sache erwerben will, der docire sie."

Im Jahre 1764 ward Herder, vorzüglich auf Betrieb Hamanns,[1] Kollaborator an der Domschule in Riga. In einem Briefe an den Rector jener Schule, Lindner, gibt Hamann dem 20jährigen jungen Manne das Zeugnis „eines ziemlichen Umfangs historischer, philosophischer und ästhetischer Einsichten und einer großen Lust, den fruchtbarsten Boden anzubauen, bei einer mehr als mittelmäßigen Erfahrung der Schularbeiten."

Drei Jahre später (1767) erhielt Herder neben dem Schulamte in Riga eine Predigerstelle. Als Lehrer hatte er wie in Königsberg, so in Riga, das größte Lob. [2] „Seine Lehrmethode, schreibt einer seiner Schüler, war so vortrefflich, sein Umgang mit seinen Schülern so human, daß sie keiner Lection mit größerer Lust beiwohnten, als derjenigen, die von ihm gegeben ward."

In Riga gab er (1767) sein erstes bedeutendes Werk, die „Fragmente zur deutschen Literatur" heraus; in den Jahren 1768 und 1769 die „kritischen Wälder." In den Fragmenten findet man unter Anderm die tiefsinnigsten und wahrsten Gedanken über Hintansetzung der Muttersprache und Ueberschätzung des Latein, welches den Schulen Ton und Farbe gebe. Herder bekämpft dort die nachäffende Imitatio. Ausdruck und Gedanke sollten zugleich entstehen, sagt er, so sei es in der Muttersprache, nur in dieser könne man originell schreiben.[3] Diese Schriften zogen ihm, besonders von Seiten des, durch Lessing unsterblich gewordenen Klotz, die heftigsten Angriffe und Schmähungen zu, welche ihn so verstimmten,[4] daß er sich im Jahre 1769 entschloß, um seine Entlaßung nachzusuchen, und darauf mit einem Freunde nach Frankreich zu reisen. Der Zweck der Reise war: „die besten Erziehungs-

1) Hamanns Schriften 3, 302.

2) Oberpastor Bergmann. Ib. 94.

3) Herd. Werke, Literatur und Kunst, 2, 135 sqq. In dem Kapitel über das Lateinlernen, sollen weiterhin mehrere treffliche Stellen aus jenen „Fragmenten" mitgetheilt werden.

4) Hamann tadelte Herdern scharf wegen seiner „Autor-Empfindlichkeit." Hamanns Schr. 3, 396. 399.

anstalten und gelehrten Institute in Frankreich, Holland, England und Deutschland kennen zu lernen . . . und bei seiner Rückkehr nach Riga alsdann ein Erziehungsinstitut zu errichten." — [1]

Auf der Seereise von Riga nach Nantes und in Frankreich schrieb Herder ein höchst merkwürdiges Tagebuch, [2] in welchem alle Elemente seiner späterhin klar sich entwickelnden Universalität jugendlich wild durch einander gähren; „jede seiner vielfachen Eigenschaften wogt hier in titanischen Hoffnungen auf." [3]

In diesem Tagebuche erwähnt er „ein Buch zur menschlichen und christlichen Bildung," das er liefern möchte. „Es fienge, sagt er, von der Kenntnis sein selbst, des weisen Baues an Leib und Geist an: zeigte die Endzwecke und Unentbehrlichkeiten jedes Gliedes an Leib und Seele; zeigte die Mancherleiheit, die dabei statt fände — alsdann Regeln und Anmahnungen, sich an Leib und Geist so auszubilden, als man kann. Dieß erst an sich, und so weit ist Rousseau ein großer Lehrer! Alsdann kommt ein zweiter Theil für die Gesellschaft, wo Rousseau kein Lehrer sein kann." [4] — Er fährt nun fort den Inhalt des beabsichtigten Werks anzugeben, erwähnt auch die christlichen Gegenstände, welche es behandeln solle. —

Im Verfolg des Tagebuchs kommt er auf die ihm vorschwebenden pädagogischen Ideale, er will „den menschlich wilden Emil des Rousseau zum Nationalkinde Lieflands machen." „O ihr Locke und Rousseau, ruft er aus, und Clarke und Franke und Hecker's und Ehler's und Büsching's! euch eifre ich nach: ich will euch lesen, durchdenken, nationalisiren."

Hierauf gibt Herder den vollständigen Plan einer Schule, [5] aus welchem der starke Einfluß hervorleuchtet, welchen Rousseau auf ihn

1) Philos. und Gesch. 20, 107.

2) Ib. 21, 167. Dieß wichtige Tagebuch ist nicht vollständig, sondern „mit Weglaßung vieler Stellen, deren Gedanken in andern Schriften des Verf. ausgearbeiteter vorkommen" (!) in der cottaschen Ausgabe der herderschen Werke abgedruckt, vollständig dagegen in „v. Herders Lebensbild" Bd. 2. S. 153 sqq.

3) Gervinus Neuere Geschichte der poet. National-Literatur 1, 468. 485. „Wir haben, sagt G., außer Göthes Jugendbriefen nichts, was die Titanomachie dieser Jahre, die prometheische Himmelstürmerei so trefflich ausspricht, wie dieses Tagebuch." Ebend. 487.

4) Lebensbild 2, 191.

5) Ebend. 195. In der cottaschen Ausgabe, Philosophie 10, 311, mit der Aufschrift „Ideal einer Schule 1769."

übte. So bekämpfte er hier die Tyrannei des Latein, und hebt dagegen aufs stärkste die Realien heraus. „Meine Methode", sagt er, „bildet sachenreiche Köpfe, indem sie Worte lehrt, oder vielmehr umgekehrt, lehrt Worte indem sie Sachen lehrt."[1] — „Keine Schule ist gut, wo man nichts als Latein lernt; ich habe ihm zu entweichen gesucht, da ich drei völlig unabhängige Realclassen errichtet, wo man für die Menschheit und fürs ganze Leben lernt." „Es wird immer, weißagt er, einen ewigen Streit geben zwischen lateinischen und Realschulen: diese werden für einen Ernesti zu wenig Latein, jene für die ganze Welt zu wenig Sachen lernen."

Die Grammatik soll, nach diesem Plan, nicht am Latein, sondern an der Muttersprache erlernt werden.[2]

[3] „Grammatik, sagt er, lerne man aus der Sprache, nicht Sprache aus der Grammatik, Styl aus dem Sprechen, nicht Sprechen aus dem künstlichen Styl." —

[4] „Nach der Muttersprache, heißt es an einer andern Stelle des Schulplans, folgt die französische: denn sie ist die allgemeinste und unentbehrlichste in Europa: sie ist nach unserer Denkart die gebildetste: der schöne Styl und der Ausdruck des Geschmacks ist am meisten in ihr geformt .... sie ist die leichteste und einförmigste um an ihr einen praegustus der philosophischen Grammatik zu nehmen: sie ist die ordentlichste zu Sachen der Erzählung, der Vernunft und des Raisonnements. Sie muß also, nach unserer Welt, unmittelbar auf die Muttersprache folgen, und vor jeder andern, selbst vor der lateinischen, vorausgehen. Ich will, daß selbst der Gelehrte beßer Französisch als Lateinisch könne."

So zeigt sich auch in Bezug auf Spracherlernung Herders damalige höchst realistische Ansicht, welche er concentrirt so ausspricht:[5] „Es wird Hauptzweck, dem Knaben von alle dem lebendige Begriffe zu geben, was er sieht, spricht, genießt, um ihn in seine Welt zu setzen .... er wird sich nie in einer andern Welt geboren zu sein wünschen, weil ihm durch keine andere der Kopf verrückt ist, und die seinige sein erster Horizont wurde." Und plötzlich fährt er fort: „O hätte ich einmal einen solchen Cursus durchgelehrt! und noch mehr, ihn

1) Ebend. 10, 332. — 2) Ebend. 330. — 3) Ib. 330. — 4) Ib. 335. — 5) Ib. 314.

selbst durchgelernt! und zuerst durchgelernt! und wäre so gebildet! Nun bleibt mir nichts als eine zweite Erziehung übrig: ich will mich in Frankreich bemühen, die Büffons und Nollets recht schätzen zu lernen, überall Kunst und Natur und Auftritte der Menschen aufzusuchen und in mich zu prägen .... und die rechten Quellen von Büchern kennen zu lernen, um mich nach ihnen, wenn ich sie habe, zu bilden." —

Der geniale fünf und zwanzigjährige Mann, ward sich auf einmal der Halbheit seiner Bildung bewußt. Aufgewachsen unter Büchern, erscheint ihm diese Bücherwelt als eine Welt von Antitypen, Gegenbildern, und er entschließt sich zu diesen die Typen, die Urbilder zu suchen, — in Frankreich zu suchen! In dieser seiner Reaction überschätzt er das ihm Fehlende, und das was er besitzt erscheint ihm viel zu gering. Wie stark aber auch der französische Einfluß auf Herder damals war, so berührte er doch mehr die Peripherie als den Mittelpunkt seines Wesens. Unangefochten von dem flachen Deismus des Franzosen, empfiehlt er in demselben Schulplan aufs Eindringlichste — Luthers Katechismus. „Der, sagt er, muß recht innig auswendig gelernt werden und ewig bleiben."

Wären jene französischen Elemente in Herders innerstes Wesen eingedrungen gewesen, so würden ihm während seines Aufenthalts in Frankreich gewis nicht so bald die Augen über Franzosen und französische Sprache aufgegangen sein, wie sich dieß klar aus dem Verfolg seines Reisetagebuchs und aus Briefen ergibt. „Jetzt bin ich, schreibt er an Hamann, in Nantes, wo ich in weniger, aber vertrauter Gesellschaft, französische Sprache, Sitten und Denkart kennen lerne — kennen aber nicht annehmen lerne, denn ich entferne mich immer mehr, je näher ich sie sehe." [1] Und in einem Briefe aus Paris bemerkt er: „Frankreich könne nie völlig sättigen, und er sei dessen herzlich müde." [2]

Rousseau selbst muß ihm, bei näherer Bekanntschaft mit Frankreich, in einem ganz andern Lichte erschienen sein, als früher. [3] „Bei Rousseau, sagt er im Verfolg des Tagebuchs, muß alles die Wendung

1) Lebensbild 2, 60.

2) Ebend. 124. Treffende Charakteristiken der Franzosen und des Französischen ebend. 288—295. 301. 302.

3) „Man kann keinen französischen Schriftsteller kennen, wenn man nicht die Nation kennt" schreibt Herder aus Frankreich. Philos. 20, 143.

des Paradoxen annehmen, die ihn verdirbt, die ihn verführt, die ihn gemeine Sachen neu, kleine groß, wahre unwahr, unwahre wahr machen lehrt. Nichts wird bei ihm simple Behauptung; alles neu, frappant, wunderbar: so wird das an sich Schöne doch übertrieben, das Wahre zu allgemein und hört auf Wahrheit zu sein: es muß ihm seine falsche Tour genommen, es muß in unsere Welt zurückgeführt werden, wer aber kann das? Kann's jeder gemeine Leser? ists nicht oft mühsamer, als daß es lohnt, was man dabei gewinnt? und wird nicht also Rousseau durch seinen Geist unbrauchbar oder schädlich bei aller seiner Größe?" [1] — An einer andern Stelle [2] heißt es: Voltaire ist „eitel und frech auf sich, (Rousseau) stolz und hochmüthig auf sich; aber beide suchen nichts so sehr, als das Unterscheidende. Nur jener glaubt sich immer schon unterschieden zu haben und verficht sich bloß durch Witz; dieser durch seine unausstehliche, immer unerhörte Neuigkeit und Paradoxie! So sehr Rousseau gegen die Philosophen ficht, so sieht man doch, daß es auch ihm nicht an Richtigkeit, Güte, Vernunft, Nutzbarkeit seiner Gedanken gelegen ist; sondern an Größe, Außerordentlichem, Neuem, Frappantem. Wo er dieß finden kann ist er Sophist und Vertheidiger; und daher haben die Franzosen so wenig Philosophen, Politiker, Geschichtschreiber; denn diesen drei Leuten muß es bloß an Wahrheit gelegen sein. Was aber opfert nun nicht Voltaire einem Einfall, Rousseau einer Neuigkeit auf!"

Wie nüchtern und wahr urtheilt hier der 25jährige Herder, wie ist er so bald von der früheren Ueberschätzung Rousseau's zurückgekommen! Davon werden wir uns sogleich noch mehr überzeugen, wenn wir sehen, wie er siegreich die heillose Gallikomanie und die Uebertreibungen der Philanthropinisten bekämpft. —

Frankreichs müde, verließ er zu Anfang des Jahres 1770 Paris und reiste über Holland nach Eutin und von da, als Hofmeister eines Prinzen von Holstein, nach Straßburg, wo er mit dem, um 5 Jahre jüngern Göthe, bekannt ward. Hier erhielt er einen Ruf als Consi-

1) Ebend. 265.

2) Ebend. 278. Daß Herder diese letzteren Urtheile über Rousseau erst in Frankreich geschrieben habe, ergibt sich hieraus. Am 5. Juli 1769 kam er in Nantes an (Lebensb. 2, 24), im folgenden October schreibt er von da an Hartknoch: er habe noch an seinem Tagebuch zu schreiben, „mit welchem ich, heißt es, noch immer auf dem Schiffe, und lange noch nicht einmal im Sunde bin."

storialrath nach Bükeburg, wo er vom Jahre 1771 bis 1776 blieb. Als er hier im Jahre 1771 den Emil Rousseaus von neuem liest, so bemerkt er:[1] „wir müßen ihn nicht loben sondern thun.“ Dennoch äußert er sich fünf Jahre später (1776) mit dem, ganz nach Rousseau gemodelten Philanthropin Basedows durchaus unzufrieden.[2] „Mir kommt alles erschrecklich vor, schreibt er an Hamann, wie ein Treibhaus oder vielmehr wie ein Stall voll menschlicher Gänse. Als neulich mein Schwager, der Jäger, hier war, erzählte er von einer neuen Methode Eichwälder in zehen Jahren zu machen, wie sie sonst nur in fünfzig oder hundert würden, daß man den jungen Eichen unter der Erde die Herzwurzel nehme, so schieße über der Erde alles in Stamm und Aeste. Das ganze Arcanum des Basedowschen Plans liegt, glaube ich, darin, und ihm, den ich persönlich kenne, möchte ich keine Kälber zu erziehen geben, geschweige Menschen.“ —

Wie hier, urtheilt er, mit tiefer, nüchterner Einsicht, in mehreren spätern Schulreden über die neuen, vielgepriesenen Erziehungsmethoden, und kämpft gegen die „lichte, leichte Methode in usum delphinorum aevi nostri.“ — Wer in die Wißenschaft, sagt er, „Licht hineinlügt, wo keins ist, wer Faßlichkeit hineinlügt, wo sie nicht ist, ist Gaukler und nicht Lehrer.“[3] Er erklärt sich gegen die, welche „Leibnitzische und Newtonische philosophie pour les enfants“ einrichten, die da vermeinen: Sprachen ließen sich „ohne Gedächtnis, Mühe und Grammatik lernen.“

In einer andern Rede spricht er davon,[4] daß man „statt des veralteten Worts ‚Schule‘ der Mode zu gut neue anständigere Namen beliebt, z. B. Erziehungsinstitut, Philanthropin,“ zudem „viel von Genie, von Originalgenie, das sich selbst helfe und keines andern Lehrers bedürfe, von wunderbarer Ausbildung durch eigene Kraft geredet und gerühmet.“ „Solche leere Lobpreisungen eingebildeter Naturkräfte“ seien der Jugend höchst schädlich geworden; „die sogenannte Natur“ habe zur Zerrüttung der regelmäßigen, strengen, bedächtigen Kunst gewirkt. — Seien die alten Schulen rechter Art, so „werde wohl kein Verständiger einen wohlgegründeten öffentlichen Tempel der Wißenschaft und guten Er-

1) Phil. und Gesch. 20, 208.
2) Hamanns Schr. 5, 184.
3) Herder Phil. und Gesch. 10, 24. 25.
4) Ib. 60.

ziehung für jene kleinen Dianentempelchen hingeben, mit denen man unter grünen Bäumen durch manche Modekünste unserer Zeit Abgötterei treibe. Manche dieser Spielwerke hätten sich schon in ihrer Nichtigkeit gezeigt." [1]

Es ist eine Freude zu sehen, wie sich aus dem genialen gährenden Jüngling der besonnene geniale Mann entwickelt. Dieß tritt uns auch in Beziehung auf jenes oben mitgetheilte übertriebene Lob des Französischen entgegen, an welchem jeder deutsche Leser, wie jeder, der in die Natur des Französischen und sein Verhältnis zu andern Sprachen, besonders zum Latein, Einsicht hat, gewis Aergernis nehmen mußte.

Der Leser wird sich aber mit Herder in dieser Hinsicht ganz aussöhnen, wenn er in den „Briefen zur Beförderung der Humanität," [2] welche ungefähr ein Vierteljahrhundert später [3] als jener Schulplan geschrieben wurden, seinen eminenten Angriff gegen die „Gallikomanie, Franzosensucht" der Deutschen liest. „Eine viel tiefere Wunde, sagt er, hat uns diese geschlagen. —

Wenn Sprache das Organ unsrer Seelenkräfte, das Mittel unserer innersten Bildung und Erziehung ist: so können wir nicht anders als in der Sprache unseres Volks und Landes gut erzogen werden; eine sogenannte französische Erziehung, (wie man sie auch wirklich nannte) in Deutschland muß deutsche Gemüther nothwendig misbilden und irre führen. Mich dünkt, dieser Satz stehe so hell da, als die Sonne am Mittage.

Von wem und für wen ward die französische Sprache gebildet? Von Franzosen, für Franzosen. Sie drückt Begriffe und Verhältnisse aus, die in ihrer Welt, im Lauf ihres Lebens liegen; sie bezeichnet solche auf eine Weise, wie sie ihnen dort jede Situation, der flüchtige Augenblick, und die ihnen eigne Stimmung der Seele in diesem Augenblick angibt. Außer diesem Kreise werden die Worte halb oder gar nicht verstanden, übel angewandt oder sind, wo die Gegenstände fehlen,

1) Ib. 114. Rede gehalten 1790.

2) Phil. und Gesch. 14, 80 sqq.

3) Der Schulplan ist von 1769, die Briefe erschienen in den Jahren 1793—1797. Wenn Herder späterhin (1801) die Ueberwachung der französischen Sprache durch die Pariser Akademie und selbst den Einfluß dieser Sprache auf andere europäische, besonders auf die deutsche rühmt, so scheint ihn hierzu Widerwille gegen eine deutsche „dunkle Metaphysik, die sich selbst kaum verstehet" gegen „verwirrte Begriffe, dunkle Knäuelsperioden" gereizt zu haben. Phil. und Gesch. 11, 58. 65. 66. Gervinus (l. c. 481) stellt dieß Rühmen mit Göthes Preisen der Anständigkeit Voltaire's zusammen.

gar nicht anwendbar, mithin nutzlos gelernt. Da nun in keiner Sprache so sehr die Mode herrscht, als in der französischen, da keine Sprache so ganz das Bild der Veränderlichkeit, eines wechselnden Farbenspiels in Sitten, Meinungen, Beziehungen ist als sie; da keine Sprache, wie sie, leichte Schatten bezeichnet und auf einem Farbenklavier glänzender Lufterscheinungen und Strahlenbrechungen spielet; was ist sie zur Erziehung deutscher Menschen in ihrem Kreise? Nichts, oder ein Irrlicht! Sie läßt die Seele leer von Begriffen, oder gibt ihr für die wahren und wesentlichen Beziehungen unseres Vaterlandes falsche Ausdrücke, schiefe Bezeichnungen, fremde Bilder und Affektationen. Aus ihrem Kreise gerückt, muß sie solche, und wäre sie eine Engelssprache, geben. Also ist es gar nicht vermeßen zu sagen, daß sie unserer Nation, in den Ständen, wo sie die Erziehung leitete, oder vielmehr die ganze Erziehung war, den Verstand verschoben, das Herz verödet, überhaupt aber die Seele an dem Wesentlichsten leer gelaßen hat, was dem Gemüth Freude an seinem Geschlecht, an seiner Lage, an seinem Beruf gibt; und sind dieß nicht die süßesten Freuden?

Und doch besteht der ganze Werth eines Menschen, seine bürgerliche Nutzbarkeit, seine menschliche und bürgerliche Glückseligkeit darin, daß er von Jugend auf den Kreis seiner Welt, seine Geschäfte und Beziehungen, die Mittel und Zwecke derselben genau und auf's reinste kennen lerne, daß er über sie im eigensten Sinne gesunde Begriffe, herzliche fröhliche Neigungen gewinne, und sich in ihnen ungestört, unverrückt, ohne ein untergelegtes fremdes und falsches Ideal, ohne Schielen auf auswärtige Sitten und Beziehungen übe. Wem dieß Glück nicht zu Theil ward, dessen Denkart wird verschraubt, sein Herz bleibt kalt für die Gegenstände, die ihn umgeben; oder vielmehr von einer fremden Buhlerin wird ihm in jugendlichem Zauber auf lebenslang sein Herz gestohlen.

Was haben wir denn in der Welt schätzbareres als die wahre Welt wirklicher Herzen und Geister? Daß wir unsere Gedanken und Gefühle in ihrer eigensten Gestalt anerkennen und sie andern auf die treueste, unbefangenste Art äußern: daß andere dagegen uns ihre Gedanken, ihre Empfindungen wiedergeben, kurz, daß jeder Vogel singe, wie die Natur ihn singen hieß? Ist dieß Licht erlöscht, diese Flamme erstickt, dieß ursprüngliche Band zwischen den Gemüthern zerrißen oder

verzauset; statt des allen sagen wir auswendiggelernte, fremde, armselige Phraseologien her. O des Jammers! der ewigen Flachheit und Falschheit! Eine Geist und Herz austrocknende Dürre und Kälte."

Im Jahre 1776 gieng Herder von Bückeburg nach Weimar, auf Göthes Betrieb als Consistorialrath in das dortige Oberconsistorium berufen, dessen Präsident er 25 Jahre später (1801) ward.

Nächst seinem Amt an der Kirche lag ihm hier vornehmlich die Verbeßerung der Schulen am Herzen.[1] Im Jahre 1783 entwarf er einen neuen Schulplan und verschaffte den Lehrern eine Solderhöhung. Auf seinen Betrieb wurde 1787 ein Schulmeister-Seminar gestiftet. In die niedern Schulen suchte er das „Beste und Anwendbare" von der Pestalozzischen Lehrmethode einzuführen. Den Geistlichen gab er „die Befugnis einer strengen Aufsicht über die Landschulen."[2]

Herder wollte jenen seinen Schulplan durchaus nicht drucken laßen, „weil, sagt er, alle dergleichen laute Anfänge meistens elend ausgehen. Denn, fährt er fort, hier kommt alles auf Ausübung, auf lebendige Methode und Versuch an. Ein blendender Typus ist in einer halben Stunde zu entwerfen; er wird aber nachher eine Feßel in der ein Vierteljahrhundert nachher lahm schleichet."

Seine Absicht war: „daß die untern Klassen Realschule für nützliche Bürger, die obern ein wißenschaftliches Gymnasium für Studirende werden" sollten.[3]

Er bat sichs aus, bei dieser Einrichtung freie Hand zu haben. „Seit meinem 19ten Jahre, sagte er, habe ich auf den ersten Klassen eines akademischen Kollegii docirt, und bin seitdem nie außer der Arbeit oder der Ephorie von Schulanstalten gewesen. Fremde, selbst katholische Länder, haben mich bei ihren Einrichtungen um Rath gefragt, und mit der größten Bescheidenheit, mit der ich über mich selbst denke und rede, glaube ich hinzusetzen zu dürfen, daß ich das verstehe, wovon die Rede ist." —

Auf alle Weise bewährt Herder Einsicht in das Schulwesen, und Geschick es zu behandeln. Besonders verband er im männlichen Alter die größte Pietät gegen das gute Alte mit der aufmerksamsten Aner-

1) Phil. und Gesch. 22, 14 sqq.
2) Ib. 30.
3) Ib. 36.

kennung des guten Neuen. Immer strebte er jenes festzuhalten und gegen naseweise, unreife Neuerer zu vertheidigen; aber seine conservative Gesinnung machte ihn nicht blind gegen Rechtes und Anerkennenswerthes, das hier und da auftauchte. —

Diese nüchterne gesunde Betrachtung der Schulsachen ist bei Herders poetisch zartem Wesen wahrhaft zu bewundern; sie tritt uns unter Anderm in seinem Entwurf zu dem oben erwähnten „Schulmeister-Seminarium" klar entgegen.[1] Er sagt in diesem Entwurf: Es „ist der einzige Zweck eines Schulseminarii, fern von allen Ostentationen und pädagogischen Spielwerken unserer Zeit, jungen Leuten, die sich dem Schulstande widmen, eine bequeme Gelegenheit zu verschaffen, das Nothwendige und wahrhaft Nützliche ihres künftigen Berufs durch Unterricht und eigene Uebung zu lernen; denn die beste Geschicklichkeit eines Schullehrers wird nur durch Methode und Uebung erlernt." —

Auch auf ein theologisches Seminar war Herder bedacht. Er hielt dafür:[2] das erste Samenkorn der Art müße man in der Stille säen: weil, was laut angefangen werde, wie die Akten der vorigen Zeit zeigten, sich meistens sacht ende." So äußert sich hier wieder die weise Demuth, welche weiß, daß der Segen von oben kommt, Eitelkeit aber alles Gedeihen tödtet. —

In seinem Gutachten über ein Predigerseminar[3] sagt er: „Was bei den Aerzten das Klinikum, bei den Juristen das Formularium practicum ist, muß für die Theologen ein Seminarium für künftige Geistliche bewirken, zu dem nach jetziger Lage der Sache die Akademie vielen Beistand zu leisten außer Habitus ist. Geschickte und erfahrene Geistliche allein sind es, die es ausmachen können."

[4]Den jungen Theologen räth er, wie früher Luther that, sie sollten suchen in Lehr- und zwar in öffentliche Lehrübung zu kommen. „Ich sehe es, sagt er, als ein Glück meiner besten Jünglingsjahre an, daß ich lehren mußte ... Ich weiß was ich damit gewonnen, etwas das mir das ewige Lesen und Zuhören schwerlich würde gegeben haben....

1) Ib. 39. Der erste Entwurf von 1780, ein zweiter von 1786, das genehmigte Regulativ von 1789.

2) Ib. 48.

3) Ib. 56. Es ist vom Jahre 1797.

4) In seinen Briefen das Studium der Theologie betreffend. Rel. und Theol. 14, 225. 226.

Prediger die gute Schullehrer waren (wenn sie es nur nicht zu lange blieben) lernt man bald unterscheiden an Ordnung, Wißenschaft, reeller praktischer Kenntnis."

Er schrieb auch einen sehr lehrreichen „Entwurf der Anwendung dreier akademischen Jahre für einen jungen Theologen."[1] Hier räth er den Jünglingen ja nicht zu früh die Universität zu beziehen, und empfiehlt ihnen das Studium der Geographie und Naturgeschichte. „Die Kenntnis unsres Wohnplatzes, sagt er, seiner Geschöpfe und Verfaßung überhaupt ist einem, der Gott einst predigen will, unentbehrlich." Der geniale Mann räth den Studirenden — das Nachschreiben, wodurch man „die Gedanken mehr sondere und digerire."[2] — Er warnt gegen hyperkritisches Lesen der Bibel. „Das neue Testament, sagt er, treibe man in dem religiösen, simpeln und schlichten Sinn, wie es die Apostel schrieben und die ersten Christen lasen."

„Für sich selbst sollten die Studirenden nicht viel grübeln und lieber das Gute als das Böse lesen — nicht bis aufs Jota Alles erklären wollen" — sich an „die innere Uebereinstimmung, Reinheit, Kraft und Schöne des Wortes Gottes selbst" halten. —

Diesem Studienplan für angehende Theologen, schließen sich „Briefe an Theophron" an,[3] die an einen Jüngling gerichtet sind, welcher eben sein akademisches Studium der Theologie vollendet hat. Herder lobt besonders die liebevolle Gesinnung, welche Theophron gegen seine Lehrer gehabt, daß er so fern „von Bubenstolz und unwißender Aufgeblasenheit" gewesen. Dann geht er auf die Klage des jungen Mannes ein: „daß ihm das Lesen der Bibel so gestört und entweiht sei, wie er den kritischen Blick nicht los werden könne, und ihm das Wort Gottes in der Hand der Kritik vorkomme, wie eine ausgedrückte Citrone." „Faßen Sie ein Herz, schreibt Herder, alle Schiefheiten zu überwinden, Berg und Thal zu ebnen, und wieder zu dem geraden Sinn zu gelangen, der Sie in ihrer Jugend einst beglückte und ohne den wir nie glücklich werden können."[4]

Am wichtigsten in Bezug auf theologisches Studium ist aber

1) Ib. 15. 19.
2) Ib. 29.
3) Relig. und Theol. 15, 59. Diese Briefe sind 1782 geschrieben.
4) Ib. 69.

Herders „Gutachten über Vorbereitung junger Geistlichen auf die Akademie.“[1] — Veranlaßt ward dieß Gutachten durch die traurigsten Erfahrungen. Junge Theologen zeigten sich am Schluße ihrer akademischen Lehrjahre häufig ganz untauglich zum Predigtamte. Man warf die Frage auf: ob man nicht die künftigen Geistlichen in eigenen theologischen Schulen bilden solle? Hiergegen tritt Herder, bei aller Anerkennung der bestehenden Uebelstände, auf, und gibt Rath, wie man diesen abhelfen könne, ohne die überkommene Studienweise abzuschaffen.

Zuerst[2] sucht er den Schaden nicht in der theologischen, sondern in der philosophischen Facultät, welche besonders angehenden Studirenden die Köpfe verdrehe, und sie für das nachfolgende theologische Studium verderbe. Dieß um so mehr, als „die jungen Leute zu früh und unreif auf die Akademie kämen;“ unreif an Verstand und Urtheil, unreif an Charakter, daher jeder intellectuellen und sittlichen Verführung preis gegeben. Als kräftigste Abhülfe räth Herder: die Schulzeit um ein Jahr zu verlängern, auf jedem Gymnasium eine Selecta zu stiften, [3]„in der die Jünglinge sich als academici betrachten lernen.“ „So werde ihnen das längere Verweilen auf der Schule nicht hart fallen, der Uebergang auf die Akademie sie nicht schwindelnd machen.“ Auf solche Weise beseitige man auch akademische Vorlesungen über Gegenstände, welche nur schulmäßig gründlich gelehrt werden können, indem man dieselben der Selecta zuwiese.

Zuletzt wollen wir einen Blick auf die trefflichen Schulreden werfen, welche Herder als Ephorus des weimarschen Gymnasii, meist an den Examentagen hielt.[4]

In zwei Reden preist er strenge Ordnung und Zucht der Schule, zumal in einer Zeit des größten Sittenverfalls. Wenn solche Zucht fehle, wenn der Lehrer nicht völlig in seiner Klasse Herr, seiner Schüler nicht mächtig, so sei das Schulgeschäft eine Höllenqual des Sisyphus

1) Ib. 129. Leider nur „zusammengezogen aus zwei, inner den sechs letzten Lebensjahren des sel. Verf. darüber geschriebenen Gutachten ähnlichen Inhalts.“

2) Ib. 136.

3) Ib. 142.

4) Philosophie und Geschichte 10, unter dem Titel: „Sophron. Gesammelte Schulreden. Herausgeg. von J. G. Müller.“ Die erste Rede von 1779, die letzte von 1802.

und der Danaiden.[1] Aber das: Maxima debetur puero reverentia — dürften ihrerseits die Lehrer nicht vergeßen. In einer dritten Rede spricht er von der Studirmethode, und gibt zu, daß sich dieselbe in manchen Disciplinen, (z. B. in der Naturlehre,) mit diesen Disciplinen selbst vervollkommnet habe. Dann aber bekämpft er die schwächlichen und schwächenden neu aufgekommenen Erleichterungsmethoden.

Eine Rede handelt von Schulübungen. Herder empfiehlt unter Anderm dringend das möglichst getreue und doch nicht peinliche Uebersetzen der Klassiker in die Muttersprache. Zudem fleißige Lectüre, wobei der Schüler vom Lehrer berathen werden müße. „Sehr ausgezeichnete Menschen, sagt er, bilden sich ohne Lehrer; es ist aber übel, wenn zu unserer Zeit sich alles ohne Lehrer bilden und oft nur durch seine Unförmlichkeit ausgezeichnet sein will.“ „Eine Schule guter Art, bemerkt er in derselben Rede, ist eine Gesellschaft Bienen, die ausfliegen und Honig sammeln, eine Schule läßiger Art wäre eine Gesellschaft der lastbaren Thiere, die hingehen, wohin sie getrieben werden, und auch von dem, was man ihnen auflegt, zeitlebens nichts erbeuten.“

In der Rede [2]„Von Schulen als Gymnasien“ spricht er wieder über die Ausbildung angeborener Anlagen durch Uebung. Dahin zählt er: Uebungen im sinnlichen Auffaßen und Einprägen. Alle solche Uebungen sagt er, müßen fortgehend und abwechselnd sein; edle Nacheiferung, Hesiods „gute Eris“ müße dabei walten. — Hinsichtlich solcher Uebungen stünden die Schulen weit über den, alle Uebung hintansetzenden, Universitäten. —

Zwei Reden handeln von der Rolle, welche die schönen Wißenschaften auf Schulen spielten.[3] Wehe einer Zeit, sagt Herder, welche „schön heißt, was uns leicht ist, wo angenehm ist, was uns in den Mund fliegt.“ Die Alten kannten den Ausdruck „schöne Wißenschaften“ im Gegensatz der gründlichen und nützlichen gar nicht.

Durch literae humaniores, studia humanitatis drückten die Römer glücklich den richtigen Begriff der schönen Wißenschaften aus. Den Alten war das Schöne „wesentlicher Theil eines klaren, richtigen, verständigen, bildenden Vortrags, nicht Flitterstaat.“ „Allen Wißen-

1) Ib. 194.
2) Ib. 225.
3) Ib. 45 und 99.

schaften, sagt er, fehlt das Beste, wenn man ihnen das Schöne, d. i. das zur Menschlichkeit Bildende raubet, daß es aber jede auf ihre Art haben könne und haben solle, daß keine Wißenschaft barbarisch und inhuman sein dürfe, daß selbst die abstractesten Kenntnisse ihren Reiz, ihre Schönheit haben" dieß ließe sich nachweisen.

„Vom Nutzen der Schulen." [1] Gegen pseudogeniale Neuerer, welche alle Tradition verachten, die wir vorzüglich durch Schulen überkommen. „Das ganze menschliche Geschlecht ist gewissermaßen eine, durch alle Jahrhunderte fortgesetzte Schule, und ein neugebornes Kind, das plötzlich dieser Schule entnommen, das dieser Kette des Unterrichts entrißen, auf eine wüste Insel gesetzt würde, wäre mit allem seinen angebornen Genie ein armes Thier, ja in zehnfachem Betracht elender als die Thiere."

„Der Geist unserer Zeit geht mehr darauf zu zerstören als zu bauen ... Einen Baum zu fällen, kostet nur einige Streiche; aber einen Baum wachsen zu machen, braucht es Jahre oder Jahrhunderte."

Dann wendet sich Herder gegen unwißende Lehrer. „Es ist bekannt, sagt er, daß ein Unwißender und Schwärmer eigentlich nichts Rechtes lehren kann, daß wer lehren will selbst müße gelernt, d. i. sich klare und richtige Begriffe, nebst einer hellen, leichten, faßlichen Methode müße erworben haben. Daher sind alle Halbgelehrten so gern gegen den wahren Unterricht. Ich glaube, wir sind alle darüber einig, daß dieß faule Fische sind. ... Je älter man wird, wenigstens je mehr die Vernunft bei uns zur Reife kömmt, um so mehr sieht man ein, daß es mit allem diesem Geniewesen, mit dieser Begeisterung, mit dieser Beredtsamkeit über Sachen, von denen man nichts weiß, mit dieser Thätigkeit in Geschäften, von denen man nichts versteht, ganz und gar keine Art hat; und ich für meinen Theil habe einen Gräuel daran, wenn ich Genies dieser Art predigen, sprechen, handeln sehe, lese oder höre. Lerne was so kannst du was." [2] —

Scheint sich doch alles, was Herder hier sagt, von selbst zu verstehen! Und doch! Jacotot, dessen Methode in neuerer Zeit so viel

1) Ib. 59. Die Rede ward oben schon erwähnt.

2) In der Gedächtnisrede auf den verstorbenen weimarschen Rector Heinze lobt er diesen als „einen Meister, der, was er nur halb verstand, gar nicht lehren mochte." Ib. 129.

Aufsehen gemacht hat, er sagt: seinen „Universalunterricht habe niemand begriffen, welcher sich nicht für fähig halte seinen Sohn in Dingen zu unterrichten, die er selbst nicht verstehe . . . Er beruft sich dabei auf seine Erfahrung: denn er habe Holländisch und Russisch gelehrt, was er nicht verstanden, er habe in der Musik unterrichtet, die er jetzt noch nicht könne." [1] —

„Schule ist, sagt Herder weiter, wo wir eine Wißenschaft, oder eine Sprache, Kunst oder ein Geschäft gründlich und nach Regeln lernen, wo wir uns nach diesen Regeln üben, sie uns zur Gewohnheit machen, wo unsere Fehler uns nach Gründen gezeigt und auf die leichteste Art verbeßert werden. ..... Nun verstehet sich aber von selbst, daß ein Lehrer die Sache wißen muß, die er lehret; folglich kann ich sie auch von ihm, und zwar beßer als von mir selbst, der ich nichts davon weiß, lernen." „Gewis ist's Lob und Empfehlung für einen Menschen, heißt es an einer andern Stelle, [2] wenn man sagt: er hat Schule; dagegen einem Rips-Raps, der von keiner Schule weiß, Festigkeit, Bestimmtheit in seinen Arbeiten fehlet."

Auch gegen die bis zur äußersten Caricatur, besonders durch Jacotot, ausgebildete heuristische Methode, enthält diese Rede Herders schlagende Stellen. Er spricht gegen das selbst Erfindenwollen von „Wißenschaften, Regeln, Künsten, wie sie uns der Geist oder vielmehr der Wind zuführet;" wir hätten übergenug an den längst erfundenen Wißenschaften zu lernen. —

„Nach Einführung einer Schulverbeßerung. 1786." In dieser Rede klagt er, daß das Publikum sich so wenig für Schulen interessire, sie so wenig achte. Er bekämpft die Meinung: als solle man auf Gymnasien schon die künftige bürgerliche Bestimmung der Schüler ins Auge faßen; zunächst sei es auf allgemein menschliche Bildung abgesehen.

„Ueber den Vorzug der öffentlichen oder Privatschulen 1790." [3]

„Den puren guten lateinischen Schulen" will Herder keine Vertheidigungsrede halten. Er tritt dem Vorwurf: daß die Schüler alle nach dem Latein geordnet, andere Kenntnisse nur als Nebenwerk behandelt würden, faktisch entgegen, indem er nämlich die neue Ordnung

1) Jacotots Universalunterricht, dargestellt von Dr. Hoffmann S. 22.
2) Herder Ib. 248.
3) Ib. 112.

einführt: daß der Schüler künftig zwar nach Maßgabe seiner Tüchtigkeit im Latein, den Rang und Namen erhalten, allein auch in jeder andern Lection z. B. in der mathematischen, nach Maßgabe seiner Tüchtigkeit in derselben, hoch oder niedrig gesetzt werden solle. Die Schüler einer bestimmten lateinischen Klasse könnten hiernach in verschiedenen Lectionen verschiedene Plätze haben.

Wenn Herder in mehrern Reden als entschiedener Sprecher für das gute Herkömmliche, wenn er ganz conservativ erscheint, so empfiehlt er in der zuletzt erwähnten ebenso entschieden eine Neuerung, er empfiehlt, wie wir sagen würden, eine Verbindung des Klassen- und Fachsystems. Das von Alters her herrschende Latein soll freilich, nach wie vor, den ersten Rang auf Schulen behalten; allein die andern Lehrfächer erhalten auch Rang und Stimme, und erscheinen den Schülern fortan nicht mehr als gleichgültige Zugaben zum Latein, sondern als selbständige Disciplinen, welche auf fleißige Erlernung Anspruch machen. —

Und in mehreren andern Reden vertritt Herder, wie in seiner Jugend, den Realismus, aber einen geläuterten Realismus, nicht einen solchen, der stolz allein herrschen will. Wenn er 1798 „vom Fortschreiten einer Schule mit dem Zeitalter spricht,“[1] so will er der Zeit nicht in Uebertreibungen gehorchen, wohl aber „in dem, wo sie wahr und nützlich hinweiset.“ Aus voller eigener Ueberzeugung erkennt er nun an, daß die Zeit mit gutem Recht Ausbildung der Schüler im Verstehen, Reden und Schreiben der Muttersprache,[2] in Naturkunde, Mathematik und Geographie fordre. Voll großer Liebe ist seine Rede „von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Geographie.“[3] „Mit dem äußersten Vergnügen, sagt er, habe er dieselbe in den besten Jahren seines Lebens gelernt und mit eben so vielem Vergnügen andere gelehrt.“[4] Er preist die Geographie, daß sie in Verbindung mit der Naturgeschichte, die Basis der Völkergeschichte sei. — Der frische Enthusiasmus, welcher diese Rede durchdringt, ist derselbe der in den

1) Ib. 212.

2) Hierüber das Nähere in der Rede: „Von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen.“

3) Ib. 77.

4) Ib. 78.

Ideen zur Geschichte der Menschheit lebt, deren erster Theil in demselben Jahre 1784 erschien, da diese Rede gehalten wurde. —

In einer zweiten Rede: [1] „Vom wahren Fortschritt in der Schule," spricht er stark gegen „alte, leere, träge Gewohnheit." „Jeder Lehrer, sagt er, muß seine eigene Methode haben, er muß sie sich mit Verstande erschaffen haben, sonst frommt er nicht." Dieß im stärksten Widerspruch gegen veraltetes Herkommen, da man nur in die Fußtapfen der Vordermänner treten mag. —

Höchst geistreich ist die Rede: „Vom Genius einer Schule;" [2] sie ist sehr charakteristisch für Herder. Der Genius ist ihm: „Personification der ganzen reinen und edeln Natur des Menschen;" die Personification der „Humanität." Sehr interessant ist es, diese Rede mit einer zweiten zu vergleichen, welche überschrieben ist: „Von Schulen als Werkstätten des Geistes Gottes oder des heiligen Geistes." [3] Wie verhält sich der „Genius einer Schule" zum heiligen Geiste und zu dessen Wirken?

Ich breche hier ab, indem ich auf Herders Schriften verweise. [4] Es war nicht meine Absicht möglichst erschöpfende Auszüge zu liefern, nur so viel wollte ich geben als nöthig, um die Pädagogen unserer Zeit zu reizen, welche, bei Ueberschätzung der Gegenwart, tiefsinnige, gesunde und zeugungskräftige Gedanken früherer großer Geister leicht hintansetzen. —

* * *

Das Leben Herders hatten wir bis zum Jahre 1776 begleitet, da er nach Weimar kam. Wie sehr Schulen, Seminare, wie sehr die Bildung der Prediger und Lehrer ihm hier am Herzen lagen, wie er mit Rath und That eingriff, haben wir gesehen. In solcher Thätigkeit beharrte er standhaft und hoffnungsvoll, schien es auch oft: er arbeite vergeblich. Er beharrte bis an sein Ende, das am 18ten December 1803 erfolgte. Sein Leben brachte er auf 59 Jahre und 4 Monate.

1) Ib. 254.
2) Ib. 146. Gehalten 1793.
3) Ib. 200. Gehalten 1797.
4) Der Sophron ist überdieß gesondert herausgegeben.

14. Friedrich August Wolf.

geboren 1759, gest. 1824.

Der Preußische Minister von Zedlitz war ein enthusiastischer Verehrer der pädagogischen Ansichten und Unternehmungen Basedows. Daher kam es, daß er Trapp, der Lehrer am dessauischen Philanthropin war, nach Halle berief und für ihn eine eigene Professur der Pädagogik stiftete. Zugleich ward dem neuen Professor die Direction eines pädagogischen Instituts übertragen, in welchem nicht bloß Knaben erzogen, sondern auch Lehrer gebildet werden sollten.[1] —

Trapp gehörte ganz der basedowschen Richtung an, wie sein „Versuch einer Pädagogik" beweist. Ein selbstgefälliges, flaches und beschränktes Raisonniren über Religion, Philosophie, Gelehrsamkeit, ein Erheben des Gemeinen und gemeines Verachten des Edeln tritt uns in diesem Buche überall entgegen. Nur ein Beispiel.[2] „Die Erlernung fremder Sprachen, sagt er, ist eins der größten unter den Uebeln, die die Schulen, besonders in Deutschland, drücken, und das Wachsthum der Menschen an Vollkommenheit und Glückseligkeit hindern." — „[3]Es fragt sich: wie viel Sprachen und was für welche der Erzieher lernen müße? Wollte Gott er brauchte keine als seine Muttersprache zu lernen! Aber wenn auch die Erziehung auf den besten Fuß gesetzt werden könnte: so würden doch Latein und Französisch nicht aus Deutschland zu verbannen sein."

Im Jahre 1783 legte Trapp seine Stelle nieder, um in Hamburg eine Erziehungsanstalt zu übernehmen; der Amtsnachfolger dieses Mannes, dieses rohen Widersachers classischer Studien war der größte Philolog seiner Zeit, Friedrich August Wolf.

Wolf ist im Jahre 1759 zu Hainrode geboren, einem unweit Nordhausen gelegenen Dorfe. Hier war sein Vater Schulmeister und Organist. Dieser suchte ihm, da er noch nicht gehörig sprechen und laufen konnte, latein und deutsch beizubringen. Nach zurückgelegtem zweiten Jahre, lange zuvor ehe er lesen und schreiben lernte, wußte

1) Körte Leben Wolfs 1, 141. 145.
2) Versuch, 420.
3) Ib. 474.

er schon eine Menge lateinischer Wörter;[1] von der Mutter überkam er eine gute Aussprache und Liebe zur Musik.

Im Jahre 1765 wurde der Vater nach Nordhausen versetzt. Der erst sechsjährige Knabe trat in die dritte Klasse des dortigen Gymnasii ein, im eilften Lebensjahre ward er in die erste versetzt. Rector war Fabricius, ihm folgte Hake, ein sehr tüchtiger Mann, der auf Wolf großen Einfluß hatte, aber leider schon nach neunmonatlicher Amtsführung (1771) starb. Unter Hakes Nachfolger, dem Rector Alberti sank das Gymnasium. Der fünfzehnjährige Wolf wies in einer Lection dieses Mannes Unwißenheit nach, und beim öffentlichen Examen verrieth er, daß derselbe den Schülern die schwersten Fragen nebst den Antworten in die Feder dictirt habe, um so vor den Leuten scheinen zu können.[2] Von da an besuchte Wolf das Gymnasium wenig, studirte dagegen für sich mit übertriebenem Eifer die Alten, wobei ihn zwei Prediger und ein Arzt in Nordhausen, besonders aber der Collaborator Leopold in Ilefeld reichlich mit Büchern unterstützten. Dann lernte er unter Anleitung des Musikdirectors Frankenstein englisch, französisch, italiänisch und spanisch — so gut als es eben der Lehrer selbst verstand.[3]

Im 16ten Jahre brachte ihn der Vater zu dem bedeutenden nordhäuser Organisten Schroeter. Wiewohl er mit großem Eifer Klavier- und Orgelspiel getrieben, so hatte er dennoch keine Neigung sich ganz der Musik zu widmen. Dazu kam, daß Schroeter ihn mit mathematischen Demonstrationen marterte. „Diese habe ich nie geliebt, schreibt Wolf, denn ich sahe, daß, je ein beßerer Mathematiker jemand war, um so unfähiger (stumpfer) zeigte er sich zu den besten andern Künsten.“[4]

Im Jahre 1777 bezog er die Universität Göttingen, wo er sich, gegen allen Gebrauch, als Studiosus Philologiae immatriculiren ließ. Da ihm Heyne bemerkte: es gebe auf deutschen Universitäten höchstens

1) . . . qui me adhuc pedibus linguaque titubantem vernaculam simulque latinam linguam docere coepit. Wolf in seiner Selbstbiographie bei Körte, Leben 2, 249.

2) Ebend. 29—31.

3) Ebend. 17.

4) Ib. 2, 256. Tum ille mathematicis rationibus — quas numquam amavi, vidi enim, quo quis melior mathematicus esset, eo ineptiorem (hebetiorem) ad optimas alias artes — me enecabat.

vier bis sechs gute philologische Professuren, entgegnete Wolf: nun um eine von diesen gedenke ich mich zu bewerben.[1] — Die Vorlesungen besuchte er nicht eben fleißig, sondern fuhr, mit Hülfe der Bibliothek fort, aufs Eifrigste für sich zu studiren. Er trat auch nicht in Heynes philologisches Seminar — dagegen las er selbst vor 16 Zuhörern über Xenophon und Demosthenes.

Auf Heynes Empfehlung ward der zwanzigjährige Wolf im Jahre 1779 Collaborator am Pädagogium in Ilefeld, zwei Jahre später (1781) aber einstimmig zum Rector in Osterode erwählt, nachdem er daselbst über eine Ode des Horaz und zwei Kapitel des Thucydides eine glänzende Probelection gehalten.[2] —

Im Jahre 1779 hatte Friedrich II. durch eine Cabinetsordre an den Minister Zedlitz dem Studium der Griechen und Römer einen Impuls gegeben, was Veranlaßung zu neuen Ausgaben der Klassiker wurde. Auch Wolf ward hierdurch veranlaßt, im Jahre 1782 Platos Symposion herauszugeben; der Beifall den sein Buch fand, war der Grund, daß ihn der Minister Zedlitz, wie wir sahen, an Trapps Stelle nach Halle berief. — Hier traf er im Jahre 1783 ein.

In Wolfs Bestallung heißt es:[3] er solle „die Professionem Philosophiae und in specie der Pädagogik seinen Pflichten gemäß verwalten .... jährlich ein gemeinnütziges auf die Erziehungskunst Bezug nehmendes Publicum unentgeltlich lesen, in Ansehung der pädagogischen Anweisung im Seminario, dieselbe so viel als möglich praktisch einrichten, und zu diesem Behuf öfters selbst in Gegenwart der Seminaristen in dem neuen Pensions-Institut unterrichten, in Ansehung dieses Instituts selbst aber darüber die Aufsicht führen." —

Trapp hat wahrscheinlich vom Minister ungefähr dieselbe Instruction erhalten, aber so durchaus verschieden der flache Trapp von dem genialen grundgelehrten Wolf war, ebenso verschieden war des letzteren instructionsgemäße eminente Wirksamkeit von der aberwitzigen des ersteren. —

Nicht daß es Wolf gleich nach Antritt seiner hallischen Professur nach Wunsch gegangen wäre; im Gegentheil. Es herrschte damals

1) Körte 42.

2) In Osterode heiratete er. Es wurden ihm ein Sohn und drei Töchter geboren. Der Sohn starb früh, die Ehe ward im Jahre 1802 getrennt.

3) Körte 2, 211.

unter den dortigen Studirenden eine gemeine Denkungsart, so daß sie einzig für das künftige Brodfach dressirt zu werden begehrten. Das gesetzliche akademische Triennium reducirten sie gewöhnlich auf ein Biennium, daher blieb ihnen auch nur Zeit zu den allernothwendigsten Fachcollegien.[1] Wolf fand deshalb gar keine Theilnahme für seine philologischen Vorlesungen; ganz entmuthigt wollte er schon Logik und Metaphysik lesen, als ihn Briefe von Biester und Zedlitz aufrichteten. Letzterer schrieb:[2] Wolf möge „helfen den Einen Vorwurf, der noch immer Halle träfe, abwälzen: daß man dort keine Philologen bildete. Dann fährt der Minister fort: „Das Publikum wird mir, das weiß ich, bald die Gerechtigkeit widerfahren laßen, zu gestehen, daß ich auch hierin das Meinige gethan, indem ich in diesem Fache einen Mann von Kenntnissen, Gelehrsamkeit, Geschmack und Eifer hinrief und so viel ich konnte belohnte. Dieses Geständnis des Publikums zu meiner Ehre, werden sie ihm, dessen bin ich gewis, abzwingen."

Allmählich erwachte wirklich unter den Studirenden die Liebe zu den humanistischen Studien. Vorzüglich trug dazu das, durch Wolfs Bemühungen im Jahre 1787 gestiftete philologische Seminar bei. Bisher wurden nämlich die Schulmänner aus den Theologen genommen, Wolf beabsichtigte dagegen einen selbständigen vom Predigerstand geschiedenen Schulstand zu bilden, und zugleich der, von den Philanthropen ausgehenden Misachtung der classischen Studien entgegenzutreten, „dem immer mehr sinkenden Geschmack an gründlicher, classischer Gelehrsamkeit aufzuhelfen."[3] Die Seminaristen sollten nicht bloß theoretische Bildung sondern auch Gelegenheit zur praktischen, zum Lehren bekommen; das Institut war in seiner ganzen Organisation dem göttinger Seminar ähnlich.

Merkwürdig ist Wolfs Anrede[4] an die ersten Seminaristen bei

1) Körte 1, 122. Wolf charakterisirt wiederholt dergleichen Studirende. So sagt er z. B. in einem Programm (Verm. Schr. 56): solche seien glücklich, wenn sie einen Lehrer fänden, der ihnen alles vorkaue (minima mansa apponentem); denkfaul wollten sie sich einzig für die Praxis abrichten laßen. An einer andern Stelle sagt er ihnen: Persuasum habetote, neminem umquam vitae utiliter didicisse videri posse, nisi primum scholae probe didicerit. (Wolfs verm. Schr. 125. Vgl. ebend. 153.)

2) Ib. 124.

3) Wolfs eigene Worte. Körte, Leben 1, 217.

4) Ib. 216.

Eröffnung seines Seminars. Er habe, sagt er, immer ohne alle Nebenabsichten für das Beste der Studirenden gearbeitet. „Hätte ich, fährt er fort, so viele der gewöhnlichen Nebenabsichten gehabt, so würde ich meine Vorträge immer mehr für die Ohren als für den Verstand eingerichtet haben. Ich bin mir vielmehr bewußt, daß es mir niemals um Menge der Zuhörer zu thun gewesen ist, sondern bloß um Ausbreitung gründlicher Kenntnisse, also nur um wenige gut vorbereitete und lehrbegierige Zuhörer. Desto mehr Vergnügen macht es mir, die Liebe zur classischen Gelehrsamkeit auf unserer Universität wirklich wachsen zu sehen. Vor vier Jahren würde ich in großer Verlegenheit gewesen sein, zwölf Mitglieder zu einem solchen Institut zu finden, während ich jetzt die wahre Freude gehabt habe, aus einer größern Anzahl von Bewerbern so viele fleißige Mitglieder auswählen zu können."

Wolf konnte getrost sagen: er sei frei von „gewöhnlichen Nebenabsichten." Ein Mann der sein Osteroder Rectorat aufgab, das ihm 700 Thaler eintrug, zugleich einen Ruf nach Gera zurückwies, wo ihm 1000 Thaler geboten wurden, dagegen die hallische Professur mit 300 Thaler Gehalt annahm, den mußte wahrlich nicht Geldgier sondern ein edleres Motiv beherrschen.[1] Und ebensowenig bestimmte ihn Eitelkeit. Er suchte als Lehrer „den redlichen Gewinn" und war „kein schellenlauter Thor," der seine Vorträge mehr „für die Ohren als für den Verstand eingerichtet hätte." Es war in ihm ein solches Uebermaß von Tüchtigkeit und genialer Solidität, daß er zu dergleichem Flunkern unfähig war; ein steinreicher Mann verfällt nicht auf Falschmünzerei.

Mit jedem Jahre wuchs ihm der Beifall und die Menge der Zuhörer. Auch der Verfaßer gegenwärtiger Charakteristik hatte das Glück diesen beigezählt zu werden. Als er im Jahre 1798 zum ersten male einer Vorlesung Wolfs beiwohnte, war das Auditorium gedrängt voll, und ebenso war es in den Jahren 1803 und 1804 in allen Collegien die er bei ihm hörte.

Hatte Wolf beim Anfang seines hallischen Amtes über die gemeine Philistergesinnung der Studirenden bittere Klage geführt, über eine Gesinnung, welche nur auf Dressur zum Broderwerb aus war, so konnte ihn nun ein Blick auf sein zahlreiches Auditorium, welches nur dem

1) Von 1200 Thalern, welche jährlich für das Seminar bestimmt waren, erhielt Wolf, als Director desselben, nur 100.

kleinsten Theile nach aus Philologen bestand, überzeugen, daß er im Kampfe gegen jene Gemeinheit gesiegt und ein edles Streben nach ächter allgemeiner Bildung unter den Studirenden erwacht war. — Wie sehr er es verstand anregend auf diese zu wirken, das können dem, welcher nicht das Glück hatte sein Schüler zu sein, viele akademische Programme bezeugen, die er in seinen vermischten Schriften gesammelt hat. In[1] dem ersten derselben legt er Senecas Ausspruch: nusquam est qui ubique est, zu Grunde, und warnt gegen alles oberflächliche Vielerleitreiben, ohne es in irgend Einem auch nur bis zur Mittelmäßigkeit zu bringen. Im zweiten spricht er vom Gegensatz der griechischen Lehrweise in Gesprächsform und der jetzigen Kathedervorträge. Damit den Studirenden einigermaßen die Vortheile der alten Lehrweise zu Theil würden, seien jetzt Examinatoria und Disputatoria angekündigt. Fürchtet euch nicht vor diesen Namen,[2] fügt er hinzu, diese Uebungen werden euch vortreffliche Dienste leisten, nicht bloß zur Ausbildung der Fertigkeit im Sprechen, sondern auch im Urtheilen. — In einem dritten Programm[3] charakterisirt Wolf vortrefflich einen guten Lehrer. Vor Allem müße er Wahres lehren, und dieß wohl begründen. Aber ein Zweites müße hinzukommen. „Ihr besinnt euch vielleicht, Commilitonen, fährt er fort, was dieß Zweite sei. Ich denke nicht so gering von eurer Urtheilsfähigkeit um zu glauben: es könne einer unter euch denken, dieß Zweite seien süße Worte, Action und lebhafte Gesticulation. Solche Buhlerkünste gehören fürs Theater, nicht für den Lehrsaal; für Reden um die Leidenschaften der Menge zu erregen, nicht für einen gelehrten Vortrag, bestimmt Jünger der Weisheit zu bilden. Obgleich auch bei diesem ruhigen Vortrage eine gewisse Action statt hat, aber eine gemäßigtere, gleichförmige..... Jenes zweite Erforderniß ist also nicht sowohl ein äußeres Mittel die Rede zu heben, sondern etwas, das eng mit der Lehre selbst verbunden ist. Ich meine die jedem Lehrgegenstande angemeßene Lehrweise, welche sich vorzüglich in der Ordnung zeigt, da man alles gut unterscheidet, jedes am rechten Orte vorbringt, und in passender, reiner, klarer, angenehmer, und

1) Verm. Schriften. 33. Vgl. 126.

2) Ib. 40. Ne itaque, Cives, reformidetis nomina examinatoriarum et disputatoriarum lectionum. Dieß erinnert an Gegenwärtiges.

3) Ib. 48.

wo es hingehört, auch witziger Sprache, in einer solchen, welche der Gesellschaftssprache gebildeter Menschen entspricht."[1] — Dann müße jeder Vortrag der Faßungskraft der Zuhörer angemeßen sein; weil aber unter diesen starke und schwache, so solle sich der Lehrer eine mittlere Klasse denken, nach deren Fähigkeit er sich richte. — Nachdem Wolf so die Eigenschaften des Lehrers besprochen, wendet er sich zu dem, was von den Hörern gefordert werde. „Von euch, Commilitonen, sagt er, wird gegenseitig verlangt, daß ihr zu den neuen Vorlesungen (geistige) Ohren mitbringt, welche auf Schulen eine gute Vorbildung erhalten und der Auffaßung jenes mittleren Lehrtones, eines solchen jedoch, wie er sich für die Universität ziemt, gewachsen sind." — In einem vierten Programm vertheidigt Wolf den Kathedervortrag, der eine Kunst und nach Maßgabe der Objecte und der Zuhörer sehr verschieden sein müße. Je gelehrter der Professor sei, je Vortrefflicheres er lehre, um so mehr würden gebildete Zuhörer mehr darauf achten, **was** er sage als **wie** er es sage. Die gelehrtesten Männer seien aus der Schule solcher Lehrer hervorgegangen, welche aus ihrem Hefte dictirt, während andere trotz ihres schönen (!) Vortrags, bei gescheidten und gelehrten Leuten nicht viel gegolten hätten.[2]

Gern führte ich mehr aus diesen Programmen an, doch wird das Mitgetheilte die freie, klare, lebendig anregende Weise, wie Wolf zu den Studirenden sprach, charakterisiren. Einige jener akademischen Schriften behandeln fehlerhafte Lesarten, an welchen die Ausleger sich erfolglos abgemüht. Wolf zählt gewöhnlich zuerst die früheren Erklärungen auf, zeigt, daß dieselben gezwungen und verfehlt seien, zuletzt löst er auf bewundernswürdig einfache Art den Knoten.[3] Wer diese philologischen Programme liest kann sich einen Begriff machen, wie sehr Wolfs mündliche Interpretation der Klassiker seine Zuhörer feßeln mußte. —

Hatte er nun in dem ersten Decennium seines hallischen Lehramts

1) Familiarem sermonem oportet esse lectionum, varium illum quidem pro varietate rerum et multiformem, neque tamen ulla parte similem libri — sagt Wolf in einem andern Programm. Ib. 192.

2) Ib. 205.

3) Als Beispiel diene S. 93 sqq., da er eine Stelle der Apologie des Sokrates einzig dadurch befriedigend erklärt, daß er für τούτου liest: τοῦτ' ὄν. Ebenso die treffliche einfache Verbeßerung einer falschen Lesart im Meno. S. 112. sqq.

durch Schriften und Lehren in engern und weitern Kreisen gewirkt und Anerkennung gefunden, so erhielt er dennoch erst im Jahre 1795 eine Europäische Berühmtheit. In diesem Jahre erschienen nämlich seine Prolegomena zum Homer, ein kleines Werk, welches aber eine Aufregung hervorrief, wie wohl kein philologisches Buch je hervorgerufen hat, und über dessen Resultat die größten Geister unter sich, ja mit sich selbst uneins wurden. Dieß Resultat war bekanntlich: es seien Ilias und Odyssee nicht von demselben Verfaßer, ja jedes dieser Gedichte bestehe aus Rhapsodieen verschiedener Rhapsoden, welche Rhapsodieen durch Diaskeuasten zur Zeit der Pisistratiden und durch spätere Kritiker zusammengestellt seien.

Daß Wolf seine Untersuchung mit dem größten Scharfsinn und eminenter Gelehrsamkeit geführt, und vortrefflich dargelegt habe, darüber waren alle Sachkundige einig, dagegen theilten sie sich in Bezug auf Anerkennung der Resultate. Wilhelm von Humboldt, G. Hermann, beide Schlegel und andere bedeutende Männer stimmten Wolf bei. Ruhnken schrieb ihm: [1]„ich habe die Prolegomenen mehr als einmal gelesen, gefeßelt durch den Reichthum deiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit wie durch die Feinheit deiner historischen Kritik. In Bezug auf die Beweisführung gegen das Alter der Schreibkunst ergeht mirs, wie jenem, der Platos Phaedon las: so lange ich das Buch lese, stimme ich dir bei, lege ichs weg, so ist auch die ganze Beistimmung weg.“ — Ebenso urtheilte Boissonade.[2]

Voß war gegen Wolfs Resultat, ebenso aufs stärkste Schiller. „Die Wolfsche Kritik, sagte dagegen Wieland, muß uns armen Spätlingen in der epischen Dichtkunst schon darum sehr schmeicheln, weil doch nun der alte Sänger auf einmal seinen Heiligenschein verliert und wird wie unser Einer.“

Eine naive Aufrichtigkeit, welche das Wort des Johannes umkehrt und spricht: ich muß wachsen, er aber muß abnehmen.

Göthes frühere Aeußerungen scheinen mit Wielands ganz überein-

1) Körte Leben 304.

2) Ib. „Novi quidem viri primarii Prolegomena, in quibus multa lectio elucet, ac ingenii vis acerrima, summaque scribendi facultas et copia, sed tamen, quum mirari soleam, non rapit assensum, et subinde, inter legendum, libro e manibus deposito, verba Chremyli susurro:

ὀυ γὰρ πείσεις, ὀυδ' ἢν πείσῃς.“

zustimmen, und doch gehen sie aus einem edleren Sinn hervor. Ich ziele auf die bekannten Verse:

Erst die Gesundheit des Mannes, der endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu seyn, auch nur als letzter, ist schön.[1]

Späterhin aber schrieb Göthe, zur früheren Ansicht zurückgekehrt: er sei „mehr als jemals von der Einheit und Untheilbarkeit der Ilias überzeugt."

„Mag unser Abfall niemand kränken,
Denn Jugend weiß uns zu entzünden,
Daß wir ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes freudig ihn empfinden."

Eine solche geistige Aufregung der größten Geister ward durch die Prolegomenen bewirkt. Sie hatten überhaupt höchst wichtige Momente in Frage gestellt.

Einmal so begann mit ihrem Erscheinen ein demokratischer Kampf gegen die Aristokratie der Geisterwelt; Homeriden oder Homer ward die Frage, welche sich späterhin oft bei den herrlichsten Werken der Vorzeit wiederholte.

Herders Stimmen der Völker, seine Ansichten über Poesie, hatten, wie Göthe sagt, ein Zeugnis gegeben, „daß die Dichtkunst eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privat-Erbtheil einiger feinen, gebildeten Männer." —[2]

Und Wolf sagt:[3] „in jedem singenden Zeitalter ist fast Ein Säculum wie Ein Mann. Alles ist Ein Geist und Eine Seele. Nur Verschiedenheit der Gegenden macht Differenzen."

Wer sollte sich nicht freuen, daß die Dichtkunst nicht Prärogative weniger Begabter sei, während die andern ganz leer ausgiengen, daß sie eine „Völkergabe" sei. Aber über die Menge der Volksdichter ragen jene Fürsten der Poesie: Sophokles, Dante, Shakespear, Cervantes,

1) Ib. 278. Auf gleiche Weise äußert sich Göthe in einem Brief an Wolf. Er könne, sagt er, nun mit mehr Muth seine Achilleis ankündigen, da ihn nicht mehr „der hohe Begriff von Einheit und Untheilbarkeit der homerischen Schriften abschrecke."

2) Göthe. Aus meinem Leben. 21, 239.

3) Körte 1, 307.

Göthe — wie hohe Palmen und Zedern über niederes Gesträuch. — Nicht auch Homer? Oder sind Homeriden Fürsten der Volkspoesie? —

Ein zweites, wodurch die Prolegomenen Epoche machten, war die Kühnheit, mit welcher Wolf die gläubige Annahme von Jahrtausenden, daß ein einzelner Mensch, Homer, Ilias und Odyssee gedichtet, daß er diese Annahme einen Irrthum nannte, troß Plato und Aristoteles. Er gab hiermit das Signal zu einer Kritik, welche keine Autorität mehr anerkannte, vielmehr eine Freude daran hatte, Alles kühn vor ihren Richterstuhl zu ziehen, auch das Heiligste. Besonders übte Wolf den größten Einfluß auf die biblische Exegese. [1] „Heiliger oder Profan-Schriftsteller, schreibt er, ist mir einerlei. Nebenbetrachtungen machen mich nicht schüchtern, so wie ich nicht geneigt bin, Schüchternheit zu affectiren. Die Demonstration, die nicht lange ausbleiben wird, daß der Pentateuch eine Composition von ungleichartigen Theilen mehrerer Saecula und erst aus dem Zeitalter kurz nach Salomo ist — eine solche Ausführung würde ich ohne Scheu einleiten.“ [2]

Doch rühmte sich Wolf „von der Glaubsucht ebenso frei geblieben zu sein als von der Zweifelsucht,“ [3] und bestritt den Irrwahn, als ob die höhere Kritik nur zerstörend wirke. —

In Wolfs Hörsaal stand eine einzige Büste, es war die Lessings; unter seinen Collegen schloß er sich vorzüglich an Semler an; wir sehen, was ihn zu diesen beiden Männern hinzog; unmittelbar und mittelbar förderte er ja was jene angebahnt. —

Natürlich hatte Wolfs Auftreten gegen Autoritäten, die bis dahin als unantastbar galten, auch sehr großen Einfluß auf seine Zuhörer. Wenn das reifere Alter sich gern der Vergangenheit anschließt, und ein ungewohntes Neues scheut, was dem Alten scharf widerspricht,

1) Körte 1, 309. Vgl. Ebend. 1, 28, wo Körte erzählt: Wolf sei schon als Schüler auf „den wunderlichen Gedanken“ gekommen: er habe durch die unwißenden Lehrer alles falsch und verkehrt gelernt. „Ja er fieng an, heißt es, selbst seinem Vater zu mistrauen ... Kurz, er hielt es nicht für unmöglich, daß ihnen, den Schülern, da wo es historische Wahrheit galt, eitel selbst ersonnene Mährchen aufgebunden wären.“ — Sein schwacher Rector, dessen Ignoranz und Unwahrheit er aufdeckte, veranlaßte ihn zu diesen Zweifeln; ein merkwürdiges Vorspiel der Skepsis und Kritik seiner spätern Jahre. —

2) Ebend. 2, 223 wird erzählt, daß der alte Wieland sich auch deswegen über die Prolegomenen gefreut, weil nun die Reihe an die Bibel „an diesen Abgott komme.“

3) Hanhart 22.

so gelüstets dagegen die Jüngern alle Pietät und Autorität abzuschütteln und sich über die Vorfahren zu überheben. Doch eins dämpfte den etwanigen Uebermuth wolfscher Schüler. Es waren ja nicht aus der Luft gegriffene seltsame Einfälle, welche der Lehrer ohne allen Beweis hinstellte; das hätte freilich junge Gemüther verführen können auch Einfälle zu haben, vielmehr waren es Früchte großer umfaßender Arbeit eines genialen Mannes. — Darum imponirte Wolf einerseits den Schülern, demüthigte sie und dennoch stärkte er sie zu ausdauernder Thätigkeit, entschloßenem Forschen nach Wahrheit und entschiedenem Verachten des Scheinenwollens.

Welche ausgezeichnete Schüler aus Wolfs Schule hervorgiengen ist bekannt. Die tüchtigsten haben es wiederholt ausgesprochen, wie viel sie ihm verdankten. So Böckh.[1] Dieser widmete Wolf seine erste Druckschrift, und dankte ihm hier mit vollem Herzen. Durch ihn, sagt er, sei ihm ein neues wißenschaftliches Leben aufgegangen, rathend und ermahnend habe er ihm wie ein zweiter Vater beigestanden. Dieselbe herzliche Dankbarkeit hatte Bekker gegen Wolf,[2] unter früheren Schülern Heindorf, und dieselbe Gesinnung hegten nicht bloß ausgezeichnete Philologen, welche aus seiner Schule hervorgiengen, sondern alle, welche ihn mit lebendiger Theilnahme gehört und die er durch wohlwollenden Rath, durch Mittheilung von Büchern und sonst gefördert hatte. —

Aber seine Wirksamkeit war keineswegs auf die Universität beschränkt, sie erstreckte sich auch auf die Gymnasien. War er doch selbst zuerst Lehrer an zwei gelehrten Schulen. Als Rector in Osterode scheint er in der kurzen zweijährigen Amtsführung unglaubliches zur Erneuung der dortigen Anstalt geleistet zu haben. Weit umfaßender und wichtiger war es aber, daß er in seinem Seminar eine große Zahl trefflicher Gymnasial-Lehrer bildete. Für diese hielt er die schon erwähnten ihm besonders übertragenen Vorlesungen über Pädagogik, welche späterhin gedruckt erschienen. Zuerst publizirte sie ein würdiger Schüler Wolfs, Herr Director Föhlisch in Wertheim,[3] später gab sie Körte heraus, und fügte ihnen viele andere von Wolf hinterlaßene Gutach-

1) Körte 1, 232.
2) Ebend. 224 sqq.
3) „Consilia scholastica“ 1830, ein Schulprogramm.

ten, Briefe und Fragmente pädagogischen Inhalts bei.[1] — Bevor ich einiges aus diesen beiden Büchern mittheile, muß ich bemerken, daß sich manche Urtheile Wolfs finden, welche einander widersprechen, aber der Widerspruch verschwindet, sobald man näher hinsieht. Besonders muß man öfters ins Auge faßen, ob Wolf das Ideal charakterisirt, das er z. B. von einem Philologen hat, oder ob er, mit einer Art verzweifelnder Resignation, von dem spricht, was sich unter den gegebenen leidigen Umständen leisten laße und was wirklich geleistet wird. Das Ideal tritt, wie natürlich, mehr in früheren, die Resignation in den spätern Schriften hervor. Ich gebe ein Beispiel.[2] „So gern ich, schreibt Wolf in einem Briefe, die Hoffnung faßte, daß das Studium der alten Sprachen mit dem Griechischen könnte begonnen werden, und mir eben hierin eine hohe Förderung der deutschen National-Cultur träumte, so bin ich doch in Absicht öffentlicher Schulen längst von diesem schönen Gedanken oder Traume zurückgekommen. Unsere ganze moderne Volksbildung widerstrebt demselben." Noch auffallender ist es, wenn er in einem pädagogischen Gutachten vom Jahre 1811 sagt: „[3]Von dem Griechischen und noch mehr von dem Hebräischen können (auf Gymnasien) alle die ausgeschloßen werden, bei welchen sich keine vorzügliche Lust zu Sprachkenntnissen erwecken läßt.[4] . . . . Die Erlernung des Griechischen könnte immer als eine Belohnung für vorzüglichen Fleiß in den übrigen Lectionen, namentlich den lateinischen, mehr bewilligt als aufgedrungen oder mühsam empfohlen werden."

Ein zweites Beispiel scheinbarer Widersprüche Wolfs sind seine Urtheile über Lateinsprechen und Schreiben, welche späterhin angeführt werden sollen, wenn vom Unterricht im Latein die Rede ist.

Jenes pädagogische Gutachten von 1811 ist die ausführliche Bearbeitung eines früheren, welches Wolf im Jahre 1803 der philosophischen Facultät in Halle übergab. Es behandelt die „Gränzbestimmung zwischen Schulen, Universitäten und praktischen Bildungsanstalten."[5]

1) „F. A. Wolf über Erziehung, Schule, Universität (Consilia scholastica). Aus Wolfs litterar. Nachlaße zusammengestellt, von W. Körte. Quedlinburg und Leipzig in der Beckerschen Buchhandlung 1835."

2) Körte consilia. 110.

3) Ib. 103.

4) Nur die künftigen Theologen nimmt Wolf aus.

5) Das hallische Gutachten bei Körte. W.'s Leben 1, 240.

Was die letzteren betrifft, so bemerkt Wolf: die Bildung des Geschäftsmannes müße durch die Geschäfte geschehen, aber, fügt er hinzu, auf alle Weise muß verhindert werden[1] „daß jemand ohne gründliche Kenntnis der Wißenschaften, auf deren Anwendung jede Art von praktischen Geschäften geht, zu den letzteren hinzukomme, weil sonst eine bloß ungelehrte, und wenn gleich in einzelnen Fällen nutzbare, doch im Ganzen unsichere Routine herauskömmt."

„Erst auf Universitäten, heißt es weiter, muß der Unterricht wißenschaftlich sein; auf den Schulen muß er vorbereitend, im Allgemeinen bildend und elementarisch sein." [2]„Man hat jedoch in neueren Zeiten, zu nicht geringem Schaden der Jugend auch wißenschaftlichen Unterricht auf Schulen eingeführt.... Der auf Schulen immer mehr überhand nehmenden Oberflächlichkeit und Vielwißerei muß mit aller Kraft entgegengearbeitet werden. In den Schulen sind besondere Stunden für griechische und römische Litteratur, Theorie der schönen Wißenschaften und dergleichen mehr, durchaus überflüßig und nachtheilig.... Indes wäre es überall für den Jüngling beßer nichts von solchen Sachen zu wißen, als sich mit einigen wenigen Vorbegriffen im Besitz solcher Wißenschaften zu dünken und selbst Verständige durch ein viertelstündiges Mitsprechen zu täuschen. — Alles was mehr das Gedächtnis und die Imagination beschäftigt, gehört der Schule; der Universität dagegen, was mehr den höheren Seelenkräften anheimfällt. Der Schüler soll nur Kenntnisse und befestigte Fertigkeiten auf die Universität mitbringen. Da der Uebergang zu dem eigentlich wißenschaftlichen Unterrichte auf der Universität nicht durch einen Sprung geschehen kann, so muß die Schule sich in der obersten Klasse allmählich der Universität nähern, ohne deshalb darum jedoch dieselbe in Sachen oder Form zu anticipiren."

Welch' eine klare Einsicht in den Zustand und in das Verhältnis von Schulen und Universitäten, wie in den naturgemäßen Bildungsgang der Jugend leuchtet nicht aus diesem Gutachten hervor, wie weise sind Wolfs Rathschläge, wie geeignet Uebel zu heilen, welche, seit er dieß schrieb, entsetzlich gewachsen sind. Sind es doch nicht bloß die Schüler, welche auf Gymnasien das Universitätsleben vorweg nehmen

1) K. consilia 95.

2) Körte Leben, 1, 240.

und die Studenten spielen wollen; nein, auch so viele Lehrer möchten lieber den Schülern geistreiche Kathedervorträge zum Theil über Lehrgegenstände halten, die gar nicht in dem Bereich der Schule liegen, als daß sie ihnen, eben so demüthig als verständig, die nothwendigsten Kenntnisse und Fertigkeiten, wie sie der Fähigkeit der Schüler entsprechen, auf angemeßene Weise beibrächten. Hierin liegt der Grund einer gewissen abgelebten Unempfindlichkeit und Unempfänglichkeit vieler Studirenden. Unzeitiges Naschen verdirbt den Magen und den Hunger, der sich bei Gesunden zur rechten Tischzeit einstellt. —

Sehr richtig würdigte Wolf aller Art Schulpläne, auch seine eigenen, in Bezug auf die Ausführbarkeit und Ausführung. An einen Rector (?), dem er Vorschläge gethan, schreibt er: „Mögen Sie mit Ihren jüngern Unterlehrern alle diese Vorschläge, die keine Vorschriften sind, in dem Geiste auffaßen, worin ich sie schreibe, und davon so viel benutzen, als jeder kann und will. Denn auf diese beiden Hülfsverba kommt ja in jedem Geschäftskreise alles an, und so auch in der Schule. Ohne sie hilft alles Klagen nichts, und es ist der unwürdigste Papierverderb, der von oben her mit papiernen Aufmunterungen und Anordnungen getrieben wird.“ [1]

Und Wolf urtheilt nicht etwa bloß über sein Fach und was dahin einschlägt treffend, sondern auch über so vieles von dem man glauben könnte, es hätte ihm fern gelegen. Doch was lag zuletzt einem so genialen, classisch gebildeten, erfahrenen Manne fern?

Es mögen hier noch einige jener „Consilia“ stehen, welche besonders Wolfs klaren Blick und seinen richtigen Tact, den größten pädagogischen Verkehrtheiten gegenüber, bezeugen. [2] „Die Kinder thun nichts gut als was sie gern thun. Hieraus folgt, daß man alles, was sie lernen sollen, so einrichtet, daß sie es gern thun. Noch beßer ists, es dahin zu bringen, daß sie alles gern thun, was sie thun müßen.“

[3] „Gedichte befördern mehr als alles eine gute Bildung und hier sollte kein Unterschied in den Ständen gemacht werden. — Bis ins siebente und achte Jahr müßen Gedichte die Hauptsache sein. Denn auf dieses Alter macht die Poesie die trefflichste Wirkung, die

1) Körte consilia 74.
2) Föhlisch 8.
3) Ebend. 11.

höhere Schönheit der Prosa können sie nicht empfinden. Es geht dieß wie mit der ganzen Nation. Der Uebergang in die Prosa ist sehr schwer."

(Sprachenlernen.) [1] „Das Gefühl muß zuerst leiten und dem geschärften Gefühle folgt der Begriff. — Das Gefühl muß endlich in Regel verwandelt werden." — [2] „Unter dem vierzehnten Jahre müßen die Formen ganz inne sein. Der Verstand muß anfangs gar nicht mitarbeiten — das Raisonnement schwächt das Gedächtnis." — „Immer die Beispiele neben, ja vor den Grundsätzen und Regeln. Was witzig sei, scharfsinnig ꝛc. muß ein Knabe früher fühlen und nachahmen lernen — später erst, (kaum auf der Schule) was eigentlich jedes solchen Dinges Wesen sei." [3]

[4] „Von dem wißenschaftlichen Studium unterscheidet man (in der Pädagogik) das artistische, oder wie der Lehrer selbst zum Künstler gebildet wird."

[5] Pädagogische Schriften „von ungezogenen Schriftstellern über Erziehung und von ungelehrten über die Kunst und beste Art zu lehren."

[6] „Die Alten raisonnirten weniger und thaten mehr. Darum waren sie klüger und bedurften kaum Schriften über die Handgriffe."

„Nur eine außerordentliche Liebe zu dem Geschäft, zu der Jugend selbst, und eine, von ächter, innerer Religiosität ausgehende Neigung, für die nächsten Generationen zu arbeiten, kann die unsägliche Mühe, die mit diesem Stande (dem Lehrstande) verbunden ist, erträglich machen. Auf Belohnung darf der Lehrer nicht rechnen, kaum auf Anerkennung."

Aus einer allgemeinen Instruction für den gelehrten Schulmann in Deutschland: „Habe einige Liebe zu allen den Studien die du treibst und zu den Jünglingen die deiner Bildung anvertraut sind; doch wo Collisionen entstehen, die größere Liebe zu den letzteren." „Sei immer gesund, und versteh es, wo und wann es nöthig, leidenschaftlich zu hungern." „Mache auf keine Achtung der Menschen und auf keine Dankbarkeit Anspruch, und verachte dafür hinwieder den Beifall aller derer, die dich verkennen." [7]

[8] „Es ist beßer dieselben Einmal gut gewählten Ausdrücke öfter zu wiederholen und dem Gedächtnis ganz einzudrücken, als andere auf

1) Ebend. 18. 20. — 2) Ebend. 52. — 3) Körte consilia, 134. — 4) Ebend. 18. — 5) Ebend. 27. — 6) Ebend. 29. — 7) Ebend. 85. — 8) Ebend. 133.

Gerathewohl ergreifen, wodurch oft der rechte Gesichtspunkt verrückt wird. Nur die Fragen, wodurch man das schon Erlernte wiederholt, müßen vielfach umgeändert werden." [1]

„Jeden Fähigen hat die Natur für eine Hauptwißenschaft bestimmt, in welche er unvermerkt die andern Wißenschaften mit hineinzieht; da aber ein Examen nach der Schnur auf jedes Fach zu sehen hat, so quält sich mancher Lernende, bloß um des Examens willen mit Dingen, die bei ihm doch nicht haften, und verdirbt dadurch viel Zeit, die er auf seine Weise beßer anwenden könnte. Er wird in die Mechanik hineingezwängt.... Man will doch in keiner Sache geradezu schlecht bestehen, und gibt sich nun gerade mit dem Undankbarsten die meiste Mühe." [2]

Wiederholt spricht Wolf gegen das Unwesen, welches beim Examiniren wie beim Ausstellen von Censuren und Testimonien aller Art herrschte. „Censuren, sagt er, sind gewöhnlich ein hin- und herfunkelndes Wischiwaschi von Modewörtern, wahre Stylexercitien der **Lehrer**, wo sich die armen Menschen quälen das Nämliche in Jahr und Tag hundertmal verschieden auszudrücken. [3] Wolf erklärt, daß er selbst nicht den Forderungen gewachsen sei, welche man den Abiturienten stelle, um die Note „unbedingt tüchtig" zu erhalten; er getraue sich nicht ein völliges Dutzend solcher unbedingt Tüchtiger in Berlin aufzufinden! [4] Und trotz dieser Forderungen an die Schüler klagt er: „mit jeden 5 Jahren seien junge Leute mit wenigern Fertigkeiten zur Universität gekommen, wenn gleich an mancherlei ungeordneten Kenntnissen reicher, oft eine splendida miseria." [5]

Ein andres mal eifert er gegen ungemeßenes Loben und Tadeln beim Maturitätsexamen. „Die Reifen werden faul, sagt er, wenn sie ihre Vorzüge so bezeugt sehen, die Unreifen erhalten ein abschreckend Brandmark. — Manchem hat sein: Immaturus mehr Mühe gekostet, als einem andern seine Maturität, in **den** Jahren müßen aber die Natur-Anlagen keine Belohnungen erhalten; dieß gibt den jungen Leuten falsche Ideen vom menschlichen Werthe." [6] —

* *
*

1) Man vergleiche Luthers Vorrede zum kleinen Katechismus.

2) Körte consilia 306. — 3) Ebend. 198. — 4) Ebend. 196. — 5) Ebend. 179. — 6) Ebend. 173.

Nur ungern breche ich hier ab, indem ich den Leser an die „Consilia scholastica“ selbst verweise.

Es bleibt mir noch übrig, einiges von den letzten Lebensjahren Wolfs zu sagen.

Leider bieten sie wenig Erfreuliches. Die unglückliche Schlacht von Jena ward der verhängnisvolle Wendepunkt seines Lebens. Am 17ten October 1806 rückten die Franzosen in Halle ein. Napoleon gegen die Universität erbittert, löste dieselbe auf. Göthe schrieb an Wolf einen Trostbrief und rieth ihm mündliches Lehren durch schriftliches zu ersetzen, Bücher zu schreiben.

Im folgenden Jahre 1807 gieng er nach Berlin und kehrte, auch nach erfolgter Wiederherstellung der Universität Halle, nicht dahin zurück. Damit endet die Zeit seiner ausgezeichneten akademischen Wirksamkeit. In Berlin kamen ihm sehr Viele aufs Wohlwollendste entgegen. Besonders bot sein vieljähriger Freund, Wilhelm von Humboldt als einflußreicher Minister Alles auf, um Wolf in eine Lage zu versetzen, in welcher er seine glänzenden Gaben bethätigen könnte. Aber es war, als wenn sein Leben auf immer aus dem Gleise gekommen wäre. Eine unzufriedene, mismuthige Stimmung hatte sich seiner bemächtigt; kein Wirkungskreis sagte ihm zu. Er beleidigte vielfach die bedeutenden Freunde, welche ihn früher so hochschätzten, ja auch seine dankbarsten Schüler; daraus entsprangen häßliche Reibungen und litterarische Fehden. Wenn er auch noch manches Bedeutende publizirte, so war es doch meist Resultat früherer glücklicher Thätigkeit;[1] die treffliche Uebersetzung der Wolken des Aristophanes dürfte eine Ausnahme machen.

Die starke Seite der Existenz und Wirksamkeit Wolfs war wie gelähmt — sein großes Lehrtalent. Er fand in Berlin — vielleicht auch durch eigene Schuld — nur wenige Zuhörer; das kränkte ihn tief im Angedenken an die erfreuliche, begeisternde Thätigkeit der früheren Jahre. Er charakterisirt sich selbst als einen „der niemals Schriftsteller sondern nur Lehrer sein wollte“ — „der sich seit langer Zeit an den zarten Reiz gewöhnt hat, welcher in der augenblicklichen Entwicklung un=

1) Dahin gehört seine „Darstellung der Alterthumswißenschaft“ im ersten Bande des „Museum der Alterthumswißenschaft“, welches er 1807 und 1808 mit Buttmann herausgab. Diese Darstellung gieng aus seinen oft wiederholten früheren Vorlesungen über „Encyklopädie und Methodologie der Studien des Alterthums“ hervor.

serer Gedanken vor gespannten Zuhörern liegt und in deren von dem Lehrer leise empfundenen lebendigen Gegenwirkung, wodurch in seiner Seele auf Stunden und Tage eine geistvolle Stimmung geweckt wird, die der Sitz vor den leeren Wänden und dem gefühllosen Papier so leicht niederschlägt."[1] —

Von Berlin aus — es bringt die Stadt es so mit sich — machte Wolf mehrere Erholungsreisen. Im Jahre 1816 besuchte er noch einmal die Orte seiner Jugend: Hainrode, Nordhausen, Göttingen. — An seinem 65sten Geburtstage, 1823, schrieb er den Anfang einer Selbstbiographie.[2] Sie beginnt mit den Worten: „Hier, höchstes Wesen, das die Welt regiert und auch des unbedeutendsten Einzelnen Schicksale leitet, wende ich mich an Dich mit gerührtem Danke für so viele unverkennbare Beweise Deiner Gnade, wodurch mein Leben beglückt, verschönert und gesegnet worden ist. O wie unwürdig fühle ich mich Deiner Güte." — Weiter sagt er: „Zwar fühle ich meinen Geist noch lebhaft genug, der Körper aber will nicht mehr Schritt halten. — Ich bin so lebensmüde".....

Am 14ten April 1824 trat er, schon krank, seine letzte Reise an.[3] Ueber Straßburg und Lyon gieng er in den heißen Tagen des Juni und Juli, ohne sich Ruhe zu gönnen, nach Marseille, wo er höchst ermüdet am 16ten Juli ankam, und am 8ten August die ewige Ruhe fand.[4] —

15. Pestalozzi.

1. Pestalozzis Jugendjahre.

1746 — 1767.

Johann Heinrich Pestalozzi wurde den 12. Januar 1746 in Zürch geboren. Sein Vater war ausübender Arzt; seine Mutter aus Wädenschwyl am zürcher See gebürtig, eine geborene Hotze, war Ge-

1) Aus einem Briefe Wolfs an W. v. Humboldt, im ersten Bande seiner Analekten S. VI. Dieser Brief ist für Leben, Lage und Stimmung Wolfs in Berlin charakteristisch.

2) Körte Leben. 2, 147.

3) Ebend. 160.

4) Ebend. 166.

schwisterkind mit dem österreichischen General Hotze, welcher 1799 bei Schännis fiel.[1]

Der Vater starb frühe, als Pestalozzi erst 6 Jahre alt war, daher fehlte ihm von da an „in seinen Umgebungen alles, dessen die männliche Kraftbildung in diesem Alter so dringend bedarf. Ich wuchs, erzählt er, an der Hand der besten Mutter in dieser Rücksicht als ein Weiber- und Mutterkind auf, wie nicht bald eins in allen Rücksichten ein größeres sein konnte. Ich kam Jahr aus Jahr ein nie hinter dem Ofen hervor; kurz alle wesentlichen Mittel und Reize zur Entfaltung männlicher Kraft, männlicher Erfahrungen, männlicher Denkungsart und männlicher Uebungen, mangelten mir in dem Grad, als ich ihrer bei der Eigenheit und bei den Schwächen meiner Individualität vorzüglich bedurfte.“[2]

Diese Eigenheit war, nach Pestalozzis eigener Angabe, daß es ihm beim reizbarsten Gefühl und der lebhaftesten Imagination an verständiger Aufmerksamkeit, an Nachdenken, Umsicht und Vorsicht fehlte.

Seine Mutter opferte sich ganz der Erziehung ihrer drei Kinder auf, hierbei von einem treuen Dienstmädchen vom Lande, Namens Babeli unterstützt. Auf dem Todbett ließ Pestalozzis Vater diese zu sich kommen. „Babeli, sagte er, um Gottes und aller Erbarmen willen, verlaße meine Frau nicht; wenn ich todt bin, so ist sie verloren, und meine Kinder kommen in harte fremde Hände.“ „Ich verlaße ihre Frau nicht, wenn sie sterben, antwortete Babeli. Ich bleibe bei ihr bis in den Tod, wenn sie mich nöthig hat.“ Ihr Wort beruhigte den sterbenden Vater; sie hielt ihr Versprechen und blieb bis an ihren Tod bei der Mutter. Ihre große Treue, sagt Pestalozzi, sei „Folge ihres hohen, einfachen und frommen Glaubens“ gewesen. Da die Mutter in sehr beschränkter Lage war, so sparte Babeli, wo sie konnte; sie hielt selbst die Kinder, wenn sie auf die Gaße wollten oder an irgend einen Ort, wo sie nichts zu thun hatten, mit den Worten zurück: „Warum wollt ihr doch unnützer Weise Kleider und Schuhe verderben? Seht, wie eure Mutter, um euch zu erziehen, so viel entbehrt, wie sie Wochen und Monate lang an keinen Ort hingeht und jeden Kreuzer spart, den sie für eure Erziehung

1) Pestalozzi hatte einen Bruder und eine an den Kaufmann Groß in Leipzig verheiratete Schwester.

2) Schwanengesang 235.

nothwendig braucht.“[1] Doch griff sich die Mutter bei sogenannten Ehrenausgaben an, ließ es auch nicht an schönen Sonntagskleidern für die Kinder fehlen. Sie durften aber dieselben nur wenig tragen und mußten sie, sobald sie heimkamen, wieder ablegen. —

„Ich sah die Welt, sagt Pestalozzi, nur in der Beschränkung der Wohnstube meiner Mutter und in der eben so großen Beschränkung meines Schulstubenlebens; das wirkliche Menschenleben war mir beinahe so fremd, als wenn ich nicht in der Welt lebte, in der ich wohnte.“[2] —

Wie verschieden war doch Rousseaus Jugendzeit von der Pestalozzis! Jenem starb die Mutter, als er geboren wurde; sein wunderlicher Vater scheint ihn wenig geliebt zu haben. Pestalozzi verliert dagegen früh den Vater, es bleibt ihm aber eine liebevolle Mutter und das treue, fromme, schlichte Babeli. Wie wirken diese ersten Jugendeindrücke auf das ganze Leben der beiden Männer! Liebe bleibt der Grundton Pestalozzis bis ins Greisenalter: seine übertriebene Verehrung der Mütter, sein Preisen der Wohnstuben fließt aus der Pietät des Mutterkindes. Rousseau weiß von Mutter- und Vaterliebe wenig oder nichts, nichts von Heiligkeit der Wohnstube, die eigenen Kinder gibt er ins Findelhaus; sein Emil erfährt von warmer und erwärmender Vater- und Mutterliebe nichts, er gibt ihm als kaltes Surrogat einen kalten Hofmeister. —

Pestalozzis Großvater von mütterlicher Seite war Pfarrer zu Höngg, einem Dorfe, das von Zürch eine Stunde entfernt ist. Zu diesem kam er vom neunten Jahre an alljährlich mehrere Monate. Der Alte war ein gewißenhafter Seelsorger und übte eben dadurch einen großen Einfluß auf die Dorfschule aus; seine Frömmigkeit machte auf den Enkel einen tiefen bleibenden Eindruck.

Von seiner frühern Schulzeit erzählt Pestalozzi Folgendes: [3]„In allen Knabenspielen, sagt er, war ich der ungewandteste und unbehülflichste unter allen meinen Mitschülern, und wollte dabei doch immer auf eine gewisse Weise mehr sein als die andern. Das veranlaßte, daß einige von ihnen gar oft ihr Gespötte mit mir trieben. Einer hängte mir den Uebernamen ‚Hairi Wunderli von Thorliken‘ an.[4] Die

1) Ebend. 237.
2) Ebend. 241.
3) Ebend. 248.
4) Heinrich Wunderlich von Thorlingen.

meisten liebten aber doch meine Gutmüthigkeit und meine Dienstgefälligkeit; aber kannten allgemein meine Einseitigkeit und Ungewandtheit, so wie meine Sorglosigkeit und Gedankenlosigkeit in allem, was mich nicht sehr interessirte."

„Obgleich einer der besten Schüler, begieng ich denn doch mit einer unbegreiflichen Gedankenlosigkeit Fehler, deren sich auch keiner der schlechteren von ihnen schuldig machte. Indem ich das Wesen der Unterrichtsfächer meistens lebendig und richtig ergriff, war ich für die Formen, in denen es erschien, vielseitig gleichgültig und gedankenlos. Mitten indem ich in einigen Theilen eines bestimmten Unterrichtsfachs hinter meinen Mitschülern weit zurückstand, übertraf ich sie in einigen andern Theilen derselben in einem seltenen Grad. Das ist so wahr, daß ich einst, da einer meiner Professoren, der sehr wohl griechisch verstand, aber durchaus kein rhetorisches Talent hatte, einige Reden des Demosthenes übersetzte und drucken ließ, die Kühnheit hatte, mit den beschränkten Schulanfängen, die ich besaß, eine dieser Reden auch zu übersetzen und im Examen als Probestück meiner dießfälligen Fortschritte niederzulegen. Ein Theil dieser Uebersetzung wurde im Lindauer Journal einem Aufsatze, Agis betitelt, beigedruckt. — So wie ich in einzelnen Theilen meiner Unterrichtsfächer ohne alles Verhältnis weniger als in andern Vorschritte machte, so war mir überhaupt, ich darf nicht einmal sagen, das eigentliche Verstehen, sondern vielmehr das gefühlvolle Ergriffenwerden von den Erkenntnisgegenständen, die ich erlernen sollte, immer weit wichtiger, als das praktische Einüben der Mittel ihrer Ausübung. Dabei aber war mein Wille, einige Erkenntnisgegenstände, die mein Herz und meine Einbildungskraft ergriffen, ausüben zu wollen, ob ich gleich die Mittel, sie praktisch ausüben zu können, vernachläßigte, dennoch in mir selbst enthusiastisch belebt, und unglücklicherweise war der Geist des öffentlichen Unterrichts in meiner Vaterstadt in diesem Zeitpunkt in einem hohen Grade geeignet, diesen träumerischen Sinn, sich für die Ausübung von Dingen, die man sich gar nicht genugsam eingeübt, lebendig zu interessiren und dafür fähig zu glauben, bei der Jugend meiner Vaterstadt allgemein sehr belebt." [1]

1) Schwanengesang. 248. 249.

Wie ist doch Pestalozzis Jugendzeit ein Vorbild seines ganzen spätern Lebens![1]

Unter seinen Lehrern übten drei Einfluß auf den Jüngling Pestalozzi: Bodmer, Breitinger und Steinbrüchel. Bodmer war von 1725 bis 1775 Professor der Geschichte; er ist durch seine literarischen Streitigkeiten mit Gottsched und Lessing, durch die Herausgabe der Minnesänger und durch sein Epos: die Noachide, bekannt. Breitinger, Professor der hebräischen und griechischen Sprache von 1731—1776 war Herausgeber der Septuaginta. Steinbrüchel wird als ein witziger, gelehrter, aber zur ungläubigen Aufklärung sehr geneigter Mann geschildert. — „Unabhängigkeit, Selbständigkeit, Wohlthätigkeit, Aufopferungskraft und Vaterlandsliebe war das Losungswort unserer öffentlichen Bildung, sagt Pestalozzi. Aber das Mittel, zu allem diesem zu gelangen, das uns vorzüglich angepriesen wurde, die geistige Auszeichnung, war ohne genugsame und solide Ausbildung der praktischen Kräfte, die zu allem diesem wesentlich hinführen, gelaßen. Man lehrte uns träumerisch in wörtlicher Erkenntnis der Wahrheit Selbständigkeit suchen, ohne uns das Bedürfnis lebendig fühlen zu machen, was zur Sicherstellung sowohl unserer innern als unserer äußern, häuslichen und bürgerlichen Selbständigkeit wesentlich nothwendig gewesen wäre. Der Geist des Unterrichts, den wir genoßen, lenkte uns mit vieler Lebendigkeit und reizvoller Darstellung dahin, die äußern Mittel des Reichthums, der Ehre und des Ansehens einseitig und unüberlegt gering zu schätzen und beinahe zu verachten."[2] „Das gieng so weit, daß wir uns in Knabenschuhen einbildeten, durch die oberflächlichen Schulkenntnisse vom großen griechischen und römischen Bürgerleben uns solid für das kleine Bürgerleben in einem der schweizerischen Kantone vorzüglich gut vorbereiten zu können."

Die Erscheinung Rousseaus, erzählt Pestalozzi weiter, sei ein vorzügliches Belebungsmittel der Verirrungen gewesen, zu denen der edle Aufflug treuer, vaterländischer Gesinnungen die vorzüglichere schweizerische Jugend geführt. Man sei in Einseitigkeit, Unbesonnenheit und Verwirrung gerathen, wozu Voltaires „verführerische Untreue am reinen

1) Henning im Schulrath, 2te Lieferung, 164, bemerkt, daß Pestalozzi im 18ten Jahre in das zürcher Collegium humanitatis getreten sei.

2) Schwanengesang. 250. 251.

Heiligthum des religiösen Sinnes und seiner Einfalt und Unschuld" mitgewirkt. Aus Allem sei eine „für den wirklichen Segen der altväterisch reichsstädtisch geformten Vaterstadt ganz unpassende neue Geistesrichtung erzeugt worden, die weder das alte Gute zu erhalten, noch irgend etwas solid Beßeres zu erschaffen, geeignet und geschickt war."

In jener Zeit stiftete Pestalozzis Zeitgenoße, Lavater, einen Freundesbund, dem sich jener als 15jähriger Jüngling anschloß. Die Jünglinge, Lavater an der Spitze, verklagten den ungerechten Landvogt Grebel öffentlich, verunglimpften den Zunftmeister Brunner, befehdeten schlechte Pfarrer. —

„Sowie Rousseaus Emil erschien, sagt Pestalozzi,[1] war mein im höchsten Grade unpraktischer Traumsinn von diesem ebenso im höchsten Grade unpraktischen Traumbuch enthusiastisch ergriffen. Ich verglich die Erziehung, die ich im Winkel meiner mütterlichen Wohnstube und auch in der Schulstube, die ich besuchte, genoß, mit dem, was Rousseau für die Erziehung seines Emils ansprach und forderte. Die Hauserziehung, so wie die öffentliche Erziehung aller Welt und aller Stände erschien mir unbedingt als eine verkrüppelte Gestalt, die in Rousseaus hohen Ideen ein allgemeines Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit ihres wirklichen Zustandes finden könne und zu suchen habe. Auch das durch Rousseau neubelebte, idealisch begründete Freiheitssystem erhöhte das träumerische Streben nach einem größern, segensreichen Wirkungskreise für das Volk in mir. Knabenideen, was in dieser Rücksicht in meiner Vaterstadt zu thun nothwendig und möglich sei, brachten mich dahin, den Stand eines Geistlichen, zu dem ich früher hinlenkte und bestimmt war, zu verlaßen, und den Gedanken in mir entkeimen zu machen, es könnte möglich sein, durch das Studium der Rechte eine Laufbahn zu finden, die geeignet wäre, mir früher oder später Gelegenheit und Mittel zu verschaffen, auf den bürgerlichen Zustand meiner Vaterstadt und sogar meines Vaterlandes einigen thätigen Einfluß zu erhalten."[2]

Im Kanton Zürch war damals ein großer Zwiespalt, besonders zwischen Stadt und Land. Pestalozzi hatte schon als Knabe, bei seinem

1) Ebend. 253. 254.

2) Henning erzählt: Pestalozzi sei bei seiner ersten Predigt mehrmals stecken geblieben und habe das Vater unser nicht richtig gebetet. Dieß sei mit ein Grund, warum er die Theologie aufgegeben.

Großvater, dem Dorfpfarrer, das Landvolk lieb gewonnen, und mochte früh die Klage der Landgeistlichen, omne malum ex urbe, vernommen haben. Ein grimmiger Haß gegen die, das Landvolk drückende Aristokratie entzündete sich in seinem jugendlichen Herzen, und erlosch auch bis ins Greisenalter nicht ganz. Dieses Zornesfeuer brannte in ihm neben dem Feuer der Liebe zum Volk; Göthes Wort:

Ein Jüngling muß die Flügel regen
In Lieb und Haß gewaltsam sich bewegen

charakterisirt nicht bloß den jungen Pestalozzi, sondern auch den Greis, es charakterisirt und motivirt die meisten seiner Schriften.

Henning erzählt: Pestalozzi habe ihm einmal gesagt: „die Vaterlandsliebe und die Rechte der unterdrückten Partei hätten seine Brust (im Jünglingsalter) so mächtig bewegt, daß er auf alle Mittel zu ihrer Befreiung gedacht, und leicht hätte zum Mörder an denen werden können, die ihm als Despoten erschienen seien.“

Ein Freund, Bluntschli, stand ihm damals zur Seite, aber eine Brustkrankheit brachte diesen aufs Sterbebett. Da ließ er Pestalozzi zu sich kommen und sagte zu ihm: „ich sterbe, und du für dich selbst gelaßen, darfst dich in keine Laufbahn werfen, die dir bei deiner Gutmüthigkeit und bei deinem Zutrauen gefährlich werden könnte. Suche eine ruhige stille Laufbahn und laße dich, ohne einen Mann an deiner Seite zu haben, der dir mit ruhiger, kaltblütiger Menschen- und Sachkenntnis mit zuverläßiger Treue beisteht, auf keine Art in ein weitführendes Unternehmen ein, dessen Fehlschlagen dir auf irgend eine Weise gefährlich werden könnte.“[1] Eine Weißagung, deren Erfüllung durch das ganze Leben Pestalozzis geht.

Bald nach seines Freundes Tode ward Pestalozzi selbst gefährlich krank, wahrscheinlich in Folge der überspannten Anstrengung, mit welcher er juristische und historische Studien betrieben hatte. Die Aerzte riethen ihm, eine Zeit lang dem wißenschaftlichen Treiben zu entsagen und sich auf dem Lande zu erholen. Diesen Rath, welcher durch Rousseaus antiwißenschaftliche Diatriben verstärkt ward, befolgte Pestalozzi mehr als treulich. Er entsagte dem Bücherstudium, verbrannte seine Manuscripte, gieng zu seinem mütterlichen Verwandten, Dr. Hotze, nach Rich-

1) Schwanengesang 254. Pestalozzi führt diese ihm unvergeßlichen Worte schon in einer 1818 gehaltenen Rede an. P.'s Schriften 9, 254.

terswyl und von da zu dem Landwirt Tschiffeli nach Kirchberg[1] im Kanton Bern, welcher einen bedeutenden Ruf hatte. Bei ihm wollte er Rath suchen, wie er am Besten seine Pläne fürs Landvolk verwirklichen könnte. „Ich gieng, sagt Pestalozzi, mit vielen einzelnen großen und richtigen Ansichten und Aussichten über den Landbau als ein ebenso großer landwirtschaftlicher Träumer von ihm weg, wie ich mit vielen einzelnen, großen und richtigen, bürgerlichen Kenntnissen, Ansichten und Aussichten als ein bürgerlicher Träumer zu ihm hinkam. Mein Aufenthalt bei ihm führte mich nur dahin, mich durch seine dießfälligen kühnen und großen, aber in der Verwirklichung schwierigen und zum Theil unausführbaren Pläne in den gigantischen Ansichten meiner Bestrebungen von neuem wieder zu beleben und zugleich in der Gedankenlosigkeit über ihre Ausführungsmittel in eine Verhärtung verfallen zu machen, deren Folgen schon in den ersten Jahren meiner ländlichen Laufbahn auf das ökonomische Unglück meines Lebens entscheidend einwirkten."[2]

Tschiffelis Krapp-Pflanzungen machten damals großes Aufsehen, und verführten Pestalozzi zur Nachahmung. Er erfuhr, daß bei dem Dorfe Birr[3] eine große Strecke dürres, kalkiges, nur zur Schafweide benutztes Haideland feil sei. Da verband er sich mit einem reichen zürcher Kaufmannshaus und kaufte an 100 Morgen dieses Landes, den Morgen zu dem Spottpreis von 10 Gulden. Ein Baumeister führte ihm auf dem gekauften Lande ein Wohnhaus in italienischem Geschmack auf; Pestalozzi selbst nennt dieß einen unvorsichtigen zweckwidrigen Hausbau. Der ganzen Besitzung gab er den Namen Neuhof.

Zu Pestalozzis Jugendfreunden gehörte Schultheß, der Sohn eines sehr wohlhabenden Kaufmanns in Zürich, dessen schöne Schwester Anna Schultheß er lieb gewann. Ein Brief, den Pestalozzi dem edeln Mädchen schrieb, in welchem er ihr seine Hoffnungen und Entschlüße, aber auch mit der redlichsten Offenheit und großer Selbstkenntnis seine Fehler darlegt, dieser Brief läßt uns einen tiefen Blick in sein Herz, ja in die Zukunft seines Lebens thun. Er schreibt:[4]

1) Kirchberg, an der Emme, unweit Burgdorf.

2) Schwanengesang. 255, 256.

3) Birr, zwischen Lenzburg und Brugg, unweit dem Stammschloß Habsburg.

4) Der Brief ward von Niederer nach Pestalozzi's Tode in Rossel's Monatsschrift für Erziehung 12, 162 mitgetheilt; ich entnehme ihn aus Blochmanns „Heinrich Pestalozzi" S. 18.

„Meine theure, meine einige Freundin!

Es ist das ganze zukünftige Leben, es ist unser ganzes Glück, es sind die Pflichten gegen unser Vaterland und gegen unsre Nachkommen, es ist die Gefahr der Tugend, Theure, die uns auffordert, der einigen richtigen Führerin in Handlungen, der Wahrheit zu gehorchen. Ich will Ihnen die ernste Betrachtung, die ich in diesen feierlichen Tagen über unser Verhältnis gemacht habe, mit aller Offenherzigkeit aussprechen; ich bin so glücklich, daß ich im voraus weiß, daß meine Freundin mehr wahre Liebe in der stillen Wahrheit dieser, unser wahres Glück so nahe berührenden Ueberlegungen, als in dem Drange der angenehmen, aber oft nicht gar zu weisen Ergießungen eines fühlenden Herzens, die ich jetzt mit Mühe zurückhalte, finden werde.

Freundin, vor Allem muß ich Ihnen sagen, ich werde mich in der nächsten Zeit nur wenig Ihnen nähern dürfen, ich bin jetzt schon zu oft und zu unvorsichtig zu Ihrem Bruder gekommen, ich sehe, daß es Pflicht wird, meine Besuche bei Ihnen einzuschränken; ich habe nicht die geringste Fähigkeit, meine Gefühle zu verleugnen. Meine einzige Kunst in diesem Falle besteht darin, die zu fliehen, die sie beobachten, ich wäre nicht im Stande, nur einen halben Abend mit Ihnen in Gesellschaft zu sein, ohne daß ein mittelmäßig scharfsichtiger Beobachter mich unruhig erblicken sollte. Theure, wir kennen uns so weit, daß wir uns auf gegenseitige grade Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit verlaßen dürfen. Ich schlage Ihnen einen Briefwechsel vor, darin wir uns mit der Freiheit mündlicher Gespräche ohne einige Verstellung zu kennen geben. Ja ich will mich Ihnen ganz geben, will Sie gerade jetzt mit der größten Offenherzigkeit so tief in mein Herz hineinführen, als ich selbst hineindringe, ich will Ihnen meine Absichten in dem Lichte meiner jetzigen und künftigen Zustände so heiter zeigen, als ich sie immer selbst sehe.

Theuerste Schultheß, diejenigen von meinen Fehlern, die für die Lagen meines künftigen Lebens mir die wichtigsten scheinen, sind Unvorsichtigkeit, Unbehutsamkeit und Mangel an Geistesgegenwart bei einstmals entstehenden unerwarteten Veränderungen meiner Zukunft. Ich weiß nicht, wie weit sie durch meine Bemühungen, mit denen ich ihnen entgegenarbeite, durch ruhiges Urtheil und Erfahrung sich verringern werden. Jetzt sind sie noch in einem solchen Grade da, daß

ich sie dem Mädchen, das ich liebe, nicht verhehlen darf; es sind Fehler, meine Theure, die Ihre ganze Erwägung verdienen. Ich habe noch andre Fehler, die sich aus meiner, dem Urtheile des Verstandes sich oft nicht unterwerfenden, Reizbarkeit und Empfindlichkeit herleiten laßen; ich schweife im Lobe und Tadel, in Zuneigung und Widerwillen sehr oft aus; ich hänge manchen Gütern so stark an, daß die Macht, mit der ich mich an sie gebunden fühle, oft über die Schranken, welche die Vernunft setzt, hinausgeht, ich bin bei dem Unglück meines Vaterlandes und meiner Freunde selbst unglücklich. Richten Sie Ihre ganze Aufmerksamkeit auf diese Schwäche; es wird Tage geben, wo die Heiterkeit und Ruhe meiner Seele unter dieser Schwäche leiden wird. Wenn sie mich auch an der Ausübung meiner Pflicht nicht hindern soll, so werde ich doch kaum jemals groß genug sein, sie in solchem widrigen Zufall mit der Munterkeit und Ruhe des sich selbst immer gleichen Weisen zu erfüllen. Von meiner großen, in der That sehr fehlerhaften Nachläßigkeit in allen Etiquetten und überhaupt in allen Sachen, die an sich keine Wichtigkeit haben, bedarf ich nicht zu sprechen, man sieht sie in meinem ersten Anblick. Auch bin ich Ihnen noch das offene Geständnis schuldig, meine Theure, daß ich die Pflichten gegen meine geliebte Gattin den Pflichten gegen mein Vaterland stets für untergeordnet halten werde, und daß ich, ungeachtet ich der zärtlichste Ehemann sein werde, es dennoch für meine Pflicht halte, unerbittlich gegen die Thränen meines Weibes zu sein, wenn sie jemals mit denselben mich von der graden Erfüllung meiner Bürgerpflicht, was auch immer daraus entstehen möchte, abhalten wollte. Mein Weib soll die Vertraute meines Herzens, die Theilhaberin meiner geheimsten Rathschläge sein. Eine große, redliche Einfalt soll in meinem Hause herrschen. Und noch Eins. Ohne wichtige, sehr bedenkliche Unternehmungen wird mein Leben nicht vorbeigehen. Ich werde die Lehren Menalks und meine ersten Entschlüße, mich ganz dem Vaterlande zu widmen, nicht vergeßen, ich werde nie aus Menschenfurcht nicht reden, wenn ich sehe, daß der Vortheil meines Vaterlandes mich reden heißt; mein ganzes Herz gehört meinem Vaterlande, ich werde alles wagen, die Noth und das Elend in meinem Volke zu mildern. Welche Folgen können die Unternehmungen, die mich drängen, nach sich ziehen, wie wenig bin ich ihnen gewachsen,

und wie groß ist meine Pflicht, Ihnen die Möglichkeit der größten Gefahren, die hieraus für mich entstehen können, zu zeigen!

Meine liebe, meine theure Freundin, ich habe jetzt offenherzig von meinem Charakter und von meinen Bestrebungen geredet. Denken Sie Allem nach. Wenn die Züge, die zu sagen meine Pflicht war, Ihre Hochachtung gegen mich verringern, so werden Sie doch meine Aufrichtigkeit schätzen, und es nicht unedel finden, daß ich den Mangel Ihrer Kenntnis meines Charakters nicht zur Erreichung meiner innigsten Wünsche misbrauchte. Entscheiden Sie nun, ob sie einem Manne mit diesen Fehlern und in solcher Lage Ihr Herz schenken und glücklich sein können.

Meine theure Freundin, ich liebe Sie von Herzen und mit einer Innigkeit, daß mich dieser Schritt viel' gekostet hat; ich fürchte Sie, Theure, zu verlieren, wenn Sie mich so sehen, wie ich bin; ich habe oft schweigen wollen, endlich habe ich mich überwunden. Mein Gewißen rief mir laut, daß ich ein Verführer und nicht ein Liebhaber sei, wenn ich meiner Geliebten einen Zug meines Herzens oder einen Umstand, der sie einst beunruhigen und unglücklich machen könnte, verschweigen würde; ich freue mich nun dieser That. Wenn die Umstände, darein Pflicht und Vaterland mich rufen werden, meinem Streben und meinen Hoffnungen ein Ziel setzen, so bin ich doch nicht niederträchtig, nicht lasterhaft gewesen, ich habe Ihnen nicht in einer Larve zu gefallen gesucht, habe Sie nicht mit chimärischen Hoffnungen eines nicht zu erwartenden Glücks betrogen, ich habe Ihnen keine Gefahr und keinen Kummer der Zukunft verschwiegen, ich habe mir nichts vorzuwerfen."

2. Oekonomische und pädagogische Versuche in Neuhof.

Es war im Jahre 1767, daß Pestalozzi nach Neuhof zog. Zwei Jahre später vermählte er sich am 24. Januar 1769, erst 24 Jahre alt, mit Anna Schultheß.

Nicht lange währte es, so brachen Leiden auf das junge Ehepaar ein. Die Krapp-Pflanzung gedieh nicht, ein Arbeitsgehülfe, welchen Pestalozzi angenommen, machte sich überall verhaßt. Das zürcher Handelshaus, welches Geld vorgeschoßen, schickte zwei Sachverständige, um die Lage des Guts zu untersuchen; beide berichteten so Unvortheilhaftes, besonders über den Hausbau, daß das Handelshaus es vorzog, sein

Kapital mit Verlust zurückzuziehen, als es länger Pestalozzi anzuvertrauen. „Der Grund des Fehlschlagens meines Unternehmens, sagt er, lag wesentlich und ausschließlich in mir und in meiner, zu jeder Art von Unternehmung, die praktisch ausgezeichnete Kräfte anspricht, pronunzirten Untüchtigkeit.“ [1]

Trotz der größten Noth, in welche er gerieth, beschloß er die Landwirthschaft nicht nur fortzuführen, sondern auch mit ihr eine Armenanstalt zu verbinden. „Ich wollte, sagt er, mein Gut zu einem festen Mittelpunkt meiner pädagogischen und landwirtschaftlichen Bestrebungen erheben.“ Trotz aller Schwierigkeiten „wollte ich träumerisch in allen Rücksichten das Höchste, indessen mir ebenso in allen Rücksichten die Kräfte, Fähigkeiten und Fertigkeiten mangelten, von denen die gute Besorgung der ersten und niedersten Anfangspunkte und Vorbereitungsmittel des Hohen und Großen, das ich suchte, allein auszugehen vermag.“ [2] „So groß, unaussprechlich groß war bei der Eigenheit meines Sinns der Contrast dessen was ich wollte, mit dem was ich that und mit dem, was ich konnte, der aus dem Misverhältnis meiner gemüthlichen Belebung und meiner geistigen Kraftlosigkeit und bürgerlichen Ungewandtheit hervorgieng.“

Unter geistiger Kraftlosigkeit müßen wir nur Mangel an Schule, an intellectueller Zucht des Geistes verstehen. Denn gerade bei dieser Gelegenheit bewährte sich Pestalozzis schriftstellerische Geisteskraft. Er trat mit einem Plane zur Errichtung der Armenanstalt auf. Seine Ansichten und Grundsätze gefielen, trotz des Mistrauens gegen seine praktische Tüchtigkeit, in ökonomischer Hinsicht so sehr, daß er in Zürch, Bern und Basel Handbietung fand und ihm viele arme Kinder zugeschickt wurden.

So begann im Jahre 1775 die neuhöfer Armenanstalt, bald hatte sie gegen 50 Zöglinge. Im Sommer sollten die Kinder vornehmlich mit Feldarbeit, im Winter mit Spinnen und andern Handarbeiten beschäftigt werden. Bei den Handarbeiten unterrichtete sie Pestalozzi gleichzeitig; Redeübungen waren vorwaltend.

Aber nicht lange währte es, so kam die Anstalt herunter, wozu Vieles beitrug. Die Kinder, welche durch Arbeit ihren Unterhalt verdienen sollten, waren, obgleich Bettelkinder, verzärtelt und voller An-

1) Schwanengesang. 261.
2) Ebend. 262. 263. 264.

sprüche. Ihre Eltern, welche sonntäglich Neuhof bestürmten, bestärkten sie hierin, entführten sie auch, sobald sie neue Kleider erhalten hatten. Keine Behörde schützte Pestalozzi gegen solchen Unfug, durch welchen die Landwirtschaft sehr litt. [1] „Doch diese Schwierigkeiten, sagt Pestalozzi, wären nach und nach mehr oder minder zu überwinden gewesen, wenn ich meinen Versuch nicht in einer, mit meinen Kräften ganz unverhältnismäßigen Ausdehnung zu betreiben gesucht und mit einer beinahe ganz unglaublichen Gedankenlosigkeit gleich im Anfang in eine Unternehmung hätte verwandeln wollen, die absolut solide Fabriks-, Menschen- und Geschäftskenntnisse voraussetzte, die mir in eben dem Grad mangelten, als ich ihrer bei der Richtung, welche ich meiner Unternehmung jetzt ertheilte, dringend bedurfte. Ich, der ich das Voreilen zu den höhern Stufen des Unterrichts vor der soliden Begründung der Anfangspunkte ihrer niedern Stufen so allgemein misbilligte, und als das Grundübel der Zeiterziehung ansah, auch ihm in meinem Erziehungsplan selber mit allen Kräften entgegen wirken zu wollen glaubte, ließ mich durch die Vorspiegelung der größern Abträglichkeit der höhern Zweige der Industrie, ohne weder sie, noch die Mittel ihres Erlernens und Einführens auch nur von ferne zu kennen, dahin lenken, im Spinnen- und Webenlehren meiner Schulkinder eben die Fehler zu begehen, die ich, wie ich eben gesagt, im Ganzen meiner Erziehungsansichten so sehr verwarf, misbilligte und für den Haussegen aller Stände gefährlich achtete. Ich wollte das feinste Gespinnst erzwingen, ehe meine Kinder auch nur im Groben einige Festigkeit und Sicherheit in ihre Hand gebracht, und ebenso Musselintücher verfertigen, ehe meine Weber sich genugsam Festigkeit und Fertigkeit im Weben gemeiner Baumwollentücher erworben. Geübte und gewandte Fabrikanten gehen bei einem solchen verkehrten Benehmen zu Grunde; wie vielmehr mußte ich damit zu Grunde gehen, der ich in der Beurtheilung alles dessen, was es hiezu forderte, so blind war, daß ich bestimmt sagen muß, wer nur einen Faden des Meinigen in seine Hand nahm, war sogleich im Stand, den halben Werth desselben darin für mich verschwinden zu machen. Auch steckte ich, ehe ich mich versah, in unerschwinglichen Schulden, und der größere Theil des Vermögens und der Erbhoffnungen meiner

1) Ebend. 266—268.

lieben Frau war gleichsam in einem Augenblicke in Rauch aufgegangen. Unser Unglück war entschieden. Ich war jetzt arm. Die Größe und Schnelligkeit meines Unglücks war nebenbei auch dadurch herbeigeführt, daß ich in diesem Unternehmen, wie in dem ersten leicht, sehr leicht ein ungeprüftes Vertrauen erhielt. Mein Plan fand bald einen Grad von Zutrauen, das er bei ernster Aufmerksamkeit auf mein früheres dießfälliges Benehmen bei der gegenwärtigen Unternehmung gar nicht verdient hatte. Man ahnete, bei allen schon gemachten Erfahrungen meiner dießfälligen Fehler, dennoch den Grad meiner Kraftlosigkeit in allem praktischen Thun noch nicht so groß, als er wirklich war. Ich genoß eine Weile auch jetzo noch ein dem Anschein nach weitführendes Vertrauen. Aber da mein Versuch, wie er mußte, schnell scheiterte, verwandelte sich das, in meinen Umgebungen, in einen ebenso wenig genugsam überlegten Grad des Gegentheils, in eine völlig blinde Wegwerfung auch des letzten Schattens der Achtung meiner Bestrebungen und des Glaubens an meine Tüchtigkeit zur Erzielung irgend eines Theils derselben. Es ist der Weltlauf, und es gieng mir, wie es jedem, der also durch seinen Fehler arm wird, geht. Ein solcher Mensch verliert auch mit seinem Geld gemeiniglich den Glauben und das Zutrauen zu dem, was er wirklich ist und wirklich kann. Der Glaube an die Kräfte, die ich für meine Zwecke wirklich hatte, gieng jetzt mit dem Glauben an diejenigen verloren, die ich mir, in meinem Selbstbetrug irrend, anmaßte, aber wirklich nicht hatte."

So kam es, daß Pestalozzi die Anstalt in Neuhof im Jahre 1780, nachdem sie fünf Jahre bestanden, auflösen mußte. Seine Lage war entsetzlich. Oft fehlte es ihm in seinem allzuschönen Landhause an Geld, Brot, Holz, um sich vor Hunger und Kälte zu schützen. Seine treue Frau, welche fast ihr ganzes Vermögen für ihn verpfändet hatte, verfiel in eine schwere, langwierige Krankheit. „Meine Freunde, erzählt Pestalozzi,[1] liebten mich nur noch hoffnungslos; im ganzen Umfang meiner Umgebungen ward das Wort allgemein ausgesprochen, ich sei ein verlorener Mensch, es sei mir nicht mehr zu helfen."

1) Ebend. 269.

3. Die Abendstunde eines Einsiedlers.
1780.

Die Auflösung der Anstalt in Neuhof war ein Glück für Pestalozzi — und für die Welt. Er sollte seine Kraft nicht länger in Bestrebungen aufreiben, denen er nicht gewachsen war. Und doch sollte seine schwere innere und äußere Arbeit nicht vergeblich gewesen sein, sondern segensreiche Früchte tragen. Als die erste dieser Früchte erschien von ihm 1780 eine kurze, aber inhaltsschwere Schrift in Iselins Ephemeriden unter dem Titel: Abendstunde eines Einsiedlers. Es ist eine Reihe Aphorismen, welche jedoch aus einem Guße, unter einander in innigster Verbindung sind. Frucht der vergangenen sind sie zugleich Saatkörner der folgenden Lebensjahre Pestalozzis, Programm und Schlüßel seines pädagogischen Wirkens. „Iselins Ephemeriden bezeugen, schreibt er 1801, auf diese „Abendstunde" anspielend, daß ich jetzt den Traum meiner Wünsche nicht umfaßender denke, als ich ihn damals schon auszuführen suchte."

Es ist kaum möglich, aus den gedrängten, gedankenvollen Aphorismen einen Auszug zu geben, um so mehr, als dieselben, wie gesagt, ein schönes, geistreiches Ganze bilden, welches im Auszuge leidet. Doch will ich auf die Gefahr hin, einige Grundgedanken herausheben.

Mit melancholischem Ernste beginnt die Schrift. „Hirten und Lehrer der Völker, kennt ihr den Menschen, ists euch Gewißenssache seine Natur und Bestimmung zu erkennen? —

Die ganze Menschheit ist in ihrem Wesen sich gleich, sie hat zu ihrer Befriedigung nur eine Bahn. Die natürlichen Gaben aller sollen zu reiner Menschenweisheit ausgebildet werden. Diese allgemeine Menschenbildung muß jeder Standesbildung zur Grundlage dienen.

Durch Uebung wachsen die Gaben.

Die Geisteskraft der Kinder darf nicht in ferne Weiten gedrängt werden, ehe sie durch nahe Uebung Stärke erlangt hat.

Der Kreis des Wißens fängt nahe um einen Menschen her an und dehnt sich von da concentrisch aus.

Den Wortlehren, der Rederei müßen Realkenntnisse vorangehen. — Alle Menschenweisheit beruht auf der Kraft eines guten, der Wahrheit

folgsamen Herzens. Wißen und Ehrbegierde müßen dem innern Frieden und stillen Genuß untergeordnet werden.

Da die Bildung für die nächsten Verhältnisse der Bildung für entferntere vorausgeht, so muß die Bildung zur Familientugend der Bildung zur Bürgertugend vorausgehen. Aber näher als Vater und Mutter ist Gott, er „ist die näheste Beziehung der Menschheit.“ [1]

Glaube an Gott ist „vertrauender Kindersinn der Menschheit gegen den Vatersinn der Gottheit.“ Dieser Glaube ist nicht Folge und Resultat gebildeter Weisheit, sondern reiner Sinn der Einfalt; Kindersinn und Gehorsam ist nicht Folge einer vollendeten Erziehung, sondern frühe und erste Grundlage der Menschenbildung. Aus dem Glauben an Gott erwächst die Hoffnung des ewigen Lebens. „Kinder Gottes sind unsterblich.“

Der Glaube an Gott heiligt und befestigt das Band zwischen Eltern und Kindern, zwischen Unterthanen und Fürsten; Unglaube löst alle Bande, vernichtet allen Segen.

Sünde ist Quelle und Folge des Unglaubens, sie ist ein Handeln gegen das innere Zeugnis von Recht und Unrecht, Verlust des Kindersinns gegen Gott.

Freiheit ruhet auf Gerechtigkeit, Gerechtigkeit auf Liebe, also auch Freiheit auf Liebe.

Familiengerechtigkeit, die reinste, segensreichste, hat Liebe zu ihrer Quelle.

Reiner Kindersinn ist die wahre Quelle der Freiheit, die auf Gerechtigkeit ruhet, und reiner Vatersinn ist die Quelle aller Regierungskraft, die, Gerechtigkeit zu thun und Freiheit zu lieben erhaben genug ist. Und die Quelle der Gerechtigkeit und alles Weltsegens, die Quelle der Liebe und des Brudersinns der Menschheit, diese beruht auf dem großen Gedanken der Religion, daß wir Kinder Gottes sind, und daß der Glaube an diese Wahrheit der sichere Grund alles Weltsegens sei. In diesem großen Gedanken der Religion liegt immer der Geist aller wahren Staatsweisheit, die reinen Volkssegen sucht, denn alle innere Kraft der Sittlichkeit, der Erleuchtung und Weltweisheit ruhet auf diesem Grund des Glaubens der Menschheit an Gott. — Und Gottesvergeßenheit, Verkenntnis der Kinderverhältnisse der Menschheit gegen die Gottheit, ist die Quelle, die alle Segenskraft der Sitten, der Erleuch-

1) Deus interior intimo sagt Augustinus.

tung und der Weisheit in aller Menschheit auflöset. Daher ist dieser verlorene Kindersinn der Menschheit gegen Gott das größte Unglück der Welt, indem es alle Vatererziehung Gottes unmöglich macht, und die Wiederherstellung dieses verlorenen Kindersinns ist Erlösung der verlorenen Gotteskinder auf Erden.

Der Mann Gottes, der mit Leiden und Sterben, der Menschheit das allgemein verlorene Gefühl des Kindersinns gegen Gott wieder hergestellt, ist der Erlöser der Welt, er ist der geopferte Priester des Herrn, er ist Mittler zwischen Gott und der gottesvergeßenen Menschheit. Seine Lehre ist reine Gerechtigkeit, bildende Volksphilosophie, sie ist Offenbarung Gottes des Vaters an das verlorene Geschlecht seiner Kinder."[1] —



Wie viel ließe sich über diese Aphorismen sagen, jeder ist ein Text zu einer Abhandlung; ja Pestalozzis Leben ist eine factische Paraphrase dieser Texte. Wir werden die menschliche Schwachheit beklagen, wenn die Verwirklichung seiner großen Ahnungen auch fernerhin kümmerlich ausfällt, ja nur zu oft mit ihnen im grellsten Widerspruche steht. Der Plan eines genialen Baumeisters behält aber seinen Werth, sollte dem Meister selbst auch das Geschick mangeln, den Bau nach dem Plane auszuführen.

Rousseaus Emil erschien 18 Jahre vor Pestalozzis Abendstunde; wie verhält sich Rousseau zu Pestalozzi? Im Einzelnen stimmen sie öfters mit einander. Wie Pestalozzi, will Rousseau reale Kenntnis und ausgebildete Tüchtigkeit im Leben, nicht leeren Wortkram ohne sachliche Einsicht und fertige Thatkraft. Wie Pestalozzi, spottet auch Rousseau über das weitläuftige Wißen um Fernes, bei Unkenntnis der nächsten Umgebung, er will, wie Pestalozzi, daß die Jugend zuerst in dieser Umgebung zu Hause sei.

So ließe sich noch manches nachweisen, worin beide Männer übereinstimmen, was vorzüglich aus ihrem gemeinsamen Wegwenden von

1) Die „Abendstunde" ward im ersten Bande von Pestalozzis „Wochenschrift für Menschenbildung" wieder abgedruckt. In der cottaschen Ausgabe von Pestalozzis Werken fehlt sie, wie erwähnt. So kommt es, daß dieselbe vielen, welche sich sehr für den großen Mann interessiren, dennoch unbekannt ist. Dieß bewegt mich, sie im Anhange abdrucken zu laßen, und ich bitte meine Leser dringend, das Ganze wiederholt zu lesen und sich nicht mit meinem dürftigen Auszuge zu begnügen. —

einer fundamentlosen, todten Redefertigkeit ohne alle reale Einsicht, Kraft- und Thatfertigkeit, stammt. — Aber näher betrachtet, wie himmelweit sind beide Männer im Wesentlichsten verschieden!

Rousseau will Gott nicht genannt wißen vor den Kindern; er meint, lange physische und metaphysische Studien befähigen erst an Gott zu denken. Für Pestalozzi ist Gott das dem Menschen Näheste, Innerlichste, A und O seines ganzen Lebens. Rousseaus Gott ist kein väterlicher Gott der Liebe, sein Emil kein Kind Gottes. Der Mann, welcher seine Kinder ins Findelhaus gab, wußte von Vater- und Kinderliebe nichts; noch weniger von Fürsten, die Väter der Völker, und von kindlichem Gehorsam der Unterthanen; sein Ideal war eine kalte, herzlose Freiheit, die nimmermehr auf Liebe gegründet, sondern abwehrend, isolirend, durchaus egoistisch war.

Während also, nach Pestalozzi, der Glaube an Gott alle Verhältnisse der Menschen durchdringt, befestigt, stimmt, heiligt, die Verhältnisse zwischen Regenten und Unterthanen, zwischen Vätern und Kindern, und die Vaterliebe Gottes zu seinen Kindern, den Menschen, sich überall abspiegelt, — so ist bei Rousseau von solchen Liebesbanden nie die Rede. —

Wie verhält sich aber Pestalozzis in der „Abendstunde" aufgestellte Ansicht zur christlichen Lehre? Diese wichtige Frage werde ich im Verfolge zu beantworten suchen.

4. Lienhard und Gertrud.
1781.

Ein Jahr nach Erscheinung der „Abendstunde," im Jahre 1781 erschien der erste Theil desjenigen pestalozzischen Werks, welches seinen Ruhm gründete, in weiten Kreisen heilsam wirkte und in Zukunft fortwirken wird. Dieß Werk ist „Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk."

Die Entstehung dieses höchst wichtigen Buchs ist zu merkwürdig, daß ich sie nicht so, wie sie von Pestalozzi selbst erzählt wird, mittheilen sollte.

In der unglücklichsten Zeit, als er die neuhöfer Armenanstalt aufgeben mußte, blieb ihm ein treuer Freund an Buchhändler Füßli in Zürch. „Dieser sagte mir gerade heraus, erzählt Pestalozzi, meine alten Freunde hielten es beinahe für ausgemacht, ich werde meine Tage im Spital oder im Narrenhause enden." „Dieser liebenswürdige Freund

nahm innigen herzlichen Antheil an meinem Schicksale, fährt Pestalozzi fort, und in eben der Stube, in der er mir dieß sagte, ereignete sich in gleichem Zeitpunkt ein Umstand, der plötzlich eine Beßerung meiner ökonomischen Lage und das Ende der traurigen Verhältnisse der Meinigen herbeizuführen geeignet schien. Füßli war wahrer Freund der alten bürgerlichen Anmaßungslosigkeit und selber des veralteten Ueberrestes der Einfachheit der Vorzeit in den Formen des öffentlichen Stadtdienstes, und man war eben im Begriff, die krummen Wächter vor dem Rathhaus und unter den Thoren in eine, den damals entkeimenden, republikanisch herrschaftlichen Modeansichten des Regierungsdienstes angemeßene Form umzugestalten. Diese Neuerung hatte mit dem erwachenden Modegeist des Militärprunks ohne Militärkraft engen Zusammenhang und war von Einfluß habenden Personen unterstützt, die an der Paradestellung müßiggängerischer bürgerlicher und bäurischer Soldaten mehr Freude hatten, und ihr Dekorum und ihren Prunk beßer zu beurtheilen wußten und höher schätzten, als den Werth des Bürgerfleißes und der Bürgerehre, von denen der häusliche Segen der Vaterstadt von Alters her ausgieng und sich in der Vorzeit Jahrhunderte lang allgemein blühend erhielt. Diese Maßregel, wie sie geschah, mißfiel sehr vielen altväterisch denkenden Bürgern und auch mir. Ich machte in einem launigen Augenblick einen, diese Neuerung ins Lächerliche ziehenden, kleinen Aufsatz, der eben auf Füßlis Tisch lag, als dieser mit seinem Bruder, dem Maler, der, so viel ich weiß, jetzo noch in hoher Achtung in London lebt, über mein trauriges Schicksal redete und bejammerte, daß er durchaus kein Mittel kenne, mir, wie ich sei und wie ich mich benehme, aus meiner Lage zu helfen. Der Maler nahm in eben diesem Augenblick die ‚Schnurre' über die Umstaltung der krummen, staubigen und ungekämmten Stadtwächter unter unsern Thoren in gerade, gekämmte und geputzte, in die Hand, las sie mehrere Male durch und sagte dann zu seinem Bruder: ‚Dieser Mensch kann sich helfen wie er will; er hat Talente, auf eine Art zu schreiben, die in dem Zeitpunkt, in dem wir leben, ganz gewis Interesse erregen wird; muntere ihn dazu auf und sage ihm von meiner Seite, er könne sich als Schriftsteller ganz gewis helfen, wenn er nur wolle.' Mein Freund ließ mich auf der Stelle zu sich kommen, und jubelte, indem er mir das sagte und hinzusetzte: ‚Ich kann gar nicht begreifen, wie es möglich war, daß mir das nicht

von selbst in den Sinn kam.‘ Mir war es, wie wenn er mir einen Traum erzählte. Ich hatte mich im Drange meiner Schicksale kulturhalber so vernachläßigt, daß ich bald keine Zeile mehr schreiben konnte, ohne Sprachfehler darin zu begehen, und glaubte, was Füßli auch immer sagte, mich dazu gänzlich unfähig. Doch die Noth, von der man sonst so oft sagt, sie sei ein böser Rathgeber, war mir jetzt ein guter. Marmontels Contes moraux lagen eben, als ich heim kam, auf meinem Tisch; ich nahm sie sogleich mit der bestimmten Frage, ob es vielleicht möglich sei, daß ich auch so etwas machen könne, in die Hand, und nachdem ich ein Paar dieser Erzählungen gelesen, und wieder gelesen, schien es mir doch, das sollte nicht ganz unmöglich sein. Ich versuchte fünf oder sechs dergleichen kleine Erzählungen, von denen ich nichts mehr weiß, als daß mich keine von ihnen ansprach; die letzte war Lienhard und Gertrud, deren Geschichte mir, ich weiß nicht wie, aus der Feder floß und sich von sich selbst entfaltete, ohne daß ich den geringsten Plan davon im Kopf hatte, oder auch nur einem solchen nachdachte. Das Buch stand in wenigen Wochen da, ohne daß ich eigentlich nur wußte, wie ich dazu gekommen. Ich fühlte seinen Werth, aber doch nur wie ein Mensch, der im Schlafe den Werth eines Glücks fühlt, von dem er eben träumt. Ich wußte kaum, daß ich wachte; doch fieng ein erneuerter Funke von Hoffnung an, sich in mir zu regen, daß es möglich sein möchte, meine ökonomische Lage auf dieser Bahn zu beßern, und den Meinigen erträglicher zu machen. Ich zeigte meinen Versuch einem Freunde Lavaters, der auch mein Freund war. Dieser fand ihn interessant, aber sagte dennoch: ‚So wie das Buch sei, könne es nicht gedruckt werden; es sei unerträglich inkorrekt und unliterarisch, und werde durch die Umarbeitung von einem Menschen, der schriftstellerische Uebung habe, sehr gewinnen mit Hinzusetzen, er wolle es, wenn es mir recht sei, einem Freund übergeben, den er hierzu sehr fähig glaube.‘ Anmaßungslos, wie ein Kind, antwortete ich ihm: ‚das sei mir sehr recht,‘ und übergab ihm die drei oder vier ersten Bogen des Buchs zu einer solchen Umarbeitung auf der Stelle. Aber wie erstaunte ich, als er mir diese Bogen mit ihrer Umarbeitung wieder zurückgab. Es war eine eigentliche theologische Studentenarbeit, die das reine Naturgemälde des wahren Bauernlebens, wie es von mir in seiner nackten, aber treuen Gestalt einfach und kunstlos dargestellt war, in

frömmelnde Kunstformen umwandelte, und die Bauern im Wirtshause eine steife Schulmeistersprache reden machte, die von der Eigenthümlichkeit meines Buchs auch keinen Schatten mehr übrig ließ. Das konnte mir nicht behagen. Der Freund, der diesem jungen Menschen diesen Auftrag gegeben, schämte sich jetzt des Erfolges selber, und ich bedankte mich der weitern Umarbeitung meines Buchs. Ich wollte dasselbe durchaus nicht so verkrüppelt gegen mich selbst, wie es mir in dieser Umarbeitung in die Augen fiel, in die Welt hinausschicken, und entschloß mich, wenige Tage hernach auf Basel zu reisen, um mich mit Herrn Rathschreiber Iselin, den ich als Mitglied der helvetischen Gesellschaft in Schinznach kennen gelernt und über alles hochachtete, über mein Buch und über die Art seiner Herausgabe in allen Rücksichten zu berathen. Ich warf in dieser Angelegenheit mein Augenmerk vorzüglich auch darum auf ihn, weil ich von ihm sicher war, daß er in der Beurtheilung des Tons meines Buchs weniger kleinstädtische Rücksichten nehmen werde, als ich dieses von den meisten meiner übriggebliebenen Freunde voraussah und zu besorgen hatte. Aber sein Urtheil und sein Benehmen übertraf dennoch alle meine Erwartung. Der Eindruck, den es auf ihn machte, war ganz außerordentlich. Er sprach geradezu aus: ,Es hat in seiner Art noch keines seinesgleichen, und die Ansichten, die darin herrschen, sind dringendes Bedürfnis unserer Zeit; dem Mangel orthographischer Richtigkeit, setzte er hinzu, ist leicht abzuhelfen,' und übernahm die Sorge hierfür, sowie diejenige für die Ausgabe desselben und für ein anständiges Honorar, das mir dafür gebühre, sogleich selber. Doch sagte er dieses letztern halber noch zu mir: ,es wird wahrscheinlich nicht bedeutend sein, weil Sie als Schriftsteller neu sind und noch keinen Namen haben.' Er schrieb auch sogleich an Decker nach Berlin, der mir einen Louisd'or für den Bogen bezahlte, dabei aber versprach, wenn der Abgang des Buches eine zweite Auflage nothwendig mache, so wolle er mir für den Bogen abermal so viel zahlen. Ich war unaussprechlich zufrieden. Ein Louisd'or für den Bogen war mir in meinen Umständen viel, sehr viel. Das Buch erschien und erregte in meinem Vaterlande und in ganz Deutschland allgemein ein ganz ausgezeichnetes Interesse. Bald alle Journale machten seine Lobrede, was fast noch mehr ist, bald alle Kalender wurden davon voll; was mir aber das unerwartetste war, die ökonomische Gesellschaft in Bern erkannte mir gleich nach seiner Erscheinung

ein Dankschreiben mit ihrer großen goldenen Medaille zu, die ich aber, so sehr sie mich freute, und so gern ich es gethan hätte, in meiner Lage nicht behalten konnte, sondern nach einigen Wochen um den Geldwerth in ein Kabinet verkaufen mußte." [1]

Pestalozzi selbst hat sich wiederholt über den Charakter und Zweck von Lienhard und Gertrud geäußert. In der Vorrede zur ersten Auflage des Werks sagt er: „Ich habe mich in dem was ich hier erzähle, und was ich auf der Bahn eines thätigen Lebens meistens selbst gesehen und gehört habe, sogar gehütet, nicht einmal meine eigene Meinung hinzuzusetzen zu dem, was ich sah und hörte, daß das Volk selber empfindet, urtheilt, glaubt, redt und versucht. Und nun wird es sich zeigen: sind meine Erfahrungen wahr und gebe ich sie, wie ich sie empfangen habe, und wie mein Endzweck ist, so werden sie bei allen denen, welche die Sachen, die ich erzähle, selber täglich vor Augen sehen, Eingang finden. Sind sie aber unrichtig, sind sie das Werk meiner Einbildungen und der Tand meiner eigenen Meinungen, so werden sie wie andere Sonntagspredigten, am Montag verschwinden." [2] In der Vorrede zur zweiten Auflage gibt Pestalozzi als Zweck des Buchs: „Eine von der wahren Lage des Volks und seinen natürlichen Verhältnissen ausgehende beßere Volksbildung zu bewirken." „Es war, sagt er, mein erstes Wort an das Herz der Armen und Verlaßenen im Land. Es war mein erstes Wort an das Herz derer, die für den Armen und Verlaßenen im Land an Gottes Statt stehen. Es war mein erstes Wort an die Mütter des Landes und an das Herz, das ihnen Gott gab den Ihrigen zu sein, was kein Mensch auf Erden an ihrer Statt sein kann."

„Ich sah das Elend des Volks, sagt Pestalozzi an einer andern Stelle, [3] „das Buch, das mein Gefühl von diesen Lagen meiner Unschuld auspresste, Lienhard und Gertrud, war ein Werk meiner innern

1) Schwanengesang. 270—275.

2) Sorgfältige Seelsorger sprachen in Berichten über den Zustand ihrer Gemeinden aus: die Erfahrungen, welche sie gemacht, stimmten ganz mit den Schilderungen, welche Pestalozzi von den Dorfzuständen gibt, überein. Mit Recht haben daher bayersche Behörden Lienhard und Gertrud den Predigern und Schullehrern empfohlen.

3) „Wie Gertrud." S. 5.

Unbehülflichkeit und stand unter meinen Zeitgenoßen da, wie ein Stein der Leben redet und todt ist."

„Ich wollte durch mein Leben nichts und will heute (1801) nichts anders, als das Heil des Volkes, das ich liebe und elend fühle, wie es wenige elend fühlen, indem ich seine Leiden mit ihm trug, wie sie wenige mit ihm getragen haben." [1]

Die mitgetheilten Aeußerungen charakterisiren die Seele von Lienhard und Gertrud. In den schweren Leidensjahren auf Neuhof, schien Pestalozzi vergeblich gearbeitet und gelitten zu haben. „Meinem Ziele, sagt er, standen der gänzliche Mangel an ausgebildeten praktischen Fertigkeiten und ein rasendes Misverhältnis zwischen dem Umfange meines Willens und den Schranken meiner Kräfte entgegen."

Er hat aber nicht vergeblich gearbeitet, was ihm auf der einen Seite versagt war, kam ihm auf der andern zu gut. Fehlte ihm alles Geschick zur Ausführung seiner Ideen, so besaß er dagegen im höchsten Grade die Gabe Menschen zu beobachten, aufzufaßen und darzustellen. Wenn er der Welt seine Ideale nicht in der Wirklichkeit realisirt zu zeigen vermochte, so war es ihm gegeben, die liebevolle Sehnsucht seines Herzens den Herzen anderer kraft seiner poetischen Darstellungsgabe einzuflößen. Er konnte hoffen, daß auch Menschen von praktischer Tüchtigkeit sein Buch lesen und durch dasselbe angeregt werden würden, das zu verwirklichen, was er nur zu schildern verstand. Er hat solche Leser gefunden. [2] —

Lienhard und Gertrud ist in so vielen Händen, daß es fast überflüßig ist, einen Auszug aus dem Werke zu geben. Nur dieß: Die Hauptperson in demselben ist Gertrud, Frau des Lienhard, eines gutmüthigen, ziemlich schwachen Mannes, dessen Halt und Vormund sie ist. Die Art, wie sie ihre Haushaltung führt, ihre Kinder erzieht und unterrichtet, ist Pestalozzis Ideal. Solch Haushalten, solche Weise des Erziehens und Unterrichtens, wünscht er allem Volke. Gertrud wird selbst bei Einrichtung der Dorfschule zu Rathe gezogen. Ihre Haushaltung ist die Lichtseite der geschilderten Verhältnisse, ihr gegenüber eine entsetz-

1) Ebend. 323.

2) Henning erzählt: Lienhard und Gertrud sei ins Dänische übersetzt worden; Adlige, unter andern die Gräfin Schimmelmann, hätten auf ihren Dörfern, durch das Buch veranlaßt, Einrichtungen getroffen.

liche Schattenseite, eine Baurengemeinde im tiefsten Verderben. Es wird erzählt, was Arner, der ebenso wohlwollende als einsichtsvolle Herr des Dorfes thut, um dem Verderben zu steuren. —

Dem Volke wollte Pestalozzi besonders durch einen guten Elementarunterricht die ihm nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten beibringen. Wenn dieser Unterricht von den rechten Anfängen aus richtig fortschritte, wie würde, dachte er, aus so unterrichteten Kindern ein ganz anderes Geschlecht hervorgehen, ein Geschlecht selbständig durch Einsicht und Geschick. Wie würde ein hierdurch erneutes Volk ausgebildete Kraft erhalten, seinen Bedrückern, den Aristokraten, die Stirn zu bieten, ja die Flachgebildeten zu überbieten!

Vergebens sah sich aber Pestalozzi nach Elementarlehrern um, welche in seinem Geiste, nach seiner Weise unterrichten könnten und wollten. Auch an Seminarien, wo solche Lehrer gebildet werden könnten, fehlte es. Da kam dem, in der Mutterstube Aufgewachsenen der Gedanke: „ich will die Bildung des Volks in die Hand der Mütter legen," ich will sie aus der Schulstube in die Wohnstube verpflanzen. Gertrud sollte das Muster der Mütter sein. Aber wie sollen die Mütter in den niedern Ständen zum Unterrichten befähigt werden? Wer selbst nichts weiß, wie kann der lehren? — Wir werden sehen, wie Pestalozzis Lehrbücher die Antwort auf diese Frage sein, Wißen und Lehrkunst ersetzen sollen. Die Mütter haben sich nur ganz genau an diese Bücher zu halten beim Unterrichten ihrer Kinder; thun sie das, so wird die beschränkteste Mutter ebenso gut unterrichten, als die gescheidteste; Lehrbücher und Methode sollen die Geister egalisiren, so war Pestalozzis Meinung, auf welche ich später zurückkomme. —

Die nächsten Umgebungen Pestalozzis sahen höchst beschränkter Weise in seinem so theuer erlebten Buche ein Specimen, daß der Verfaßer zum Romanschreiben geboren sei und sich dadurch künftig sein Brot erwerben könne.

Andere verstanden es beßer, das Buch zu würdigen. Karl von Bonstetten bat Pestalozzi zu ihm auf seine Güter in der welschen Schweiz zu ziehen; der österreichische Finanzminister, Graf Zinzendorf, wünschte ihn in seiner Nähe zu haben. Späterhin ward er durch Graf Hohenwart in Florenz dem Großherzog Leopold von Toscana bekannt, welcher ihn anzustellen im Begriff war, als er durch den Tod Josephs II.

auf den deutschen Kaiserthron gerufen ward, daher es nicht zur Anstellung kam. — Frägt man: ob er in einer bedeutenden Stellung brauchbar gewesen sein würde, so dürfte ein Wort Lavaters hierauf die Antwort enthalten: „Er sagte einmal zu meiner Frau," erzählt Pestalozzi, „wenn ich ein Fürst wäre, ich würde Pestalozzi in allem was das Landvolk und die Verbeßerung seines Zustandes betrifft, zu Rathe ziehen, aber ihm nie einen Heller Geld anvertrauen. Ein andermal sagte er zu mir selbst: Wenn ich nur einmal eine Zeile ohne einen Schreibfehler von Ihnen sehe, so will ich Sie zu vielem, zu sehr vielem fähig glauben, was sie gerne thäten und gerne wären."[1]

5. Pestalozzis Leben und Schriften in den Jahren 1781—1798.

Seit Erscheinung von Lienhard und Gertrud setzte Pestalozzi noch 17 Jahre sein armes gedrücktes Leben auf Neuhof fort, wo er im Ganzen 30 Jahre zubrachte. Von seinem äußern Leben in jenen 17 Jahren erfahren wir sonst wenig. Merkwürdig ist es, daß er damals in den ungläubigen, forcirt aufklärenden, zerstörenden aber nicht aufbauenden Illuminatenorden trat, ja zuletzt Haupt des Ordens in der Schweiz ward. Bald aber enttäuscht, trat er aus. „Was durch Gesellschaft unternommen wird, sagt er, fällt gewöhnlich in die Hände der Intriguanten."[2] — Er schrieb in dieser Lebensperiode mehrere Bücher.

Im Jahre 1782 gab er „Christoph und Else" heraus. Die Veranlaßung zu dieser Schrift erzählt er selbst.[3] Leser von Lienhard und Gertrud hätten aus diesem Buche die Lehre gezogen, alles Volksverderben gehe von den Unterbeamten in den Dörfern aus. „In Christoph und Else, sagt Pestalozzi, wollte ich den Zusammenhang der höheren, aber auch dadurch hochbemäntelten und hochverschleierten Ursachen des Volksverderbens mit den nackten, unbemäntelten und unverschleierten Ursachen derselben, wie diese sich auf den Dörfern in den schlechten Vorgesetzten offenbaren, dem cultivirten Publicum in die Augen fallen machen. Ich ließ zu diesem Endzweck eine Bauernhaushaltung Lienhard und Gertrud mit einander lesen und sich über die Geschichte desselben

1) Schwanengesang 277.
2) Henning im Schulrath. Vierte Lieferung. 178.
3) Schwanenges. 278.

und die Personen, die darin auftreten, Sachen sagen, von denen ich dachte, daß sie nicht jedem von selbst zu Sinne kommen könnten."

So Pestalozzi im Jahre 1826;[1] anders aber in der Vorrede des Buchs von 1782. „Leser! sagt er, dieses Buch, das du in die Hand nimmst, ist der Versuch eines Lehrbuchs zum Gebrauch der allgemeinen Realschule der Menschheit, ihrer Wohnstube. — Ich wünsche, daß es in den Strohhütten gelesen werde."

Dieser Wunsch gieng nicht in Erfüllung, wie wir aus der Vorrede zur zweiten Ausgabe (von 1824) entnehmen, welche so beginnt: „Dieses Buch ist dem Volk gar nicht in die Hände gekommen. Es ist in meinem Vaterlande, selbst im Kanton meiner Vaterstadt und sogar im Dorfe, in welchem ich wohnte, so fremd und unbekannt geblieben, als wenn es nicht in der Welt gewesen wäre."

Diese Thatsache beweist wohl, daß Pestalozzi in dem Buche nicht den Volkston getroffen habe.[2] Einzelnes ist trefflich; so die Schilderung der alten und neuen Zeit;[3] der Angriff gegen Bibelverspottung u. a. Besonders merkwürdig ist die Entschiedenheit, mit welcher der feurige Mann gegen alles Revolutioniren, ja selbst gegen den Aufstand der alten Schweizer spricht; es ist als hörte man Luther.

[4]„Wir danken Gott, sagt er, für die Folgen der Treue und des Muths der Stifter unserer Freiheit. Aber das Einzelne ihrer Handlungsweise, die eine Folge der eigentlichen Verzweiflung ihres unglücklichen Landes war, kann in keinem Fall, welche Segenswirkungen es auch immer gehabt haben mag, als das Beispiel der Rechtlichkeit irgend einer bürgerlichen Handlung angesehen und behandelt werden. Wir dürfen für unbedingt annehmen und die Geschichte zeigt es uns klar, daß unsere Väter alle Mittel erschöpft haben, durch Demuth, Geduld und Rechtlichkeit das Menschenherz der ihre Gewalt misbrauchenden Vögte zu gewinnen, ehe sie sich zu einem Schritte der Selbsthülfe entschloßen. Aber so, wie wir Gott bitten müßen, daß kein Volk in diese unglückliche Lage versinke, so müßen wir zugleich beifügen, daß das

1) Schwanenges. 279.

2) Kommen doch Ausdrücke wie: Empirie, Rodomontade, per fas et nefas etc. drin vor, abgesehen von vielen allzu subtilen Demonstrationen und allzu feinem Witz.

3) S. 433.

4) Christoph und Else 161—163.

Beispiel der Selbsthülfe unserer Väter durchaus nicht geeignet sei, irgend einen Menschen zu berechtigen, sein Land, unter welchen Umständen es auch sein möchte, den Gefahren auszusetzen, denen jedes Land durch den Versuch einer solchen Selbsthülfe nothwendig ausgesetzt ist, und denen auch unser Land nothwendig hätte unterliegen müßen, wenn Gottes Vorsehung uns nicht davor auf eine wunderbare Art bewahrt hätte. Oder wer hat je die Wage in die Hand genommen, gewogen und den Fall ausgezeichnet, wo Recht und Gerechtigkeit, wo Klugheit und Menschlichkeit und wo des Landes Nutzen und seine Noth erlauben und fordern, daß ein Mensch wider den Tyrannen seines Landes das Schwert in seine Hand nehme und ihn tödte. Ich, für mich, nehme hierüber die Hand vor meinen Mund und schweige. Gott Lob aber ist die Zeit des Faustrechts und der rohen Barbarei, in der man die gesetzlosesten Gewaltthätigkeiten, beides, der Obern gegen die Untern und umgekehrt, als gesetzlich und recht in die Augen fallen machte, vorüber. Gott Lob! die Stimme der Menschlichkeit, Weisheit und Liebe, die sich im göttlichen Wort ausspricht: ‚Stecke dein Schwert in die Scheide; denn alle, die das Schwert brauchen, werden durch dasselbe umkommen‘ — wird in unserer civilisirten Welt, trotz ihrer bedauerlich steigenden Schwäche und ebenso bedauerlich steigenden Verirrungen, allgemein immer vielseitiger gefühlt. Auch unsre Schwächen und Verirrungen tragen dazu bei, daß dieses göttliche Wort der Liebe in unsrer Mitte immer mehr erkannt und gefühlt werde. Der Sinn der Gewaltthätigkeit ist im einzelnen Menschen schon schrecklich und fürchterlich; collectiv in den Sinn von Menschenhaufen und Menschenmassen übergegangen, ist er entsetzlich und schauerlich."

* * *

In demselben Jahre 1782 und dem darauf folgenden, gab Pestalozzi „Ein Schweizerblatt" heraus, von welchem wöchentlich ein Bogen erschien. In diesem theilte er unter Anderm Gedenkschriften auf verstorbene Freunde mit. So eine auf den jung hingeschiedenen Pfarrer Frölich in Birr. „Er weihte sich, sagt er von ihm, dem Dienst der großen Gottesbestimmung, aber die ewige Liebe weihte ihn der Freiheit des ewigen Lebens."

Besonders rührend ist es, wie er von dem im Jahre 1782 gestorbenen trefflichen Iselin spricht. „In meiner Tiefe wäre ich erlegen,

sagt er, hätte mich nicht Iselin aufgerichtet. Iselin machte mich fühlen, daß ich doch etwas gethan, auch in der Armenanstalt." [1]

Auch die Abhandlung „über Gesetzgebung und Kindermord" erschien im Jahre 1782.

Um das Jahr 1783 dachte Pestalozzi auf ein Irrenhaus und eine Beßerungsanstalt, schrieb auch hierüber; die Handschrift ist verloren gegangen.

In den achtziger Jahren „in Tagen der annähernden französischen Revolution und in den ersten Spuren der Gefahren, die ihr Einfluß auf die Schweiz haben könnte," [2] verfaßte er die „Figuren zu meinem Abc-Buch," welche aber erst 1795 herauskamen und 1805 unter dem Titel „Fabeln" neu aufgelegt wurden. Sie beziehen sich vorzüglich auf damalige schweizerische Zustände. [3] —

Im Jahre 1798 erschienen Pestalozzis „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts." Er selbst sagt von diesem Buche: [4] „Ich schrieb drei Jahre lang mit unglaublicher Mühseligkeit an demselben, wesentlich in der Absicht, über den Gang meiner Lieblingsideen mit mir selbst einig zu werden, und meine Naturgefühle mit meinen Vorstellungen vom bürgerlichen Rechte und von der Sittlichkeit in Harmonie zu bringen. Aber auch dieses Werk ist mir selbst wieder nur ein Zeugnis meiner innern Unbehülflichkeit, ein bloßes Spiel meines Forschungsvermögens, einseitig ohne verhältnismäßige Kraft gegen mich selbst, und leergelaßen vom genugsamen Streben nach der praktischen Kraft, die ich zu meinen Zwecken so nothwendig hatte.

Die Unverhältnismäßigkeit meiner Kraft mit meinen Einsichten stieg nur desto mehr. — Die Wirkung meines Buchs um mich her, war wie die Wirkung alles meines Thuns; es verstand mich bald niemand, und ich fand in meiner Nähe nicht zwei Menschen, die mir nicht halb zu verstehen gaben, daß sie das ganze Buch für einen Galimathias ansahen."

1) Leider besitze ich das Schweizerblatt nicht und citire nur aus Hennings und Heuslers Biographieen. — Wir haben gesehen, daß Iselin sich auch für das Philanthropin interessirte.

2) Pestalozzis Worte in der Vorrede zu den „Figuren."

3) Von seiner Schwester in Leipzig veranlaßt, reiste er im Sommer 1792 nach Deutschland und lernte Göthe, Herder, Wieland, Klopstock und Jacobi kennen, besuchte auch Schullehrerseminare. Blochmann 31.

4) Wie Gertrud. S. 7.

Andere haben diese Nachforschungen sehr gelobt.

Ein Biograph Pestalozzis sagt: die Abendstunde eines Einsiedlers sei in Orakelsprüchen abgefaßt. — Ich könnte mich versucht fühlen mit Bezug hierauf das auf Pestalozzi anzuwenden, was Plato im Phädrus von der Prophetin zu Delphi und den Priesterinnen zu Dodona sagt: „im Wahnsinn haben sie vieles Gute in besondern und öffentlichen Angelegenheiten unserm Hellas zugewendet, in der Besonnenheit aber weniges oder gar nichts.“

Die Orakelsprüche der Abendstunde stehen mir hoch über der mühseligen Besonnenheit der Nachforschungen, welche Besonnenheit, wie mir es scheint, durchaus nicht, weder zu voller Klarheit einzelner Begriffe, noch einer Totalanschauung durchgedrungen ist. Zuweilen glaubt man Rousseau zu hören, dann klingen christliche Töne durch, das höchste Ideal erscheint (anticipando) fichtisch.

Pestalozzi nimmt hier drei Zustände des Menschen an; einen ursprünglichen, instinktartigen, unschuldigen, *thierischen* Naturstand, aus welchem er in den gesellschaftlichen übertritt. Dieß erinnert ganz an Rousseau. Aus dem gesellschaftlichen Zustande arbeitet sich der Mensch wiederum heraus und erhebt sich zum sittlichen; der gesellschaftliche Mensch ist in einer unglückseligen Mitte zwischen thierischem Gelüste und sittlicher Veredlung.

Der ursprüngliche thierische Naturstand läßt sich bei keinem einzelnen Menschen nachweisen, die Harmlosigkeit desselben hört mit dem ersten Geschrei des neugeborenen Kindes auf, und „thierisches Verderben entspringt aus allem was dem guten Zustand unsers thierischen Daseins entgegen steht.“ Gegen dieß Verderben sucht der Mensch im gesellschaftlichen Zustande Abhilfe, findet sie aber nicht, erst der sittliche Wille erlöst ihn, „dessen Kraft setzt er der Macht seiner Natur entgegen. Er *will* einen Gott fürchten, damit der Thiersinn seiner Natur ihn nicht in seinem Innersten entwürdige. Er fühlt was er in dieser Rücksicht kann, und macht sich nun das, was er kann, zum Gesetz dessen was er soll. Diesem Gesetz, *das er sich selber gibt*, unterworfen, unterscheidet er sich von allen Wesen, die wir kennen.“[1]

Hiernach wäre das Gewißen selbst ein Produkt des menschlichen Willens!

1) Nachforschungen. 57.

„Die Sittlichkeit ist ganz individuell, sie besteht nicht unter zweien. Kein Mensch kann für mich fühlen ich bin. Kein Mensch kann für mich fühlen ich bin sittlich.“ [1]

Wenn wir hier Fichten zu hören glauben, so an andern Stellen die Bibel. Das Christenthum nennt Pestalozzi die Religion der Sittlichkeit; den sittlichen Prozeſs: Abtödtung, Wiedergeburt, höchste Anstrengung den Geist herrschen zu machen über das Fleisch. —

Ich beziehe mich auf das, was ich gegen Rousseaus Naturmenschen gesagt. Solche Ansichten haben mit den historischen Romanen Aehnlichkeit, mit diesen Zwittergeburten von Wahrheit und Dichtung; wer möchte aus ihnen die Geschichte kennen lernen? Eben so wenig lernen wir aus Pestalozzis Nachforschungen, noch weniger aus Rousseau, die Grundzüge der Lebensgeschichte der Menschheit oder eines einzelnen Menschen kennen; der Verstand beider phantasirt, vergebens müht sich der Leser ab, ihre meist häßlichen Phantasiegebilde in wirkliche Existenzen zu übersetzen. Wo und wann existirte z. B. je der unschuldige, mit Instinkt begabte, thierische Naturmensch Pestalozzis? Weder auf Adam im Paradiese — der nicht thierisch, sondern ein Herr der Thiere war — noch weniger auf irgend ein Adamskind paſst jene Charakteristik. — Wie einfach und großartig umfaßt und charakterisirt dagegen die heilige Schrift, das A und O des Menschengeschlechts.

Damit will ich aber nicht etwa leugnen, daß Pestalozzis Nachforschungen nicht eine Menge ganz ausgezeichneter Stellen enthalten und den ernsten Leser zum Nachdenken zwingen. Von jenen Stellen will ich nur eine ausheben. Wie in Christoph und Else erklärt er sich auch hier entschieden gegen den Aufruhr, aber eben so entschieden gegen den niederträchtigen Servilismus. „Wenn ich schon zweifle, sagt er, daß das Volk durch den Aufruhr schlechter werde, als durch politische Täuschung, so billige ich den Aufruhr so wenig, als falsche Gewaltthätigkeit der Staatskunst. Das Verderben des gesellschaftlichen Zustandes führet uns offenbar zu zwei Extremen, die unser Geschlecht auf ungleichen Wegen, aber beiderseits gleich zu Grunde richten, und diese sind Ruchlosigkeit und Erschlaffung. Wir dürfen aber, um der Gefahren willen, welche die Ruchlosigkeit und ihr äußerstes Verderben, der Aufruhr, über

1) Ebend. 164. Von einer Kirche ist nicht die Rede, desto mehr vom Misbrauch kirchlicher Gewalt durch Regierungen.

unser Geschlecht verhängt, diejenigen nicht verkennen, welche die bürgerliche Erschlaffung im gesellschaftlichen Zustand veranlaßt. Sie ist gänzlicher Mangel des Glaubens an bürgerliche Tugend, gänzliche Gleichgültigkeit für das Wesen des gesellschaftlichen Rechts. Wer durch sie entwürdigt ist, verachtet sich selber, und haßet den, der es nicht thut. Wenn vom Recht die Rede ist, so spricht er, wir haben ja zu eßen und zu trinken und schöne Häuser; wenn vom Volk die Rede ist, so fragt er: was ist das? Das Menschengeschlecht, meint er, sei die Geldkiste, Freiheit, alles was einträgt und alles was wohlthut, Sklaverei, alles was kostet und alles was wehthut. Mein Geschlecht verbindet in diesem Zustand die ekelhafteste Großsprecherei mit der tiefsten Niederträchtigkeit. Belastet mit Fluch des bürgerlichen Jochs, ohne bürgerliche Kraft, entblößt von irgend einem stärkenden Gefühl einer befriedigenden Selbstständigkeit, tanzt es dann, den Ring an der Nase ums Brot, bückt sich, kniet und purzelt vor dem Mann, der es diesen Diensttanz mit dem Prügel in der Hand gelehrt hat. Der Mensch ist ohne Wohlwollen gegen sein Geschlecht; wenn von der Noth seiner Kinder die Rede ist, so sagt er, sorgen sie auch, ich habe auch müßen sorgen, und eben so wenig rührt ihn die Nachwelt, sein Geschlecht und sein Volk. Die Frage, ob der Mensch durch eine solche Erschlaffung nicht schlechter werden könne, als durch den Aufruhr, ist also, so Gott will, keine verfängliche Frage." [1]

6. Pestalozzi in Stanz. 1798.

So sehen wir Pestalozzi in den 18 Jahren (von 1780—1798) wenig oder gar nicht mit pädagogischen Unternehmungen beschäftigt, auch seine Schriften aus dieser Zeit sind vorzugsweise philosophischen und politischen Inhalts und beziehen sich nur mittelbar auf Erziehung. Die französische Revolution führte aber, wie für die Schweiz, so für Pestalozzi, eine ganz neue Epoche herbei. —

Französische Revolutionsheere drangen in das Land ein, alte Formen wurden zerbrochen, die ganze Schweiz ward in eine untheilbare Republik zusammengeschmolzen, an deren Spitze, nach dem Muster der damaligen französischen Directorialregierung, fünf Directoren standen.

1) Ebend. 43. 44. Vgl. auch S. 83.

Unter diesen war Legrand, ein Mann von einer Art, die immer seltener wird. Ich besuchte den achtzigjährigen liebenswürdigen Greis im Steinthal, wo er früher mit seinem Freund Oberlin zum Segen der dortigen Gemeinden wirksam war. Führte das Gespräch auf Volksglück, Volksbildung, Erziehung der Jugend, so ward der alte Mann jugendlich enthusiastisch bewegt und die Thränen traten ihm in die Augen.[1]

Legrand war Pestalozzis Freund; kein Wunder, da beide Männer in Gesinnung wie in enthusiastischer Thätigkeit und Hoffnung einander sehr ähnlich waren. Pestalozzi schloß sich an die neue Republik an, indem er Alles aufbot das jakobinische Element in ihr nieder zu kämpfen. Er schrieb „Ueber die gegenwärtige Lage und Stimmung der Menschheit.“ In dieser Schrift, wie in dem „Schweizer Volksblatt,“ welches er, von der Regierung veranlaßt, herausgab, drang er auf Rückkehr zur alten Ehrenfestigkeit und Frömmigkeit; Erziehung und Unterricht der Jugend führe zu diesem Ziele. — Damals erklärte er: ich will Schulmeister werden.

Legrand gieng hierauf ein; schon sollte Pestalozzi im Aargau eine Erziehungsanstalt eröffnen, als ein Kriegsunglück dazwischen trat. Am 9. September 1798 wurde Stanz in Unterwalden von den Franzosen verbrannt, der ganze Kanton ward verwüstet, eine Menge vater- und mutterlose Kinder trieben sich verlaßen und ohne Obdach herum. Legrand fordert nun Pestalozzi auf, nach Stanz zu gehen und sich der Verlaßenen anzunehmen. — Pestalozzi gieng; was er in Stanz erlebte, hat er uns selbst erzählt.[2]

Das dortige Ursulinerinnenkloster wurde ihm eingeräumt; er zog, einzig von einer Haushälterin begleitet, in dasselbe, ehe es nur zur Aufnahme von Kindern in Stand gesetzt war. Allmählich sammelte er bis 80 zum Theil elternlose, entsetzlich verwahrloste, mit Krätze und Grind behaftete, mit Ungeziefer beladene, vier- bis zehnjährige Bettelkinder um sich. Unter zehn von ihnen konnte kaum eins das Abc. Er erzählt die pädagogischen Experimente, welche er mit solchen Kindern machte, und nennt diese Experimente ein „Pulsgreifen der Kunst, die er suchte, einen ungeheuren Griff.“ „Ein Sehender, fügt er hinzu, hätte ihn gewis nicht gewagt, ich war zum Glücke blind, sonst hätte ich ihn auch nicht gewagt.“[3]

Unter den schwierigsten Umständen wollte er z. B. durch seinen

1) Charaktere der Art zählt unsere Zeit leider dem Don Quixote zu.
2) Pestalozzi und seine Anstalt in Stanz. P. Schriften Th. 9.
3) Wie Gertrud 2c. S. 13.

Versuch beweisen, daß die Vorzüge, welche die häusliche Erziehung hat, von der öffentlichen müßten nachgeahmt werden.

Er gab den Kindern keinen eigentlichen Religionsunterricht; als Reformirter und zugleich als Anhänger der neuen Regierung den katholischen Eltern verdächtig, durfte er es nicht; wenn aber das Leben eine Gelegenheit herbeiführte, so machte er ethische Nutzanwendungen. Das Lernen suchte er, wie früher in Neuhof, mit dem Arbeiten, die Unterrichts- mit der Industrieanstalt zu verbinden und beides in einander zu schmelzen. Doch ward ihm klar, dieser Verschmelzung müße die Elementarbildung des Lernens gesondert von der des Arbeitens, vorangehen. Hier in Stanz war es auch, wo Pestalozzi, aus Mangel anderweitiger Gehilfen, Kinder durch Kinder unterrichten ließ, eine Weise, auf welche Lancaster gleichfalls durch die, vom Lehrer nicht zu bewältigende Kindermenge geführt wurde.[1] Das Ehrgefühl der Kinder erwachte hierdurch, bemerkt Pestalozzi nicht misbilligend; eine Aeußerung, welche seiner Ansicht: das Monitorengeschäft gehe aus einer, der geschwisterlichen Liebe ähnlichen Gesinnung hervor, sehr widerspricht.

Ein Zweites, das gegenwärtig in unzähligen Elementarschulen nachgeahmt wird, versuchte Pestalozzi ebenfalls hier in Stanz, nämlich von einer Menge Kinder denselben Satz sylbenweise einstimmig aussprechen zu laßen.[2] „Die Verwirrung der nachsprechenden Menge, sagt er, führte mich auf das Bedürfnis des Taktes und der Takt erhöhte den Eindruck der Lehre.“

Was Pestalozzi in Lienhard und Gertrud angeregt, wiederholt er in seinem Aufsatze über die stanzer Anstalt. „Mein Zweck war, heißt es, die Vereinfachung aller Lehrmittel so weit zu treiben, daß jeder gemeine Mensch leicht dahin zu bringen sein könne, seine Kinder zu lehren, und allmählich die Schulen nach und nach für die ersten Elemente beinahe überflüßig zu machen. Wie die Mutter die erste Nährerin des Physischen ihres Kindes ist, so soll sie auch von Gottes wegen, seine erste geistige Nährerin sein; und ich achte die Uebel, die durch das zu frühe Schulen und alles das, was an den Kindern außer der Wohn-

1) Lancasters Monitoren, d. i. lehrende und beaufsichtigende Kinder. „Damals (1798) sprach noch kein Mensch vom enseignement mutuel“ sagt Pestalozzi. (Schwanengesang 288.)

2) Das Zusammenlesen und Zusammensprechen der Schüler war schon früher in den österreichischen Schulen eingeführt.

stube gekünstelt wird, erzeugt worden sind, sehr groß. Jener Zeitpunkt nähert sich, sobald wir den Unterricht so vereinfachen werden, daß jede Mutter ohne fremde Hülfe selbst lehren und dadurch zugleich immer selbst lernend fortschreiten kann.“[1]

Ich verweise auf Pestalozzis eigene Schilderung seiner seltsamen, gewaltsamen Wirksamkeit in Stanz, wo er nicht bloß Lehrer und Erzieher von 80 Kindern, sondern zugleich, wie er sagt, Zahlmeister, Hausknecht, und fast Dienstmagd war. Krankheiten brachen überdieß unter den Kindern aus, die Eltern bezeigten sich unverschämt undankbar. — Pestalozzi wäre den Anstrengungen unterlegen, hätten ihn nicht am 8. Juni 1799 die Franzosen befreit, welche, von den Oestreichern gedrängt, nach Stanz kamen und die Nebengebäude des Klosters in ein Militärspital verwandelten. Er entließ deshalb die Kinder zu den Ihrigen, und gieng selbst, um sich zu erholen, auf den Gurnigel.[2] Nur 22 Kinder blieben, und wurden, „wenn auch nicht in Pestalozzis Geist, doch mit Sorgfalt und mit mehr Ordnung und Reinlichkeit gepflegt, gelehrt und erzogen, unter der Leitung des Herrn Pfarrer Businger.“[3]

„Ich fand, schreibt Pestalozzi, im Gurnigel Tage der Erholung. Ich hatte sie nöthig; es ist ein Wunder, daß ich noch lebe. Ich vergeße diese Tage nicht, so lange ich lebe: sie retteten mich, aber ich konnte nicht leben ohne mein Werk.“[4]

Das nothgedrungene Aufgeben der stanzer Anstalt ward Pestalozzi sehr verübelt. „Man sagte mir ins Gesicht, schreibt er: Es sei eine Thorheit um deswillen, daß ein Mensch in seinen dreißiger Jahren etwas vernünftiges geschrieben, ihm darum auch zuzutrauen, daß er in seinen fünfziger Jahren etwas vernünftiges thun werde. Ich brüte über einen schönen Traum.“[5]

Pestalozzi kam vom Gurnigel herab; auf den Rath des Oberrichter Schnell gieng er nach Burgdorf, der zweiten Stadt im Kanton Bern.

1) In ganz entgegengesetztem Sinne errichtet und führt man viele Kleinkinderschulen.
2) Im berner Oberlande. Es ist dort eine Heilquelle.
3) Worte Herrn Heußlers. S. 29.
4) Wie Gertrud. 21.
5) Ebend. 22.

7. Pestalozzi in Burgdorf. „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt." 1799—1804.

Durch wohlwollende Gönner erhielt er die Erlaubnis hier in den untersten Lehrschulen zu unterrichten.[1] Viele waren gegen ihn. Der Schulmeister glaubte: Pestalozzi wolle seine Stelle an sich reißen; das Gerücht verbreitete sich, der heidelberger Katechismus sei in Gefahr, „man raunte sich in die Ohren, erzählt Pestalozzi, ich könne selber nicht schreiben, nicht rechnen und nicht einmal recht lesen. Es ist an den Gaßengereden nicht immer alles unwahr, fügt er hinzu, ich konnte wirklich weder recht schreiben, noch lesen, noch rechnen."[2]

Pestalozzi verfolgte hier, so weit es die Schulordnung zuließ, die in Stanz begonnenen Experimente im Elementarunterricht. Der Vollziehungsrath Glayre, dem er seine Tendenz darzulegen versuchte, sagte ihm das ominöse Wort: „Vous voulez méchaniser l'éducation." Er traf, bemerkt Pestalozzi den Nagel auf den Kopf, und legte mir bestimmt das Wort in den Mund, welches das Wesen meines Zweckes und aller seiner Mittel bezeichnete."[3]

Kein volles Jahr war Pestalozzi burgdorfer Schulmeister, als er seine Brust angegriffen fühlte, er gab die Stelle auf und eine neue Lebensepoche begann für ihn.

Fischer, Secretär des helvetischen Ministers für den öffentlichen Unterricht, wollte auf dem Burgdorfer Schloße ein Schulmeisterseminar gründen, starb aber vor der Ausführung. Er hatte, diesen Zweck im Auge, Krüsi nach Burgdorf gezogen, der aus Gaiß in Appenzell gebürtig, schon im 18ten Jahre dort Schullehrer ward, und von da im Jahre 1799 mit 28 Kindern auswanderte.[4] Nun that Pestalozzi an Krüsi den Vorschlag, mit ihm eine Erziehungsanstalt zu stiften; Krüsi gieng gern darauf ein, durch ihn trat Tobler, welcher seit 5 Jahren

1) In der sogenannten Lehrgottenschule, in welcher 4—8jährige Kinder unter der obersten Leitung eines Frauenzimmers, Lehrgotte genannt, im Lesen und Schreiben Unterricht erhielten. Gotte heißt im Schweizerischen so viel als Pathin; es liegt daher in dem uns fast komisch klingenden Ausdruck der schöne Sinn, daß die Lehrerin der Kinder als Stellvertreterin der Mutter, als Pathin derselben zu betrachten sei. (Anm. des Hrn. D. Mönnich.)

2) Wie Gertrud. 26.

3) Ebend. 32.

4) Von dieser Auswanderung weiterhin mehr.

in Basel Hauslehrer war, durch Tobler Buß aus Tübingen hinzu; mit diesen 3 Gehilfen eröffnete Pestalozzi die Anstalt im Winter 1800.

In Burgdorf war es, wo er am 1. Januar 1801 ein Werk begann, welches mit der „Abendstunde" und „Lienhard u. Gertrud" unter allen seinen Schriften hervorragt.

Es führt den seltsamen Titel: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, ein Versuch den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten." Der Titel möge nicht irre leiten; das Buch ist nichts weniger als eine Anleitung für Mütter.

Wie auf dem Titel gehn innere Widersprüche durch das ganze Buch, daher die Charakteristik desselben eine sehr schwierige Aufgabe ist, welche sich fast nur dadurch lösen läßt, daß man es in seine Elemente zerlegt. —

Nichts ist ergreifender, als wenn der Verfaßer von der Sehnsucht seines ganzen Lebens: dem armen Volke zu helfen, spricht, von seiner Unfähigkeit dieser Sehnsucht zu genügen, seinen vielen Misgriffen und der Verzweiflung über sich selbst. Wenn er dann demüthig Gott dankt, der ihn erhalten, als er sich selbst wegwarf und ihn noch im Alter in eine beßere Zukunft blicken ließ. Man kann nichts herzergreifenderes lesen. — Das zweite Element dieses Buchs ist ein ingrimmiger fulminanter Kampf gegen die Sünden und Gebrechen seiner Zeit; im Sturmschritt greift er an und wirft Alles vor sich her mit unwiderstehlicher Gewalt der Wahrheit. Vorzüglich wendet er sich gegen die fundamentlose Bildung unserer Zeit, besonders in den höhern Ständen. „Armselige Wortmenschen, nennt er sie, durch die Künste ihres unnatürlichen Ganges unfähig gemacht zu empfinden, daß sie selber auf Stelzen stehen und darum von ihren elenden hölzernen Beinen herabsteigen müßen, um auch nur mit gleicher Kraft wie das Volk auf Gottes Boden zu stehen."[1]

An einer andern Stelle eifert Pestalozzi gegen alle Bildung des jetzigen Geschlechts. „Es opfert, sagt er, das Wesen aller Lehre dem Wirrwarr isolirter einzelner Lehren auf, und mit Auftischung aller Arten von Brockenwahrheiten tödtet es den Geist der Wahrheit selber, und löscht die Kraft der Selbständigkeit, die auf ihr ruhet, im Menschengeschlecht aus. Ich habe gefunden, und es lag mir offen am Tage,

1) Wie Gertrud. 248.

daß dieses Unterrichtswesen seine einzelne Mittel weder auf Elementargrundsätze noch auf Elementarformen zurückführt. Europa mußte seines Volksunterrichtes wegen in den Irrthum oder vielmehr in den Wahnsinn sinken, dem es wirklich unterlag. Es erhob sich auf der einen Seite zu einer riesenmäßigen Höhe einzelner Künste, und verlor auf der andern Seite alle Fundamente der Naturführung für sein ganzes Geschlecht. So hoch stand auf der einen Seite noch kein Welttheil, aber auch so tief ist auf der andern Seite noch keiner gesunken; er gränzt mit dem goldenen Haupt seiner einzelnen Künste, wie das Bild des Propheten, bis an die Wolken; aber der Volksunterricht, der das Fundament dieses goldenen Kopfes sein sollte, ist dagegen allenthalben, wie die Füße dieses gigantischen Bildes, der elendeste, zerbrechlichste, nichtswürdigste Koth." [1]

Vorzüglich schuldet er wegen dieses Misverhältnisses unserer Cultur — die Buchdruckerkunst, wodurch die Augen zu Buchstabenaugen, die Menschen zu Buchstabenmenschen geworden.

Ueberall kommt er auf das fundamentlose Maulbrauchen, auf das Reden ohne Hintergrund. „Das Maulwaschen unserer Zeit, sagt er, hängt zu sehr mit dem Brotverdienst und den Gewohnheitsanhänglichkeiten von Zehntausenden und Hunderttausenden zusammen, als daß es nicht lange, lange gehen müßte, ehe unsere Zeit-Menschen Wahrheiten, die so sehr ihren sinnlichen Verhärtungen entgegenstehen, mit Lieb auf ihren Schooß nehmen werden. Da wo die Grundkräfte des menschlichen Geistes schlafend gelaßen, und auf die schlafenden Kräfte Worte gepfropft werden, — da bildet man Träumer, die um so schattenhafter träumen, als die Worte groß und anspruchsvoll waren, die auf ihr elendes gähnendes Wesen aufgepfropft worden sind. Solche Zöglinge träumen dann freilich auch alles andere eher, als — daß sie träumen und schlafen, aber alle Wachenden um sie her fühlen ihre Anmaßungen und halten sie — wenns gut geht — für Nachtwandler."

„Das grundlose Wortgepränge einer solchen fundamentlosen Weisheit erzeugt Menschen, die sich in allen Fächern am Ziele glauben, weil ihr Leben ein mühseliges Geschwätz von diesem Ziele ist, aber sie bringen es nie dahin, darnach zu laufen, weil es durch ihr Leben niemals in

1) Ebend. 273—275.

ihrer Anschauung jenen anziehenden Reiz hatte, der wesentlich nothwendig ist, irgend eine menschliche Anstrengung zu erzeugen. Unser Zeitalter ist voll solcher Menschen und es liegt an einer Weisheit krank, die uns zum Ziel des Wißens, wie Krüppel auf die Rennbahn, pro forma hinträgt, ohne daß sie dieses Ziel jemals zu ihrem Ziele machen könnte, ehe ihre Füße curirt worden sind." [1]

An andern Stellen greift er die Regierungen an, denen das Volksheil gleichgiltig sei. [2] „Das Volk Europas, sagt er, ist vaterlos und elend, die meisten von denen, die ihm nahe genug stehen, um ihm helfen zu können, haben immer etwas ganz anders zu thun, als daran zu denken, was sein Heil sei."

Von diesem zweiten, dem polemischen Element des Werks, gehe ich zum dritten über, zu dem Positiven, was Pestalozzi an die Stelle der falschen Bildung unserer Zeit stellen will. Aus jenen mitgetheilten polemischen Stellen könnte man dieß schon einigermaßen ahnen.

Er gibt die Aufgabe, welche er sich setzte, so an. „Ich gieng in den empirischen Nachforschungen über meinen Gegenstand von keinem positiven Lehrbegriff aus; ich kannte keinen, und fragte mich ganz einfach: Was würdest du thun, wenn du einem einzelnen Kinde den ganzen Umfang derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten beibringen wolltest, die es nothwendig bedarf, um durch eine gute Besorgung seiner wesentlichsten Angelegenheiten, zur innern Zufriedenheit mit sich selbst zu gelangen." [3]

Kenntnisse und Fertigkeiten sind also der wichtigste Gegenstand des Werkes, besonders die Beantwortung der Fragen: welche Kenntnisse und Fertigkeiten sind den Kindern nothwendig, und wie bringt man ihnen diese bei? Es handelt sich von einem klaren pädagogischen Ziele und dem Wege zu diesem Ziele.

Doch ist von Fertigkeiten verhältnismäßig nur sehr wenig die Rede, so hoch Pestalozzi dieselben auch hält. „Das schrecklichste Geschenk, sagt [4] er, das ein feindlicher Genius dem Zeitalter machte, sind vielleicht Kenntnisse ohne Fertigkeiten." — Aber der Begriff der Fertigkeiten und die Methode sie zu erlangen, scheinen Pestalozzi noch unklar gewesen zu sein.

Dagegen ist die Region der Kenntnisse seine Heimat, hier Anfang, Weg und Ziel anzugeben, Hauptaufgabe seines Werks.

1) Ebend. 311. — 2) Ebend. 339. — 3) Ebend. 334. — 4) Ebend. 335.

Seine Polemik gegen das fundamentlose Sprechen zeigt darauf hin, daß er ein Fundament gesucht und gefunden habe, eine reale Wurzel des Baums, dessen geistige Blüten Worte sind.

Das A aller Kenntnisse ist ihm die Anschauung, das letzte Ziel: der deutliche Begriff. Er sagt:

„Wenn ich zurücksehe und mich frage: was habe ich denn eigentlich für das Wesen des menschlichen Unterrichts geleistet? — so finde ich: ich habe den höchsten obersten Grundsatz des Unterrichts in der Anerkennung der Anschauung, als dem absoluten Fundament aller Erkenntnis festgesetzt und mit Beseitigung aller einzeln Lehren, das Wesen der Lehre selbst und die Urform aufzufinden gesucht, durch welche die Ausbildung unsers Geschlechts durch die Natur selber bestimmt werden muß.“ [1]

An einer andern Stelle verlangt Pestalozzi die Anerkennung, [2] „daß die Anschauung das absolute Fundament aller Erkenntnis sei, mit andern Worten, daß jede Erkenntnis von der Anschauung ausgehen und auf sie müße zurückgeführt werden können.“

Was versteht er aber unter Anschauung? „Sie ist, sagt er, nichts anders, als das bloße vor den Sinnen stehen der äußern Gegenstände und die bloße Regemachung des Bewußtseins ihres Eindrucks.“ [3] „Vor den Sinnen“ vornehmlich vor den Augen; das Sichtbare waltet vor. Doch soll auch dem Ohr sein Recht geschehen. „Das einfache vor die Ohren bringen der Töne, sagt Pestalozzi, und die bloße Regemachung des Bewußtseins ihres Eindrucks durch das Gehör ist für das Kind so gut Anschauung, als das einfache vor Augenstellen der Gegenstände, und die bloße Regemachung des Bewußtseins durch ihren Eindruck auf den Sinn des Gesichts.“ [4]

Aus dem Buchstabirbuch soll daher dem Kinde die Reihenfolge der Töne, die zum Fundament seiner Sprachkenntnisse dienen, vor den Sinn des Gehörs gebracht werden, wie es aus dem Buch der Mütter die sichtbaren Gegenstände kennen lernt.

Anschauung wäre hiernach wohl Alles was der Mensch durch Auge und Ohr in sich aufnimmt.

Sind nach Pestalozzi die übrigen Sinne ausgeschloßen? Nein, denn er spricht öfters von den Eindrücken der fünf Sinne, sagt: unser Verstand faße die Eindrücke, welche die Sinnlichkeit von der Natur em-

1) Wie Gertrud rc. 272. — 2) Ebend. 282. — 3) Ebend. 283. — 4) Ebend. 288.

pfängt in seiner Vorstellung zur Einheit, zu einem Begriff auf, und entwickle dann diesen Begriff zur Deutlichkeit.[1] Und an einer andern Stelle: die mechanische Form alles Unterrichts sei den ewigen Gesetzen zu unterwerfen, nach welchen sich der menschliche Geist von sinnlichen Anschauungen zu deutlichen Begriffen erhebt.[2]

Wiederholt charakterisirt Pestalozzi diesen Erhebungsprozeß.

Vor allem müße der Anfangspunkt desselben, die Anschauung ins Auge gefaßt werden.[3] Man habe drauf zu sehen, daß die Gegenstände von den Kindern einzeln, nicht in dämmernder Ferne, sondern klar in der Nähe betrachtet würden,[4] dann daß sie charakteristische, nicht abnorme Exemplare — solche welche den Begriff des Dinges, dessen wesentliche Eigenschaften charakterisirten — zu sehen bekämen. So würde z. B. ein lahmer, einäugiger, sechsfingriger Mensch nicht geeignet sein, um den Begriff des menschlichen Leibes zu repräsentiren.

Aus[5] der Anschauung eines Dinges entspringe zunächst die Benennung desselben, von der Benennung gehe man zur Bestimmung seiner Eigenschaften, d. i. zur Beschreibung über; aus der klaren Beschreibung entwickle sich zuletzt die Definition, der deutliche Begriff desselben. Dieß letzte Ausreifen des Ziels alles Unterrichts, hänge wesentlich von der vollendeten Kraft seines ersten Entkeimens, von der Weisheit in der Führung zur Anschauung ab. Anschauungslose Definitionen erzeugten eine schwammigte, fundamentlose Weisheit.

Glaubt man nun Pestalozzis Gang begriffen zu haben, so führt er uns von neuem ins Ungewisse hinsichtlich des Begriffs Anschauung.

Er erzählt:[6] erst vor Kurzem sei ihm der Gedanke gekommen, „daß alle unsere Erkenntnis von Zahl, Form und Wort ausgehe." — Von diesem[7] dreifachen Fundamente müße die Kunst ausgehen und

1) „die Kinder lehren, jeden Gegenstand, der ihnen zum Bewußtsein gebracht ist, als Einheit, d. i. von denen gesondert, mit denen er verbunden erscheint, ins Auge zu faßen.

2) Sie die Form eines jeden Gegenstandes, d. i. sein Maß und sein Verhältnis kennen zu lehren.

3) Sie so früh als möglich, mit dem ganzen Umfange der Worte und Namen aller von ihnen erkannten Gegenstände bekannt zu machen."

1) Ebend. 158. — 2) Ebend. 135. — 3) Ebend. 313. — 4) Ebend. 160. 161. 5) Ebend. 313. — 6) Ebend. 162. — 7) Ebend. 165.

Schwierig war Pestalozzi jedoch die Frage: „warum sind alle Beschaffenheiten der Dinge, welche uns durch die fünf Sinne bekannt werden, nicht eben so Elementarpunkte unserer Erkenntnis, wie Zahl, Form und Namen?“ Er antwortet: „alle möglichen Gegenstände haben unbedingt Zahl, Form und Namen, die übrigen Eigenschaften aber, die durch die fünf Sinne erkannt werden, besitzt kein Gegenstand so mit allen andern gemein, sondern nur mit dem einen diese, mit dem andern jene.“

Pestalozzi hat nur an das Sichtbare gedacht, da er die Form als eine alles und jedes umfaßende Kategorie bezeichnete, wie dieß die weitere Ausführung seiner Formenlehre zeigt, welche es zunächst mit dem Ausmeßen sichtbarer Dinge zu thun hat.

Es gibt aber unzählige Anschauungen, welche gar nichts mit Form und Zahl zu schaffen haben, z. B. Honig schmecken, Rosen riechen ꝛc.

Dieß Herausheben von Form und Zahl ward Veranlaßung zu einer neuen Bearbeitung der Geometrie und Arithmetik. Jene wurde späterhin in Formen- und Raumlehre getrennt, da man Gestalt und Größe (mathematische Qualität und Quantität) jede für sich ins Auge faßte, mit Pestalozzi an die Formenlehre das Zeichnen, an dieses wiederum die Schreibkunst anschloß. [1]

Wie stund es aber um die Anschauung als Fundament alles Begreifens, wenn Pestalozzi einseitig Form und Zahl mit Hintansetzung aller andern Qualitäten hervorhob? Gesetzt man gibt dem Kinde einen Glaswürfel und es bemerkt an demselben nichts als eben die Würfelform, und zum Ueberfluß die Zahl, daß es Ein Würfel ist — so unterscheidet sich hiernach dieser Glaswürfel in nichts von einem Holzwürfel. Muß ich aber andere Eigenschaften, als: Farbe, Durchsichtigkeit Schwere ꝛc. berücksichtigen, um den Glaswürfel in seiner Totalität auffaßen und so beschreiben zu können, daß er von jedem andern Würfel mit Sicherheit zu unterscheiden sei, dann muß ich auch nicht bloß Form und Zahl, sondern alle sinnlichen Eigenschaften, als Elemente totaler sinnlicher Anschauungen ins Auge faßen. —

Die Sprache endlich hat mit der Anschauung selbst nichts zu thun, warum sollte ich nicht eine vollkommene Anschauung eines namenlosen Dinges haben können, z. B. einer bis dahin unbekannten und unbenannten

1) Hiervon ein mehreres, wenn ich vom mathematischen Unterricht handeln werde.

Pflanze? Die Sprache gibt nur den Ausdruck für die sinnlichen Eindrücke, in ihr spiegelt sich die ganze Welt der Anschauungen ab. „Sie[1] ist, sagt Pestalozzi richtig, Rückgabe aller Eindrücke, welche die Natur in ihrem ganzen Umfange auf unser Geschlecht gemacht hat.“ Aber wie fährt er fort! — „also benutze ich sie, und suche am Faden ihrer ausgesprochenen Töne beim Kinde eben die Eindrücke selbst wieder hervorzubringen, welche beim Menschengeschlechte diese Töne gebildet und veranlaßet haben. Das Geschenk der Sprache ist groß. Sie gibt dem Kinde in einem Augenblicke, wozu die Natur Jahrtausende brauchte, um es dem Menschen zu geben.“

Auf solche Weise wäre jedes Kind ein reicher Erbe der Vorwelt, ohne alle Mühe des Erwerbens; Worte wären liquide zahlbare Anweisungen auf das durch sie Bezeichnete. — Aber Natur und Geschichte protestiren gegen die Zahlung und geben nur dem der da hat. — Protestirt doch Pestalozzi selbst wiederholt dagegen! „Das Christenvolk unsers Welttheils, sagt er, ist in diese Tiefe gesunken, weil man in seinen niedern Schulanstalten leeren Worten ein Gewicht auf den menschlichen Geist gegeben, das nicht nur die Eindrücke der Natur selber verschlang, sondern sogar die innere Empfänglichkeit für diese Eindrücke im Menschen selber zerstörte.“[2]

Pestalozzis weitere Behandlung des Sprachunterrichts beweist klar, daß er mit sich selbst im Widerspruche dem Worte wirklich eine magische Kraft zuschreibt, daß er es mehr oder minder an die Stelle der Anschauung setzt, und — mit Wolke zu reden — das Spiegelbild eines Dinges mit dem Dinge selbst gleichstellt. — Ich will diesen Misgriff Pestalozzis, da er vom größten Einfluß ist, näher charakterisiren. Beim Sprachunterricht beginnt er mit der Tonlehre, ihr folgt die Wortlehre, dieser die Sprachlehre.

1) Tonlehre. [3]„Das Buchstabirbuch, sagt Pestalozzi, muß die Töne, aus denen die Sprache besteht, in ihrem ganzen Umfang enthalten, und sollte in jeder Haushaltung von dem Buchstabirkinde, das

1) Wie Gertrud. 215. Ich will hier unberührt laßen, daß die Sprache nicht bloß eine lebendige Abspiegelung der Natur, der äußern Welt der Erscheinungen, sondern auch des innern Menschen ist, und daß das Wort selbst Object der Anschauung sein und besprochen werden könne.

2) Ebend. 218.

3) Ebend. 171.

sich hierin übt, wie von den Müttern in Gegenwart des Kindes in der Wiege täglich repetirt werden, damit das Bewußtsein dieser Töne dem letzteren durch die öftere Wiederholung tief eingeprägt und ihm unvergeßlich gemacht werde, ehe es noch im Stande ist, einen einzelnen nachzusprechen. Es stellt sich niemand vor, in welchem Grade das Vorsprechen dieser einzelnen Töne ba, ba, ba, da, da, da, ma, ma, ma, la, la, la 2c. die Aufmerksamkeit unmündiger Kinder rege macht und für sie Reiz hat."

So haben die Kinder in der Wiege vor dem Elementarlehren keine Ruhe, solch Gepapel und Geplärr: ba, ba, ba 2c., das sind die schönen Wiegenlieder, vor welchen des Säuglings Schutzengel davon laufen möchten.

Sobald das Kind sprechen lernt, soll es „täglich einige Reihen dieser Töne nachsagen," dann folgen Buchstabirübungen. —

2) „Wortlehre oder vielmehr Namenlehre."[1] Im Buche der Mütter kommen, nach Pestalozzi, „die wesentlichsten Gegenstände der Welt zur Sprache."

„Die Namenlehre besteht in Reihenfolgen von Namen der bedeutendsten Gegenstände aus allen Fächern des Naturreichs, der Geschichte und der Erdbeschreibung, der menschlichen Berufe und Verhältnisse. Diese Wörterreihen werden dem Kinde als bloße Uebung im Lesenlehren immediat nach Beendigung seines Buchstabirbuchs in die Hand gegeben; und die Erfahrung hat mir bewiesen, daß es möglich ist, die Kinder diese Namenreihen bloß in der Zeit, welche erfordert wird, die Kraft des Lesens in ihnen zur vollen Reifung zu bringen, bis zum vollkommen Auswendigkönnen geläufig zu machen; der Gewinn eines, in diesem Zeitpunkte so weit vollendeten Bewußtseins so vielseitiger und umfassender Namenreihen ist für die Erleichterung des späteren Unterrichts für die Kinder unermeßlich."

Hier ist auch nicht entfernt berührt, daß die Kinder die benannten Dinge kennten, an die Stelle der Anschauungen treten Worte, pure Worte.

3) Sprachlehre. Das letzte Ziel der Sprache ist, nach Pestalozzi,[2] uns von dunkeln Anschauungen zu deutlichen Begriffen zu führen, und zwar so: 1) „erkennen wir einen Gegenstand im allgemeinen, und

1) Ebend. 182—183.
2) Ebend. 187.

benennen ihn als Einheit, als Gegenstand. 2) Wir werden uns allmählich seiner Merkmale bewußt und lernen diese benennen. 3) Wir erhalten durch die Sprache die Kraft, diese Beschaffenheiten der Gegenstände durch Zeit- und Nebenwörter näher zu bestimmen."

Das Erste, das Benennen der Gegenstände ist, wie wir sahen, Object der pestalozzischen Namenlehre, jedoch, näher betrachtet, nicht das aus dem Erkennen entspringende Benennen, sondern die Namen an und für sich sind es.

Wenn Pestalozzi bei der zweiten Operation, dem Bewußtwerden und Benennen der Merkmale,[1] den Kindern „Aal" hinschreibt und dazu die Merkmale „schlüpfrig, wurmförmig, lederhäutig," so werden die Kinder sich keineswegs durch Betrachtung eines Aals seiner Merkmale bewußt, und lernen sie benennen, vielmehr bekommen sie nur Adjectiva zu dem Substantiv Aal. Vom Prozeß, wie diese Beschaffenheitswörter aus dem Anschauen der Beschaffenheiten hervorgehen, ist wiederum nicht die Rede.

Noch stärker tritt diese Hintansetzung der Anschauung hervor, da Pestalozzi weiterhin[2] das zu Lernende unter folgende Rubriken theilt:

1) Erdbeschreibung. 3) Naturlehre.
2) Historie. 4) Naturgeschichte.
5) Anthropologie.

Jede dieser fünf Rubriken theilt er wieder in 40 Unterabtheilungen, so daß er 200 Unterabtheilungen erhält. Er gibt nun Reihenfolgen von Wörtern über alle diese Gegenstände in alphabetischer Ordnung, welche den Kindern „bis zur Unvergeßlichkeit" einzuprägen sind. Darnach soll diese alphabetische Nomenklatur in eine „wißenschaftliche" verwandelt werden. [3]„Ich weiß nicht, sagt Pestalozzi, ob es nöthig ist, die Sache noch mit einem Exempel zu erläutern; es scheint mir beinahe überflüßig; doch ich will es wegen der Neuheit der Form thun. Z. E. Eine von den Unterabtheilungen von Europa ist: Deutschland; nun wird dem Kinde zuerst die Oberabtheilung Deutschlands in 10 Kreise bis zur Unvergeßlichkeit geläufig gemacht; dann werden ihm die Städte Deutschlands zuerst in bloß alphabetischer Ordnung zum Lesen vorgelegt; aber

1) Ebend. 192.
2) Ebend. 195.
3) Ebend. 198—200.

zum voraus ist jede dieser Städte mit der Zahl des Kreises bezeichnet, in dem sie liegt. Sobald nun auch das Lesen dieser Städte ihnen geläufig ist, so macht man sie auf den Zusammenhang dieser Zahlen mit den Unterabtheilungen der Hauptrubriken bekannt, und das Kind ist in wenigen Stunden im Stande, die ganze Reihenfolge der Städte Deutschlands nach den Unterabtheilungen ihrer Oberrubriken zu bestimmen, wenn man ihm z. E. folgende Oerter Deutschlands mit Zahlen bestimmt vor Augen legt:

Aachen 8.	Allenbach 5.	Altensalza 10.
Aalen 3.	Allendorf 5.	Altkirchen 8.
Abenberg 4.	Allersperg 2.	Altona 10.
Aberthan 11.	Allschausen 3.	Altorf 1.
Acken 10.	Alsleben 10.	Altranstädt 9.
Adersbach 11.	Altbunzlau 11.	Altwaßer 13.
Agler 1.	Altena 8.	Alferdissen 8
Ahrbergen 10.	Altenau 10.	Amberg 2.
Aigremont 8.	Altenberg 9.	Ambras 1.
Ala 1.	Altenburg 9.	Amöneburg 6.
	Andernach 6.	

so liest es sie alle auf folgende Weise:
Aachen liegt im westphälischen Kreise,
Abenberg im fränkischen Kreise,
Acken im niedersächsischen Kreise u. s. w.

So wird das Kind offenbar in den Stand gesetzt, beim ersten Erblicken der Zahl oder des Zeichens, in welche die Oberrubrike den Gegenstand seiner Reihenfolge abtheilt, zu bestimmen, in welche Kunstansicht jedes Wort dieser Reihenfolge gehört, und so die alphabetische Nomenklatur, wie gesagt, in eine wißenschaftliche zu verwandeln."

Eine Widerlegung dieses Verfahrens ist unnöthig.[1]

Weiterhin folgt eine Anweisung, uns[2] „das Wesen, die Beschaffenheiten und die Kräfte aller Gegenstände die wir uns durch die Namenlehre zum Bewußtsein gebracht und durch die Zusammenstellung ihrer

1) Wie sind auch die ersten besten obscuren Ortsnamen aufgegriffen, als Aberthan, Ala ꝛc. Höchstens fünf von den 31 aufgeführten Orten würden in eine Schulgeographie Aufnahme verdienen. Von Karten ist nicht die Rede.

2) Ebend. 202. 203.

Namen und ihrer Beschaffenheiten auf einen gewissen Grad klar gemacht haben, noch mehr zu verdeutlichen." Die Mutter soll deshalb dem Kinde Redeübungssätze vorsagen und nachsprechen laßen. Unter diesen Sätzen sind viele, dem Kinde ganz unverständliche, z. B. der Gläubiger will bezahlt sein. Das Recht muß gehandhabet sein u. a.[1]

Es sind Redeübungen ohne irgend einen Hintergrund von Anschauung. —

* * *

Wir sahen, daß Pestalozzi vor Allem dieß ins Auge faßte: der Unterricht müße von der sinnlichen Anschauung ausgehen, aus welcher sich zuletzt der deutliche Begriff entwickle. Er sagte:[2] wir seien durch den Zauber einer Sprache geblendet, „die wir redeten, ohne von den Begriffen, die wir durch den Mund laufen ließen, irgend eine anschauliche Erkenntnis zu haben." Er bekämpft[3] „jede Wißenschaftslehre, die durch Menschen diktirt, explicirt, analysirt wird, welche nicht übereinstimmend mit den Gesetzen der Natur reden und denken gelernt haben," deren „Definitionen wie ein Deus ex machina in die Seele gezaubert oder wie durch Theater-Soufleurs in die Ohren geblasen werden muß," wodurch die Menschen „zu einer elenden Komödiantenbildungsmanier versinken." Er eifert gegen die [4]„anschauungslosen Definitionen." [5]„Definitionen, sagt er, sind der einfachste und reinste Ausdruck deut-

1) Ebend. 210. Die gegebenen Beschreibungen sinnlicher Gegenstände, welche ebenfalls zum Verdeutlichen beitragen sollen, möchten weder dazu, noch an sich genügen. Z. B. „Liegen ist mit seinem in eine Horizontalstellung gebrachten Körper auf irgend etwas ruhen."

2) Ebend. 302.

3) Ebend. 306.

4) Ebend. 311.

5) Ebend. 310. Pestalozzi zeigt auch kurz und wahr, daß nur unter Sachverständigen ein wahrhaftiges Verständigen durch die Rede möglich sei. „Was mir nicht ganz klar ist, sagt er, von dem kann ich nicht bestimmt sagen, wie es beschaffen ist, geschweige, was es ist; ich kann es nicht einmal beschreiben, geschweige, daß ich es definiren könnte. Wenn mir nun ein Dritter die Worte in den Mund legt, wodurch ein anderer, dem die Sache klar war, dieselbe Leuten von seinem Schlage deutlich macht, so ist sie um deswillen mir noch nicht deutlich, sondern sie ist und bleibt in so weit die deutliche Sache des andern und nicht die Meinige, als die Worte dieses Anderen, das für mich nicht sein können, was sie für ihn sind: der bestimmte Ausdruck der vollendeten Klarheit seines Begriffes." Ebend. 311.

licher Begriffe, sie enthalten aber für das Kind nur in soweit wirkliche Wahrheit, als sich dasselbe des sinnlichen Hintergrunds dieser Begriffe mit großer umfaßender Klarheit bewußt ist; wo ihm die bestimmteste Klarheit in der Anschauung eines ihm definirten sinnlichen Gegenstandes mangelt, da lernt es bloß mit Worten aus der Tasche spielen, sich selbst täuschen, und blindlings an Töne glauben, deren Klang ihm keinen Begriff beibringen oder einen andern Gedanken veranlaßen wird, als daß es eben einen Laut von sich gegeben habe.

Hinc illae lacrimae!"

Diese trefflichen Principien Pestalozzis können nicht genug beherzigt werden. Legt man sie aber als Maßstab an seine eigene Unterrichtsweise, so ergibt sichs, daß diese Weise jenen Principien schnurstracks zuwider läuft. Nicht mit Anschauung beginnt er, sondern mit Worten; Substantiva sind ihm statt der Anschauung von Dingen, Adjectiva statt der Anschauung dinglicher Eigenschaften. So mit dem Worte, statt mit der Anschauung beginnend, muß seine Polemik gegen die leere Wortweisheit auch seine eigene Unterrichtsweise treffen. Fichte[3] sagt sehr treffend in Bezug auf Pestalozzis Ansicht: „Im Felde der objectiven Erkenntnis, die auf äußere Gegenstände geht, fügt die Bekanntschaft mit dem Wortzeichen der Deutlichkeit und Bestimmtheit der innern Erkenntnis, für den Erkennenden selbst durchaus nichts hinzu, sondern sie erhebt dieselbe bloß in den völlig verschiedenen Kreis der Mittheilbarkeit für andere. Die Klarheit jener Erkenntnis beruht gänzlich auf der Anschauung, und dasjenige, was man nach Belieben in allen seinen Theilen, gerade so wie es wirklich ist, in der Einbildungskraft wieder erzeugen kann, ist vollkommen erkannt, ob man nun dazu ein Wort habe oder nicht. Wir sind sogar der Ueberzeugung, daß jene Vollendung der Anschauung der Bekanntschaft mit dem Wortzeichen voraus gehen müße, und daß der umgekehrte Weg gerade in jene Schatten- und Nebelwelt, und in das frühe Maulbrauchen, welche beide Pestalozzin mit Recht so verhaßt sind, führe, ja, daß der, der nur je eher je lieber das Wort wißen will, und der seine Erkenntnisse für vermehrt hält, so bald er es weiß, eben in jener Nebelwelt lebt, und bloß um deren Erweiterung bekümmert ist."

3) Reden an die deutsche Nation. S. 170.

Wir hätten von Pestalozzi Belehrung erwartet; einmal, wie man die Sinne der Kinder üben und zum klaren Auffaßen der Dinge geschickt machen solle; dann: wie sie die sinnlichen Eindrücke sprachlich ausdrücken, die stummen Anschauungen in Worte übersetzen sollen. —

Doch Pestalozzi gibt einige Winke, insbesondere wie der Naturunterricht methodisch zu betreiben sei. Nicht[1] in den Wald und auf Wiesen müße man das Kind gehen laßen, sagt er, um Bäume und Kräuter kennen zu lernen, „Bäume und Kräuter stehen hier nicht in den Reihenfolgen, welche die geschicktesten sind, das Wesen einer jeden Gattung anschaulich zu machen, und durch den ersten Eindruck des Gegenstandes zur allgemeinen Kenntnis des Faches vorzubereiten." — Es würde mich hier zu weit führen, wollte ich diese — ich habe beim besten Willen kein beßeres Wort dafür — diese überschwengliche, methodische Pedanterei widerlegen,[2] gegen welche sich schon jedes frische, für die Schönheit der Natur empfängliche Gemüth mit richtigem Takt sträubt.

Wenn aber in dem vorliegenden Werke, „wie Gertrud ihre Kinder lehrt," nichts näheres über Sinnenbildung und der aus ihr erwachsenden Sprachbildung gesagt ist, so verweist Pestalozzi in dieser Hinsicht auf sein „Buch der Mütter." Die Ansicht: das Lernen des Kindes müße mit dem ihm Nahen beginnen, scheint ihn auf den Gedanken gebracht zu haben: nichts sinnliches sei dem Kinde näher, als sein eigener Leib, darum müße es mit dessen Betrachtung anfangen. Das Buch der Mütter beschreibt nun den Leib und alle seine Glieder und Theile der Glieder bis ins Einzelnste. Wenige Menschen — von Aerzten schweige ich — möchten ihren Leib so genau kennen, wie das Kind ihn kennen lernen soll, wenige verstehen, was etwa mit folgendem gemeint sei: „Die mittleren Zeigefingerknöchel liegen außen an den mittleren Zeigefingergelenken, zwischen den hintern und mittleren Gliedern der Zeigefinger" ꝛc. Die Mutter soll das Buch mit dem Kinde wörtlich, mit steter Hinweisung auf des Kindes Leib, durchgehen.

Ich behalte mir vor über dieß Buch wie über andere sogenannte Uebungen der Anschauung mehr zu sagen, wenn ich von Sinnenbildung spreche. Ich werde zu zeigen suchen, daß es ein großer Misgriff Pesta-

1) Ebend. 316.

2) Schon früher habe ich mich hierüber in meinen „Vermischten Schriften" (Th. 2. S. 110) erklärt, worauf ich verweise.

lozzis war, des Kindes Leib als erstes Object herauszuwählen, an welchem es sein Auge und sein Sprechen üben könne, und daß überhaupt die sogenannten Uebungen der Anschauung Pestalozzis und seiner Schule eigentlich als Redeübungen betrachtet werden müßen, bei denen man vielmehr darauf ausgeht, den Kindern Worte und Sätze beizubringen, als einen klaren, bleibenden Eindruck und eine wahrhaftige Kenntnis der besprochenen Dinge. Wer gestern einen Menschen sah und sein Bild innerlich so fest auffaßte, daß er ihn heute nach der innern Anschauung malen könnte — wer eine Melodie, die er gestern hörte, heute aus dem Kopfe richtig singen kann — wer gestern Eßig roch und ihm heute bei der Erinnerung an den Geruch das Waßer im Munde zusammenläuft u. s. w., dessen Anschauungen sind durch eine solche Conception erprobt, wenn er sie auch nicht in Worte übersetzt.

Nie wird durch Pestalozzis und der Pestalozzianer Uebungen, wie sie in der Regel sind, solch Imaginiren der Anschauungen bewirkt werden.

Zum Schluße seines Werkes frägt Pestalozzi:[1] „Wie hängt das Wesen der Gottesverehrung mit den Grundsätzen zusammen, die ich in Rücksicht auf die Entwicklung des Menschengeschlechts im Allgemeinen für wahr angenommen habe?"

Es ist schwer ihm bei Beantwortung dieser Frage zu folgen. Alles Höhere im Menschen geht nach ihm hauptsächlich von dem Verhältnis aus, das zwischen dem unmündigen Kinde und seiner Mutter statt hat. Liebe, Vertrauen, Dank des Kindes gegen die Mutter entfaltet sich und wird später, von dem durch die Mutter ermahnten Kinde, auf Gott übergetragen. Dieß bezeichnet Pestalozzi als den einzigen Weg der Bildung zur Religiosität, und setzt dabei eine engelreine Mutter und ein ursprünglich ganz unschuldiges Kind voraus. Die Mutter soll auch das Kind als eine Heilige unter ihre Flügel nehmen, wenn es heranwächst und von der Welt, die nicht „Gottes erste Schöpfung," nicht unschuldig ist, zum Bösen gelockt wird. Mutterlose Waisen müßten nach Pestalozzi ganz ohne religiöse Bildung bleiben. Vom Vater ist gar nicht die Rede, nur einmal heißt es: er sei „an seine Werkstatt gebunden," könne sich mit dem Kinde nicht abgeben.

Kurz die Mutter wird als die Mittlerin zwischen Gott und dem Kinde

1) Ebend. 350.

hingestellt. Aber mit keinem Worte wird erwähnt, daß sie selbst eines Mittlers bedürfe; Christi Name ist im ganzen Buche nicht genannt. Daß die Mutter eine christliche Mutter sei, Glied der Kirche, daß sie dem Kinde lehre, was sie als Glied der Kirche selbst gelernt, das ist nirgends erwähnt. Die heilige Schrift wird ignorirt; aus dem eigenen Herzen schöpft die Mutter ihre Theologie. In diesem Werke herrscht also eine entschiedene Entfremdung von Christo. Wir werden aber später sehen, daß es ungerecht wäre, wollten wir Pestalozzis Religiosität nach der, in den letzten Kapiteln jenes Werks aufgestellten haltlosen Theorie ermeßen. —

Nachdem wir nun den Inhalt des in Burgdorf gewordenen und geschriebenen Buchs betrachtet, eines Buchs, welches pädagogische Fundamentalgedanken, Gedanken von der wesentlichsten Wahrheit neben den entschiedensten pädagogischen Misgriffen und Verkehrtheiten enthält, so muß es vom größten Interesse sein zu hören, wie Pestalozzi als Director seiner Anstalt und Lehrer in Burgdorf gewirkt habe. Hievon gibt uns eine kleine, aber in vieler Hinsicht höchst interessante und lesenswerthe Schrift, Nachricht.[1] Es ist dieß die „Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens von Johannes Ramsauer.“ Der Verfaßer, Sohn eines Handelsmanns, zu Herisau in Appenzell 1790 geboren, wanderte im Jahre 1800, da viele Cantone, auch Appenzell, durch die französische Revolution ganz heruntergekommen waren, nebst 44 andern Knaben von 10 bis 14 Jahren aus, und kam so nach Schleumen, unweit Burgdorf, von wo aus er zuerst die untergeordnete Stadtschule besuchte, in welcher Pestalozzi, wie erwähnt, unterrichtete. Von diesem Unterricht erzählt Ramsauer:

„Schulgerecht lernte ich da nichts, so wenig als andere Schüler; sein (Pestalozzi's) heiliger Eifer aber, seine hingebende, sich selbst ganz vergeßende Liebe, seine, sogar in die Augen der Kinder fallende, ernste gedrückte Lage machten den tiefsten Eindruck auf mich und knüpften mein kindlich dankbares Herz auf ewig an das seinige.“[2]

„Ein deutliches Bild dieser Schule zu geben ist unmöglich, daher hier nur einige Bruchstücke. In dieser Schule sollte nach Pestalozzis

1) Wenn Pestalozzi selbst von seinem Unterrichten erzählt, so vermischt er zu sehr das was er ahndete und wollte, mit dem was er wirklich that und ausführte.

2) Ramsauer 6.

Ideen, aller Unterricht ausgehen und wieder zurückgeführt werden auf Sprache, Zahl und Form. Ein eigentlicher Schulplan war nicht vorhanden, auch kein Stundenplan, weshalb sich auch Pestalozzi an keine bestimmten Stunden band, sondern meistens 2—3 Stunden dasselbe trieb. Wir waren etwa 60 Knaben und Mädchen, von 8—15 Jahren, hatten Unterricht von 8—11 Uhr Vormittags und von 2—4 Uhr Nachmittags. Aller Unterricht beschränkte sich auf Zeichnen, Rechnen und Sprachübungen. Es wurde weder gelesen noch geschrieben, daher hatten die Schüler weder Schreib- noch Lesebücher; ebensowenig wurde weder etwas Weltliches, noch etwas Geistliches auswendig gelernt. Zum Zeichnen bekamen wir weder Vorschriften, noch Bedingungen, nur Röthel und Tafeln, und während uns Pestalozzi Sätze aus der Naturgeschichte (als Sprachübungen) vorsagte, so sollten wir zu gleicher Zeit zeichnen, ‚was wir wollten.' Wir wußten aber nicht was zeichnen, daher kam es, daß die Einen Männchen und Weibchen, Andre Häuser, noch Andre Striche, Schnörkel und Arabesken, und was ihnen in den Sinn kam, zeichneten. Auch sah Pestalozzi nie nach, was wir gezeichnet, oder vielmehr geschmiert hatten, aber an den Kleidern, besonders an dem Aermel und Ellbogen konnte man allen Schülern ansehen, daß sie mit Röthel umgegangen waren. Zum Rechnen hatten wir, je zwei und zwei Schüler zusammen, eine kleine, auf Pappe gezogene Tabelle, auf der in viereckigen Feldern Punkte verzeichnet waren, die wir zählen, zusammenzählen, abziehen, mit einander multipliciren und in einander dividiren mußten. Aus diesen Uebungen bildeten Krüsi und Buß zuerst die Einheiten- und später die Bruchtabellen. Da Pestalozzi aber nur der Reihe nach vor- und nachsprechen ließ, und nie fragte, keine Aufgaben gab, so blieben diese Uebungen, die sonst sehr gut waren, ohne großen Nutzen. Er war auch nicht geduldig genug, um wiederholen zu laßen oder Fragen zu geben, auch schien er sich in seinem ungeheuern Eifer gar nicht um den einzelnen Schüler zu bekümmern. Das Beste was wir bei ihm hatten, waren die Sprachübungen, wenigstens diejenigen, die er an den Tapeten des Schulzimmers mit uns vornahm, und die wahre Anschauungsübungen waren. Diese Tapeten waren sehr alt und zerrißen und vor diese mußten wir uns oft 2—3 Stunden nach einander hinstellen und von den darauf gemalten Figuren und eingerißenen Löchern sagen, was wir hinsichtlich ihrer Form, Zahl, Lage und Farbe

sahen und das Gesehene und Bemerkte in immer größere Sätze zusammenfaßen. Dann fragte er: „Buben was seht Ihr?“ (die Mädchen nannte er nie.)

Antwort:

Ein Loch in der Wand.

Ein Schranz (Riß in der Wand).

Pestalozzi: Gut, sprecht mir nach:

Ich sehe ein Loch in der Tapete.

Ich sehe ein langes Loch in der Tapete.

Hinter dem Loch sehe ich die Mauer.

Hinter dem langen schmalen Loche sehe ich die Mauer.

Pestalozzi: Sprecht mir nach:

Ich sehe Figuren an der Tapete.

Ich sehe schwarze Figuren an der Tapete.

Ich sehe runde schwarze Figuren an der Tapete.

Ich sehe eine viereckige gelbe Figur an der Tapete.

Neben der viereckigen gelben Figur sehe ich eine schwarze runde.

Die viereckige Figur ist durch einen dicken schwarzen Strich mit der runden verbunden u. s. w.

Weniger zweckmäßig waren die Sprachübungen, die er aus der Naturgeschichte nahm, und wobei er uns vorsprach, während wir, wie oben gesagt, zeichnen mußten. Er sprach vor:

Amphibien. Schleichende Amphibien.
Kriechende Amphibien.

Affen. Geschwänzte Affen.
Ungeschwänzte Affen u. s. w.

Hiervon verstanden wir kein Wort; denn es wurde kein Wort erklärt und es wurde so singend und überhaupt so schnell und undeutlich vorgesprochen, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn jemand etwas davon verstanden und etwas dabei gelernt hätte, zudem schrie Pestalozzi so entsetzlich laut und anhaltend, daß er uns auch nicht nachsprechen hören konnte, und das um so weniger, da er nie auf uns wartete, wenn er einen Satz vorgesprochen hatte, sondern ununterbrochen fortfuhr und eine ganze Seite in einem fort vorsprach. Was er uns so vorsprach, war auf einen halben Bogen großen Carton (Papp) aufgezogen, und unser ganzes Nachsprechen bestand größtentheils darin, daß wir am

Ende „en — en" oder „Affen, Affen" sagten. Vom Fragen und Wiederholen war nie die Rede. Da Pestalozzi sich in seinem Eifer an keine Zeit band, so trieb man das, was er um 8 Uhr mit uns angefangen hatte, gewöhnlich bis 11 Uhr, und er war schon um 10 Uhr ganz müde und heiser. Daß es 11 Uhr sei, merkten oder hörten wir am Lärm anderer Schüler auf der Straße, und wir liefen dann gewöhnlich alle fort, ohne Abschied zu nehmen. — So strenge Pestalozzi jederzeit seinen Gehülfen jede körperliche Strafe verboten hatte, so wenig unterließ er dieselbe in dieser Schule und gab gar oft rechts und links Ohrfeigen. — Die meisten Schüler dieser Schule machten ihm aber das Leben sehr sauer, so daß ich wahres Mitleid mit ihm hatte und mich desto stiller verhielt; das bemerkte er auch bald und nahm mich deswegen manchmal um 11 Uhr mit sich zum Spazieren, wo er bei gutem Wetter tagtäglich nach der Emme gieng und zur Erholung und zur Zerstreuung Steine suchte. Letzteres mußte ich auch thun, wiewohl es mir sonderbar vorkam, da Millionen da lagen und ich nicht wußte welche davon gesucht werden sollten. Er selbst kannte nur wenige Steine, schleppte aber dennoch täglich seine Tasche und sein Taschentuch voll von da nach Hause, wo sie — nie mehr angesehen wurden. — Diese Liebhaberei behielt er sein ganzes Leben hindurch, und in Burgdorf war im ganzen Institut nicht leicht ein ganzes Taschentuch zu finden, weil alle vom Steinschleppen zerrißen waren. Etwas (zwar Unwichtiges) darf ich nicht vergeßen: das erste Mal, als ich in Pestalozzis Schule geführt wurde, küsste und begrüßte er mich herzlich, wies mir dann schnell einen Platz an und sprach den ganzen Vormittag kein Wort mehr mit mir, sondern sprach beständig vor, ohne Halt zu machen. Da ich nun von allem nichts verstand, als jedesmal am Ende des Satzes das Wort „Affe, Affe," und Pestalozzi äußerlich sehr häßlich war und ohne Halstuch, ohne Rock in bloßen langen Hemdeärmeln, die ihm über die nachläßig herumschwenkenden Aerme und Hände herunterhiengen — wie wild in der Stube herumrannte, so kam mir ein wahres Grauen an, und bald würde ich geglaubt haben, daß er selbst ein Affe wäre. Auch fürchtete ich mich in den ersten Tagen um so mehr vor ihm, da er mir bei meiner Ankunft mit seinem starken, stechenden

Bart einen Kuss gegeben hatte, den ersten, den ich meines Wißens in meinem Leben empfangen habe."[1]

Vom Unterricht der andern Lehrer erzählt Ramsauer weniger; eine Frucht ihres Unterrichts waren die unter Pestalozzis Namen 1803 erschienenen Elementarbücher, nämlich: 1) „Abc der Anschauung oder Anschauungslehre der Maßverhältnisse. 2) Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse." Nur das dritte Elementarbuch ist von Pestalozzi selbst ausgearbeitet; es ist das schon erwähnte „Buch der Mütter oder Anleitung für Mütter ihre Kinder bemerken und reden zu lehren."

Die Anstalt machte mehr und mehr Aufsehen, besonders zog, „Wie Gertrud," Männer aus der Ferne herbei. Decan Ith, von der helvetischen Regierung 1802 zur Prüfung des Instituts geschickt, berichtete über dasselbe sehr günstig, so daß es von der Regierung als ein öffentliches anerkannt ward, die Lehrer auch kleine Besoldungen erhielten.

Bald darauf, 1803, ward aber jene Regierung von Napoleon aufgehoben und die Cantonsverfaßung wieder hergestellt. Die Berner Regierung bestimmte nun das Schloß Burgdorf zum Sitz eines Oberamtmanns; Pestalozzi mußte es am 22. August 1804 räumen. —

In der Zeit seines Aufenthalts in Burgdorf, im Jahre 1802, berief Napoleon Schweizer Deputirte nach Paris. Zwei Districte wählten Pestalozzi zum Deputirten. Vor seiner Abreise publicirte er „Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk zu richten hat." Ein Memoire über das was der Schweiz Noth thue, übergab er dem ersten Consul, welcher es so wenig beachtete als Pestalozzis pädagogische Bestrebungen, und erklärte, er könne sich ins Abcelehren nicht mischen.[2]

8. München-Buchsee.
1804.

Die berner Regierung räumte an Pestalozzi das Kloster Buchsee für seine Anstalt ein und ließ dasselbe einrichten. Nahe Buchsee liegt Hofwyl, wo Fellenberg wohnte. Die Lehrer der Anstalt übergaben an

1) Ebend. 7—11.
2) Mönnich 52.

Fellenberg die Direction derselben, „nicht ohne meine Einwilligung, sagt Pestalozzi, aber zu meiner tiefsten Kränkung.“ [1]

Er gesteht jedoch Fellenberg große Regierungsfähigkeit zu. Bei ihm herrschte der Verstand vor, wie bei Pestalozzi das Gemüth; es fehlte daher der Anstalt in Buchsee „die allgemein belebende Liebe und Wärme, die alle in Burgdorf so glücklich machte, es war da überhaupt alles anders. Dennoch hatte Buchsee den Vorzug, daß daselbst mehr Ordnung herrschte und man mehr lernte als in Burgdorf.“ [2]

Pestalozzi sah, daß seine Anstalt nie von Fellenberg unabhängig werden würde, so lange sie in Buchsee bliebe, und gieng deshalb gern auf die höchst vortheilhaften Vorschläge der Stadt Iferten zur Aufnahme seines Instituts ein. Mit einigen seiner Lehrer und acht Zöglingen reiste er dorthin, ein halbes Jahr später folgten die übrigen Lehrer nach, [3] denen, wie Pestalozzi bemerkt, „das Regiertwerden sehr bald weit mehr als das Nichtregiertsein unter meiner Regierungsunfähigkeit je missfallen hatte.“

9. Iferten.

a. Von 1805 bis zu Schmids Austritt 1810.

Wir treten nun in eine Periode, da Pestalozzi und sein Institut eine europäische Berühmtheit erlangte, pestalozzische Lehrer in Madrid, Neapel und Petersburg unterrichteten, der Kaiser von Rußland persönlich dem Greise sein Wohlwollen bezeigte, und Fichte in Pestalozzi und seinem Wirken den Anfang einer Erneuung der Menschheit erblickte.

Die Charakteristik dieser Periode fällt aber ungemein schwer. Den Bewunderern Pestalozzis gegenüber stehen bittere Tadler; bei näherer Beleuchtung gibt man beiden Recht, beiden Unrecht. Im Institut selbst bildet sich eine entsetzliche Entzweiung der Lehrer, an der Spitze der zwei Parteien stehen Niederer und Schmid, sie schmähen sich gegenseitig auf unerhörte Weise. Wem soll man beipflichten, keinem oder beiden?

Frägt man: zu welcher Partei hielt sich Pestalozzi, oder stand er über den Parteien? will man sich ganz nach seinem Urtheil richten, so geräth man in noch größere Verwirrung. Zu verschiedenen Zeiten ur-

1) Lebensschicksale 9.

2) So urtheilt Ramsauer 19. 20.

3) Es waren 7—8 Lehrer und etwa 70 Zöglinge. Heußler 42.

theilte er über denselben Mann höchst verschieden, sah in ihm bald einen hilfreichen Engel, vor dem er sich über Gebühr demüthigte und von dem er alles Heil für die Anstalt erwartete, bald einen fast teuflischen Menschen, welcher nur auf den Ruin der Anstalt sinne und hinarbeite.[1]

Glaubt man etwa eine sichere Quelle zu haben an dem im Jahre 1807 erschienenen, von Pestalozzi und Niederer verfaßten „Bericht an die Eltern und das Publikum über den Zustand und die Einrichtungen der Pestalozzischen Anstalt"; so wird man durch Anmerkungen enttäuscht, welche Pestalozzi selbst dem spätern Abdruck[2] dieses Berichts beifügte, noch mehr aber durch seine letzte Schrift: „Meine Lebensschicksale." Diese Schrift steht überhaupt in Widerspruch mit denen, welche die pestalozzische Anstalt, wie sie früher war, sehr lobten. Vom Jahre 1810 an, in welchem die Spaltung zwischen Niederer und Schmid ausbrach, treten die meisten Berichterstatter auf Niederers Seite, während Pestalozzi selbst vom Jahre 1815 bis an seinen Tod unwandelbar mit Schmid zusammenhält. —

Ich würde verzweifeln mich in diesem Labyrinthe einigermaßen zurecht zu finden, wenn ich nicht vom October 1809 bis Mai 1810 im Institut gelebt und dort Personen und Umstände näher kennen gelernt hätte. Doch der Leser wird nach meiner Beglaubigung fragen, fragen: ob ich mich denn allein aller Parteilichkeit entäußert und dadurch einen ungetrübten Blick bewahrt habe? Darauf entgegne ich: mit dem besten Willen trat ich in die Anstalt und hatte keine Ahnung von der, in den Naturen und Charakteren mehrerer Lehrer schlummernden Disharmonie. In wie fern ich beim Ausbruch der Streitigkeiten Partei nahm — wenn man es so nennen will — das werde ich so viel mir möglich unparteiisch erzählen. 37 Jahre sind seitdem verfloßen, vier dieser Jahre stund ich selbst an der Spitze einer Erziehungsanstalt, so habe ich manche Erfahrung gemacht und genug Zeit gehabt, um ein ruhiges Urtheil über die Verhältnisse des pestalozzischen Instituts in mir reifen zu laßen. Ich will nun erzählen, wie ich zu dem Entschluß kam, zu Pestalozzi zu gehen, was ich in Iferten fand und weshalb ich es verließ.

1) Man vergleiche z. B. Pestalozzis Urtheil über Niederer in der Rede am Neujahrstage 1811 mit dem, welches er an verschiedenen Stellen seiner „Lebensschicksale" fällt.

2) In der Ausgabe seiner Werke. Thl. 11.

Nachdem ich in Göttingen und Halle studirt, widmete ich mich in Freiberg mehrere Jahre unter Leitung Werners der Mineralogie, untersuchte deutsche und französische Gebirge und reiste dann im Herbst 1808 nach Paris, um meine Studien fortzusetzen.

Hier gieng in mir eine große Umwandlung vor, welche von zweien Seiten vorbereitet war. Einmal hatte ich aus Erfahrung gelernt, wie wenig der Einzelne auch beim besten Willen und mühsamsten Fleiße für die Gebirgsforschung zu wirken im Stande sei, daß es vielmehr der vereinigten, verständigen, ausdaurenden Arbeit vieler bedürfe, um aus dem Glauben zum Schauen der Gebirgsgesetze durchzudringen. So überzeugte ich mich, man müße nicht bloß selbst für die Wißenschaft arbeiten, sondern nach zurückgelegten Lehrjahren Andere unterrichten und für die Wißenschaft erziehn. Wie viel mehr, dachte ich, ist es nicht, Einen neuen Arbeiter als Eine einzelne neue Arbeit zu liefern, da jener ja viele Arbeiten ausführen, ja selbst wieder Arbeiter erziehen kann. Wenn mich diese Ueberlegung auf das Erziehungs- und Unterrichtswesen hinwies, so noch mehr ein Zweites. Die traurige Zeit seit 1806 hatte mich krampfhaft ergriffen, menschenscheu gemacht, und ganz gestimmt, mich der einsamsten Gebirgsforschung zu ergeben. In Paris steigerte sich diese Stimmung unter den übermüthigen Verächtern des deutschen Vaterlandes. Aber hier war es auch, wo mir zuerst eine Hoffnung aufgieng, ein einsames Licht in der finstern Nacht entgegen leuchtete. Ich las Pestalozzi und das was Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation über Erziehung und Pestalozzi sagt. Der Gedanke: es müße ein neues beßeres Deutschland auf den Trümmern des alten emporwachsen, reine Jugendblüten auf verwitterter Pflanzenerde, ergriff mich mächtig. So erwachte der Entschluß nach Iferten zu Pestalozzi zu gehen.

Fichtes Reden [1] hatten auf mich den größten Einfluß. Von Franzosen umgeben, zeigte der tapfere Mann seinen berliner Zuhörern, auf welche Weise sie das französische Joch abschütteln und ihre Nationalität erneuen und stark machen könnten.

Besonders versprach er Rettung durch eine Nationalerziehung der Deutschen, welche er als den Anfang einer gänzlichen Umschaffung des

1) Reden an die deutsche Nation. 1808.

Menschengeschlechts bezeichnete, durch welche der Geist die volle Herrschaft über das Fleisch erringen sollte. Auf die Frage: „an welches in der wirklichen Welt schon vorliegende Glied die Ausführung der neuen Erziehung sich anknüpfen solle?“ antwortete Fichte: „an den von Heinrich Pestalozzi erfundenen, vorgeschlagenen und unter dessen Augen schon in glücklicher Ausführung begriffenen Unterrichtsgang.“

Er charakterisirt nun Pestalozzi, vergleicht ihn mit Luther, besonders in seiner Liebe zum armen verwahrlosten Volke. Dem habe er zunächst durch Erziehung helfen wollen, aber statt Volkserziehung habe er etwas Größeres, eine alle umfaßende Nationalerziehung gegeben.

Weiterhin äußert er sich auf seine eigenthümliche Weise über Pestalozzis Methode, und kritisirt sie. Er spricht gegen dessen irrige Ansicht der Sprache, „als eines Mittels unser Geschlecht von dunkler Anschauung zu deutlichen Begriffen zu erheben“; auch gegen das Buch der Mütter. Dringend empfiehlt er dagegen die von Pestalozzi in Anregung gebrachte Entwicklung der körperlichen Fertigkeiten;[1] auch um die ganze Nation kriegsfertig zu machen und dadurch die stehenden Heere zu beseitigen. Das Geschick sich sein Brot zu verdienen, stellt er, wie Pestalozzi, hoch als Bedingung eines ehrenfesten bürgerlichen Daseins.

Besonders legt er dem Staate die Verpflichtung auf, sich der Erziehung anzunehmen. Er sprach im Jahre 1808; er sprach in der, durch den unglücklichen Krieg der vorangehenden Jahre tief gedemüthigten Hauptstadt Preußens, in der hoffnungslosesten Zeit Deutschlands.

„Möchte der Staat, sprach er zu preußischen Zuhörern, unter denen sich hohe Staatsbeamte befanden, möchte der Staat und alle die denselben berathen, es wagen, seine eigentliche, dermalige Lage ins Auge zu faßen und sie sich zu gestehen; möchte er lebendig einsehen, daß ihm durchaus kein anderer Wirkungskreis übrig gelaßen ist, in welchem er als ein wirklicher Staat, ursprünglich und selbständig, sich bewegen und etwas beschließen könne, außer diesem, der Erziehung der kommenden Geschlechter; daß, wenn er nicht überhaupt nichts thun will, er nur noch dieses thun kann; daß man aber auch dieses Verdienst ihm unge-

1) Ich will hier nicht auf Bestreitung der Fichteschen Ansicht von der ursprünglichen sittlichen Güte der Menschennatur eingehen, während er mehr als irgend einer von dem gänzlichen Verderben der Erwachsenen überzeugt ist. Ich verweise auf das, was ich hierüber gegen Rousseau gesagt.

schmälert und unbeneidet überlaßen werde. Daß wir es nicht mehr vermögen, thätigen Widerstand zu leisten, ist, als in die Augen springend und von jedermann zugestanden, schon früher von uns vorausgesetzt worden. Wie können wir nun die Fortdauer unsers dadurch verwirkten Daseins gegen den Vorwurf der Feigheit und einer unwürdigen Liebe zum Leben rechtfertigen? Auf keine andere Weise, als wenn wir uns entschließen, nicht für uns selbst zu leben, und dieses durch die That darthun; wenn wir uns zum Samenkorne einer würdigen Nachkommenschaft machen, und lediglich um dieser willen uns so lange erhalten wollen, bis wir sie hingestellt haben. Jenes ersten Lebenszweckes verlustig, was könnten wir dennoch anders thun? Unsere Verfaßungen wird man uns machen, unsere Bündnisse und die Anwendungen unserer Streitkräfte wird man uns anzeigen, ein Gesetzbuch wird man uns leihen, selbst Gericht und Urtheilsspruch und Ausübung derselben, wird man uns bisweilen abnehmen; mit diesen Sorgen werden wir auf die nächste Zukunft verschont bleiben. Bloß an die Erziehung hat man nicht gedacht; suchen wir ein Geschäft, so laßt uns dieses ergreifen! Es ist zu erwarten, daß man in demselben uns ungestört laßen werde. Ich hoffe — vielleicht täusche ich mich selbst darin, aber da ich nur um dieser Hoffnung willen noch leben mag, so kann ich es nicht laßen, zu hoffen — ich hoffe, daß ich einige Deutsche überzeuge und sie zur Einsicht bringen werde, daß es allein die Erziehung sei, die uns retten könne von allen Uebeln, die uns drücken. Ich rechne besonders darauf, daß die Noth uns zum Aufmerken und zum ernsten Nachdenken geneigter gemacht habe. Das Ausland hat andern Trost und andere Mittel; es ist nicht zu erwarten, daß es diesem Gedanken, falls er je an dasselbe kommen sollte, einige Aufmerksamkeit schenken, oder einigen Glauben beimeßen werde; ich hoffe vielmehr, daß es zu einer reichen Quelle von Belustigung für die Leser ihrer Journale gedeihen werde, wenn sie je erfahren, daß sich jemand von der Erziehung so große Dinge verspreche."[1]

Man kann sich denken, welch tiefen Eindruck solche Worte auf mich machten, als ich sie, tief melancholisch über die schmähliche Knechtschaft meines geliebten armen Vaterlandes, in Paris, im Kaisersitz der Tyrannei las. Dort auch vertiefte ich mich in Pestalozzis: „Wie

1) Seite 191, 192.

Gertrud ihre Kinder lehrt.“ Die tiefgemüthlichen Stellen des Buchs ergriffen mich gewaltig, die neuen großen Gedanken erregten große Hoffnungen, auf ihren Flügeln schwebte ich damals über Pestalozzis Misgriffe und Irrthümer hinweg, auch mangelte es mir an Erfahrung, um diese leicht herauszufinden und kritisch zu würdigen.

Um dieselbe Zeit las ich den erwähnten Bericht an die Eltern über den Zustand der Pestalozzischen Anstalt; er benahm mir jeden Zweifel an der Möglichkeit, meine kühnsten Hoffnungen realisirt zu sehen. Darauf hin entschloß ich mich sogleich, nach Iferten zu gehen, das mir als eine grüne Oase voll frischer lebendiger Quellen mitten in der großen, unter dem Fluche Napoleons liegenden Wüste meines theuren Vaterlandes erschien.

Ein Freund begleitete mich nach Iferten, wo wir Ende October ankamen. Es war am Abend eines kalten Regentages, wir traten im rothen Hause ab. Am andern Morgen giengen wir in das alte von Karl dem Kühnen erbaute Schloß, das mit seinen vier großen runden Türmen einen Hof einschließt. Hier trafen wir eine Menge Knaben; man führte uns zu Pestalozzi. Er war im nachläßigsten Aufzuge, im alten grauen Ueberrock, ohne Weste, kurze Beinkleider, bis auf die Pantoffeln herabhängende Strümpfe; das schwarze, starke, struppige Haar ungekämmt und wüst. Seine Stirn tief gefurcht, dunkelbraune Augen, bald sanft und mild blickend, bald voll Feuer. Man merkte es kaum, daß der von Genialität strotzende Mann häßlich sei; lange Leiden und große Hoffnungen las man in seinen seltsamen Gesichtszügen. — Bald darauf sahen wir Niederer, der mir den Eindruck eines jungen katholischen Geistlichen machte; Krüsi etwas beleibt, blond, blauäugig, mild und wohlwollend; Schmid, wo möglich noch cynischer als Pestalozzi im Anzug, mit scharfen Zügen und Augen eines Raubvogels.

Damals[1] wohnten 137 Zöglinge von 6 bis 17 Jahren im Schloße, 28 außerhalb desselben in der Stadt, die aber auch zu Mittag im Schloß aßen, zusammen also 165. Unter ihnen waren 78 aus der Schweiz, die übrigen aus Deutschland, Frankreich, Rußland, Italien, Spanien und Nordamerika. Im Schloße wohnten 15 Lehrer, worunter

1) Henning l. c.

9 Schweizer, welche in der Anstalt gebildet waren. Dazu kamen 32 Erwachsene, welche die Methode studirten; 7 davon waren Schweizer.[1] Das Innere des Schloßes machte einen düstern Eindruck, desto schöner war die Lage. Eine große Wiese trennt es von dem Südende des herrlichen Neuenburger Sees, an dessen Abendseite sich der mit Weingeländen bedeckte Bergzug des Jura erhebt. Auf den Jurahöhen, über dem durch Karl des Kühnen Niederlage berühmten Granson, überblickt man die ganze Alpenkette vom Pilatus bei Luzern bis zum Montblanc, auch sieht man weit weit in Frankreich hinein. —

Kurze Zeit nach meiner Ankunft zog ich in das Schloß, schlief und aß mit den Kindern. Wollte ich für mich arbeiten, so geschah es an einem Stehpult mitten im Getümmel einer Klasse. Kein Lehrer hatte eine eigene Wohnstube. Ich war nun fest willens, forthin alle meine Kräfte der Anstalt zu widmen, weshalb ich auch Fritz Reichardt, den Bruder meiner Braut, einen Knaben von 8 Jahren, mit mir genommen hatte und der Anstalt übergab. Meine Lage war ganz geeignet, um den Bericht über das Institut mit dem zu vergleichen, was ich täglich sah und erlebte. Je höher meine Erwartungen durch jenen Bericht gesteigert waren, um so tiefer war freilich der Schmerz, als ich allmählich enttäuscht wurde; ich wähnte ja die letzten Hoffnungen meines Vaterlandes schwinden zu sehen. —

Kaum brauche ich diese Enttäuschungen näher zu charakterisiren; ergeben sie sich doch aus Pestalozzis Anmerkungen zum spätern Abdruck seines Berichts, vornehmlich aber aus dem Buche: „Meine Lebensschicksale." Doch will ich einige Hauptpunkte herausheben.

Vor Allem das, was im Bericht über den innersten Geist der Anstalt gesagt ist, der ein Geist der reinsten Familienliebe sei.[2] „Wir dürfen, heißt es, öffentlich mit gutem Gewißen es sagen: die Kinder unserer Anstalt sind froh und glücklich, ihre Unschuld wird bewahrt, ihre Religiosität genährt, ihr Geist gebildet, ihr Wißen vermehrt, ihr Herz erhoben. Die Einrichtungen, welche hiefür bestehen, haben eine stille, innere Kraft. Sie ruhen vorzüglich auf dem liebreichen und

1) Henning gibt ein Verzeichnis der Fremden, welche sich im Institut zu ihrer Belehrung längere oder kürzere Zeit aufhielten; ich theile es im Auszuge mit. (Siehe Beilage VII.)

2) Bericht 138. 139. In Pestalozzis Werken. Th. 11.

wohlwollenden Charakter, der die Lehrer unseres Hauses auszeichnet, und der durch eine kraftvolle Thätigkeit unterstützt ist. Im Ganzen herrscht der Geist eines großen häuslichen Vereins, in welchem nach dem Bedürfnis eines solchen ein reiner, väterlicher und brüderlicher Sinn überall hervorleuchtet. Die Kinder fühlen sich frei, ihre Thätigkeit findet in ihren Beschäftigungen selbst einen lebendigen Reiz; Anhänglichkeit und Vertrauen erhebt ihr Gemüth." „Das Leben des Hauses ist Schule der häuslichen Anhänglichkeit und des häuslichen Zusammenhangs in einem seltenen Umfange."[1] „Alle Lehrer gemeinsam, als ein organisirtes Ganzes, thun das an allen Kindern, was die sorgfältige Mutter allein an ihren wenigen Kindern thut."[2] Die Masse der Lehrer „erhebt sich zur vollkommensten Einheit des Sinns und Thuns und erscheint den Kindern nur als eine Person."[3]

„Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß wir allenthalben den Geist des Friedens, der Liebe und gegenseitiger brüderlicher Handbietung zu wecken und zu nähren suchen. Die Masse unseres Hauses ist gut. Ein Geist der Kraft, der Ruhe und der Anstrengung weht über das Ganze. Vieles zeichnet sich in unserer Mitte sehr aus. Einige Zöglinge zeigen Engelherzen, voll Liebe und Ahndung eines höhern Sinns und Lebens. Die Schlechtheit fühlt sich im Ganzen unsers Thuns und unsers Seins nicht behaglich; hingegen findet jeder Funke des Edeln und Guten, das auch im Schlechten noch da ist, in unserer Mitte Nahrung und Belebung. Das Gemüth der Kinder wird im Allgemeinen weder durch Strafen verhärtet, noch durch Belohnungen veroberflächlicht und vereitelt. Das sanftschonende der liebevollsten Haushaltung hat in unserer Mitte den ungestörtesten Spielraum. Die Kinder werden nicht leicht gekränkt. Der Schwache wird nicht dahingelenkt, sich mit den Stärkern, sondern mit sich selbst zu vergleichen. Wir fragen den Zögling niemals: kannst du was ein Anderer? Wir fragen ihn nur: kannst du die Sache? Aber wir fragen ihn immer: kannst du sie vollkommen? Zwischen Zögling und Zögling findet so wenig Collisionsstreit statt, als zwischen liebreichen Geschwistern, die in einer glücklichen Lage mit einer liebevollen Mutter leben."[4]

„Wir leben brüderlich vereinigt, frei und froh nebeneinander, und

1) Ebend. — 2) Ebend. 140. — 3) Ebend. 142. — 4) Ebend. 149. 150.

sind für das, was wir für das einzige Nothwendige erkennen, Ein Herz und Eine Seele. Auch dürfen wir es sagen: Unsere Zöglinge sind mit uns Ein Herz und Eine Seele. Sie fühlen, daß wir väterlich an ihnen handeln; sie fühlen, daß wir ihnen dienen, und daß wir froh sind, ihnen zu dienen; sie fühlen, daß wir sie nicht bloß unterrichten; sie fühlen, daß wir alles, was in ihnen Mensch ist, zu ihrer Bildung in Bewegung und ins Leben setzen. Auch hangen sie mit ganzem Herzen an unserm Thun. Sie leben in stetem Bewußtsein ihrer Kraft."[1]

Mußte nicht selbst ein nüchterner Leser der mitgetheilten Stellen glauben, daß in der Pestalozzischen Anstalt auf seltne Weise ein Geist der herzlichsten Liebe und Eintracht walte? Wie viel mehr mußte ich dieß glauben, der ich tief betrübt vom Unglück jener Tage, durch Fichte begeistert, in Iferten die in Liebe starken Anfänge einer beßern Zeit erblickte und zu erblicken mich sehnte. Wer jene Schmerzensjahre, in denen die Ungerechtigkeit zunahm und die Liebe in Vielen erkaltete, wer sie nicht mit durchlebt hat, der mag vielleicht über den Enthusiasmus der Verzweiflung spotten.

Pestalozzi selbst sagt von der Anstalt, sie habe schon, als sie von Buchsee nach Iferten verlegt ward, „die Keime ihres innern Verderbens — es sind seine Worte —[2] in der Ungleichheit und im Widerspruche der Neigungen, Gesinnungen, Kräfte und Ansprüche ihrer Glieder in sich selbst getragen; obgleich diese Entzweiung sich noch nichts weniger als allgemein frei und grell ausgesprochen." Viele Glieder seien jedoch noch für den Frieden, andere gemäßigt gewesen. „Doch die Keime unseres Verderbens waren gelegt und hatten, wenn auch vielseitig noch unsichtbar, tief gewurzelt. Von der Reinheit, Einfachheit und Unschuld unserer ersten Bestrebungen durch Zeitverführung und Scheinglück im Innersten unserer Gefühle abgelenkt, unter uns selbst in unserm Innersten getrennt und durch die Heterogenität unserer Eigenheiten zum Voraus unfähig gemacht, jemals im Geist und in der Wahrheit für unsere Zwecke ein Herz und eine Seele zu werden, standen wir äußerlich vereinigt und zwar in Rücksicht auf die innere Wahrheit der Neigung zu dieser Vereinigung uns selbst täuschend, neben einander und wan-

1) Ebend. 188.

2) Meine Lebensschicksale, 28.

delten unglücklicherweise, und zwar jeder Einzelne nach seiner Art, mit festen und zum Theil gewaltsamen Schritten auf einer Bahn, die uns, ohne daß wir uns dessen eigentlich bewußt waren, mit jedem Tage mehr von der Fähigkeit, jemals für unsere Zwecke in Einfachheit, Wahrheit und Unschuld wirklich einig zu werden, entfernten."[1]

Hiermit stimmt Ramsauer ganz überein. In Burgdorf, sagt er, habe ein gemüthliches Leben geherrscht. „Dieß hörte auf, als das Familienleben sich mehr in ein verfaßungsmäßiges Staatsleben im Institut ausbildete. Nun konnte der Einzelne leichter in der Menge sich verlieren: dadurch entstand denn der Eifer, sich geltend und bemerkbar zu machen. Der Egoismus trat in immer schrofferen Formen hervor. Neid und Misgunst wucherten in vielen Herzen."[2]

„Man sprach zwar viel von einem ‚Familienleben', das in einer Erziehungsanstalt vorherrschen müße, wie man stets gar viel von ‚einer harmonischen Entwicklung aller Kräfte der Zöglinge' sprach und schrieb, — beide existirten aber mehr in der Theorie, als in der Ausführung. Es war zwar im Allgemeinen viel gemeinschaftliche Theilnahme, den Einzelnen ließ man aber doch ziemlich gehen und stehen, wie er eben gerade stehen und gehen konnte, und der ganze Ton des Hauses war mehr ein Ton des Haschens und Treibens, als ein häuslicher Ton."[3]

Im Bericht heißt es: [4]„In Rücksicht der Ausübung der Sache, in Rücksicht auf das Institut, dürfen wir bestimmt sagen: sie hat die Feuerprobe 8 strenger Jahre bestanden und ist darin bewährt erfunden worden."

Hierzu bemerkt Pestalozzi im Jahr 1823: [5]„Das was zur Bestätigung dieser Ansicht (das Institut sei in der Feuerprobe 8 strenger Jahre bewährt erfunden worden) hier gesagt wird, ist allgemein eine Folge der in diesem Zeitpunkt stattgefundenen großen Täuschung, daß alles das, wozu wir freilich einen sehr belebten Willen und einige klare Ansichten in uns selbst trugen und was durch äußere glückliche Umstände uns noch doppelt irre führte, wirklich so sei, wie es hätte sein sollen und wie wir es auch gerne gemacht hätten. Aber die Folgen der einseitigen Wahrheit, die wir diesfalls in uns selbst trugen, wurden durch Mangel an genugsamen Kräften, Kenntnissen und Fertig-

1) Ebend. 28, 29. — 2) Ramsauer 22. — 3) Ebend. 25, 26. — 4) Seite 137—139. — 5) Seite 137.

keiten zu ihrer Ausführung in unserer Mitte allgemein stille gestellt, verwirrt und zum Saamen eines vielseitigen Unkrautes, das die guten Körner, die in unserm Boden lagen, von allen Seiten drängte, beengte und hie und da erstickte. Auch haben wir es in diesem Zeitpunkt nicht erkannt, und konnten es, wie wir in demselben lebten, dachten, handelten und träumten, nicht erkennen."

Ich weiß wohl, daß man diese spätern Aeußerungen Pestalozzis theils seiner Altersschwäche, theils dem Einfluße Schmids hat beimeßen wollen. Dem kann ich nicht beipflichten. Sagte Pestalozzi ja schon am Neujahrstage 1808, zu derselben Zeit, als jener Bericht erschien, zu seinen Lehrern: „Mein Werk war durch Liebe gegründet; die Liebe schwand in unserer Mitte; sie mußte schwinden. Wir täuschten uns über die Kraft, die diese Liebe fordert; sie mußte schwinden.[1] — Ich bin nicht mehr im Stande zu helfen. Das Gift, das am Herzen unsres Werks nagt, häuft sich in unsrer Mitte. Die Weltehre wird dieses Gift stärken. O Gott! gib, daß wir unserer Täuschung nicht länger unterliegen. Ich achte die Lorbeeren, die man uns streut, für Lorbeeren, die man einem Todtengerippe aufsetzt. Ich sehe das Todtengerippe meines Werks, in sofern es mein Werk ist, vor meinen Augen. Ich habe es Euch vor die Eurigen stellen wollen. Ich habe das Todtengerippe, das in meinem Haus ist, belorbeert vor meinen Augen erscheinen und den Lorbeer plötzlich in Feuer aufgehen sehen. Er mag das Feuer der Trübsale, die über mein Haus kommen werden und kommen müßen, nicht ertragen; er wird verschwinden; er muß verschwinden. Mein Werk wird bestehen. Aber die Folgen meiner Fehler werden nicht vergehen. Ich werde ihnen unterliegen. Meine Rettung ist mein Grab. Ich gehe hin, Ihr aber bleibet. Möchten diese Worte jetzt mit Feuerflammen vor Euern Augen stehn! — Freunde! werdet beßer als ich war, damit Gott sein Werk durch Euch vollende, da er es durch mich nicht vollendet. Werdet beßer, als ich war. Bringt Euch durch Eure Fehler nicht eben die Hindernisse in den Weg, die ich mir durch die meinigen in den Weg gelegt habe. Laßt Euch vom Schein des Erfolgs nicht täuschen, wie ich mich davon täuschen ließ. Ihr seid zu hoher, Ihr seid zu allgemeiner Aufopferung berufen,

1) Pestalozzis Werke 11, 257.

oder auch Ihr rettet mein Werk nicht. Genießet der heutigen Tage, genießet der Fülle der Weltehre, deren Maß für uns auf die oberste Höhe gestiegen; aber gedenket, daß sie verschwindet wie die Blume des Feldes, die eine kleine Zeit blühet, bald aber verschwindet.“ [1]

Welche Widersprüche! Quillet auch aus einem Brunnen süß und bitter? Wollte man durch den Bericht die Welt geradezu täuschen? —

Nimmermehr, war auch Pestalozzi nicht ganz frei von einer unglücklichen berechnenden, meist aber sich verrechnenden Weltklugheit. Immer voll von Gedanken, durch seine Erziehungs- und Unterrichtsweisen in kürzester Zeit über viele Länder Glück zu verbreiten, lag ihm Alles daran, daß man vom Institut die beste Meinung hegen solle. Das Institut erschien ja dem größern Publicum als der faktische Beweis für oder gegen die Güte und Ausführbarkeit seiner pädagogischen Ideen, diese standen und fielen ihm mit demselben. — Wie viel Pestalozzi nun am Rufe seiner Anstalt gelegen war, das trat vorzüglich hervor, wenn Fremde, besonders Hochgestellte, nach Iferten kamen. „So viele hundert Fremde jährlich, erzählt Ramsauer,[2] das Pestalozzische Institut besuchten, so viele hundertmale ließ sich Pestalozzi in seiner Begeisterung von denselben täuschen. Bei jedem neuen Besucher der Anstalt gieng er zu den vertrautesten Lehrern und sagte: ‚das ist eine wichtige Person, die Alles kennen lernen will. Zeige ihr, was wir leisten, nimm deine besten Schüler, nimm deine ‚Cahier's‘ (über die Fächer ausgearbeiteten Hefte) und zeige ihr, was wir können und wollen u. s. w.‘ Hundert und hundertmal kamen neugierige, alberne, oft ganz ungebildete Personen, die nun einmal kamen, weil es ‚Mode‘ war. Dieserwegen mußten wir gewöhnlich den Klassen-Unterricht unterbrechen und eine Art von Examen halten. 1814 kam der alte Fürst Esterhazi; Pestalozzi rannte im ganzen Haus herum und schrie: Ramsauer, Ramsauer, wo bist du? Komm schnell mit deinen besten Schülern (in der Gymnastik, im Zeichnen, Rechnen und in der Größenlehre) ins rothe Haus (das Absteigequartier des Fürsten), das ist eine höchst wichtige, unendlich reiche Person, hat tausende von Leibeigenen in

1) Ebend. 258, 259.

2) S. 42, 43. In der Beilage VII habe ich aus Hennings Mittheilungen (Harnisch, Schulrath, Heft 10, 1817. S. 38. seq.) ein Verzeichnis namhafter Fremden gegeben, welche kürzere oder längere Zeit in Pestalozzis Anstalt waren.

Ungarn und Oestreich, der wird gewis Schulen errichten und Leibeigene frei geben, wenn er für die Sache eingenommen wird &c." Ich nahm etwa 15 Schüler in den Gasthof, Pestalozzi stellte mich dem Fürsten vor mit den Worten: „Das ist der Lehrer dieser Zöglinge, ein junger Mann, der vor 15 Jahren mit andern Armen aus dem Kanton Appenzell auswanderte und zu mir kam; er wurde aber frei und ungehindert nach seinen individuellen Kräften elementarisch geführt. Jetzt ist er selbständiger Lehrer, hier sehen Sie, wie in Armen ebensoviel, oft noch mehr Kräfte liegen, als im Reichsten, bei ersteren werden sie aber selten und dann auch nicht methodisch entfaltet. Daher ist das Verbeßern der Volksschulen so sehr wichtig. Er wird Ihnen aber alles beßer zeigen, als wie ich es könnte, was wir leisten, ich empfehle mich daher unterdessen." Nun examinirte ich die Schüler, sprach, erklärte, und schrie mich im Eifer ganz heiser, glaubend, daß der Fürst von Allem vollkommen überzeugt sei. Nach einer Stunde kam Pestalozzi wieder, der Fürst bezeugte ihm seine Freude über das Gesehene &c. Wir verabschiedeten uns und Pestalozzi sagte auf der Treppe: „Er ist ganz überzeugt, ganz überzeugt und wird gewis Schulen auf seinen ungarischen Gütern einrichten." Unten am Hause sagte Pestalozzi: „Donnerwetter! Donnerwetter! was hab ich am Arm, er thut mir so weh, ja sieh! er ist ja ganz geschwollen, ich kann ihn nicht mehr biegen," und wirklich war ihm der weite Rock viel zu enge geworden. Ich sahe den ½ Zoll dicken Hausthürschlüßel des Maison rouge an und sagte zu Pestalozzi: ‚Ja seht, Ihr habt Euch, als wir vor einer Stunde zum Fürsten giengen, an diesen Schlüßel angeschlagen', — und bei näherer Besichtigung hatte Pestalozzi denselben mit dem Ellbogen wirklich krumm geschlagen und es in der ersten Stunde im Eifer und vor Freude nicht gemerkt. So feurig und eifrig war der damals schon 70jährige Mann, wenn er glaubte, Gutes wirken zu können. Und solche Beispiele könnte ich viele anführen. — Es war im Sommer nichts Seltenes, daß an demselben Tage 4—5mal Fremde ins Schloß kamen, und daß wir dieserwegen 2—3—4mal den Unterricht unterbrechen mußten."

Ich theile diese höchst charakteristische Erzählung mit, und frage nun den Leser: ob er gegen den liebenswürdigen enthusiastischen Greis einen Stein aufheben will? Ich will es gewis nicht, wenn ich auch herzlich wünschte, daß er, im Kleinen getreu, des Senfkorns eingedenk, sein

Werk still gepflanzt hätte und daß es kerngesund langsam, wenn auch nur von Wenigen beachtet, gewachsen wäre. —

Die Quelle des innern Widerspruchs, welcher durch das ganze Leben Pestalozzis geht, war, wie wir aus seinen eigenen Bekenntnissen ersahen, daß er, trotz seiner großen, die ganze Menschheit umfaßenden Ideale, nicht Fähigkeit und Geschick besaß, um nur der kleinsten Dorfschule vorzustehen. Bei einer höchst regen Phantasie ward von ihm das, wonach er sich sehnte, was er auch über kurz oder lang realisirt zu sehen hoffte, als in der Anstalt schon existirend gedacht und beschrieben. Im gegenwärtig Geleisteten sah seine ahnende und hoffende Seele künftige Entwicklungen voraus und muthete auch Andern zu, solche Entwicklungen wohlwollend schon im Gegebenen zu schauen. Die kühne Zumuthung wirkte auf Viele, besonders auf die Lehrer des Instituts. Dieß scheint es zu erklären, wie in dem Bericht über die Anstalt bona fide so Manches gesagt werden konnte, was ein nüchterner Beobachter geradezu unwahr nennen mußte.[1]

Aber diese Selbsttäuschung des Enthusiasmus ist nie auf die Dauer; der überschwenglichen Stimmung folgt eine hoffnungslose, verzagende. Ist das Herz des Menschen ja ein trotzig und verzagt Ding! Solch eine wechselnde Ebbe und Fluth von hoher Begeisterung und verzweifelter Verstimmung zieht durch Pestalozzis ganzes Leben, und die desperate Bußrede, welche er im Jahre 1808 an seinem Sarge hielt, erscheint fast als das caput mortuum des sublimirenden Berichts, als nothwendige Ergänzung desselben; die im Bericht verschwiegene Wahrheit macht sich reuevoll Luft. Ruhiger beichtet Pestalozzi später in seinen „Lebensschicksalen" über die erste Zeit in Iferten. Mehr als 16 Jahre sind verfloßen, die Leidenschaft hat sich abgekühlt; er erkennt nüchtern, was er in der frühern Zeit gewaltsam enthusiastisch sehen und durchsetzen wollte, erkennt, wie er sich selbst getäuscht und kann daher nun so wahr und klar die Geschichte des Instituts erzählen, so treffend urtheilen. Die ihm näher stehende Zeit wirkt dagegen noch zu gegenwärtig auf sein Gemüth, ist seinem leidenschaftlich afficirten Auge noch zu nahe, als daß er sie in jenem Werke mit derselben historischen Klarheit schildern könnte. —

Ueber den Unterricht im Institut wird im „Bericht" auf eine Weise gesprochen, daß Leser, welche nicht enthusiastisch für Pestalozzi eingenom-

1) Man vergleiche die schon mitgetheilte Bemerkung Pestalozzis über die große Selbsttäuschung, in welcher er und seine Lehrer in Iferten gelebt.

men waren, entschieden hätten Anstoß nehmen müßen. Man höre: [1]„Was sich in Hinsicht auf die Gegenstände des Unterrichts im Allgemeinen sagen läßt, ist Folgendes: Das Kind lernt sich selbst, d. h. seine körperlichen, intellektuellen, ästhetischen, sittlichen und religiösen Anlagen, Kräfte und Thätigkeiten fühlen und anschauen, kennen und üben. Diesem Anschauungsunterrichte an und über sich selbst steht der Anschauungsunterricht an und über die Natur gegenüber, und hält mit dem ersten gleichen Schritt. Von sich selbst und seinen häuslichen Umgebungen aus erweitert sich dieser Unterricht auf die menschliche Natur nach allen obigen Rücksichten überhaupt. Und ebenso erweitert er sich von seinem sinnlichen Erfahrungskreise aus über die ganze äußere Natur. Vom ersten Punkt aus wird es zur Einsicht der wesentlichen, gesellschaftlichen und menschlichen Verhältnisse; vom zweiten aus zur Einsicht der Verhältnisse, in denen es und das Menschengeschlecht zur äußern Natur und diese zu jenem steht, geführt. Der Mensch, die Natur, das gegenseitige Verhältnis beider zu einander, und was aus ihrer Betrachtung und Erkenntnis für die Bildung und Veredlung der Kinder in jeder Hinsicht hervorgeht, machen also die Grundansicht und den Urstoff des Unterrichts aus, und aus ihnen entwickeln sich alle einzelnen Kenntnisse und Bildungsfächer. Allein es muß hier als die Hauptsache und als die durchaus wesentliche Grundlage unsers Unterrichts bemerkt werden, daß hiebei gar nicht davon die Rede ist, die Natur, den Menschen und ihre gegenseitigen Verhältnisse bloß äußerlich und sinnlich aufzufaßen, d. h. bloß in soferne sie abgerißene empirische Merkmale darbieten, die man nach der ersten besten Reihenfolge, oder nach einer vereinzelten, logischen Verknüpfung zusammenstellte. Die Rede ist davon, die Dinge und ihre Erkenntnis selbst als ein lebendiges und organisches, nach nothwendigen und ewigen Gesetzen harmonisch in einander greifendes, und als solches von etwas Einfachem und Ursprünglichem aus sich darstellendes und entwickelndes Ganzes anzuschauen, um aus dieser Anschauung so zu entwickeln, wie eines im andern und durch das andere gegründet ist und besteht. Nicht von irgend einer Form, sondern vom Wesen und Leben selbst geht das Ganze aus, und jede Form erscheint bloß als der Ausdruck und die Darstellung dieses angeschauten Wesens und Lebens."

1) Pestalozzis Werke Th. 2. S. 162, 163.

Eine Anmerkung, welche Pestalozzi 15 Jahre später zu dieser Stelle schrieb, überhebt mich jeder Kritik derselben.[1] „In diesen und mehrern andern Stellen, sagt der Greis, spreche ich mich nicht sowohl in der ursprünglichen Einfachheit meiner mir eigenen Ansichten des Erziehungswesens als in mir unreifen und wesentlich fremden und unverständlichen philosophischen Ansichten aus, bei denen damals, aller unserer guten Absichten ungeachtet, die Köpfe der meisten Glieder unseres Hauses und auch der meinige schwindeln mußten, und welche mich persönlich im Wesen meiner Bestrebungen verwirrten und stille stellten, auch den Flor des Hauses und der Anstalt, die in diesem Zeitpunkt zu einer glänzenden Scheinhöhe gelangten, in seinen Wurzeln verfaulen machten, und eigentlich als die verborgene Quelle alles Unglücks, das seit diesem Zeitpunkt in der Anstalt über mein Haupt zusammengefloßen, anzusehen sind.“

Es würde mich zu weit führen, wollte ich dem Bericht in der Charakteristik der einzelnen Unterrichtsfächer folgen. Ueberall will man sich ganz neu zeigen, und eben dadurch versieht man es. Als Beispiel folgendes über den Unterricht[2] in der Erdbeschreibung. „Die Behandlung derselben, heißt es, geht von der Anschauung und Auffaßung des Gesichtskreises und seiner geographischen Verhältnisse, oder dessen, was die Erdoberfläche darbietet, aus, und theilt sich dann 1) in den Elementarunterricht, der für einmal in die physische, mathematische, physikalische, klimatische und politische Ansicht zerfällt wird, und 2) in den topographischen Theil, in welchem jede einzelne Ansicht der geographischen Auffaßung des Gesichtskreises in geordneter Stufenfolge und in systematischem Zusammenhang durchgeführt, ihre gegenseitigen Verhältnisse entwickelt, und die Zöglinge durch dieses Fundament zu einer reinen und umfaßenden Ansicht der Erd- und Menschengeschichte und ihres gegenseitigen Einflußes auf einander, der Menschen, der Staats- und Völkerverhältnisse, des Culturganges unsers Geschlechts, und endlich der Naturwißenschaft in ihren größern Umrißen und Beziehungen vorbereitet werden. Der statistische Theil, d. h. die Produkte, Einwohnerzahl, Verfaßung u. s. w. werden tabellarisch in Uebersichten den Kindern bekannt gemacht.“

Ist es nach dem Mitgetheilten irgend zu verwundern, wenn Pesta-

1) Ebend. 163.

2) Seite 167.

lozzi in seinen „Lebensschicksalen" über die frühere Zeit in Iferten so urtheilt: „Die an sich unnatürlichen Gelüste zum Regieren wurden in diesem Zeitpunkte in unserer Mitte, einerseits durch den noch nach unserer Rückkunft in Iferten allgemein sich immer vermehrenden Ruf unserer Unterrichtsmittel und das unsinnige Taumelglück, das in diesem Zeitpunkte bald jedem Thoren zuströmte, der den Wortschild einer, in der Realität noch gar nicht existirenden Elementar-Methode aushängte, andrerseits durch die Frechheit unsers Benehmens gegen alle Welt und gegen alles, was in der Erziehung geschah, und nicht in unser Modell passen wollte, belebt. — Die Sache ist traurig; aber sie ist wahr. Wir armen Nestvögel maßten uns beim Brüten unsrer unausgeschlossenen Eier Hochflüge an, die die stärksten Vögel nur mit gereiften und ausgewachsenen Jungen versuchen. Wir kündigten öffentlich Dinge an, wozu wir weder Kraft noch Mittel, sie zu vollbringen, in unsern Händen hatten. Ich mag von hundert und hundert dieser Großsprechereien nicht reden." [1]

Kein Wunder, daß sich bei dieser Sachlage eine entschiedene Opposition gegen das Institut bildete. Besonders in der Schweiz, erzählt Pestalozzi, [2] fiengen Journale an, „entschieden gegen unsere Anmaßungen zu sprechen, unser Thun sei durchaus nicht das, was wir davon halten und davon vorgeben. — Aber anstatt in uns selbst gehend zur Bescheidenheit zurückzukehren, setzten wir uns diesen Oppositionen mit Derbheit entgegen. Ich selbst fieng mitten in der Theilnahme an diesen, mir jetzt unbegreiflichen, Kühnheiten dennoch an zu fühlen, daß wir auf Wegen wandeln, die fehlen könnten, und daß Vieles in unserer Mitte in der Wahrheit nicht so sei, wie es sein sollte und wie wir suchten, es der Welt in die Augen fallen zu machen."

Andere Glieder des Instituts dachten ganz anders; sie drangen, voll Selbstvertrauen, auf eine feierliche Prüfung des Instituts; man wandte sich deshalb im Mai 1809 an die in Freiburg versammelte schweizerische Tagsatzung. Die Bitte ward gewährt und der Land-Amman d'Affry beauftragte die Herren Merian, Mitglied des kleinen Raths in Basel, Trechsel, Professor der Mathematik in Bern und Pater Girard in Freiburg mit der Untersuchung. —

1) Meine Lebensschicksale S. 37, 38.
2) Ebend. 39—41.

Im November 1809, als ich eben in Iferten angekommen war, traf diese Untersuchungscommission ein und blieb fünf Tage. Es waren fünf schwüle Tage für Pestalozzi und seine Lehrer; man fühlte durch, daß die Commission, welche sich einzig an das wirkliche Geleistete hielt, keinen enthusiastischen Bericht erstatten werde. Pater Girard schrieb den Bericht französisch, Professor Trechsel übersetzte ihn ins deutsche, am 12. Mai 1810 ward er der zu Solothurn versammelten Tagsatzung übergeben. Im folgenden Jahre 1811 wurde Pestalozzi von der Tagsatzung der Dank des Vaterlandes zuerkannt, damit hatte die Sache ihr Bewenden.[1]

Ich glaube, daß die Commission unparteiisch geurtheilt hat, der Schluß des Berichts spricht dafür. „Die Bildungsmittel der Anstalt, heißt es, stehen nur in sehr unvollständiger Verbindung mit unsern Stiftungen für den öffentlichen Unterricht. Das Institut hat es überhaupt nicht darauf angelegt, mit diesen öffentlichen Schulen in Harmonie zu kommen. Entschieden um jeden Preis alle Anlagen der Kindheit anzusprechen, um ihre Entwicklung nach seinen Grundsätzen zu leiten, hat es nur seine eigenen Ansichten zu Rathe gezogen, und verräth die unwiderstehliche Begierde, sich neue Bahnen zu öffnen, sollte es auch nie diejenigen betreten, welche der Gebrauch nun einmal eingeführt hat. Dieß war vielleicht das rechte Mittel, zu nützlichen Entdeckungen zu gelangen, aber auch ein Vorsatz, der die Uebereinstimmung unmöglich machte. Das Institut schreitet auf seinem Wege fort; die öffentlichen Anstalten verfolgen den ihrigen, und es ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß beide sobald zusammentreffen werden. Schade, daß die Gewalt der Umstände Herrn Pestalozzi immer über die Laufbahn hinaustrieb, die ihm sein reiner Eifer und seine innige Liebe vorgezeichnet hatten. Der guten Absicht, den edlen Anstrengungen, der unerschütterlichen Beharrlichkeit soll und wird stets Gerechtigkeit widerfahren. Benutzen wir die trefflichen Ideen, die der ganzen Unternehmung zum Grunde liegen, befolgen wir lehrreiche Beispiele, aber bedauern wir auch, daß ein widerwärtiges Verhängnis über einem Manne schweben muß, der durch die Gewalt der Umstände stets gehindert wird, gerade das zu thun, was er eigentlich will."[2]

1) Nach Henning (S. 64 ꝛc.), welcher auch den Schluß des Commissionsberichts mittheilt.

2) Ebend. 65—67.

Nach Publication des Berichts entspann sich eine lange, literarische, widerlich heftige Fehde, durch welche das Ansehen des Instituts nichts weniger als gewinnen konnte.[1] Zu diesem Kriege gegen äußere Feinde gesellte sich leider ein innerer Krieg, welcher damit endete, daß Schmid und einige andere Lehrer das Institut verließen.

Ein Biograph Pestalozzis erzählt: Schmids Stolz und Anmaßung seien gewachsen, so daß er gegen Pestalozzi, Niederer und Krüsi mit der größten Härte aufgetreten sei. „Veranlaßung dazu," fährt der Biograph fort, „gaben ihm einige Ideen, die er von zwei wißenschaftlich gebildeten Männern, die sich damals bei Pestalozzi aufhielten (einer von ihnen lebt jetzt als ein angesehener Mann in Schlesien) einseitig aufgefaßt hatte. Vielleicht hatten jene Männer diese Ideen damals selbst in keiner Klarheit."[2]

Der Biograph meint mich und meinen Freund;[3] es werde mir deshalb nicht misgedeutet, wenn ich in der Kürze das Betreffende mittheile.

Ich war gekommen, um zu lernen und zu dienen. Deshalb zog ich ganz in das alte Institutsgebäude, schlief in einem der großen Schlafsäle, aß mit den Kindern, besuchte die Lehrstunden, das Morgen- und Abendgebet und die Lehrerconferenzen. Schweigend sah ich und hörte ich aufmerksam, war aber weit entfernt daran zu denken, sogleich selbst lehren zu wollen. Mein Urtheil über Alles was ich sah und hörte ward sehr durch die Rücksicht auf den mir anvertrauten achtjährigen Knaben bestimmt, nach dem was ihm zum Frieden diente oder nicht. Mehrere Wochen verfloßen so, als ich eines Abends mit Pestalozzi und den übrigen Lehrern im Gasthof zum wilden Manne war, wo man sich, ich meine alle 14 Tage versammelte. Nach dem Eßen rief mich Pestalozzi in ein Nebenzimmer, wir waren ganz allein. Meine Lehrer scheuen dich, sagte

1) Der bekannte K. L. von Haller zeigte nämlich den Commissionsbericht in den göttingischen gelehrten Anzeigen vom 13. April 1811 sehr lobend an, indem er zugleich das Pestalozzische Institut anklagte, daß es den Zöglingen Abneigung gegen Religion, Obrigkeit und Aristokratie einflöße. Dagegen schrieb Niederer: „Das Pestalozzische Institut an das Publikum." Neu bearbeitet erschien diese Schrift 1812 unter dem Titel: „Pestalozzis Erziehungsunternehmung im Verhältnis zur Zeitkultur." Gegen erstere Schrift schrieb Bremi in Zürich; gegen Bremi wiederum Pestalozzi und Niederer. Letzterer will dem Bremi 92 Lügen, 36 Verfälschungen und 20 Verleumdungen nachgewiesen haben.

2) Henning im Schulrath. S. 71. Vgl. Mönnich S. 63.

3) Rudolf von Przystanowski, gegenwärtig in Merico.

er, weil du schweigend nur zuhörst und zuschaust, warum unterrichtest du nicht? Ich antwortete: vor allem Lehren wolle ich lernen, schweigend lernen. Nachdem das Gespräch noch dieß und jenes berührt, sprach er sich gegen mich mit einer Offenheit über mehrere seiner Lehrer aus, die mich in Erstaunen setzte, und mit dem, was ich im Bericht gelesen in schroffem Widerspruch stand, nicht aber mit dem, was ich selbst schon beobachtet oder geahnet hatte. Diesen Eröffnungen schloß Pestalozzi den Antrag an: ich und mein Freund solle in Gemeinschaft mit Schmid, den er, besonders in Bezug auf seine praktische Tüchtigkeit und Thätigkeit sehr lobte, zur Erneuung des Instituts Hand anlegen. —

Der Antrag kam mir so unerwartet, daß ich mir Bedenkzeit ausbat und die Angelegenheit mit meinem Freunde besprach, der eben so sehr überrascht war, wie ich. Natürlich traten wir beide hierdurch in ein näheres Verhältnis mit Schmid, lernten die arcana imperii in kurzer Zeit kennen, und überlegten redlich: was dem Gedeihen der Anstalt im Wege stehe und wie geholfen werde könne.

Zuvörderst war es die Vermengung deutscher und französischer Knaben, welche mir doppelt wehe that, da ich ja von Paris kam. Anders dachten die Eltern der Kinder, welche eben in dieser Vermengung ein glückliches Zusammentreffen erblickten, um ihre Kinder auf die leichteste Weise zur Zweizüngigkeit zu bilden, während diese zuletzt weder deutsch noch französisch konnten. Das Institut war bei solchem Kindermang ohne herrschende Muttersprache und nahm die Charakterlosigkeit zwitterhafter Gränzprovinzen an. Hielt doch Pestalozzi jedes Morgen- und Abendgebet zuerst deutsch dann französisch! Ich fand französische Kinder in den auf deutsche berechneten deutschen Sprachstunden, welche die gewöhnlichsten deutschen Worte nicht verstanden. Dieß und so vieles, was sich sonst noch gegen diese Vermengung sagen ließ, ward nun mit Pestalozzi besprochen und darauf der Antrag gegründet: nicht etwa die französischen Kinder aufzugeben, sondern die eine Anstalt in zwei, eine deutsche und eine französische zu trennen. Nur auf solche Weise könne jede gedeihen. — Der Vorschlag gieng nicht durch, vorzüglich äußerer Hindernisse wegen, die jedoch zu überwinden gewesen wären. Daß Pestalozzi späterhin mit uns ganz harmonirte, bezeugt eine Stelle in seinen „Lebensschicksalen.“ Er nennt es dort[1] einen unnatürlichen

1) S. 17.

Umstand, daß die Anstalt von Burgdorf nach Iferten „von deutschem auf französischen Boden“ versetzt ward. „Im Anfang unsers Hierherkommens, fährt er fort, waren unsre Zöglinge fast insgesammt nur Deutsche; jetzt aber kam sehr bald eine fast eben so große Anzahl französischer Zöglinge hinzu. Die meisten deutschen wurden jetzt ohne bedeutende Rücksicht auf elementarische oder unelementarische Erziehung uns übergeben, um in einem deutschen Hause französisch zu lernen, und das war eigentlich das, was wir am wenigsten gut konnten; ebenso thaten es die meisten der französischen Eltern, die uns ihre Kinder übergaben, ohne Rücksicht auf elementarische oder unelementarische Erziehung, um sie in unserm deutschen Hause deutsch lernen zu laßen: und wir standen in der Mitte dieser beiden Ansprüche gleich unfähig, sie genugthuend zu befriedigen, da. Indes waren diejenigen Personen, die uns von beiden Seiten ihre Kinder anvertrauten, so wenig bei sich selbst klar, was sie eigentlich in der Wahrheit bei uns suchten und wollten, als wir auch über den Grad unserer Unfähigkeit, sowohl die einen als die andern in dem, was sie eigentlich von uns wünschten, zu befriedigen, in uns selbst heiter dachten. Aber da es nun einmal auf deutschem und französischem Boden Mode war, uns Kinder von allen Seiten zuzuschicken, so gieng es eine beträchtliche Zeit in Rücksicht auf Geldressourcen und ehrenhaftes Lobgeschwätz forthin seinen alten Schein- und Trug- und Glanzweg.“ [1]

Ein zweiter Uebelstand war dieser. So viel auch im Bericht davon die Rede ist, das Leben in der Anstalt habe ganz den Charakter eines gemüthlichen Familienlebens, ja übertreffe dieses in vieler Hinsicht, so war doch nichts ungemüthlicher als dieß Leben. Abgesehen von Pestalozzis Wohnung, gab es in dem alten Schloße wohl Schlafsäle, Eßsäle, Lehrsäle, aber die von Pestalozzi mit Recht gepriesene Wohnstube fehlte den Kindern durchaus. Größere Knaben, welche, wie man es unzart ausdrückt, schon in den Schlingeljahren waren, mochten diesen Mangel weniger empfinden, desto mehr aber war dieß bei den jüngsten, bei Kindern von 6 bis 10 Jahren der Fall. Ich fühlte dieß tief in die Seele meines achtjährigen Fritz hinein, der, bis er in die Anstalt kam, unter der Pflege einer höchst sorgsamen Mutter im schönen Familienkreise aufwuchs. Seine jetzige unheimliche ja wüste Existenz bekümmerte

1) Ebend. 17. 18.

mich sehr und beunruhigte mein Gewißen. Für ihn und zugleich für die übrigen Kleinen baten wir Pestalozzi eine schöne Wohnung in der Nähe von Iferten zu miethen, wo die Kinder einen freundlichen Ersatz für die verlorene häusliche Lebensweise im Familienkreise fänden. Wir erboten uns bei ihnen zu bleiben.

Auch dieser Vorschlag gieng nicht durch. Man kann denken, daß bei Berathung desselben die schwache Seite des Instituts, die mangelnde Wohnstube, ja die Unersetzlichkeit des Familienlebens sehr zur Sprache kam.[1]

Unvergeßlich bleiben mir viele Unterredungen, welche ich mit Pestalozzi hatte. Eine betraf die Lehrer des Instituts, besonders die Unterlehrer. Ich sah wie viele unter ihnen mit größter Treue und Gewißenhaftigkeit arbeiteten, ja sich wahrhaft für die Anstalt aufopferten. Ich brauche in dieser Hinsicht nur auf die Selbstbiographie des redlichen, tüchtigen Ramsauer zu verweisen. Aber etwas fehlte den meisten Lehrern, Pestalozzi selbst mußte das fühlen. In der Neujahrsrede von 1811[2] sprach er zu ihnen: „Gebet der Kraft, wohl unterrichten zu können, keinen größern Werth, als sie im Ganzen der Erziehung gewis hat. Ihr habt vielleicht zu viel und zu früh Steine und Lasten getragen, das hat die Lieblichkeit eurer jugendlichen Blüthe vielleicht etwas gemindert; aber ihr bedürfet ihrer als Erzieher nothwendig. Ihr müßt sie in Euch wieder herstellen. Ich verkenne Eure Kraft, Euren Verdienst nicht, aber eben darum, weil ich sie erkenne, möchte ich ihnen die Krone des lieblichen Wesens aufsetzen, das Euren Werth erhöhen und Eure Kraft selber zum Segen machen wird."

Wo fehlte es nun bei den Lehrern? Eins bezeichnet Pestalozzi: viele, im Institut aufgewachsen, hatten zu früh Steine und Lasten getragen und waren in ununterbrochener Anspannung geblieben. „Besonders streng,"[3] erzählt Ramsauer, „hatten es diejenigen Lehrer, welche Zöglinge Pestalozzis gewesen waren; denn von diesen forderte er zu

1) Einen dritten Vorschlag thaten wir, weil es uns unmöglich schien, daß Pestalozzis Ideen in Iferten unter den obwaltenden Umständen realisirt werden könnten. Wir forderten ihn auf, im Aargau die längst versprochene Armenanstalt zu stiften und erboten uns, nach Kräften Hand anzulegen. Als er auch hierauf nicht eingieng, so hielt ich es, besonders um des mir anvertrauten Knaben willen, für Pflicht, die Anstalt zu verlaßen.

2) Werke 11, 322.

3) Ramsauer 26, 27.

jeder Zeit viel mehr, als von den andern Lehrern; sie sollten ganz dem Hause leben, Tag und Nacht für das Wohl des Hauses und der Zöglinge besorgt sein. Alle Lasten, alle Unannehmlichkeiten, alle häuslichen Sorgen sollten sie tragen helfen, für Alles verantwortlich sein. So mußten sie z. B. in freien Stunden (d. h. wenn sie keinen Unterricht zu ertheilen hatten) bald täglich einige Stunden im Garten arbeiten, bald Brennholz spalten, ja einige Zeit des Morgens früh die Stuben heizen, oder auch abschreiben u. s. w." „Es[1] gab Jahre, in denen Keiner von uns nach 3 Uhr Morgens im Bette gefunden wurde, und man arbeitete Sommer und Winter von 3—6 Uhr."[2] Fast alle Arbeit war für das Lehramt, es blieb weder Muße noch frische Kraft einigermaßen an die eigene Ausbildung zu denken. — Ein zweites kam hinzu. Die meisten Lehrer des Instituts konnte man als Autodidakten betrachten, welche zwar den ersten Unterricht dort empfangen hatten, aber allzufrüh vom Lernen zum Lehren übergiengen und sehen mochten, wie sie sich durchschlugen. Von eigentlichen pädagogischen Vorlesungen war nie die Rede. Bei einem solchen Bildungsgange der Lehrer konnte es nicht fehlen, daß nicht eigenthümliche Wege hier und da eingeschlagen worden wären, wovon Schmid ein Beispiel gab. Allein eben so nothwendig mußte sich die gewöhnliche Beschränktheit der Autodidakten geltend machen: ein großer Mangel an Selbsterkenntnis und richtiger bescheidener Würdigung dessen was man geleistet.

Der Mensch erkennt sich nur im Menschen;

ich muß wißen, was Andere in meiner Wißenschaft geleistet, um meinen Leistungen den rechten Platz und Rang anzuweisen. Es ist unglaublich, wie viele Misgriffe und Misurtheile Pestalozzis und seiner Lehrer aus dieser Quelle floßen.

Es war aber ein Drittes, was ich gegen Pestalozzi hervorhob: seine Ansicht von den Lehrern und ihrem Verhältnis zur Methode und den methodischen Lehrbüchern. Sollten doch, wie erwähnt, die Lehrbücher alle Lehrgabe und alle Lehrfertigkeit so gut als entbehrlich machen. Diese methodischen Lehrbücher glichen Dressirmaschinen, welche unglücklicher Weise ihren Platz nicht ganz ausfüllten, doch noch einen Menschen brauchten,

1) Ebend. 29.

2) Man vergleiche ebend. S. 35 den Stundenzettel Ramsauers; von Morgens 2—3 Uhr bis Abends 9 Uhr hatte er fast nur Amtsgeschäfte.

wie etwa auch bei der vollkommensten Druckerpresse immer ein Mensch angestellt werden muß, der freilich kaum den gewöhnlichsten Menschenverstand nöthig hat.

Nicht viel beßer war Pestalozzis Ideal eines Lehrers; ein solcher hatte nach ihm nichts zu thun, als pedantisch genau das Lehrbuch mit seinen Schülern der Gebrauchsvorschrift gemäß durchzugehen, ohne etwas davon noch dazu zu thun. Er brauchte den Schülern immer nur um einen Schritt voraus zu sein. Wie wenn dem zur Nachtzeit Reisenden ein Führer mit einer Laterne zugegeben würde, der aber nicht bloß dem Reisenden leuchten, sondern mit Hilfe der Laterne selbst erst den Weg auskundschaften müßte. Dem rechten Lehrer muß Ziel und Weg so lebendig vor der Seele stehen, daß er ohne Laterne — ohne Methodenbuch — die Schüler führen kann. La methode c'est moi, spricht er. [1] — Kann man sich aber eine elendere Sklavenarbeit ersinnen, als die eines Lehrers, der streng an ein Pestalozzisches Lehrbuch gebunden ist? Ist nicht damit jede eigenthümliche, freie Lehrgabe durchaus gefeßelt, jede frische, lebendige, geistesgegenwärtige, entschloßene Bewegung und Verständigung abgewiesen, jedes liebevolle Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler unmöglich gemacht? [2] — In trüben Augenblicken erschien mir damals das Institut wie eine große lärmende Bildungsfabrik; den hölzernen Maschinenlärm nahmen viele für eine Aeußerung der jugendlichen Freudigkeit beim Lernen. —

Die Ansicht von der Aufgabe der Lehrer gieng zu sehr aus der pädagogischen Totalansicht Pestalozzis hervor, sie war im Institut zu sehr realisirt, als daß an eine Aenderung zu denken gewesen wäre, wiewohl der Greis schmerzlich fühlte, daß meine Bemerkung nicht aus der Luft gegriffen sei. — Späterhin, als der Glanz des Instituts mehr und mehr abnahm, mußte Pestalozzi es erleben, daß seine Unterlehrer wie er erzählt, im Jahre 1817 „plötzlich wie insurgirende englische Fabrikarbeiter zusammen standen, allgemein aufhörten ihre Pflichten zu erfüllen und sich in Masse erklärten, keine Unterrichtsstunden mehr zu geben,

1) „Jeder Lehrer, sagt Herder, muß seine eigene Methode haben, er muß sie sich mit Verstande erschaffen haben, sonst frommt er nicht." Herders Werke. Philosophie und Geschichte 10, 254.

2) Als ich Iferten 1810 verließ und nach Berlin kam, wohnte ich in der Plamannschen Anstalt einem Examen bei. Wie stach das freie, selbständige und selbstbewegliche Lehren von Friesen und Harnisch gegen das kalte, methodisch genirte vieler Pestalozzischer Lehrer ab! —

sondern in vollem Insurrectionsmüßiggang zu bleiben, bis einem jeden sein Sold verdoppelt werde." —

Pestalozzi drang in mich Mineralogie zu lehren, und dabei eine kleine Steinsammlung, welche die Anstalt besaß, zu benutzen. Ich wandte ein, daß ich, wenn ich es thäte, ganz von der Lehrweise des Instituts abgehen müße. Wie so? fragte Pestalozzi. — Nach jener Lehrweise, erwiderte ich, müßte ich nichts thun, als eine Stufe der mineralogischen Sammlung nach der andern den Knaben hinhalten, bei jeder den Namen nennen, z. B. das ist Kalkstein, und hierauf unisono von der ganzen Klasse dreimal nachsprechen laßen: das ist Kalkstein. — So glaube man zugleich für reale Anschauung und Sprachbildung zu sorgen. — Ich suchte nun klar zu machen, daß eine solche Weise nur auf den Schein arbeite, Worte gebe, ehe die Bilder der Steine eingebildet seien; daß dieser Einbildungsprozeß, dieses sinnlich-geistige Concipiren überdieß durch Hineinreden der Lehrer und Redenlaßen der Schüler nur gestört werde, daher am besten schweigend geschehe. — Als Pestalozzi dagegen sprach, fragte ich ihn: warum die Kinder doch sprachlos geboren würden, erst etwa nach ¾ Jahren reden lernten; warum man dem 8 Tage alten Kinde ein Licht hinhalten und nicht drei mal, sondern hundert mal vergeblich „Licht" vorsagen würde, weil es gewis nicht versuchen werde, das Wort nachzusprechen. Ob wir hierdurch nicht von hoher Hand den Fingerzeig erhielten, daß Zeit nöthig sei, wenn die äußere, sinnliche Anschauung innerlich angeeignet werden solle, so daß das Wort erst als eine reife Frucht der ausgetragenen innern Anschauung hervortrete? — Was ich vom Schweigen der Kinder sagte, frappirte Pestalozzi. —

So weit meine Erinnerung reicht, habe ich nun das Wichtigste mitgetheilt, was zwischen Pestalozzi, Schmid und mir verhandelt wurde. Ich möchte heute noch meine damaligen Ansichten vertreten, aber, durch so manche Erfahrungen belehrt, vielleicht mit größerer „Klarheit" als damals.

Hier will ich aber keineswegs mich als rein hinstellen, andere anklagen. Wenn ich sachlich Recht zu haben meine, so fehlte ich persönlich in mehrerer Hinsicht, was nur durch die unglücklichen Verhältnisse im Institut einigermaßen entschuldigt wird. Ich will nur dieß andeuten. Leider stunden schon damals Niederer und Schmid durch Gaben, Leistungen, Richtung in völliger Opposition; beim besten Willen war eine Vermittlung zwischen beiden unmöglich, man mußte sich dem einen

oder dem andern anschließen. Pestalozzi selbst verband mich mit Schmid, deßen entschloßene, rastlose Thätigkeit mir Bürge war, daß er bei Reformen kräftig helfen würde. — So kam ich fast unwillkürlich mit Niederer in Opposition. Wenn ich auch seinen Ansichten nicht überall beipflichtete, so hätte ich doch seinen aufopfernden Enthusiasmus entschieden anerkennen sollen. Zu Krüsis mildem Wesen fühlte ich mich hingezogen, allein auch er stand gegen Schmid.

Den jüngern Lehrern war mein schweigendes Beobachten unheimlich; kann ich es ihnen verdenken? Während sie mit unerhörter Anstrengung vom Morgen bis zum Abend arbeiteten, auf solche Weise schon Jahre lang gearbeitet hatten, sah ich ihrem mühsamen Leben mit kritischem Blick zu. Ich erschien ihnen als ein fremder, recensirender, unthätiger Eindringling und mußte ihnen so erscheinen. Sie wußten ja nicht, daß ich mit einer so hohen Meinung von den Leistungen des Instituts gekommen war, daß ich zuerst nur zusehen, nur lernen wollte, um später zu lehren und zu helfen wo ich könnte.

Jene hohe Meinung hatte ich besonders durch den Bericht eingesogen. Er verführte mich, das Institut zu überschätzen, und dieß Ueberschätzen verführte mich wiederum in Iferten, die Leistungen in der Anstalt zu gering zu achten. Ich hätte den redlichen, gewißenhaften, mühsamen Fleiß mehrerer Lehrer z. B. Ramsauers auch dann anerkennen sollen, wenn sie gleich nicht immer lauter Neues zu Tage förderten; durch den Bericht misleitet, hoffte ich freilich nur Neues zu finden.

Aller Uebelstände ungeachtet wäre ich aber gewis länger in Iferten geblieben und hätte ausdaurend geduldig in Hoffnung gearbeitet, wofern ich es nicht für Pflicht gehalten, den mir anvertrauten Knaben zu entfernen. Ich verließ mit ihm im Mai 1810 Iferten. — Bald darnach brach dort die lang verhaltene Feindschaft in offene Fehde aus. Schmid verließ das Institut und schrieb gegen dasselbe.[1]

Iferten.

b. Von 1810 bis 1825.

Am liebsten schwiege ich von diesen, meist durch die schmählichsten Zwiste und Prozesse getrübten Jahren. Die Berichte, welche über die

1) „Ansichten und Erfahrungen über Erziehung, Institute und Schulen."

Ergebnisse jener Zeit vorliegen, widersprechen einander oft schroff, weil sie von Anhängern zweier, einander diametral entgegengesetzter Parteien geschrieben sind. Ich will nur einiges bedeutende mittheilen.

Im Sommer 1811 kam der Franzose Jullien nach Iferten, Napoleons Waffengefährte in Aegypten und Ritter der Ehrenlegion. Er blieb 6 Wochen im Institut, aus seinen dortigen Beobachtungen giengen zwei Werke hervor.[1]

Während des Krieges von 1814 verlangte die Spitalverwaltung der österreichischen Armee: das Institutsgebäude solle zu einem Spitale hergegeben werden. Glücklicherweise war Kaiser Alexander in Basel: Pestalozzi reiste sogleich zu ihm, fand die freundlichste Audienz; das Spital kam, auf des Kaisers Verwendung, gar nicht nach Iferten, und im November 1814 erhielt Pestalozzi den russischen Wladimirorden 4ter Klasse. —

Schmids Austritt aus dem Institut verursachte eine sehr bedeutende, schmerzlich gefühlte Lücke. Wie übel es in der Anstalt aussah, bezeugen Briefe aus jener Zeit, welche Pestalozzi an Niederer schrieb. „O Niederer, so klagt er, ohne Reinheit und Kraft in den Umgebungen sind alle Anstrengungen für das Hohe und Große verloren, wo Lümmelei und Schwäche aus allen Ecken hervorguckt, da bildet sich das Erhabene und Gute nicht leicht — unsre größten Feinde sind unter unserm Dach und eßen mit uns aus einer Schüßel — es ist beßer allein zu sein, als von Schlechtheit Scheinhülfe anzunehmen."

In einem zweiten Briefe Pestalozzis heißt es: „die innere Schwäche unsers Hauses hat den Schwächsten unter uns das Maul aufgethan, daß sie uns Affenräthe geben und offene Versammlung über uns unter sich selbst haben. Das Hauptübel unsers Hauses kommt von den bei mir Männer spielenden Knaben, die an allen andern Orten nur Lehrbuben wären."[2]

In jene Zeit fällt auch der Besuch des preußischen Staatskanzlers von Beyme, welcher „mit großer Vorliebe für Pestalozzi" das Institut betrat und ehe er Iferten verließ sich dahin äußerte: „Wenn diese Anstalt sich noch ein Jahr halte, so sehe er es für das größte Wunder an, es mangeln in dem Unterricht den er hier gesehen, Sachen, über

1) Précis sur l'institut d'Yverdun en Suisse 1812, und Esprit de la méthode d'éducation de M. Pestalozzi. 2 Tom.

2) Biber 79. 88.

deren Vernachläßigung man sich auch in den niedersten Dorfschulen schämen müßte."[1]

Vorzüglich fühlte Niederer die durch Schmids Abgang im Institut entstandene Lücke. Schon zu Ende des Jahres 1813 schrieb er an Schmid[2] aufs Versöhnlichste, und am 10. Februar 1815: „Ich setze mit Pestalozzi Leib und Gut daran, dich hier her zu bringen." „Allein kann ich nichts. Du weißt was mir fehlt, aber mit dir und ein paar andern ausgezeichneten und edeln Menschen, zweifle ich nicht an der Verwirklichung eines pädagogischen Himmels auf Erden."

Pestalozzi führt diese Stellen als sichere Beweise der Tüchtigkeit und Unentbehrlichkeit Schmids an: sie bezeugen aber auch eine ehrenwerthe Gesinnung Niederers, welcher seiner praktischen Unfähigkeit kein Hehl hatte und eine tief begründete Antipathie gegen Schmid unterdrückte, um seine pädagogischen Ideale zu verwirklichen.

Schmid stund damals einer Schule zu Bregenz vor. Auf Niederers dringende Einladung kehrte er um Ostern 1815 nach Iferten zurück und begann nun eine durchgreifende Reform des Instituts, besonders auch in ökonomischer Hinsicht. Bald entspann sich ein allgemeiner, stiller Widerwille gegen ihn.

Am 11. December 1815 starb, fast 80 Jahre alt, Frau Pestalozzi; 45 Jahre lang, auch in schwerer Leidenszeit, die treue, geduldige Lebensgefährtin ihres Mannes. An ihrem Sarge sprach Pestalozzi, nachdem man ein Sterbelied gesungen. „Wir waren," sagte er zur Todten gewendet, „von Allen geflohen und verspottet, Krankheit und Armut beugten uns nieder und wir aßen unser trockenes Brot mit Thränen; was gab dir und mir in jenen schweren Tagen Kraft auszudauern und unser Vertrauen nicht wegzuwerfen?" Drauf ergriff er eine in der Nähe liegende Bibel, drückte sie der Todten an die Brust und rief: „aus dieser Quelle schöpftest du und ich Muth und Stärke und Frieden."[3] — Unter zwei hohen Wallnußbäumen des Schloßgartens ist ihr Grab. — An diesem Trauertage brach zuerst der bisherige stille Widerwille Vieler gegen Schmid laut in offene Feindschaft aus, welche

1) Lebensschicksale 60.

2) Ebend. 84. 86.

3) „H. Pestalozzi" (S. 87) von Blochmann, ein Buch, das für die Geschichte des Instituts, besonders für die Jahre 1810—1816 eine ganz vorzügliche Quelle ist.

fortan nicht wieder besänftigt wurde, und die letzten 12 Lebensjahre des beklagenswerthen Greises wahrhaft vergiftete. Aller Segen wich seitdem von der Anstalt und von jeder neuen Unternehmung Pestalozzis.

Die meisten Lehrer waren gegen Schmid. Blochmann, gegenwärtig Director eines blühenden Erziehungsinstituts in Dresden, setzte eine förmliche Anklageschrift gegen ihn auf, welche Krüsi, Ramsauer, Stern,[1] Ackermann[2] u. a., in Allem 12 Lehrer, unterschrieben.[3] — Im Jahre 1816 verließen diese die Anstalt, auch Krüsi, der vieljährige Mitarbeiter Pestalozzis. „Vater, schrieb er an Pestalozzi, meine Zeit, Deine Nähe zu genießen, ist vorüber. Ich muß Deine Anstalt, wie sie jetzt ist und geleitet wird, verlaßen, wenn ich meinen Muth und meine Kraft Dir und deinem Werke zu leben, nicht immer mehr verlieren soll. Für Alles was Du mir warst und was ich Dir sein konnte, danke ich Gott, für Alles, worin ich Dir fehlte, bitte ich Gott und Dich um Verzeihung.“[4]

Zuletzt, im Jahre 1817 trennte sich auch Niederer vom Institut;[5] vergeblich versuchte es Pestalozzi im folgenden Jahre ihn mit Schmid zu versöhnen. Beide erkannten Pestalozzi als ihren Meister und dennoch war die Versöhnung unmöglich. Sie waren einander zu sehr entgegengesetzt, nicht bloß in Naturgaben, sondern in dem was jeder wollte, in dem pädagogischen Ideale was er im Institut zu realisiren strebte.

Niederer sah in Pestalozzi einen Mann, der mit instinktmäßigem Tiefsinn das Wesen der Menschenbildung erfaßt, aber nur fragmentarisch dargestellt habe, und welcher die Ideen, von denen er gleichsam beseßen sei, nicht besonnen gewältigen könne. Zu einer philosophischen Gewältigung derselben fühlte Niederer sich berufen, dazu, aus jenen mächtigen pädagogischen fragmentarischen Werkstücken eine vollständige systematische Theorie aufzubauen. — Pestalozzi konnte sich in ihn anfangs nicht finden, er verstand Niederers philosophische Sprache nicht. Später sah er in ihm den einzigen Mann des Instituts, welcher auf der Höhe deutscher Kultur stehend, am geeignetsten sei, der neuen Methode im Reiche der Bildung ihre rechte Stelle anzuweisen. Nur durch

1) Gegenwärtig Seminardirector in Karlsruhe.

2) Jetzt Lehrer in Frankfurt am Main.

3) Vgl. Blochmann l. c. 91—102.

4) Biber 106.

5) Er erklärte seinen Austritt in einer Pfingstpredigt, die er bei einer von ihm zu vollziehenden Confirmationshandlung hielt! Blochmann 106.

einen solchen Mann, glaubte er, könne die gebildete Welt, besonders Deutschland, für seine Erziehungspläne gewonnen, durch ihn müße sein schweizer Idiom erst in ein verständliches Hochdeutsch übersetzt werden. Ja, er glaubte eine Zeit lang, Niederer verstehe ihn beßer als er sich selbst verstehe. — Praktisches Geschick zur Verwirklichung seiner pädagogischen Theorie fehlte Niederer, wie er selbst öfters eingestand. Er wollte im Institut mehr die Thätigkeit der dort wirkenden praktischen Talente beobachten und auf solche Weise lernen, zugleich aber auch wachen, daß alle Lehrer in Einem Sinn und auf Ein und dasselbe Ziel hinarbeiteten — auf Verwirklichung der pädagogischen Theorie.

Kein Wunder, wenn sich Pestalozzi durch Niederers Eigenthümlichkeit von Natur nicht angezogen fühlte, wie er dieß wiederholt äußerte, selbst in Zeiten, da beide Männer sehr freundlich gegen einander standen; ebenso wenig darf es uns wundern, wenn der Greis späterhin ein Verhältnis ganz löste, das vielmehr sein Wille als seine Neigung geknüpft[1] hatte. —

Wie so ganz entgegengesetzt war aber sein Verhältnis zu Schmid! „Unerklärliche Gefühle, sagt er,[2] zogen mich vom Augenblick seiner Erscheinung in unserm Kreise an ihn hin, wie ich mich noch nie an irgend einen Zögling hingezogen fühlte.“ Charakteristisch ist es, wenn Pestalozzi schreibt: „Ich muß die Kraft, die uns in diesem bösen Zustand noch allein zusammen zu halten fähig schien, von ihrem Ursprung aus ins Auge faßen.“[3] Diese personifizirte Kraft war eben der, von den Tyrolerbergen nach Burgdorf eingewanderte Hirtenknabe Schmid. Bald habe er seine Lehrer hinter sich gelaßen, sagt Pestalozzi. „Er überflügelte, fährt er fort, durch seine Realkraft und unablässliche Thätigkeit den Einfluß eines jeden Andern im Hause.... Ich verbarg nicht, daß ich die Kraft dieses noch so jungen Zöglings als die erste Stütze meines Hauses ansehe.“[4] Eben so charakterisirt Pestalozzi den Schmid in einer Rede, welche er im Jahre 1818 hielt. „Ich will,[5] sagt er, aus ihm nicht mehr machen, als er mir ist. Ich kenne ihn. Er hat

1) Vergl. unten die Rede, welche Pestalozzi 1818 an seinem 73sten Geburtstage hielt.

2) Lebensschicksale 23.

3) Ebend. 22.

4) Ebend. 26.

5) Pestalozzis Werke 9, 263.

eine Naturkraft die in ihrer Kunstlosigkeit hindringt, wo eine große Kunst oft vor meinen Augen zurückstand." — Schmid „warf sich wie eine harte Schale um den Kern meines hinschwindenden Thuns, und rettete mich." [1]

Die Kraft und Thätigkeit Schmids erkannte auch Niederer in vollstem Maße an. Wie Pestalozzi sah er in ihm den unermüdlichsten Lehrer der Mathematik und des Zeichnens, welcher durch sein Beispiel wie durch derben Tadel auch die übrigen Lehrer zu gewißenhafter Thätigkeit antreiben könnte; er sah in ihm auch den Mann, welcher, ein Zögling Pestalozzis, für eine Frucht der Methode galt und dadurch den besuchenden Fremden imponirte, sie für die Methode gewann. Daher kam es, daß er im Jahre 1814 Alles von einer Wiedervereinigung mit Schmid hoffte. Wie fand er sich aber getäuscht, als Pestalozzi diesem das Scepter über das ganze Institut einhändigte.

Auch Blochmann erkennt in seiner Anklageschrift gegen Schmid an diesem: „Thätigkeit, Beharrlichkeit, Ausdauer, Pünktlichkeit, administrative Gewandtheit, seine Verdienste um größere Ordnung in der Anstalt, seine Geschicklichkeit in den Elementarfächern der Mathematik — eine seltene Kraft." Lauter Eigenschaften, welche sich weder bei Pestalozzi noch bei Niederer fanden, und Schmid daher als ein nothwendiges ergänzendes Glied des Lehrerpersonals bezeichneten. Wenn aber Blochmann und die übrigen Unterzeichner der Anklageschrift dieß anerkannten, warum drangen sie dennoch auf Schmids Entfernung? Weil, antworten sie in jener Schrift, „die Quelle alles Schmidschen Thuns die vollendete Selbstsucht ist, Kraft ohne Demuth, ohne Liebe, ohne Selbstverleugnung, ein tönendes Erz, eine klingende Schelle, Schmid klug wie die Schlangen, aber nicht ohne Falsch wie die Tauben ist."

In einem Briefe macht Niederer dem Pestalozzi Vorwürfe, daß er Schmid und überhaupt die Kraft an sich überschätzt habe. [2] „Das Verderben, sagt er, trat in Ihre Anstalt ein, als Sie durch einzelne glänzende Erfolge und Kräfte hingerißen und geblendet, das, was seiner Natur nach bloß im Stillen wirkt und wirken muß, ob es gleich höher als jenes steht, und das Hervortreten jenes erst möglich macht, keiner wesentlichen Beachtung mehr würdigten; als sie anfiengen so zu handeln,

1) Ebend. 258.

2) Der Brief ist vom 19. März 1818. Biber 123.

als seien Sie dem, womit sie brilliren konnten, alles, dem was dazu nicht tauglich war, nichts schuldig."

„In diesem Grundirrthum, ich sage mehr, in dieser Grundungerechtigkeit, wurde die mathematische Seite der Methode und Anstalt hervorgehoben, als wäre sie einzig und allein das Wesen der Methode und das Heil der Menschheit. Einseitige, niedrige Kräfte ehrte man auf Kosten der höhern. Die Kraft des Gemüths, die Treue, die Liebe, wenn sie nicht mit jenen äußern Kräften verbunden waren, wurden in den Personen, in denen sie wirkten, hintangesetzt und herabgewürdigt. Sie setzten in der Art des Lobes, das Sie den Handwerksfertigkeiten durchaus unerfahrner Jünglinge in einzelnen Fächern ertheilten, diese Fertigkeiten über Einsicht, Wißenschaft und Erfahrung." [1]

Kehren wir nun zur Geschichte der Anstalt zurück.

Ostern 1816 ließ sich der schon erwähnte Jullien in Iferten nieder, und brachte 24 Zöglinge aus Frankreich mit, aber schon im folgenden Jahre verließ er, man sagt von Schmid gekränkt, [2] das Institut.

Niederer trennte sich, wie schon erwähnt, im Jahre 1817 vom Institut und leitete in Gemeinschaft seiner Frau fortan nur die Töchteranstalt. Ueber diese entspann sich in demselben Jahre der schmählichste, bedauernswertheste pecuniäre Prozeß zwischen Pestalozzi und Schmid einerseits, Niederer andererseits, ein Prozeß, welcher sieben Jahre dauerte. „Es war im Juli 1817, als ich, erzählt Pestalozzi, durch einen auf jenen Streit bezüglichen Brief plötzlich in eine innere Wuth gerieth, die mit einem Ausbruche von eigentlicher Raserei begleitet war und wodurch ich Gefahr lief, meinen Verstand vollends zu verlieren und in vollkommene Sinnlosigkeit zu verfallen." [3] Schmid brachte den Greis nach Bület auf den Jura, dessen kühlende Höhen heilsam auf Pestalozzis gefährdeten Nervenzustand wirkten. Dort ergoß er sein Leiden in Ge-

1) In dem Buche: „Pestalozzis Erziehungsunternehmung" (S. 369 ff.) charakterisirt Niederer sich und die Art seiner Wirksamkeit am Institut. In der Streitschrift Pestalozzis „Erklärung gegen Bremis Zeitungsfragen," findet sich eine Charakteristik Niederers aus der Zeit, da er Pestalozzi am nächsten stund. Mit dieser vergleiche man die Schilderung Niederers in den „Lebensschicksalen." Ich theile jene zwei Charakteristiken in der Beilage VI. mit, und füge auch das bei, was Pestalozzi, ebenfalls in den „Lebensschicksalen", über Schmid sagt.

2) Henning 76.

3) Lebensschicksale 125.

dichten, in denen seine, von den schwersten, unedelsten Verhältnissen gefangene und umstrickte Seele ihre Sehnsucht nach himmlischer Freiheit wehklagend ausspricht. Hier eines dieser Gedichte.[1]

Regenbogen, Regenbogen,
Du verkündest Gottes Wonne!
Schein auch mir mit deiner Farben
Mildem Glanze, schein in meinen
Wilden, lebenslangen Sturm!
Künde mir den beßern Morgen,
Künde mir den beßern Tag,
Regenbogen, Regenbogen!

In der Stürme Tagen
Hat mich Gott getragen,
Meine Seele lobe Gott:
Muß ich sterben,
Eh Du mir erscheinst,
Und mir Freuden bringst
Und den beßern Tag:
Muß ich austrinken
Den Kelch des Zanks,
Den Kelch der Unversöhnlichkeit
Bis auf seine Hefen:
Muß ich sterben, eh mein Friede
Kommt, der Friede, den ich suche?
Ich erkenne meine Schuld,
Ich erkenne meine Schwäche,
Und in Liebe und mit Thränen
Verzeih ich Allen ihre Schuld;
Doch im Tode find ich Frieden,
Und im Tode wird erscheinen
Mir mein beßrer Tag!
Künder meiner beßern Tage,
Lieblich wirst du dann erscheinen
Ueber meiner öden Gruft:
Regenbogen! Regenbogen!

Wie der frischgefallne Schnee,
Wie des Winters helle Flocken,
Die beim Tode meiner Gattin,
In der Sonne lieblich glänzend,
Sanken auf ihr offnes Grab:
Regenbogen, Regenbogen,
So erscheine dann auch mir
Lieblich, lieblich, wenn ich sterbe.

1) „H. Pestalozzis bis dahin unedirte Briefe. Bern bei Jenni 1834."

In der Stürme Tagen
Hat mich Gott getragen!
Meine Seele lobe Gott!

Ein Versuch Pestalozzis, sich mit Fellenberg 1817 zu verbinden, misglückte.[1] Im Jahre 1818 schloß Schmid mit Cotta einen Kontrakt zur Herausgabe sämmtlicher Werke Pestalozzis; es liefen bedeutende Subscriptionen ein. Der Kaiser von Rußland unterschrieb 5000 Rubel, der König von Preußen 400 Thaler, der König von Bayern 700 Gulden. Da lebten Pestalozzis Hoffnungen wieder auf. In einer schon erwähnten merkwürdigen Rede, welche er an seinem 73sten Geburtstage, den 12. Januar 1818 hielt,[2] bestimmte er „50000 französische Livres, die die Subscription abtragen werde," zu pädagogischen Zwecken.

In jener Rede spricht Pestalozzi frei von seinen Verhältnissen zu Niederer und Schmid und rechtfertigt es, warum er sich vom erstern getrennt, an Letztern aber angeschloßen. Auf Niederer zielt er wohl vorzüglich, wenn er sagt: „Ich bin einer hohen innigen Liebe in mir selbst für ihn sicher. Nur soll er nicht fordern, daß ich das an ihm würdige, was ich nicht verstehe: nur soll er die Schwäche meines Kopfs nicht der Härte meines Herzens zuschreiben, und mich nicht darum für undankbar erklären, weil ich das nicht genugsam würdige, was ich nicht genugsam erkenne. Doch was will ich sagen? Eben hier liegt die Grundanklage, die gegen mich statt hat, ‚ich vermöge nämlich dem Geist, der meinem Streben zum Grund liegt, nicht mehr zu folgen, und störe und erlahme durch mein dießfälliges Unvermögen die Kraft derer, die im Geist und in der Wahrheit meines Strebens weiter vorgerückt seien als ich.' Es ist schon eine alte Klage: ‚mein Geist habe mich verlaßen; ich habe mich selbst überlebt, und die Wahrheit und das Recht meines Strebens sei aus meiner Hand in andere übergegangen.' Ich weiß auch wohl und fühle es tief, daß ich einige Kräfte, die zur Beförderung meiner Zwecke wesentlich sind, ganz und gar nicht besitze; hingegen weiß ich eben so bestimmt, daß ich alle diejenigen Kräfte, die ich jemals hiezu beseßen, gewis auch jetzt noch mit einiger Lebendigkeit und mit einigem Drang sie anwenden und benutzen zu können, in mir selbst fühle."[3]

1) Ebend. S. 20 sqq. verglichen mit „Lebensschicksale" S. 128.
2) Pestalozzis W. 9, 235.
3) Ebend. 266, 267.

Für Letzteres liefert die Rede hinreichende Beweise; ich will einige Stellen mittheilen.

„Der Mensch hat ein Gewißen. Die Stimme Gottes redet in jedem Menschen und läßt keinem unbezeugt, was gut und was bös, was recht und was unrecht ist.“ [1]

„Faße den Menschen im ganzen Umfang seiner Entfaltung ins Aug. Siehe, er wächst, er wird gebildet, er wird erzogen. Er wächst durch die Kraft seiner selbst, er wächst durch die Kraft seines wesentlichen Seins selber. Er wird gebildet durch den Zufall, durch das Zufällige, das in seiner Lage, in seinen Umständen und in seinen Verhältnissen liegt. Er wird erzogen durch die Kunst und den Willen des Menschen. Das Wachsthum des Menschen und seiner Kräfte ist Gottes Sache. Es geschieht nach ewigen göttlichen Gesetzen. Die Bildung des Menschen ist zufällig und abhängig von wechselnden Umständen, darin sich der Mensch befindet. Die Erziehung des Menschen ist sittlich.“ [2] „Durch Uebereinstimmung des Bildungs- und Erziehungseinflußes mit den ewigen Gesetzen des menschlichen Wachsthums wird der Mensch allein wirklich gebildet und erzogen; durch den Widerspruch seiner Bildungs- und Erziehungsmittel mit diesen ewigen Gesetzen wird der Mensch verbildet und verzogen.“

Trefflich schildert Pestalozzi den Gegensatz der alten und neuen Zeit. „Die Tage, in denen wir leben, sagt er, sind wirklich Tage einer hohen und raffinirten Verkünstlung unsers Geschlechts gegen den reinen und hohen Sinn der Unschuld, der Liebe und des Glaubens, und der aus ihnen hervorgehenden, kraftvollen Anhänglichkeit an Wahrheit und Recht. Wer von uns nicht ein Fremdling und weder die Tage unsrer Gegenwart und ihren Geist kennt, noch die Tage der Väter und ihren Geist erforscht hat, muß nicht eingestehen, die Tage unsrer Väter waren beßre Tage, ihr Geist war ein beßerer Geist, die Reinheit ihres Willens war durch Religiosität des Herzens, durch kraftvollen Ernst im häuslichen und bürgerlichen Leben, und durch tägliche Uebungen des Fleißes in den guten Werken eines einfachen befriedigenden Berufslebens unendlich tiefer und beßer begründet, als er es in

1) Ebend. 163. Diese Worte theile ich nur mit, weil sie mit den oben aus Pestalozzis „Nachforschungen“ angeführten in glücklichem Widerspruch stehen.

2) Ebend. 164, 165. Vergl. Rousseau über dreifache Erziehung des Kindes.

unserm unermeßlichen Zutodtkünsteln unsrer Leibes- und Seelenkräfte unmöglich sein kann. Die Alten waren in hoher Einfachheit gutmüthig, verständig und wohlwollend. Ihre Umgebungen waren kraftvoll geeignet, sie täglich und stündlich in aller Unschuld im Glauben und in der Liebe zur Gutmüthigkeit, zur Ueberlegung, zum Fleiß und zur Arbeitsamkeit hinzulenken; aber das Leben unserer Väter und die Quellen ihrer sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Höhe sind uns durch unsere Verkünstlung zum Ekel geworden. Wir sind gleichsam ganz aus ihrem Geist und aus ihrem Leben herausgefallen. Darum aber ist es auch, warum wir in Rücksicht auf Armenbildung und Volkserziehung in die Tiefen versunken, in denen wir leben. Wir haben jetzt den Schein des Glaubens, ohne Glauben, den Schein der Liebe, ohne Liebe, den Schein der Weisheit, ohne Weisheit, und leben in dem Blendwerk unsers Seins wirklich ohne die Kräfte unserer Väter, indessen diese im Besitz ihrer Kräfte durchaus nicht, wie wir, mit sich selbst zufrieden waren. Der gute fromme Boden, den unsre Väter in ihrem Leben selber für ihre Ansichten, Gesinnungen, Meinungen und Gewohnheiten überhaupt und besonders in Rücksicht der Kinderzucht und des Armenwesens hatten, ist durch den Trug des Kunstzustandes unsers in der Frivolität gewaltsamen und in der Gewaltsamkeit frivolen Zeitlebens unter unsern Füßen versunken. Wir sind nicht mehr was wir waren, und haben sogar das Gefühl, daß wir im Geist und in der Wahrheit wieder werden sollen, was wir waren, in uns selbst verloren. Indessen heucheln wir zu unsrer Väter Lob mit dem Munde, mit dem Herzen sind wir fern von ihnen und mit unserm Thun stehen wir ihnen auf eine Weise entgegen, daß die Gegenfüßler auf unserm Erdball uns unmöglich auf eine grellere Art entgegen stehen könnten. Wir haben ihr Wohlkönnen des Nothwendigen und ihr Nichtwißen des Unnützen in das Vielwißen des Unnützen und in das Nichtkönnen des Nothwendigen umwandelt. Anstatt ihres gesunden, im Mutterwitz geübten Geistes haben wir Weltformen, nicht so fast des Denkens als der wörtlichen Ausdrücke über das Gedachte, die dem Bonsens das Blut aussaugen, wie ein Marder, der sich an den Hals einer armen Taube ansetzt. Wir kennen unsre Nachbarn, unsre Mitbürger, selber unsre ärmern Verwandten nicht mehr, dafür aber lesen wir die Zeitungen und Journale, kennen die Geschlechtsregister der Könige der Welt, die Anekdoten der Höfe, des

Theaters, der Hauptstädte und erheben uns selber in politischen und religiösen Meinungen zu einem täglichen Wechsel, wie in den Kleidern, und gehen auf der einen Seite vom Unglauben zur Capucinade und von der Capucinade zum Unglauben, eben wie von der Hosenlosigkeit zum Tragen von Schnürbrüsten und Führbändern hinüber. Die Väter bildeten ihre Denkkraft allgemein einfach und kraftvoll, aber wenige von ihnen bemüheten sich mit Nachforschungen über höhere, schwer zu ergründende Wahrheiten, wir aber thun gar wenig, zur Bildung einer allgemeinen und tiefen Denk- und Nachforschungskraft fähig zu werden; aber wir lernen alle von erhabenen und fast unergründlichen Wahrheiten viel schwatzen, und streben sehr eifrig darnach, durch populäre Wortdarstellungen die Resultate des tiefsten Denkens in Kalendern und täglichen Flugschriften zu lesen zu bekommen und sie dem John Bull allgemein in den Mund zu bringen. Bei den Vätern suchte jeder brave Mann wenigstens eine Arbeit, nämlich diejenige, die sein Beruf war, wohl zu können, und jedermann durfte mit Ehren jeden Beruf lernen und auslernen; jetzt werden unsre Notablen meistens zu ihren Berufen geboren. Zahllose Menschen schämen sich des Standes und des Berufs ihrer Väter und glauben sich berufen, die Berufswißenschaft aller Stände zu erforschen und zu bekritteln und das Schwätzeln über alle Berufe und das Schlechtbetreiben seines eignen Berufs wird unter unsern notabeln und unnotabeln Zeitmenschen immer allgemeiner. Aller Geist der bürgerlichen Kraft ist aus unserer Mitte gewichen. Wir fragen in unsern Umgebungen nicht mehr darnach, was wir eigentlich sind, sondern was wir haben und was wir wißen, und wie wir all' unser Haben und all' unser Wißen zur Schau ausstellen, feil tragen und gegen Mittel, uns gütlich zu thun, austauschen können, um uns mit den Raffinementsgenießungen aller fünf Welttheile zu kitzeln, deren Gelüste bei einem solchen Benehmen fast unausweichlich in uns erzeugt werden müßen. Und wenn wir es auf diesem Weg dahin gebracht haben, in Rücksicht auf die reinen Ansprüche der Menschlichkeit unsrer Natur und des ewigen göttlichen Wesens ihrer Fundamente, an Leib und Seel kraftlos und entwürdigt dazustehen, so suchen wir dann im Taumel unsrer Fieberschwäche noch den Schein dessen zu erzwingen, dessen wahres und reines Wesen uns ganz mangelt. Wir suchen dann in dieser Lage mit Gewaltstreichen von Geist und Herz tödtenden Abrichtungs- und Verhüllungs-

mitteln die äußern Erscheinungen unsrer Kraftlosigkeit und Verödung zu bedecken, und wahrlich, wir sind in vielen Gegenständen der Volkserziehung und des Armenwesens zu solchen Geist, Herz und Menschlichkeit tödtenden Abrichtungsmitteln und Verhüllungseinrichtungen versunken. So ist es, daß wir das innere Wesen unsrer Kräfte, unsere göttlich menschlichen Anlagen in uns selber tödten, und wenn dann noch ein Schatten der getödteten Kräfte in uns spukt, so verzieren wir die Werke seines Spukens noch mit goldnen Rahmen, hängen sie in Prachtzimmer auf, deren gleißender Boden keine guten Werke des gewohnten Erdenlebens zu tragen vermag."[1]

An einer andern Stelle sagt er: „Der Gärtner pflanzt und wäßert, Gott aber gibt das Gedeihen." — „Der Erzieher ist es nicht, der irgend eine Kraft des Menschen in ihn hineinlegt, er ist es nicht, der irgend einer Kraft Leben und Athem gibt; er sorgt nur, daß keine äußere Gewalt den Entfaltungsgang der Natur in seinen einzelnen Kräften hemme und störe; er sorgt dafür, daß die Entfaltung jeder einzelnen Kraft der Menschennatur nach den Gesetzen derselben ihren ungehemmten Lauf finde."[2] „Die sittlichen, die geistigen und die Kunstkräfte unsrer Natur müßen an sich gleichsam aus sich selbst hervorgehen und durchaus nicht aus den Folgen der Kunst, die sich in die Bildung derselben eingemischt hat. Der Glauben muß wieder durch das Glauben und nicht durch das Wißen und Verstehen des Geglaubten, das Denken muß wieder durch das Denken und nicht durch das Wißen und Kennen des Gedachten, oder der Gesetze des Denkens, die Liebe muß wieder aus dem Lieben und nicht aus dem Wißen und Kennen des Liebenswürdigen und der Liebe selber, und auch die Kunst muß wieder aus dem Können und nicht aus dem tausendfachen Gerede über das Können hervorgebracht werden."[3]

Der Leser urtheile nach den mitgetheilten Stellen über die Geistes- und Herzensjugendfrische des 73jährigen Greisen.[4]

Aber seine „unübertreffliche Regierungsunfähigkeit", wie er es

1) Ebend. 168—172. Vergl. hiermit S. 187: wie man früher, wie jetzt, für die Armen sorgt. S. 198: über die Unhäuslichkeit der Armenanstalten u. A.

2) Ebend. 173.

3) Ebend. 174.

4) Ich werde weiter unten noch zwei Stellen aus dieser Rede zur Charakteristik der religiösen Gesinnung Pestalozzis mittheilen.

selbst nennt, verließ ihn auch jetzt nicht.[1] Eine Armenanstalt wurde von ihm 1818 in der Nähe von Iferten, zu Clindy, gestiftet, man begann mit 12 armen Knaben. „Sie sollten als Arme erzogen, zur Erziehung und zum Unterricht für die Armen gebildet werden," sagt Pestalozzi.[2] Bald nahm man aber auch Kinder gegen eine Pension von 12 Louisd'or auf; die Zahl wuchs in wenigen Monaten auf 30. Man kann denken, daß Pensionairs den Charakter der Armenanstalt verwirrten. Im höchsten Grade geschah dieß aber durch merkwürdige, wahrhaft widersinnige Unterrichtsexperimente. Ein[3] Engländer, Greaves, kam 1819 nach Iferten; sein Anerbieten, diese armen Schweizerkinder unentgeldlich im Englischen zu unterrichten, ward angenommen. Pestalozzi bemerkt freilich selbst: „Es machte dieß einen uns für die ursprüngliche Bestimmung dieser Kinder sehr irrelenkenden Eindruck." Dem englischen Unterricht schloß sich bald darauf französischer und lateinischer an. In den Elementarfächern, erzählt Pestalozzi, hätten die armen Kinder Außerordentliches geleistet. „Ich hatte, sagt er jedoch, schon kein Armenerziehungsinstitut mehr, hingegen zwei wißenschaftlich zu bildende, die ich aber nicht mehr getrennt von einander bestehen laßen konnte. So ward denn die sogenannte Armenanstalt von Clindy mit dem Institut in Iferten vereinigt." Die armen Kinder sollen, nach Pestalozzis Erzählung, den Institutszöglingen „nachahmungswürdige Muster" gewesen sein, besonders hinsichtlich ihrer Kenntnisse. Vielfach wurden sie selbst zum Unterrichten verwendet. [4]„Der Unterricht, den die Zöglinge in unserer Anstalt gaben, sagt Pestalozzi, wurde in Rücksicht auf seine Solidität und Naturgemäßheit dem Unterricht der gebildetsten ältern Lehrer unsres Hauses vorgezogen." (!) Vorzüglich warfen sie sich auf Zahl- und Formenlehre. War es ein Wunder, daß diese armen Kinder bald anfiengen, sich den Institutskindern gleichzustellen,

1) Ebend. 276 sagt Pestalozzi: „Ich sollte den Abt im Kloster vorstellen und taugte in gewissen Rücksichten wahrlich mehr zum Kosteresel oder wenigstens zum Klosterschaf, als zum Klosterabt. Freunde, ich rede frei heraus."

2) Lebensschicksale 194.

3) Ebend. 199, 200. Im Jahre 1819 trat ein zweiter Engländer in die Anstalt als Religionslehrer englischer Zöglinge, die man aufgenommen. Ja später wurden „über ein halb Dutzend arme Kinder" aus England in die Anstalt gesandt. (!) Ebend. 227.

4) Ebend. 206.

in den Freistunden lieber mit diesen spielen, als Holz hacken und Mist laden wollten; — daß sie, in drei fremden Sprachen unterrichtet, nicht mehr Armenschulmeister werden, das Latein nicht zwecklos gelernt haben mochten?

Zu spät erkannte Pestalozzi, [1] „daß die Anstalt eine Richtung genommen, daß sie durchaus nicht mehr als eine Armenanstalt, sondern als eine, die elementarische Begründung der wißenschaftlichen Ausbildung bezweckende Anstalt anzusehen war." Der Grund des Mislingens habe besonders darin bestanden, „daß diese Kinder nunmehr in Kenntnisse, Gewohnheiten, Ansprüche, Träume und Gelüste hineingeführt wurden, die für das Wesen ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht paßten, und sie eigentlich dafür verbilden mußten."

Die unseligen Streitigkeiten mit Niederer u. A. dauerten in dieser Zeit ununterbrochen fort. Endlich kam durch die edle Bemühung des Regierungsstatthalters du Thon eine Versöhnung zu Stande. Niederer gab unterm 31. Dezember 1823 in seinem und Krüsis Namen an Schmid eine Ehrenerklärung, in welcher zugleich gesagt war, daß etwaiger künftiger Zwiespalt durch Schiedsrichter geschlichtet werden solle. [2]

Leider hat das Publikum diesen innern Hader aus Zeitungen und Streitschriften in jenen Jahren allzugenau und bis zum Ekel kennen gelernt. Die ärgsten Feinde hätten nichts erfinden und ersinnen können, was geeigneter gewesen wäre, den Enthusiasmus für Pestalozzi zu ersticken.

Wer möchte das Widerwärtige noch einmal den Lesern vor Augen stellen? um so weniger, als es fast nur Privatinteressen betraf. Am 1. Februar 1823 schrieb Pestalozzi an Niederer einen Versöhnungsbrief, der wie ein heller Edelstein aus dem Schmutz dieser Prozesse entgegenglänzt. Gern theile ich folgende Stelle aus diesem Briefe mit. [3] „Lieber Herr Niederer! Wiederhole doch in deinem Gedächtnisse, was wir einst von einander hofften und was wir einander waren. Ich möchte von Euch wieder hoffen, was ich ehemals von Euch hoffte, und möchte Euch gern wieder sein, was ich Euch ehemals war. Aber wir müßen einander den Weg dazu möglich machen; wir müßen einander den Weg dazu, und

1) Ebend. 203, 204.

2) Pestalozzis Werke 12, XI.

3) Lebensschicksale 248—250. Im November 1824 ward der erwähnte Geldprozeß durch ein Schiedsgericht beendet.

zwar jeder von dem Standpunkte aus, auf dem er steht, bahnen helfen. Laßt uns das thun. Laßt uns vor Allem uns ohne alle Krümmungen und ohne alle Klauseln einander verzeihen, und uns mit einem reinen innern Willen zu einer wahren Liebe, zu einer wahren Freundschaft und zu einem gegenseitig segnenden Benehmen vereinigen. Niederer! werde so viel du kannst wieder mein alter Niederer, wie du es vor zwanzig Jahren warst. Frau Niederer! Sei mir auch du wieder in Wahrheit etwas von dem, was du mir damals warst. Ich will Euch so gern, so viel ich kann, auch wieder sein, was ich Euch damals war. O Gott, wie sehne ich mich darnach, daß unsere Herzen uns wieder zu uns selbst bringen und wir auf dem Wege einer wahren Selbsterkenntnis zu der Liebe gelangen, die im gleichen Grade die Pflicht unsers Christenthums, als sie auffallend das dringende Bedürfnis unserer Lagen, unserer Umstände und unserer Verhältnisse ist. O Niederer! wie sehne ich mich darnach, daß wir von dieser erneuerten Liebe gestärkt und geheiligt, beim nächsten Fest einmal auch wieder zum heiligen Nachtmahl gehen dürfen, ohne fürchten zu müßen, daß die ganze Gemeinde, in der wir leben, von unserm Thun geärgert, ob unserm zum Nachtmahl Kommen schaudern, und ihre Blicke sowohl mit Unwillen, als Bedauern auf uns werfen müße. O Niederer! Auf der Bahn dieser erneuerten Liebe findet sich der einzige Weg zur wahren Ehre, so wie zur Wiederherstellung einer verlornen Scheinehre. O Niederer! Denke doch nicht, daß uns je Advokatenkniffe und Trölerkünste auf irgend eine Weise zur Höhe der Ehre bringen können, zu der wir uns durch die Wiederherstellung unserer Liebe selber erheben können. Alter Freund! Laßt uns das Inwendige der Schüßel reinigen, ehe wir uns um den Scheinglanz ihres Aeußern bemühen."

Natürlich hatten diese bedauernswürdigen Prozesse die schlimmste Rückwirkung auf das Zwitter-Institut. Pestalozzi fühlte dieß aufs Schmerzlichste und hoffte, der Segen werde über seine Armenanstalt kommen, wenn er sie nur von dem unglücklichen Iferten weg verlegte und zwar nach Neuhof, im Aargau, nach demselben Neuhof, wo er vor langen Jahren die ersten schweren pädagogischen Versuche gemacht hatte. Er ließ dort zu dem Behuf ein neues Haus bauen.

Jedes der armen aufgenommenen Kinder hatte sich verbindlich gemacht, fünf Jahre, von 1818 bis 1823, in der Anstalt zu bleiben. Die fünf Jahre giengen zu Ende; Pestalozzi hoffte gewis: viele dieser Kinder

würden ihm nach Neuhof folgen und den Stamm der neuen Anstalt bilden. Aber kein einziges blieb. Durch den genoßenen Unterricht hatten sie, wie gesagt, größere Gedanken eingesogen und suchten anderweitig ihr Glück zu machen. „Sie fanden es, sagt Pestalozzi, unter ihrer Würde, an einer Pestalozzischen Armenanstalt im Neuhof angestellt zu werden.[1] Als zuletzt auch ein Lieblingszögling Pestalozzis alle seine Anerbietungen ausschlug und heimlich von Iferten weggieng, da hatte der Greis „doch einmal genug. Die Täuschung, sagt er, von der Möglichkeit der Verpflanzung dessen auf Neuhof, wovon in Iferten kein Fußbreit guter Boden eigentlich mehr mein war, war nun in meiner Seele endlich auch ganz ausgelöscht. Es mußte wirklich so weit kommen, um mich dahin zu vermögen, meine gänzliche Hoffnung, meine dießfälligen Zwecke als für mich vollends unerreichbar aufzugeben. Ich that es endlich und publicirte unterm 17. März 1824 das gänzliche Unvermögen, darin ich mich befinde, den Erwartungen und Hoffnungen, die ich durch meine projektirte Armenanstalt und Stiftung in den Herzen so vieler edeln Menschen- und Erziehungsfreunde erregte, weiter entsprechen zu können.“[2]

Endlich, im Jahre 1825, löste Pestalozzi auch das Institut auf, nachdem dasselbe ein Vierteljahrhundert bestanden, und kehrte als 80jähriger lebensmüder Greis nach Neuhof zurück, wo er grade vor einem Halbenjahrhundert — 1775 — seine erste Armenanstalt angefangen hatte. „Wahrlich, es war mir, sagt er, als mache ich mit diesem Rücktritte meinem Leben selber ein Ende, so weh that es mir.“[3]

10. Pestalozzis letzte Jahre.
1825 bis 1827.

Pestalozzi hatte nur ein Kind, einen Sohn, geboren 1770, welcher schon im Jahre 1794 starb und selbst einen Sohn hinterließ.[4] Dieser Enkel Pestalozzis war im Besitz von Neuhof; zu ihm zog der Greis.

In diesen letzten Lebensjahren schrieb er den „Schwanengesang“ und seine „Lebensschicksale.“ Mit tiefem Schmerz blickte er auf so

1) Ebend. 237.
2) Ebend. 241.
3) Ebend. 242.
4) Die Wittwe, eine treffliche Frau, heiratete später Herrn Kuster und hieng mit treuer Liebe an Pestalozzi.

manche gescheiterte Unternehmung zurück und bekannte sich schuldig, da seine Unfähigkeit, das Steuerruder zu führen, die Schiffbrüche herbeigeführt. Eben so offen spricht er, wie wir sahen, über seine Mitarbeiter.

Man hat diese letzten Schriften Pestalozzis vielfach als melancholisch matte Herzensergießungen eines resignirenden Greises angesehen. Was die Urtheile des Alten über das Institut betrifft, wie es zur Zeit meines Aufenthalts in Iferten war, so bemerkte ich schon, daß ich sie meist für höchst treffend halte, für Beweise, daß es ihm wahrlich auch im Greisenalter nicht an männlicher Klarheit und Einsicht gebrach.

Im Mai des Jahres 1825 ward er zum Vorstand der Helvetischen Gesellschaft zu Schinznach erwählt, deren ältestes Mitglied er war. Im folgenden Jahre las er noch der Kulturgesellschaft in Brugg eine Abhandlung vor: über die einfachsten Mittel, womit die Kunst das Kind von der Wiege an bis ins sechste Jahr im häuslichen Kreise erziehen könne. So blieb bis an sein Ende die liebevolle Wohnstubenerziehung der Gegenstand seiner Liebe, wie sie schon vor 56 Jahren der Gegenstand seiner Liebe war, als er Lienhard und Gertrud schrieb.

Am 21. Juli 1826 besuchte Pestalozzi mit Schmid des trefflichen Zeller Anstalt in Beuggen. Die Kinder empfiengen ihn mit Gesang. Man reichte ihm einen Eichenkranz, er nahm ihn nicht an: „Nicht mir, sondern der Unschuld gebührt der Kranz," sagte er. Die Kinder sangen ihm das in Lienhard und Gertrud aufgenommene goethesche Lied:

Der du von dem Himmel bist
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den der doppelt elend ist
Doppelt mit Erquickung füllest, —
Ach! ich bin des Treibens müde!
Was soll all' der Schmerz und Lust?
Süßer Friede!
Komm ach komm in meine Brust!

Da erstickten Thränen die Stimme des Greises. —

Von [1]Jugend auf war Pestalozzi schwächlich und wiederholt schwer krank. Im Jahre 1806 ward er des Nachts plötzlich von einer Deichsel unter die Pferde gestürzt. [2]„Es war ein großes Wunder, sagte er in einer Rede, daß ich unter dem Fußtritt der Pferde gerettet wurde.

1) Das Folgende meist nach Heußler 59.

2) Pestalozzis Werke 11, 225. Rede am Neujahrstage 1808.

Seht da, sie zerrißen das Gewand über meinem Rücken und berührten meinen Rücken nicht: seht, sie rißen das Gewand von meiner Schulter und von meinen Armen, und berührten meine Schulter und meine Arme nicht."

Im Jahre 1812 litt er sehr schmerzhaft lange Zeit, da er sich eine Stricknadel zufällig ins Ohr stieß.

Aber trotz Kränklichkeiten und gefährlicher Unfälle erhielt Gott sein Leben bis ins hohe Greisenalter.

„Endlich nahete er sich dem Ziele seines Lebens. Vor seinem Tode sprach er noch: ‚Ich vergebe meinen Feinden, mögen sie den Frieden jetzt finden, da ich zum ewigen Frieden eingehe! Ich hätte gern noch einen Monat gelebt für meine letzten Arbeiten, aber ich danke auch wieder der Vorsehung, die mich von diesem Erdenleben abruft. Und ihr, die Meinigen, bleibet still für euch und suchet euer Glück im stillen häuslichen Kreise.‘ Bald darauf verschied er. Nur wenige Tage war er krank gelegen. Den 15. Februar 1827 hatte man ihn von seinem Landhause nach Brugg gebracht, damit er dem Arzte näher wäre; den 17ten Vormittags starb er nach heftigen Fieberkämpfen, und den 19ten ward er zur Erde bestattet. Seine Leiche wurde bei dem neuen Armenhause vorbeigetragen, das er angefangen hatte zu bauen, aber nicht vollenden konnte, und in Birr beigesetzt, unter einer stillen, bescheidnen Grabesfeier. Wenige Fremde wohnten seinem Begräbnisse bei, denn es lag viel Schnee und seine Beerdigung fand früher statt, als man erwarten konnte; man hatte in Aarau kaum Kunde davon erhalten. Schullehrer aus den umliegenden Dorfschaften und Dorfkinder sangen dem Verewigten in kunstlosem Gesang ihren Dank ins Grab nach." [1]

11. Pestalozzi und das Christenthum.

Ein armer Müdling ruht Pestalozzi im Grabe.

Am Grabe tritt eine Sabbathsstille ein; wir blicken zurück auf das vergangene, wir blicken aber zugleich vorwärts in das ewige Leben des Gestorbenen, und fragen: ob er sich ernst auf die Ewigkeit in dieser Zeitlichkeit vorbereitet habe; ob alle Arbeit seines Lebens in dem Herrn gethan und ob er in dem Herrn gestorben sei. —

Nicht wie strenge Todtenrichter fragen wir, sondern in aller De-

1) Heußler 59, 60.

muth miterlöster sündiger Mitmenschen des Todten, wir fragen mit dem Wunsche der Liebe, daß er selig werde. —

In einem Briefe vom Jahre 1793[1] schreibt Pestalozzi: „Ich gieng schwankend, zwischen Gefühlen, die mich zur Religion hinzogen, und Urtheilen, die mich von derselben weglenkten, den todten Weg meines Zeitalters; ich ließ das Wesentliche der Religion in meinem Innersten erkalten, ohne eigentlich gegen die Religion zu entscheiden.“ —

Das ist das Urtheil, welches er im 48sten Jahre über sich aussprach; zur Zeit Robespierres, da das irdische politische Element dermaßen in den Gemüthern herrschte, daß dem religiösen keine stille Heimat blieb.

Die Abendstunde des Einsiedlers, 13 Jahre früher geschrieben, als die Welt noch ruhiger, noch nicht aus den Angeln war, enthält Stellen, die von christlicher Salbung durchdrungen sind. Vornehmlich gehört dahin der schon mitgetheilte Schluß des Ganzen, da es von Christo heißt: er sei „der Mann Gottes, der mit Leiden und Sterben der Menschheit das allgemein verlorene Gefühl des Kindersinns gegen Gott wieder hergestellt, der Erlöser der Welt, der geopferte Priester des Herrn, der Mittler zwischen Gott und der gottesvergeßenen Menschheit; seine Lehre sei Offenbarung Gottes des Vaters an das verlorene Geschlecht seiner Kinder.“

Andre Stellen dieser Schrift stehen aber, so anlockend sie auch klingen, mit wesentlichen Lehren des Christenthums in Widerspruch. So wenn Pestalozzi sagt: „Glaube an Gott, du bist reiner Sinn der Einfalt, horchendes Ohr der Unschuld auf den Ruf der Natur, daß Gott Vater ist.“

Wo findet sich das Ohr der Unschuld? Es heißt: „Vor dir ist kein Lebendiger gerecht, auch nicht einer, da ist nicht der nach Gott frage; sie sind alle abgewichen und allesammt untüchtig geworden, da ist nicht der Gutes thue, auch nicht einer.“

Wo ist das Ohr der Unschuld? Wäre es unter den Menschen zu finden, so könnte es freilich einen Ruf der Natur vernehmen, daß Gott Vater sei. Dann hätten auch die Heiden: Vater unser, beten können. Aber nirgends findet sich eine Spur, daß die Alten ihre Götter, geschweige denn Gott kindlich geliebt.

Und könnte der Mensch von Natur Gott lieben, wozu wäre dann

1) Ebend. 80. 81.

Christus, „der Wiederhersteller des verlorenen Kindersinns der Menschheit?“ Aber dieser Ausdruck selbst dünkt mir fast ein Euphemismus für das: der Herr warf unser aller Sünde auf ihn. —

Wie tief die Ansicht Pestalozzis von der Unschuld der Kinder auf seine Pädagogik Einfluß übte, sahen wir schon bei Betrachtung des Buchs: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“; er will, wie Rousseau, Feigen von den Disteln lesen. — Ob er der Ansicht bis an sein Ende anhieng? Wir werden die Frage verneinen.

In Lienhard und Gertrud ist alles Gewicht auf das thätige Christenthum gelegt, die Liebe zuweilen fast im Gegensatz des Glaubens hingestellt, indem der todte Heuchlerglaube nicht immer scharf genug vom ächten Glauben, der in Liebe thätig ist, unterschieden wird. Der Geistliche in Lienhard ist ein redlicher Mann, doch zum bloßen Moralisiren stark hinneigend; seine Seelsorge ist mehr die eines treuen, persönlichen Freundes als in Geist und Kraft einer Kirche.

In den „Nachforschungen“ wird das Christenthum eine Religion der Sittlichkeit genannt, eine Anstrengung den Geist über das Fleisch herrschen zu laßen. Wenn Pestalozzi nach dem angeführten Briefe zwischen Gefühlen schwankte, die ihn zur Religion hinzogen, und Urtheilen, die ihn von ihr weglenkten, so tritt gerade in der genannten Schrift, diesem mühsamen Verstandesproducte, Gefühl und Christenthum zugleich zurück.

Im Buche „Wie Gertrud“ ist die pädagogisch religiöse Seite, wie wir sahen, sehr schwach, es ist mehr eine rhetorische, von Christus entfremdete Verstandestheorie. —

Aber auch in diesem Buche blickt sein Gefühl wiederholt durch, es tritt uns die Sehnsucht und das Ziel seines mühevollen Lebens, die Tiefe einer Liebe entgegen, welche dem armen unbeholfenen Manne unzählige Schmerzen brachte, ja ihn fast zur Verzweiflung trieb. Aus tiefer Noth schreit er dann zu Gott, bittend, hoffend, dankend; „Freund, schreibt er an Gesner, laß mich jetzt einen Augenblick mein Thun und mein Ziel vergeßen, mich ganz dem Gefühl der Wehmuth überlaßen, die mich anwandelt, daß ich noch lebe und nicht mehr ich selbst bin. Ich habe Alles verloren, ich habe mich selbst verloren; dennoch hast du, o Herr, die Wünsche meines Lebens in mir erhalten, und das Ziel meiner Schmerzen nicht vor meinen Augen zertrümmert, wie du das

Ziel von tausend Menschen, die sich ihre eigenen Wege verdarben, vor ihren und meinen Augen zertrümmert hast. Du hast das Werk meines Lebens mir mitten in meiner Zerstörung erhalten, und mir in meinem hoffnungslos dahinschwindenden Alter noch eine Abendröthe aufgehen laßen, deren lieblicher Anblick die Leiden meines Lebens aufwiegt. Herr! ich bin nicht werth der Barmherzigkeit und Treue, die du mir erwiesen. Du, du allein hast dich des zertretenen Wurms noch erbarmt; du allein hast das zerknickte Rohr nicht zerbrochen; du allein hast den glimmenden Docht nicht ausgelöscht, und dein Angesicht nicht bis an meinen Tod von dem Opfer weggewandt, das ich von Kindesbeinen an den Verlaßenen im Lande habe bringen wollen und nie habe bringen können!"

Ehe ich den religiösen Charakter späterer Schriften Pestalozzis betrachte, will ich den seines Instituts ins Auge faßen. Am besten wird derselbe von Ramsauer geschildert. Als zehnjähriger Knabe trat dieser im Jahre 1800 in die Anstalt zu Burgdorf; 26 Jahre alt verließ er sie als Oberlehrer, da er von Iferten nach Würzburg gieng. So hat er lernend und lehrend die religiöse Richtung der Anstalt kennen lernen. Als in spätern Jahren die Tiefe der Wahrheit und der ernsten Heiligkeit des Christenthums seinem erweckten Gewißen aufgieng, das ihn zur Selbsterkenntnis trieb, da lernte er erst jene religiöse Richtung würdigen. Er erzählt:

[1] „In Burgdorf gieng mir ein ganz neues thätiges Leben auf, es herrschte so viel Liebe und Einfachheit, ich möchte beinahe sagen, ein patriarchalisch-gemüthliches Leben in der Anstalt, man lernte zwar nicht viel, aber Pestalozzi war der Vater, und die Lehrer waren die Freunde der Zöglinge; Pestalozzis Morgen- und Abendgebete hatten eine Innigkeit und Einfachheit, daß sie jeden daran Theilnehmenden unwillkührlich hinrißen; er betete so innig, las und erklärte so eindringlich die Gellertschen Lieder, ermahnte die Zöglinge jeden einzeln zum Selbstbeten, und sah darauf, daß in den Schlafsälen jeden Abend von einigen Zöglingen die Gebete laut gesprochen wurden, die sie zu Hause gelernt hatten, während er zugleich erklärte, wie das auswendige Herplappern von Gebeten ohne Werth sei, daß man hingegen aus seinem eigenen

1) Ramsauer 21—24.

Herzen beten solle. Solche Ermahnungen kamen in Yverdun immer seltener vor, und das Lautbeten hörte ganz auf, wie so vieles Gemüthliche. Man fühlte, daß doch mehr als in Burgdorf gelernt werden müße, dadurch gerieth man aber zu sehr in ein unruhiges Treiben und die Einzelnen in ein Haschen nach Auszeichnung. Pestalozzi blieb zwar derselbe edle, sich selbst ganz vergeßende und nur für das Wohl Anderer lebende und das ganze Haus begeisternde Greis; da es aber nicht sowohl in der geistigen Einrichtung und in Pestalozzis Grundsätzen lag, daß ein so gemüthliches Leben in Burgdorf geherrscht hatte, als vielmehr in dessen Persönlichkeit, so konnte dieser Geist auch nicht lange bleiben, sich nicht erstarken und zu einem christlichen Geiste sich erheben. So lange hingegen die Anstalt klein war, konnte Pestalozzi durch seine überaus liebenswürdige Persönlichkeit jeden kleinen Miston sogleich ausgleichen, er stand jedem einzelnen Gliede des Hauses viel näher, konnte also auch jedem etwas sein, und er konnte auch jede Persönlichkeit beachten und auf dieselbe nach Bedürfnis einwirken. Dieß hörte auf, als sich das Familienleben mehr in ein verfaßungsmäßiges Staatsleben im Institute ausbildete. Nun konnte der Einzelne leichter in der Menge sich verlieren; dadurch entstand denn der Eifer sich geltend und bemerkbar zu machen. Der Egoismus trat in immer schroffern Formen hervor. Neid und Misgunst wucherten in vielen Herzen. Der Unterricht, nur auf die Entwicklung des Geistes berechnet, nährte die Selbstsucht und den Dünkel, und das Gegengewicht, welches allein die Furcht Gottes geben konnte, kannte man nicht. Anstatt uns zu sagen, daß nur der Lehrer mit Segen wirken könne, der zur Erkenntnis und zum Glauben der höchsten Wahrheiten und hiermit zur Einsicht gekommen sei, daß er aus sich selbst nichts sei, und daß er Alles, was er Gutes thue, allein Gott zu danken habe, und daß er, wenn er mit wahrem Segen wirken wolle, des täglichen Gebets zu seinem Berufe unumgänglich bedürfe, ja, daß jeder Christ, und besonders der Erzieher, täglich Ursache habe, Gott zu bitten um Geduld, Liebe, Demuth und hiermit um die Weisheit im Thun und Laßen u. s. w., statt dessen hörten wir täglich, daß der Mensch Alles könne, was er wolle, daß er Alles aus sich selbst machen, daß nur er sich selbst helfen könne rc. Hätte der sonst so edle Pestalozzi es verstanden, die Bibel zum Fundament aller sittlichen und religiösen Bildung zu machen, wahrlich das Institut würde noch bestehen, so gut als die Anstalten bestehen, und mit

Segen wirken, welche der selige Franke vor mehr denn 100 Jahren mit so geringen Mitteln, aber im alleinigen Vertrauen auf Gott begründete. Anstatt aber die Schüler mit der Bibel vertraut zu machen, kam Pestalozzi und diejenigen seiner Gehülfen, die den sogenannten Religionsunterricht ertheilten, oder die sogenannten Morgen- und Abendgebete hielten, von Jahr zu Jahr immer tiefer in ein leeres Moralisiren, und so ist es auch erklärlich, wie es kommen konnte, daß ich in dieser Anstalt aufgewachsen bin, da confirmirt wurde und 16 Jahre ein sehr thätiges und moralisch gutes Leben führte — ohne auch nur eine Ahnung vom Worte Gottes zu bekommen. Ich hörte wohl die Bibel manchmal nennen, auch selbst von Pestalozzi darüber Klage führen, daß Niemand in ihr lese, und sagen, daß dieses in seiner Jugend beßer gewesen sei; hörte auch bei dem sonntäglichen Hausgottesdienst, wie auch bei meinem Confirmationsunterrichte manchmal einzelne Bibeltexte vorlesen und — willkürlich — erklären, aber eine Ahnung von der Heiligkeit und vom Zusammenhange des Wortes Gottes, bekamen weder ich noch Andere. So wie Pestalozzi durch seine Persönlichkeit die meisten seiner Gehülfen Jahre lang so an sich feßelte, daß sie sich selbst ebenso vergaßen, wie er sich selbst vergaß, wenn es darauf ankam, Gutes zu wirken, ebenso und noch viel mehr, hätte er sie für das Evangelium beleben können, würde er es gekannt und geglaubt haben, und der Herr würde ihm und seinen Gehülfen seinen Segen verliehen und die Anstalt zu einer christlichen Pflanzschule gemacht haben. Man hätte deswegen nicht nöthig gehabt, der Anstalt zum Aushängeschild den Namen „christliche Erziehungsanstalt" zu geben: im Gegentheil, je stiller und bescheidener man sich verhalten hätte, desto mehr würde man gewirkt haben, und auch der thatkräftigste Brausekopf würde bald zur Einsicht gekommen sein, wie sehr wenig, ja sogar nichts er aus sich selbst sei und könne, und hiemit auch fähig geworden sein, von Fremden etwas zu lernen. Vielleicht ist der Eine oder der Andere geneigt, mir hier Einseitigkeit, Ungerechtigkeit, oder gar Undank gegen Pestalozzi vorzuwerfen, und hält diesen meinen Aussagen das entgegen: wie Pestalozzi in Yverdun vorzugsweise den Freitag Morgen dazu benutzte, uns Jesus als das Muster der Liebe und der Aufopferung darzustellen; oder er fragt mich, ob ich ganz vergeßen habe, mit welchem Eifer Niederer oft den Confirmationsunterricht

ertheilt habe? rc., diesem allen halte ich einstweilen nur oben gesagte Thatsachen entgegen."

Ich wüßte diesem Urtheile Ramsauers wenig hinzuzufügen. Niederer gab, als ich im Institut war, den Religionsunterricht, welchem aber niemand beiwohnen durfte. Wie er denselben gab, kann man jedoch ungefähr aus dem was hierüber im Bericht an die Eltern gesagt ist, errathen.[1]

„Es erhalten alle größern Zöglinge, heißt es dort, wöchentlich zweimal eigentlichen Religionsunterricht. Der Leitfaden, dessen man sich dazu bedient, ist der in der heiligen Schrift, von den mosaischen Urkunden aus, dargestellte religiöse Entwicklungsgang des menschlichen Geschlechts, und auf diesen gegründet die reine Lehre Jesu Christi, wie er sie in seinem Evangelium verkündigte. Wir legen der Pflichtenlehre die Bergpredigt Jesu, und der Glaubenslehre das Evangelium Johannis hauptsächlich zum Grund. Dieß wird im Zusammenhange gelesen, und aus sich selbst und der ewigen Grundansicht Christi von Gott und von ihm selbst, als dem sichtbaren Bilde und Darsteller der Gottheit und des Göttlichen, des Verhältnisses der Menschheit zu Gott und des Lebens in Gott erklärt. Wir suchen an Christus, an seinem Beispiele, und an seiner Art, wie er die Dinge, die Menschen und deren Verhältnisse ansah und behandelte, das im unwandelbaren Wesen der Religion gegründete Sein und Handeln, Glauben und Hoffen in den Kindern anschaulich zu beleben, und ihnen habituell zu machen, und sie durch die Entwickelung dessen, wie sich der Vater in ihm verklärte, zu einem solchen Sinn und Wandel zu erheben, daß sich Gott in ihnen auch verkläre. Wir bestreiten nicht die religiösen Irrthümer, sondern suchen nur die religiöse Wahrheit zu geben. Wir suchen den Grund aller Dogmen, und die Quelle aller religiösen Ansichten im Wesen der Religion, in der Natur des Menschen und in ihren Trieben, Verhältnissen, Kräften und Bedürfnissen auf, damit das Kind die Wahrheit in jeder Hülle und das Wesen in jeder Form unterscheiden lerne. Der Gang zur Erzielung des letztern Gesichtspunktes oder der religiöse Elementar- und Vorbereitungsunterricht auf die positiven Lehren der Offenbarung und des Christenthums beruht speciell auf der Beantwortung folgender Fragen: 1) Was liegt als

1) Bericht. Pestalozzis Werke 11, 146—149. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß diese Stelle aus Niederers Feder ist.

ursprünglich religiöse Anlage in der menschlichen Natur, oder welches sind die Elemente und Urstoffe aller religiösen Entwicklung und Bildung, insofern diese im Menschen und im Menschengeschlechte selbst liegen, und als etwas von Gott in sie gelegtes von ihnen ausgehen? Diese Elemente sind Anschauungen und Gefühle. 2) Wodurch und wie werden diese ursprünglich religiösen Anschauungen und Gefühle nothwendig in ihnen erregt und zum Bewußtsein gebracht? Hier sind es besonders die Eltern, die Natur und die Menschheit, oder das reine Verhältnis zu Vater und Mutter, zur Natur und zur Gesellschaft, die als religiöse Erregungs- und Bildungsmittel ins Auge gefaßt werden. 3) Wodurch und wie drücken der Mensch und das Menschengeschlecht die in ihnen erregten religiösen Anschauungen und Gefühle ursprünglich und nothwendig aus? Und wozu leitet die Menschen dieses Alles? Wir finden hier wesentlich den Ausdruck der religiösen Stimmung als Gebärde; den Ausdruck der religiösen Vorstellung als Wort; den Ausdruck der religiösen Anschauung als Bild. Erstere erscheint und bildet sich als Ceremonie, das Zweite als Unterricht und Lehre, das Letzte als Symbol und Bilderdienst aus. An den Gang dieser Ausbildung knüpft sich die Entwicklung dessen, was als wahrhafte und ewige Religion unwandelbar und überall wirkend in der Menschennatur sich ausspricht, und was als sinnliche Ausartung, als leidenschaftliche Verirrung und persönliches Verderben zum Aberglauben und zum Unglauben, zur Abgötterei und zum Götzendienst, zur heuchlerischen Täuschung seiner selbst und anderer, und endlich zu schnöder Wegwerfung alles Göttlichen und Heiligen hinführt. Den Schlüßel zur deutlichen Einsicht davon findet der Zögling in dem intuitiven Bewußtsein des Erwachens und Gangs seiner eigenen Gefühle, in den Eindrücken der Dinge auf sein Gemüth und in den religiösen Einrichtungen und Aeußerungen um ihn her. Als Thatsache ist das Ganze in der religiösen Kulturgeschichte der Menschheit von jeher ausgesprochen. Die Bezeichnung dazu, oder der Faden, an den sich die Darstellung für den Unterricht anknüpfen muß, ist in der Sprache eines jeden Volks vorhanden. Was dadurch als nothwendig im Zögling erzeugt werden soll, ist: Er soll die Wahrheit und das Ewige in ihrem Ursprung ergreifen. Er soll sich selbst und das Menschengeschlecht wesentlich religiös ins Auge faßen und als ein organisch und nach nothwendigen und göttlichen Gesetzen sich entwickelndes

Ganzes, oder als eine religiöse Natur anschauen. Er soll den Abfall von Gott und dem Göttlichen ebenso in seinem Ursprung und in seinem Wachsthum erkennend, sich um so inniger und treuer an den Weg der Rückkehr zu Gott und an das Leben in ihm anschließen, damit so vorbereitet die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, die Bedeutung des ewigen Evangeliums ihm aufgehe; damit er zu einem innern göttlichen Dasein gelange, wie er äußerlich in einem verständigen Dasein lebt."

Ich theile diese ganze Stelle mit; sie zeigt wie weit der Religionsunterricht von aller gläubigen Innigkeit und Kindereinfalt entfernt war, von jener christlichen Einfalt, wie sie uns in Luthers kleinem Katechismus entgegentritt. Aber diese Stelle charakterisirt nur den Religionsunterricht im Institut, keinesweges Pestalozzis Religiosität.

Doch ist es klar, daß auch er in Iferten viel weniger die christlich sittliche, als die intellectuelle Bildung im Auge hatte. Durch letztere wollte man der Welt augenfällige Resultate der Methode vorlegen; wie soll man aber durchreisenden Fremden Resultate der christlich sittlichen Bildung, demüthige und liebevolle Herzen der Kinder zeigen, oder gar durch ein Examen roh enthüllen? Dazu kam, daß Pestalozzi darauf resignirte, bei der Menge der Knaben jeden einzeln ins Herz zu schließen, wie ein Vater — der ja nie seine Kinder nur in Masse liebt. —

Ich kehre nun zu Pestalozzis Schriften zurück und komme zu denen, welche er als Greis schrieb.

In mehrern seiner Reden an sein Haus sind Stellen, welche bezeugen, daß auch während der in Iferten verlebten Jahre, das Christenthum im tiefsten Herzen Pestalozzis fortlebte; friedliche Sonntags- und Festtagstöne schweben über dem unruhigen, lärmenden Wochentreiben. So in seiner Weihnachtsrede von 1810.[1]

„Ich habe, sagt er dort, von den Alten gehört, und zum Theil noch selbst gesehen: die Weihnacht war dem Menschen eine Nacht, die keiner irdischen Nacht glich. Der Tag der höchsten irdischen Freude war nicht ihr Schatten. Die Jahrestage der Landeserlösung von Knechtschaft, die Jahrestage der Freiheit waren ihr nicht zu vergleichen. Sie war ganz eine himmlische Nacht, eine Nacht himmlischer Freuden. In ihrem stillen, Gott geweihten Dienst ertönten die Worte: Ehre sei Gott

1) Ich habe diese Rede selbst gehört.

in der Höhe, Friede auf Erden und dem Menschen ein reines Gemüth. Als noch die Engel sich gleichsam ob den Häuptern der Menschen in dieser Stunde versammelten, und Gott priesen, daß der Heiland der Welt geboren ward, — welch' eine Nacht war die Weihnacht! wer kann ihre Freuden beschreiben; wer kann ihre Wonne erzählen! die Erde war in ihr in einen Himmel umwandelt. In ihr war Gott in den Höhen gefeiert, Friede war auf Erden, und in ihr zeigten die Menschen ein frohes Gemüth. Brüder, Freunde, Kinder, könnte ich Euch hinführen in die alte Christenwelt, und Euch die Feier dieser Stunde in den Tagen der Unschuld und des Glaubens zeigen, wo es die halbe Welt noch für ein Geringes hielt, für den Glauben an Jesum Christum zu sterben! Brüder, Freunde, könnte ich Euch die Freuden der Weihnacht zeigen im Bild dieser Tage! das Herz voll des heiligen Geistes, und die Hand voll menschlicher Gaben — so stand der Christ in dieser Stunde im Kreis seiner Brüder. So stand die Mutter im Kreis ihrer Kinder. So stand der Meister im Kreis seiner Gesellen; der Herr im Kreis ihm eigener Leute. So stand die Gemeinde vor ihrem Pfarrer, im Herzen voll des heiligen Geistes und ihre Hand voll menschlicher Gaben; so gieng jetzt der Reiche in die Kammer des Armen. Der Feind bot in dieser Stunde dem Feinde die Hand der Versöhnung. Der Sünder kniete in dieser Stunde in Thränen über seine Vergehungen nieder, und freute sich des Heilandes, der ihm seine Sünden verziehe. Die Stunde der himmlischen Freude war die Stunde der himmlischen Heiligung. Die Erde war in dieser Stunde eine himmlische Erde und der Wohnsitz der sterblichen Menschen duftete Gerüche des unsterblichen Lebens." [1] „Möchte uns die Freude dieser Stunde, möchte uns die Freude über die Geburt unsers Erlösers dahin erheben, daß Jesus Christus uns jetzt als die sichtbare göttliche Liebe erschiene, wie er sich für uns aufgeopfert, dem Tode hingegeben. Möchten wir uns der Stunde seiner Menschwerdung freuen, weil er uns in dieser Stunde die große Gabe seines Todes auf die Welt brachte und auf den Altar der göttlichen Liebe hinlegte. Er war von dieser Stunde an der für uns geopferte Priester des Herrn. Freunde, Brüder, Schwestern! Laßet uns beten: O Gott gib sie uns wieder, die schönen Tage der Welt, wo das Menschengeschlecht sich des

1) Pestalozzis Werke 11, 349.

Erlösers Jesus Christus, sich seiner Geburt wahrhaft freute! Gib uns die Zeiten wieder, wo die menschlichen Herzen in dieser Stunde voll waren des heiligen Geistes, und ihre Hände voll menschlicher Gaben für ihre Brüder! Vater im Himmel; du gibst sie uns wieder, wenn wir sie wieder wollen.“ [1]

In der schon erwähnten Rede, die Pestalozzi als 72jähriger Greis im Jahre 1818 hielt, kommen Stellen vor, welche tief gehn. Da spricht er aus: nur vom Christenthume sei Heil zu erwarten. „Unser verkünstelter Zeitgeist, sagt er, hat auch den Einfluß, den der religiöse Sinn unsrer Väter auf diesen Mittelpunkt des menschlichen Wohlstandes macht, zernichtet. Dieser religiöse Geist, der das Heil der stillen beschränkten häuslichen Verhältnisse machte, ist in unsrer Mitte, alles innern Lebens beraubt, zu einem rüstigen Raisonnirgeist über alles Heilige und Göttliche versunken; doch müßen wir auch gestehen, die erste Quelle des eigentlichen Gifts unsrer Verkünstlung, der irreligiöse Sinn der Zeitwelt scheint im Innersten seiner verderblichen Kräfte erschüttert; der Segensgeist der wahren Christuslehre scheint mitten im Verderben unsers Geschlechts wieder tiefere Wurzel zu schlagen und in tausend und tausend Menschen inneres, reines Leben zu erhalten, und es ist wahrlich nur allein von dieser Seite zu erwarten, daß wir uns Volksbildung halber wirklich zu Maßregeln erheben werden, die geeignet sind, mit genugsamer Kraft in die Ansichten, Gesinnungen, Gelüste und Gewohnheiten unsers Zeitlebens einzugreifen, die wir als die Urquelle unsers Volksverderbens und unsers Zeitunglücks ansehen und anerkennen müßen.“ [2]

Vorzüglich wichtig ist folgender Schluß jener Rede. „Freunde! Brüder! werdet Erneuerer meines Hauses, Wiederhersteller seines alten Geists, und Zeugen, daß der Sinn meiner Jugend, daß der Sinn, der sich in „Lienhard und Gertrud“ blühend, und in „wie Gertrud ihre Kinder lehrt“, der Reifung näher sich ausspricht, noch in mir lebe. Ja, er lebt noch in mir; ich lebe noch in ihm, und ich will in ihm leben, bis an mein Grab. Freunde, Brüder! In diesem Sinn meiner jungen, und in diesem Sinn meiner jetzigen Tage werdet Mitstifter des heutigen Resultats der alten ursprünglichen, menschenfreundlichen und wohlthätigen Zwecke meines Hauses. In diesem Sinn und in keinem andern

1) Ebend. 352, 353.
2) Ebend. Thl. 9. 201—202.

rufe ich Euch alle, alle Glieder meines Hauses! zu einer heiligen Vereinigung unsrer selbst in der Liebe und durch die Liebe. Liebet einander, wie uns Jesus Christus geliebet hat. Die Liebe ist langmüthig und freundlich; die Liebe eifert nicht; die Liebe treibet nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht. Sie stellet sich nicht ungebärdig; sie suchet nicht das ihre; sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden. Sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit. Sie verträgt Alles; sie glaubet Alles; sie hoffet Alles; sie duldet Alles. Freunde, Brüder! Thut Gutes denen, die Euch haßen, segnet die, die Euch verfluchen. Sammelt feurige Kohlen auf das Haupt eurer Feinde. Laßet die Sonne nicht untergehen über Euerm Zorn. Wenn du opferst, versöhne dich zuerst mit deinem Bruder, und dann erst opfere deine Gabe. Jede schonungslose Härte sei ferne von unserm Haus, sie sei auch gegen den fern, der uns unrecht thut. Jede menschliche Härte verliere sich in der Sanftheit unsers Glaubens. Sie muß sich in der Sanftheit des christlichen Glaubens verlieren. Keiner unter Euch entschuldige seine Härte gegen den, der unrecht hat. Keiner sage, Jesus Christus hat den nicht geliebt, der unrecht hatte, und unrecht that. Er hat ihn geliebt. Er hat ihn mit göttlicher Liebe geliebt. Er ist für ihn gestorben. Er hat nicht die Gerechten, er hat die Sünder berufen zur Buße. Er hat auch den Sünder nicht gläubig gefunden, er hat ihn gläubig gemacht. Er hat ihn auch nicht demüthig gefunden, er hat ihn demüthig gemacht, er hat ihn durch seine Demuth demüthig gemacht. Wahrlich, wahrlich, es ist mit dem hohen göttlichen Dienst seiner Demuth, daß er den Stolz des Sünders überwunden, und ihn durch den Glauben an das göttliche Herz seiner Liebe gekettet. Freunde, Brüder! Werden wir dieses thun, werden wir einander lieben, wie uns Jesus Christus geliebet hat, so werden wir alle Schwierigkeiten, die dem Ziel unsers Lebens entgegenstehen, überwinden, und im Stand sein, das Wohl unsers Hauses auf den ewigen Felsen zu gründen, auf den Gott selber das Wohl des Menschengeschlechts durch Jesum Christum gebauet hat. Amen!" [1]

Am Grabe fragte ich nach dem Glaubensbekenntnis Pestalozzis; ich suchte es in seinen Schriften wie in seinem Leben, und theilte mit, was er selbst 1793 über sein Christenthum in der Lebensperiode bekannte,

1) Ebend. 298—300.

da er sich vielleicht am weitesten von Christo entfernt hatte, und nur in einem speculativen und politischen Element lebte. „Ich gieng schwankend," so lautete sein Bekenntnis, „zwischen Gefühlen die mich zur Religion hinzogen und Urtheilen die mich von derselben weglenkten, den todten Weg meines Zeitalters." — Dieß Bekenntnis fanden wir in Schriften wie im Leben bestätigt, doch so, daß in seinen frühesten und wieder in seinen spätesten Schriften das religiöse Gefühl den skeptischen Verstand überflog. — Und wie hoch schwebt sein langes Leben hindurch eine nicht zu ermüdende, bei keinem Leiden, keinem Undank resignirende Liebe, wie schwebt sie hoch über allen Zweifeln in reiner Himmelsluft! Oberflächliche Reflexion verlockt zum Unglauben, eine Reflexion welche das Maß menschenmöglicher Einsicht verkennend und überschätzend, da zu urtheilen sich vermißt, wo eine klare Selbsterkenntnis verständig resignirend glaubt. Aber Christus, welcher die Starken zum Raube hat, herrscht fort und fort im tiefsten Herzen der Christen als Episcopus in partibus infidelium; auch in Zeiten da ihr Glaube wankt, bleibt er ihnen treu. Das erfahren wir an Pestalozzi, in Wort und Werk.

12. Rückblick.

Wer darf gegen ihn einen Stein aufheben, wer darf ihn verdammen? Ihm ist viel vergeben, denn er hat viel geliebt.

Ja, eine Liebe zieht sich durch sein ganzes mühevolles Leben, eine Sehnsucht, dem armen verlaßenen Volk zu helfen. Jene Liebe war seines Herzens Leidenschaft, ihr Feuer entzündete in ihm einen starken Zorn gegen alle, die seinem Liebesstreben in den Weg traten.

Freilich war er sich selbst vorzüglich im Wege. Bei Gott ist Beides, Rath und That, bei Menschen ist nur zu oft rathlose That oder thatloser Rath. So sahen wir Pestalozzi bei klarster Kenntnis der Menschen unfähig sie zu behandeln und zu regieren; bei den liebenswürdigsten Idealen blind, wenn er den Weg zu diesen Idealen zeigen sollte. Ja, oft ergreift er das seinen großen Gedanken Entgegengesetzteste und Widerstrebendste, um diese Gedanken zu verwirklichen.

Niemand war ferner von einer reinlichen, haushälterischen Existenz als er; aber niemand sehnte sich mehr nach einer solchen, ihren ganzen Werth fürs Leben anerkennend. Die Schilderungen der Haushaltung Gertruds beweisen, daß ein Dichter nicht bloß das vortrefflich darzu-

stellen versteht, was er im vollen Maße besitzt, sondern auch das, wonach er sich deshalb von ganzem Herzen sehnt, weil es ihm im vollen Maße mangelt.

Den größten Theil seines Lebens brachte er in drückender Armut zu, so konnte ihm das wahre, ungesuchte Mitleiden mit den Armen und Verlaßenen kaum fehlen. — In beßern Tagen war er aus Grundsatz cynisch, wenn ers in bösen Tagen aus Noth war. Dem leiblichen Cynismus entsprach in ihm etwas, was ich nicht geistliche Armut, sondern geistigen Cynismus nennen möchte: ein Widerwille gegen die Aristokratie der Bildung. Und dennoch, wie sein Charakter ja voller Widersprüche ist, dennoch fühlte er sich berufen, dem hohen Gebäude dieser Bildung, statt der alten schadhaften, neue Fundamente unterzulegen. Er wollte das obere Stock des Gebäudes stützen, ohne sich um dieses Stock zu bekümmern. Rühmte er sich doch, seit 30 Jahren kein Buch gelesen zu haben!

Daher, wie ich schon erwähnte, machte er so viele, den Autodidakten gewöhnliche Misgriffe. Es fehlt ihm das historische Fundament; was andere längst hatten erscheint ihm ganz neu, wenn es ihm oder einem seiner Lehrer in die Gedanken kommt. Er plagt sich auch, Dinge zu finden oder zu erfinden, die längst erfunden und fertig von ihm hätten benutzt werden können, wofern er nur um sie gewußt. Wie würde ihm z. B. die Kenntnis von des trefflichen Werners Behandlung der mineralogischen Kennzeichenlehre förderlich gewesen sein, besonders bei Bestimmung der Begriffe: Anschauung, Namengebung, Beschreibung rc. Als Autodidakt schleppte er täglich auf seinen Spaziergängen Steine zusammen. Die Betrachtung eines einzigen Steins hätte ihn geistig weiter gefördert, wäre er in der Zucht der Freiberger Schule gewesen, als große, mühsam zusammengetragene Steinhaufen dem Ungeschulten je fruchten konnten. — Zucht der Schule sage ich, fehlt den Autodidakten. Nicht genug, daß sie auf dem Gebiete des Intellectuellen oft erst nach langen Irrfahrten finden, was sie, als ein längst Gefundenes, leicht auf gradem, gebahntem, richtigem Wege hätten erlangen können; sie ermangeln auch der ethischen Zucht, welche uns abhält, nach Willkür und Laune intellectuellen Gelüsten, Leckereien und Genießeleien nachzugehen und uns heilsam nöthigt, uns selbst zu verleugnen und den uns vom Lehrer gewiesenen Weg zu verfolgen. —

Mancher fürchtet wohl, der Orakel ertheilende Instinkt der Auto-

didakten möchte durch die Schule leiden. Ist aber dieser Instinkt ächter und die Schule rechter Art, so erstarkt jener durch diese; tiefgefühlte, träumerische, passive Ahnungen verklären sich in ein gesundes waches Schauen.

Dieser Autodidaktencharakter Pestalozzis zeigte sich bei Behandlung mehrerer Lehrfächer. Was sind seine Städtenamen, die er aus einem Index irgend einer Geographie ohne alle Sachkenntnis nach dem Alphabet zusammenstellt, was die aus Schellers Lexikon ausgeschriebenen Worthaufen, was sind sie anders als Glücksversuche eines Ungeschulten, neue Wege tappend zu finden, auf neue Weise Schulbücher zu schreiben?

Wenn aber der Autodidakt die alten Landstraßen verläßt, so findet er, trotz vielen Irregehens, doch auch manchen Seiten- und Richtweg, dessen Kenntnis den Leuten vom Fache lieb ist und sie veranlaßt, selbst Neues zu versuchen. Auf solche Weise hat Pestalozzi auch auf Widersacher Einfluß geübt.

Er influirte persönlich überhaupt weniger auf die Unterrichtsweise in einzelnen Disciplinen, nöthigte dagegen die Pädagogenwelt, das Ganze ihrer Aufgabe von Neuem ins Auge zu faßen, über das Wesen und die Bestimmung des Menschen nachzudenken wie über den Weg um ihn von Jugend auf dieser Bestimmung zuzuführen. Und dieß geschah nicht nach der oberflächlichen, rationalistischen Weise Basedows und seiner Schule, sondern so tiefsinnig, daß ein Mann wie Fichte hierin das Größte sah und ahndete.

Zu beklagen ist es aber, daß die praktischen Versuche Pestalozzis und seiner Mitarbeiter, in verschiedenen Disciplinen neue Lehrweisen aufzustellen, so vorzugsweise Anklang und Nachahmung fanden. Eine Prüfung der tiefen Principien Pestalozzis, Einsicht in den Widerspruch zwischen diesen Principien und seiner Praxis hätte vielmehr antreiben müßen, neue, den Principien wirklich entsprechende Wege ausfindig zu machen. Das gilt z. B. von dem, was ich über die fälschlich so genannten Uebungen der Anschauung gesagt. Die meisten Nachahmer des großen Mannes haben sich gerade in seine Schattenseite, in das méchaniser l'éducation verliebt. Wenn jenes méchaniser, jene ganz äußerlichen pädagogischen Kunstmittel und Kunstgriffe, wenn sie einst bis zur Unkenntlichkeit modifizirt oder ganz zurückgetreten und vergeßen sein werden—

dann werden noch Pestalozzis „Lienhard und Gertrud,“ „die Abendstunde eines Einsiedlers“ und „wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ fortleben und fortwirken, sind auch diese Werke, wie alles Menschliche, nicht ganz rein und fleckenlos.

Tiefsinnige Gedanken, welche eine heilige Liebe unter schweren Wehen geboren hat, sie sind Gedanken des ewigen Lebens und hören, wie die Liebe, nimmer auf.



Beilagen.

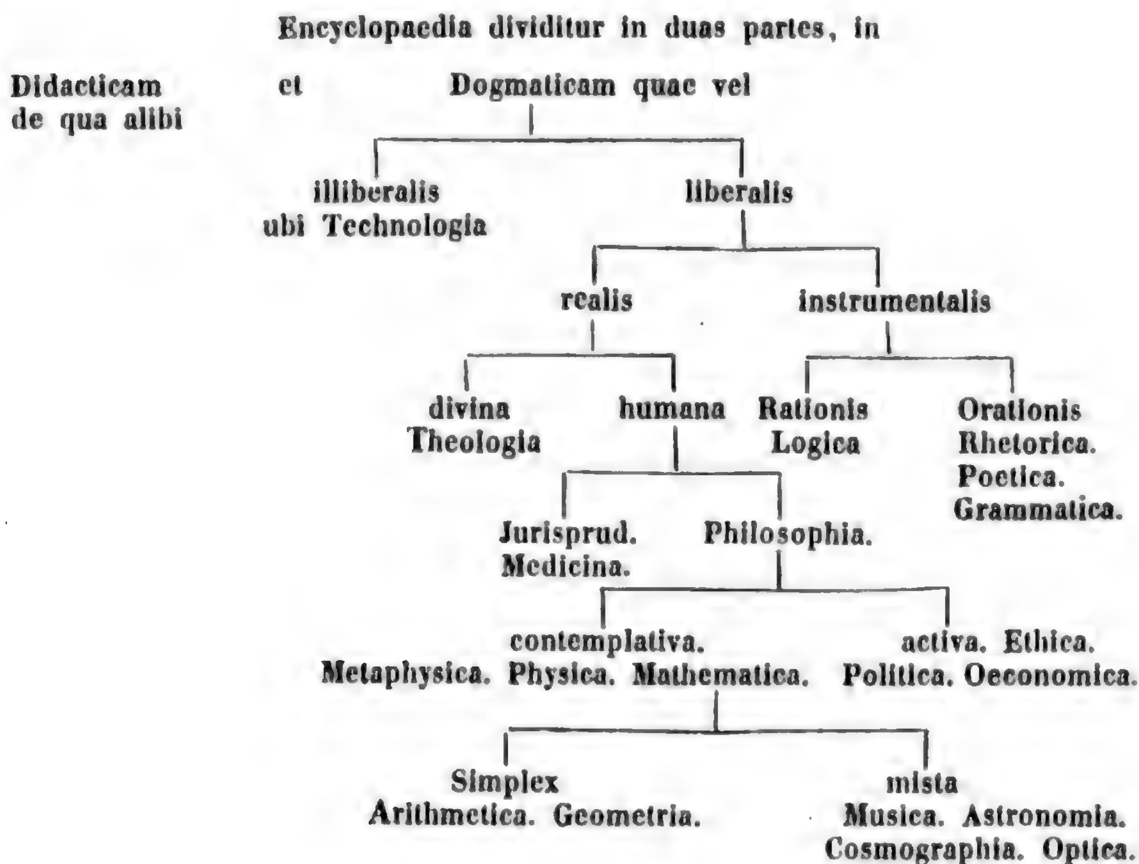
Beilage I.

Wolfgang Ratich. Literatur.

Ratich verfaßte eine Menge Schriften. Ich kenne folgende:

1. Encyclopaedia universalis pro Didactica Ratichii. Cothenis 1619. Wahrscheinlich einerlei mit der „Allunterweisung nach der Lehrart Ratichii. 1619." Diese Encyklopädie begreift auf 13 Seiten fast nur Definitionen von 32 wißenschaftlichen Disciplinen. Z. B. Quid est Encyclopaedia? — Enc. est habitus omnium entium intelligibilium mentem humanam rite informandi. Quomodo dividitur? In Dogmaticam et Didacticam. Quid est Dogmatica? — Dog. est habitus quascunque disciplinas methodice explicandi. u. s. w.

Zum Schluß findet sich folgender Ueberblick.



2. Grammatica universalis pro Didactica Ratichii. Cothenis 1619.[1] Sie gibt wie die Encyklopädie, in katechetischer Form, auf 20 Seiten meist Definitionen. Z. B.

Quid est Grammatica? — Gr. est habitus instrumentarius ad purum sermonem.

Quot sunt in puro sermone consideranda? — Duo: Essentia et Affectio.

Quid est essentia puri sermonis? — Essentia puri sermonis est illius cum probatis autoribus congruentia etc.

An diese Katechese schließt sich ein tabellarischer Ueberblick der lateinischen Conjugationen und Declinationen. Die Encyklopädie wie die Grammatik sind jedoch wenig geeignet, um Ratichs Methode aus denselben kennen zu lernen.

3. Methodus institutionis nova.... Ratichii et Ratichianorum edita studio M. Johannis Rhenii. Lipsiae 1626. Hierin sind folgende Tractate:

a. Wolfgangi Ratichii in methodum linguarum generalis introductio.
b. Ratichianorum quorundam Praxis et Methodi delineatio in lingua latina, quae et in caeteris linguis exemplaris loco esse potest.
c. Artikel auf welchen fürnehmlich die Ratichianische Lehrkunst beruhet.

Rhenius sagt in der Vorrede: er habe diese 3 Schriften aus der Hand seines Freundes Ratich erhalten, zwei davon sind von Augsburger Mitarbeitern Ratichs. Mein verehrter Freund, Herr Rector Bömel in Frankfurt, theilte mir dieselben gütigst mit; sie sind zur Charakteristik der Ratichischen Methode sehr wichtig. Ich citire a. Methodus. b. Praxis. c. Artikel.

Ratich hat, außer den unter 1. und 2. aufgeführten Lehrbüchern noch folgende herausgegeben, welche Jöcher, Schwarz und Maßmann anführen. Ich konnte ihrer nicht habhaft werden, wiewohl ich mich deshalb nach Köthen wandte, wo sie erschienen.

Nova Didactica. 1619.
Rhetorica.
Physica. (Allgemeine Naturkündigung.)
Metaphysica. (Wesenkündigung.)

1) Erschien auch deutsch, italienisch, französisch. Niemeyer C. 22.

Compendium Grammaticae latinae.

Compendium Logicae. 1621. (Kurzer Inbegriff der Verstandlehre.)

Griechische Sprachübung. 1620.[1]

Lehrbüchlein für die angehende Jugend.

Jede dieser Schriften hat den Zusatz pro Didactica Ratichii. —

4. **Memorial**, welches zu Frankfurt auf dem Wahltag Anno 1612 den $^{27}/_{28}$ Mai dem deutschen Reich übergeben. Dieses schriftliche Memorial befindet sich auf dem Frankfurter Stadt-Archive.

An diese Schriften Ratichs schließen sich zunächst folgende wichtige Gutachten von Zeitgenoßen des Mannes an:

5. **Kurtzer Bericht von der Didactica**, oder Lehrkunst Wolfgangi Ratichii. Darinnen er Anleitung gibt, wie die Sprachen, Künste und Wißenschaften leichter, geschwinder, richtiger, gewisser und vollkömmlicher, als bißhero geschehen, fortzupflantzen seynd. Gestellet und ans Licht gegeben durch Christophorum Helvicum SS. Theologiae Doctorem und Joachimum Jungium Philosophum, Beyde Professoren zu Gießen. Gedruckt im Jahr 1614.

Diesen Bericht erhielt ich (wie den folgenden) durch meinen Freund, Professor Maßmann, welcher denselben mit bedeutenden Zusätzen im ersten Heft des 7. Bandes der freimüthigen Jahrbücher der deutschen Volksschulen von Schwarz, Jahrgang 1827, hat abdrucken laßen.

6. **Bericht von der Didactica**, oder Lehrkunst Wolfgangi Ratichii, Darinnen er Anleitung gibt, wie die Sprachen gar leicht und geschwinde können ohne sonderlichen Zwang und Verdruß der Jugend fortgepflantzet werden. Auf begeren gestellet und beschrieben durch etliche Professoren der Universität Jena, in welchem zugleich auf etlicher nichtige und vergebliche Einrede geantwortet wird. Jehna 1614.

Am Ende des Berichts sind unterschrieben: A Grawerus der H. Schrifft Dr. und Professor. Zacharias Brendel Phil. et Med. D. et Prof. publ. Balthasar Gvaltherus M. Hebräischer und Griechischer Sprache Professor. M. Michael Wolfius Physices Prof. publ. Ich citire „Grawer."

7. **Bericht vom newen Methodo**: wie es in den Schulen des Weymarischen Fürstenthumbs mit Unterweisung der Jugend gehalten werden soll, allermeist so viel betrifft die deutschen Classen, item in etwas auch

1) Diese ist eine Uebersetzung von: τοῦ Ἑλληνισμοῦ γύμνασμα πρὸς τὴν διδακτικήν. 1620.

mit belangende die lateinischen Classen der Grammaticken. Gestellet durch Johannem Kromeyer F. S. Hoffprediger und der General-Superintendenz verordneten Inspectorem daselbst. Weymar bei J. Weidnern. 1619.

Auch diese wichtige Schrift verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn Prof. Maßmann, welcher sie auf der Münchner Bibliothek fand.

8. Unterthänige Relation. Von der Lehrart Herrn Wolfgangi Ratichii. Königl. Maytt. vndt der Reiche Schweden Hochverordneten Raths vndt Cantzlers Excellentz zu eigenen handen vberliefert im Quartier Großen-Sömmerda den 15. Martii anno 1634.

Zum Schluß: Signatum Erfurdt am 10. Martii 1634.

Hieronymus Brückner D. Joh. Matthäus Meyfart.
Stephanus Ziegler. SS. Th. D.

Diese, an den Kanzler Oxenstierna gerichtete Relation, hat Herr Director Dr. Niemeyer in einem Examenprogramm, Halle 1840, abdrucken laßen, in welchem er außerdem bedeutende Beiträge zur Charakteristik des Ratichius gibt. Das Original jener Relation ist auf der herzoglichen Bibliothek in Gotha aufbewahrt. Zu jenen Beiträgen gehören Auszüge aus einer, ebenfalls in Gotha sich befindenden Abschrift einer Ratichschen Schrift, deren Titel: „Die allgemeine verfaßung der christlichen Schule, welche in der wahren Glaubens Natur und Sprachen Harmony, auß Heiliger Göttlicher Schrifft, der Natur und Sprachen anzustellen, zu bestetigen und zu erhalten, zu der Lehr Art Ratichj. Beschrieben durch . . . , Rat. Symb. Gewohnheit verschwind, Vernunfft überwind, wahrheit platzfind. Kranich-Feld. 1632."

Drei andere Programme des Herrn Dr. Niemeyer aus den Jahren 1841, 1842 und 1843 setzen die interessanten Mittheilungen über Ratichius fort. Ich citire das Programm von 1840 durch „Niemeyer A." das zweite durch „Niemeyer B." das dritte durch „Niemeyer C." das vierte durch „Niemeyer D."

In den Programmen A. und D. citirt Herr Dr. Niemeyer unter andern noch folgende, Ratich betreffende Schriften:

a. Kurze Nachricht von einem berühmten Pädagogen des vorigen Jahrhunderts, Wolfgang Ratichius . . . . von J. C. Förster. Halle verlegt von Michaelis. 1782.

b. Interusurium didacticum s. meditationes quaedam et psephismata eruditorum εἰς ἑκάτερον scripta: unde ferme constat quid

censendum sit de methodo, quae vulgo Ratichiana dicitur: ex schola Magdeburgensi edidit M. J. Blocius. 1621. 4.

c. Außschreiben Eines Ehrn Besten Raths Dero Stadt Magdeburgk, Herrn Wolfgangi Ratichii didacticam ... betreffend. Magdeburg 1621. 4.

d. Hientzsch Wochenblatt für das Volksschulwesen. Jahrg. 1. N. 5—8.

e. Desiderata methodus nova Ratichiana..... Halae Sax. 1615. 12.

f. Vockerodt Programm von Evenius. Gotha 1724.

Beilage II.

Pädagogische Werke des Comenius.

1. J. A. Comenii Janua linguarum reserata aurea sive seminarium linguarum et scientiarum omnium, hoc est, compendiosa latinam (et quamlibet aliam) linguam, una cum scientiarum artiumque omnium fundamentis, perdiscendi methodus, sub titulis centum, periodis mille comprehensa. Editio postrema, prioribus castigatior et mille circiter vocabulis auctior, cum versione germanica et gallica, absolutissimoque titulorum et vocum indice. Amstelodami apud Joannem Janssonium. 1642.

Die erste Ausgabe kenne ich nicht. Die Vorrede des Comenius ist unterschrieben: Scribebam in exilio 4 Martii 1631.

2. J. A. Comenii Physicae ad lumen divinum reformatae Synopsis. Lipsiae 1633.

3. J. A. Comenii Orbis sensualium pictus, hoc est omnium fundamentalium in mundo rerum et in vita actionum, Pictura et Nomenclatura. Editio secunda, multo emaculatior et emendatior. Noribergae Typis et sumptibus Michaelis Endteri. 1659. Die sichtbare Welt, das ist aller vornehmsten Welt-Dinge und Lebens-Verrichtungen Vorbild und Benahmung.

Die erste Ausgabe kenne ich nicht. Von spätern Editionen besitze ich einen Orbis pictus quadrilinguis, lateinisch, deutsch, italienisch und französisch, welchen Courelle 1755 bei Endter herausgab.

4. J. A. Comenii Opera didactica omnia, variis hucusque occasionibus scripta, diversisque locis edita, nunc autem non tantum

in unum, ut simul sint, collecta, sed et ultimo conatu in Systema unum mechanice constructum, redacta. Amsterdami impensis D. Laurentii de Geer excuderunt Christophorus Conradus et Gabriel a Roy. Anno 1657. 4 Voll. Folio.

Im ersten Theile findet sich folgendes zwischen den Jahren 1627 und 1642 Geschriebene.

1. De primis occasionibus quibus huc studiorum delatus fuit Author, brevissima relatio.

2. Didactica magna. Omnes omnia docendi artificia exhibens.

3. Schola materni gremii, sive de provida Juventutis primo sexennio Educatione.

4. Scholae vernaculae delineatio.

5. Janua latinae linguae primum edita. Ein Abdruck der ersten Edition der Janua.

6. Vestibulum ei praestructum.

7. Proplasma Templi Latinitatis Dav. Vechneri.

8. De sermonis Latini studio.

9. Prodromus Pansophiae.

10. Variorum de eo Censurae etc.

Der zweite Theil enthält die vom Jahre 1642 bis 1650, besonders in Auftrag der Schweden verfaßten Schriften, nämlich:

1. De novis Didactica studia continuandi occasionibus.

2. Methodus linguarum novissima.

3. Lat. linguae Vestibulum, Rerum et linguae cardines exhibens.

4. Januae linguarum novissimae Clavis, Grammatica latino-vernacula.

Der dritte Theil begreift die von Comenius in Ungarn vom Jahre 1650 bis 1654 verfaßten Schriften, nämlich:

1. De vocatione in Hungariam relatio.

2. Scholae pansophicae delineatio.

3. De repertis studii pansophici obicibus.

4. De ingeniorum cultura.

5. De ingenia colendi primario instrumento, Libris.

6. De reperta ad Authores latinos prompte legendos et clare intelligendos facili, brevi, amoenaque via.

7. Eruditionis scholasticae pars I. Vestibulum, Rerum et linguae fundamenta ponens.

8. Eruditionis scholasticae pars II. Janua rerum et linguarum structuram externam exhibens. Hierin

a. Lexicon januale.

b. Grammatica janualis.

c. Janualis rerum et verborum contextus, Historiolam rerum continens. Eine umgearbeitete Janua reserata, 100 Artikel und 1000 Sätze wie in der ersten Edition.

9. Eruditionis scholasticae pars III. Atrium rerum et linguarum ornamenta exhibens. Hierbei eine Schrift, die in hundert Artikeln 1000 Sätze enthält, der Janua ähnlich, aber eine Stufe höher als diese.

10. Fortius redivivus, sive de pellenda Scholis ignavia.

11. Praecepta morum in usum Juventutis collecta. Anno 1653.

12. Leges bene ordinatae scholae.

13. Orbis pictus. Nur Ankündigung.

14. Schola Ludus: h. e. Januae Linguarum praxis comica. — Wiederum ungefähr der Inhalt der Janua reserata in dialogischer Form.

15. Laborum scholasticorum in Hungaria obitorum Coronis. Schulrede zum Abschied von Patak 1654 gehalten.

Der vierte Theil enthält die in Amsterdam bis zum Jahre 1657 verfaßten Schriften.

1. Vita gyrus, sive de occasionibus vitae, et quibus Autorem in Belgium deferri, iterumque ad intermissa didactica studia redire contigit.

2. Parvulis parvulus, Omnibus omnia, h. e. Vestibuli latinae linguae Auctarium, voces primitivas in sententiolas redigens.

3. Apologia pro latinitate Januae linguarum.

4. Ventilabrum sapientiae, sive sapienter sua retractandi ars.

5. E scholasticis labyrinthis exitus in planum, sive Machina didactica mechanice constructa.

6. Latium redivivum, hoc est, de forma erigendi latinissimi Collegii, seu novae romanae civitatulae, ubi latina lingua usu et consuetudine addiscatur.

7. Typographeum vivum, hoc est: ars compendiose et tamen copiose ac eleganter sapientiam non chartis sed ingeniis imprimendi.

8. Paradisus juventuti christianae reducendus, sive optimus scholarum status, ad primae paradisiacae scholae ideam delineatus.

9. Traditio lampadis, [1] hoc est studiorum sapientiae christianaeque juventutis et scholarum, Deo et hominibus devota commendatio. —

10. Paralipomena didactica.

Zuletzt kann erwähnt werden, daß Comenius die Theologia naturalis sive liber Creaturarum des Raymundus de Sabunde umarbeitete. Das Buch erschien 1661.

Beilage III.

Hausordnung im Philanthropin.

Um 5 Uhr weckt ein Hausbedienter einen Famulanten, dieser einen Lehrer und die übrigen Famulanten. Dann visitirt der Lehrer die Stuben derselben, sieht, ob die Sachen in guter Ordnung sind, und die Geschäfte gehörig verrichtet worden. Um ein Viertel vor 6 Uhr wird von einem Hausbedienten oder Famulanten die Reveille geschlagen. Dann stehen alle Lehrer und Philanthropisten auf. Darauf besucht der jedesmalige Lehrer und Inspicient alle Zöglinge auf ihren Stuben, und bemerkt diejenigen, welche er in irgend einer Sache der Nachläßigkeit schuldig findet. Wann nun die Philanthropisten unter Aufsicht angezogen und gereinigt sind, versammeln sie sich im Auditorio IV. zur Morgenandacht. Nach Endigung derselben gehen alle zum Frühstück, und dann, während des Winters um 8 Uhr, während des Sommers um 7 Uhr, in die Lehrstunden. Es wird aber in denselben folgendes getrieben:

Für die erste Classe der größeren Pensionisten.

Von 8—9 Bildung des Geschmacks und des deutschen Stils, vom Professor Trapp, über gewählte Theile aus Ramlers Batteur, aus Schützens Lehrbuch zur Bildung des Verstandes und des Geschmacks, aus Sulzers Vorübungen. Dieses nur in den ersten 3 Tagen der Woche. In den 3 folgenden wird die natürliche Religion und Moral, über Basedows natürliche Weisheit im Privatstande, vom Professor Trapp gelehrt.

Von 9—10 Tanzen bei Tänzer, Reiten bei Bereiter Schrödter,

1) Baco de Augm. sc. 6. 2 hat denselben Ausdruck, jedoch in einem andern Sinn.

unter der Aufsicht von Feder und Hauber, abwechselnd, die ganze Woche durch, außer Mittwoche und Sonnabend. Jenes geschieht im Aud. IV., dieses auf der hochfürstlichen Reitbahn.

10—12. In der lateinischen Sprache lehrt Basedow in seinem Hause entweder die alte Historie (mit dem Zubehör) oder die praktische Philosophie, nach Ciceronis libris de officiis.

12—1. Tischzeit.

1—2. Mäßige Leibesübung: als Dreschen, Hobeln und Tischlern, in denen von unserm Landesvater eingeräumten Zimmern des fürstl. Dietrichschen Pallastes.

Von 2—3 Mont. und Dienst. Geographie von Hauber, über Pfennigs Geographie. Mittw. Kenntnis des menschlichen Körpers, und etwas von der Chymie, bei dem hochfürstlichen Hofrath und Leibmedicus Kretzschmar, in seinem Hause, wo die Praeparata und Instrumente vorhanden sind. In den 3 letzten Tagen Uebung im mathematischen Zeichnen, bei Prof. Wolke.

3—5. Uebung in der französischen Sprache und in der Universalhistorie, von Prof. Trapp, über Schröckhs Universalhistorie und über histoire universelle par Millot, in 5 Tagen. Am Sonnabend hält Hauber in dieser Stunde ein Zeitungs-Collegium, um die Staatsverfassungen und merkwürdigen Begebenheiten den Erwachseneren nach und nach bekannt zu machen.

5—6. Mathematik von Buße, über Eberts nähere Anweisung zu den philosophischen und mathematischen Wißenschaften, in den ersten 3 Wochentagen; in den 3 letzten die Physik über Errlebens Naturlehre.

6—7. Einige Kenntnis des Himmels und der Erde, bei Wolke, nach Schmids Buche von den Weltkörpern, 2mal in der Woche, 4mal Griechisch bei Danner, über Rector Stroths chrestomathiam graecam, über Luciani Timonem und Xenophontis memorabilia Socratis.

Für die zweite Classe der Größeren.

Von 8—9. Gleicher Unterricht mit der ersten Classe bei Prof. Trapp.

9—10. Reiten und Tanzen mit der ersten Classe abwechselnd, d. i. die heute reiten, tanzen morgen, und die heute tanzen, reiten morgen. Ausübung der Rechenkunst für Einige, bei Prof. Trapp.

10—11. Latinität von Hauber, über Auctores in Basedowii chrestomathia hist. antiq.

11—12. Latinität von Danner, über Basedowii chrestomath.

1—2. Drechseln und Hobeln mit der ersten Classe, abwechselnd.

2—3. Handzeichnen bei Doctor Samson. Einige nehmen an dem Unterricht der ersten Classe Theil. Einige haben Ausübung der Rechenkunst bei Buße.

3—5. Gleiche Beschäftigung mit der ersten Classe.

5—6. Mathematik bei Danner, in 3 Tagen; in den übrigen Tagen nehmen Einige an dem Unterricht der ersten Classe Theil, und Einige haben Privatbeschäftigung.

6—7. Englisch über den Vicar of Wakefield, bei Prof. Trapp.

Für die erste Classe der kleineren Philanthropisten.

Von 8—9. Uebung im Deutschlesen, bei Jahn; die Lesebücher sind von Rochows und Weißens Kinderfreund, Campens Sittenbüchlein für Kinder in gesitteten Ständen, Feddersens Beispiele der Weisheit und Tugend, Funks kleine Beschäftigungen für Kinder, Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand.

9—10. Uebung im Schreiben, bei Vogel, mit der zweiten Classe abwechselnd, die ganze Woche durch. Und lehrreicher Umgang bei Rector Neuendorf, auf seiner Stube oder beim Spatzierengehen.

10—11. Latinität bei Feder, über Phaedri fabulas, Büschingii librum latinum, und über gewählte Stücke aus Basedowii libro elementari und chrestomathia Colloquiorum Erasmi.

11—12. Französisch bei Jasperson.

1—2. Musik, und Freistunde unter Feders Aufsicht.

2—3. Uebung im Handzeichnen, bei Doctor Samson, unter der abwechselnden Aufsicht von Jasperson, Vogel und Spener.

3—4. Uebung im Tanzen, bei Tänzer, unter Vogels Aufsicht.

4—5. Französisch bei Spener, über gewählte Stücke aus Basedows Manuel d'éducation.

5—6. Lateinisch bei Feder, über gewählte Stücke aus dem lateinischen Elementarbuche.

6—7. Eine Freistunde zum Umgange, unter Neuendorfs Aufsicht. (Siehe oben.)

Für die zweite Classe der kleineren Philanthropisten.

8—9. Uebung im Schreiben, bei Vogel.

9—10. Rechtschreibung und Freistunde zum Umgange, abwechselnd mit der ersten Classe. (S. erste Classe.)

10—12. Lateinisch bei Wolke.

1—2. Wie bei der ersten Classe.

2—3. Zeichnen, wie oben.

3—4. Tanzen, wie oben.

4—5. Französisch bei Jasperson, über gewählte Stücke aus dem Manuel d'éducation.

5—6. Uebung im Lesen lehrreicher Bücher, bei Jahn, auf seiner Stube.

6—7. Freistunde zum Conversiren mit Neuendorf. Den 1sten und 15ten Tag jedes Monats wenden die kleineren Philanthropisten an zum Briefschreiben. An zweien Nachmittagen in der Woche wird spatzieren gegangen.

Beilage IV.

Pestalozzi. Literatur.

1) Pestalozzis Werke. 15 Bände. Tübingen bei Cotta. 1819—1826. Hierin:

a. Lienhard und Gertrud. Theil 1—4.

b. Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Th. 5.

c. An die Unschuld, den Ernst und den Edelmuth meines Vaterlands. Th. 6.

d. Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts. Th. 7.

e. Ueber Gesetzgebung und Kindermord. Th. 7. u. 8.

f. Ueber die Idee der Elementarbildung. Eine Rede, gehalten in Lenzburg. 1809. Th. 8. [1]

g. Pestalozzis Brief an einen Freund über seinen Aufenthalt in Stanz. Th. 9. [2]

1) „So ist ein großer Theil der Lenzburger Rede Hrn. Niederers Werk" Biber S. 11. Sie erschien zuerst in der „Wochenschrift für Menschenbildung."

2) Erschien ebenfalls früher in der „Wochenschrift für Menschenbildung."

h. Ansichten über Industrie, Erziehung und Politik. Th. 9.

i. Rede an mein Haus, gehalten den 12. Jänner 1818. Th. 9.

k. Figuren zu meinem Abc-Buch. (Fabeln.) Th. 10.

l. Ansichten und Erfahrungen, die Idee der Elementarbildung betreffend. Th. 11.[1]

m. Ueber die Grundsätze und den Plan einer im Jahre 1807 angekündigten Zeitschrift. Th. 11.

n. Bericht an die Eltern und an das Publicum über den Zustand und die Einrichtungen der Pestalozzischen Anstalt im Jahre 1807.[2] Th. 11.

o. Ein Wort über den Zustand meiner pädagogischen Bestrebungen und über die Organisation meiner Anstalt im Jahr 1820. Th. 11.

p. Einige Reden an mein Haus in den Jahren 1808. 1809. 1810. 1811 u. 1812. Th. 11.

q. Christoph und Else. Th. 12.

r. Pestalozzis Schwanengesang. Th. 13.

s. Zahl- und Formlehre. Th. 14.

t. Form- und Größenlehre. Th. 15.

u. Rede, den 26sten April 1826 in Langenthal gehalten. Th. 15.

Gegen diese Gesammtausgabe sind einige treffende Ausstellungen gemacht worden.[3] Zuerst: daß sie unvollständig sei. Es fehlt:

a. Agis, über die spartanische Gesetzgebung. (Pestalozzis erste Schrift.)

b. Die Abendstunde eines Einsiedlers.[4]

c. Ein Schweizer-Blatt, in 2 Bänden. 1782. 1783.[5]

d. „Pestalozzis Elementarbücher", besonders das von ihm selbst verfaßte „Buch der Mütter." Tübingen 1803. Die „Anschauungslehre der Maßverhältnisse" u. die „Anschauungslehre der Zahlenverhält-

1) Früher erschienen unterm Titel: „H. Pestalozzis Ansichten, Erfahrungen u. Mittel zur Beförderung einer der Menschennatur angemeßenen Erziehungsweise. Leipzig 1807."

2) Früher erschienen in der Wochenschrift für Menschenbildung, in der Gesammtausgabe erhielt sie aber wichtige Zusätze.

3) Von Herrn Heußler.

4) Erschien zuerst in Iselins Ephemeriden 1780, und ward in der Wochenschrift für Menschenbildung 1807 wieder abgedruckt.

5) Ich kenne dieß nicht, weiß daher nicht, ob es ganz von Pestalozzi verfaßt ist. Um das Jahr 1798 gab er noch „ein Schweizer Volksblatt" von der Regierung autorisirt heraus.

nisse", von Krüsi ausgearbeitet, sind für Pestalozzis Wirken eben so wichtig, als die von Schmid herrührende Zahl-, Form- u. Größenlehre, im 14ten u. 15ten Bande der Werke Pestalozzis. [1]

e. Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat, von Pestalozzi. Bern 1802.

f. Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsinstitute in Burgdorf u. Iferten, von Pestalozzi. Leipzig 1826.

g. Die Kinderlehre der Wohnstube (in Rossels Monatschrift).

h. Wochenschrift für Menschenbildung. 4 Bände. 1807—1811. Der Brief Pestalozzis über seinen Aufenthalt in Stanz, der Bericht über die Anstalt in Iferten und die Lenzburger Rede sind, wie erwähnt, aus der Wochenschrift entnommen.

i. Pestalozzis Erziehungs-Unternehmung im Verhältnis zur Zeit-Cultur (von Niederer). 1812. Hierin ein Brief Pestalozzis an Niederer.

k. Erklärung gegen Herrn Chorherr Bremi's drey Dutzend Bürklische Zeitungsfragen, von Pestalozzi. Iferten 1812.

Mit Recht wird auch getadelt, daß Lienhard und Gertrud, wie es in der Gesammtausgabe steht, „überarbeitet und durch Einmischung von Ansichten, die seinen spätern Lebenssphären angehören, verunstaltet" sei.

Der Schriften über Pestalozzi und seine Bestrebungen haben wir eine große Menge. Ich will nur einige der bedeutendern anführen:

1) Briefe aus München-Buchsee über Pestalozzi und seine Elementar-Bildungsmethode von W. von Türk. 2 Thle. Leipzig 1806.

2) Mittheilungen über H. Pestalozzis Eigenthümlichkeit, Leben und Erziehungs-Anstalten, von Henning (in Cöslin). In Harnisch „Schulrath an der Oder." Erste Lieferung. 1814.

3) Johann Heinrich Pestalozzi nach ihm selbst u. Andern geschildert von Dr. W. B. Mönnich. In den „Zeitgenoßen. Leipzig 1831".

4) Pestalozzis Leistungen im Erziehungsfache, von Dr. Heußler, Lehrer am Gymnasium zu Basel. Basel 1838.

5) Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens. Mit besonderer Berücksichtigung auf Pestalozzi u. seine Anstalten, von J. Ramsauer. Oldenburg 1838.

1) Seltsam, daß der Redacteur dieser Gesammtausgabe Werke von Pestalozzi wegließ, eigene aufnahm!

6) Amtlicher Bericht über die Pestalozzische Anstalt, von Johann Ith, Dekan u. Präsident des Erziehungsraths in Bern. 1802.

7) Pestalozzis Idee eines ABC der Anschauung von Herbart. Göttingen 1804.

8) Bemerkungen gegen Pestalozzis Unterrichts-Methode, von Steinmüller, Pfarrer. 1803.

9) Aufsätze für u. gegen die Pestalozzische Unterrichtsmethode. 1806.

10) Beitrag zur Biographie Heinrich Pestalozzis, von Eduard Biber. 1827. (Wichtige Actenstücke zur Kenntnis der letzten 14 Lebensjahre Pestalozzis; im Urtheil über Pestalozzi ein Non plus ultra von Impietät und Ungerechtigkeit.)

11) Heinrich Pestalozzi. Züge aus dem Bilde seines Lebens und Wirkens nach Selbstzeugnissen, Anschauungen und Mittheilungen von Dr. K. J. Blochmann, Geheimer Schulrath und Professor. 1846.

Beilage V.

Abendstunde eines Einsiedlers.

Der Mensch, so wie er auf dem Throne und im Schatten des Laubdaches sich gleich ist, der Mensch in seinem Wesen, was ist er? Warum sagens die Weisen uns nicht? Warum nehmens die erhabnen Geister nicht wahr, was ihr Geschlecht sei? Braucht auch ein Bauer seinen Ochsen und lernt ihn nicht kennen? Forschet ein Hirt nicht nach der Natur seiner Schafe?

Und ihr, die ihr den Menschen brauchet und saget, daß ihr ihn hütet und weidet, nehmet auch ihr die Mühe des Bauern für seinen Ochsen? Habt auch ihr die Sorge des Hirten für seine Schafe? Ist eure Weisheit Kenntnis eures Geschlechts und eure Güte, Güte erleuchteter Hirten des Volks?

Was der Mensch ist, was er bedarf, was ihn erhebt, und was ihn erniedrigt, was ihn stärket, und ihn entkräftet, das ist Bedürfnis der Hirten der Völker, und Bedürfnis des Menschen in den niedrigsten Hütten.

Allenthalben empfindet die Menschheit dieses Bedürfnis. Allent-

halben strebet sie mit Mühe und Arbeit und Drang empor. Darum welken ihre Geschlechter unbefriedigt dahin, und ruft das Ende der Tage der mehrern Menschheit laut, daß die Vollendung ihrer Laufbahn sie nicht gesättigt habe. Ihr Ende ist nicht die Reifung vollkommner Früchte der Jahrszeit, die nach vollendeter Bestimmung sie zur Ruhe des Winters hinabsinken läßt.

Warum forschet der Mensch Wahrheit ohne Ordnung und Endzweck? Warum forschet er nicht nach den Bedürfnissen seiner Natur, daß er darauf baue den Genuß und den Segen seines Lebens? Warum sucht er nicht Wahrheit, die ihn in seinem Innersten befriedigt, die seine Kräfte entwickelt, seine Tage erheitert, und seine Jahre beseligt?

Befriedigung unsers Wesens in seinem Innersten, reine Kraft unserer Natur, der Segen unsers Daseins, du bist kein Traum. Dich zu suchen, und nach dir zu forschen ist Ziel und Bestimmung der Menschheit, und auch mein Bedürfnis bist du und Drang meines Innersten dich zu suchen, Ziel und Bestimmung der Menschheit.

Auf welcher Bahn werde ich dich finden, Wahrheit, die mich zur Vervollkommnung meiner Natur emporhebt? Der Mensch von seinen Bedürfnissen angetrieben, findet die Bahn zu dieser Wahrheit im Innersten seiner Natur.

Alle reinen Segenskräfte der Menschheit sind nicht Gaben der Kunst und des Zufalls. Im Innern der Natur aller Menschen liegen sie mit ihren Grundanlagen. Ihre Ausbildung ist allgemeines Bedürfnis der Menschheit.

Standpunkt des Lebens, Individualbestimmung des Menschen, du bist das Buch der Natur. In dir liegt die Kraft und die Ordnung dieser weisen Führerin; und jede Schulbildung, die nicht auf Grundlage der Menschenbildung gebaut ist, führt irre.

Der befriedigte Säugling lernt, was ihm seine Mutter ist auf dieser Bahn, und sie bildet in ihm Liebe, das Wesen des Danks, ehe der Unmündige kann den Schall von Pflicht und von Dank hören laßen, und der Sohn, der seines Vaters Brot ißet, und sich mit ihm an seinem Heerde wärmt, findet den Segen seines Wißens und der Pflichten des Kindes auf dieser Bahn der Natur.

Alle Menschheit ist in ihrem Wesen sich gleich, und hat zu ihrer Befriedigung nur eine Bahn. Darum wird die Wahrheit, die rein

aus dem Innersten unsers Wesens geschöpft ist, allgemeine Menschenwahrheit sein, sie wird Vereinigungswahrheit zwischen den Streitenden, die bei Tausenden ob ihrer Hülle sich zanken werden.

Mensch du selbst, das innere Gefühl deiner Kräfte ist der Vorwurf der bildenden Natur.

Allgemeine Emporbildung dieser innern Kräfte der Menschennatur zu reiner Menschenweisheit, ist allgemeiner Zweck der Bildung auch der niedrigsten Menschen. Uebung, Anwendung und Gebrauch seiner Kraft und seiner Weisheit in den besondern Lagen und Umständen der Menschheit ist Berufs- und Standesbildung. Diese muß immer dem allgemeinen Zweck der Menschenbildung untergeordnet sein.

Auf Einfalt und Unschuld gegründete Weisheit und Kraft ist in jeder Lage und jeder Tiefe der Menschheit segnender Theil, so wie sie in jeder Höhe ihr unumgängliches Bedürfnis ist.

Wer nicht Mensch ist, in seinen innern Kräften ausgebildeter Mensch ist, dem fehlt die Grundlage zur Bildung seiner nähern Bestimmung und seiner besondern Lage, die keine äußere Höhe entschuldigt! Zwischen dem Vater und dem Fürsten, zwischen dem mit schweren Nahrungssorgen beladenen Dürftigen und dem unter noch schwerern Sorgen seufzenden Reichen, zwischen dem unwißenden Weib und dem berüchtigten Vielwißer, zwischen dem trägen Schlummerer und dem Genie, dessen Adlerskraft in alle Welt wirkt, sind Klüfte. Aber wenn dem Einen in seiner Höhe reine Menschlichkeit mangelt, so werden finstere Wolken ihn da umhüllen, indem in niedrigen Hütten gebildete Menschlichkeit, reine, erhabne und befriedigte Menschengröße von sich strahlet.

So lechzet in seiner Höhe ein Fürst nach weisen und gerechten Gesetzen für seine Gefangene, aber vielleicht wirft er den golderfüllten Beutel umsonst zum Preis dar. Heb' er im Kriegsrath, in seinem Jagd- und Rentamte Menschlichkeit und im Innern seines Hauses reinen Vatersinn empor, so wird er Richter und Hüter seiner Gefangenen weise und ernst und väterlich bilden.

Ohne dieses ist der Schall erleuchteter Gesetze der Schall von der Liebe des Nächsten im Munde herzloser Menschen.

So fern bist du vielleicht, Fürst, von dem Segen der Wahrheit die du suchst.

Indessen handeln Väter im Staub unter deinen Füßen weise mit

ungerathenen Söhnen. Fürst, lerne in den Thränen ihrer Nachtwachen und in dem Kummer ihrer Tageslasten Weisheit für deine Gefangene, und gib dein Recht über Leben und Tod Männern, die auf dieser Bahn Weisheit suchen. Fürst, der Segen der Welt ist gebildete Menschlichkeit, und nur durch sie wirket die Kraft der Erleuchtung und der Weisheit und der innere Segen aller Gesetze.

Ausgebildete Kraft der Menschheit, diese Quelle ihrer starken Thaten und ihrer ruhigen Genießungen, ist kein ungebildeter Drang und kein täuschender Irrthum.

Die Bahn der Natur, welche die Kräfte der Menschheit enthüllet, muß offen und leicht, und die Menschenbildung zu wahrer beruhigender Weisheit einfach und allgemein anwendbar sein.

Die Natur enthüllet alle Kräfte der Menschheit durch Uebung, und ihr Wachsthum gründet sich auf Gebrauch.

Ordnung der Natur in der Bildung der Menschheit ist die Kraft der Anwendung und Ausübung seiner Erkenntnisse, seiner Gaben und seiner Anlagen.

Daher ist der Mann der Einfalt und Unschuld, der, indem er mit reiner folgsamer Anwendung seiner Erkenntnisse, und mit stillem Fleiße jede seiner Kräfte und Anlagen übet und braucht zur wahren Menschenweisheit von der Natur gebildet, da hingegen der Mann, der diese Ordnung der Natur in seinem Innersten zerrüttet, und den reinen Sinn der Folgsamkeit seiner Erkenntnisse schwächt, für den Genuß des Segens der Wahrheit unfähig wird.

Mensch, Vater deiner Kinder, dränge die Kraft ihres Geistes nicht in ferne Weiten, ehe er durch nahe Uebung Stärke erlangt hat, und fürchte dich vor Härte und Anstrengung.

Wenn die Menschen dem Gange dieser Ordnung voreilen, so verstören sie in sich selbst ihre innere Kraft, und lösen die Ruhe und das Gleichgewicht ihres Wesens in ihrem Innersten auf.

Sie thun dieses, wenn sie eher als sie durch die Realkenntnis wirklicher Gegenstände ihren Geist zur Wahrheit und Weisheit lenksam gebildet haben, sich in das tausendfache Gewirre von Wortlehren und Meinungen hineinwagen, und Schall und Rede und Worte anstatt Wahrheit aus Realgegenständen, zur Grundlage ihrer Geistesrichtung und zur ersten Bildung ihrer Kräfte machen.

Die künstliche Bahn der Schule, die allenthalben die Ordnung der Worte, der freien wartenden langsamen Natur vordringt, bildet den Menschen zum künstlichen Schimmer, der den Mangel innerer Naturkraft bedeckt, und Zeiten wie unser Jahrhundert befriedigt.

Der widrige erschöpfende Drang für den bloßen Schatten der Wahrheit; der Drang für Ton und Schall und Worte von Wahrheit, wo gar kein Interesse reizt, keine Anwendung möglich ist; die Hinlenkung aller Kraft des wachsenden Menschen für die Meinung harter einseitiger Schullehrer, die tausendfachen Künsteleien des Wortverkehrs und der Modelehrart, die zur Grundlage der Menschenbildung gelegt werden, dieß alles ist mühselige Abführung von der Bahn der Natur.

Auch erzwungene und steife Ordnungsfolge ist nicht in der Lehrart der Natur. Wäre sie es auch, sie würde Einseitigkeit bilden, und ihre Wahrheit würde nicht in die Fülle des ganzen Wesens der Menschheit sanft und frei hineinfallen.

Der harte Gang dieser bildet im Menschen die Wahrheit nicht zur sanften Dienerin der Menschheit, nicht zur fühlenden guten Mutter, deren Freud und Weisheit die Freude und das Bedürfnis ihrer Kinder ist.

Die Kraft der Natur, obwohl sie unwidersprechlich hinführt zur Wahrheit, hat keine Steifigkeit in ihrer Führung; der Schall der Nachtigall tönt im finstern Dunkel, und alle Gegenstände der Natur wallen in erquickender Freiheit, nirgends ist ein Schatten einer zudringlichen Ordnungsfolge.

Der Mensch verliert das Gleichgewicht seiner Stärke, die Kraft der Weisheit, wie sein Geist für einen Gegenstand zu einseitig und zu gewaltsam hingelenkt ist. Darum ist die Lehrart der Natur nicht gewaltsam.

Aber in ihrer Bildung ist Festheit, und in ihrer Ordnung haushälterische Genauheit.

Bildung der Menschen zur Wahrheit, du bist Bildung ihres Wesens und ihrer Natur zu beruhigender Weisheit.

Mensch, forschest du in dieser Ordnung der Natur nach Wahrheit, so findest du sie, wie du sie brauchest, für deinen Standpunkt und für deine Laufbahn.

So wie sie dir Bedürfnis deiner Ruhe und deines Friedens ist, Mensch, so wie sie dir in deinen nähesten Angelegenheiten sicherer Leitstern, so wie sie Stütze ist, auf der dein Leben ruhet, so ist sie dir Segen.

Du kannst auf dieser Laufbahn nicht alle Wahrheit brauchen.

Der Kreis des Wißens, durch den der Mensch in seiner Lage gesegnet wird, und dieser Kreis fängt nahe um ihn her, um sein Wesen, um seine nähesten Verhältnisse an, dehnt sich von da aus, und muß bei jeder Ausdehnung sich nach diesem Mittelpunkte aller Segenskraft der Wahrheit richten.

Reiner Wahrheitssinn bildet sich in engen Kreisen, und reine Menschenweisheit ruhet auf dem festen Grund der Kenntnis seiner nähesten Verhältnisse und der ausgebildeten Behandlungsfähigkeit seiner nähesten Angelegenheiten.

Diese Menschenweisheit, die sich durch die Bedürfnisse unserer Lagen enthüllet, stärkt und bildet unsere Wirkungskraft und die Geistesrichtung die sie hervorbringt, ist einfach und fest hinsehend, sie ist von der ganzen Kraft der in ihren Realverbindungen feststehenden Naturlagen der Gegenstände gebildet, und daher zu jeder Seite der Wahrheit lenksam.

Kraft und Gefühl und sichere Anwendung ist ihr Ausdruck.

Erhabene Bahn der Natur, die Wahrheit zu der du führst, ist Kraft und That, Quelle, Bildung, Füllung und Stimmung des ganzen Wesens der Menschheit.

Zwar du bildest den Menschen, nicht ein schneller Schimmer oder Wuchs, und der Sohn der Natur ist beschränkt, seine Rede ist Ausdruck und Folge vollendeter Sachkenntnis.

Das zerstreute Gewirr des Vielwißens ist eben so wenig die Basis der Natur.

Der Mensch, der mit leichtem Flug jedes Wißen umflattert, und nicht durch stille feste Anwendung seine Erkenntnis stärkt; auch dieser verliert den heitern, festen aufmerksamen Blick, das stille, wahrer Freuden empfängliche Wahrheitsgefühl.

Schwankend wird der Gang der Männer, die im Wirrwarr ihres Vielwißens zwar viel Rederei finden, ihr aber den stillen Sinn reiner Menschenweisheit aufopfern. Beim Lärmgeräusch ihres Stolzes wirst du nahe um sie, in den Verhältnissen, in denen die Kraft des gesegneten Weisen hell strahlet, leere Oeden und Dunkelheit finden.

Auch die trägen leeren Oeden der finstern Unwißenheit führen ab von der Bahn der Natur. Mangel der Kenntnis deiner Natur, Mensch, schränket dein Wißen enger ein, als die Bedürfnisse deines

Wesens. Verdrehung der ersten Grundbegriffe deiner Beziehung, und tödtende erdrückende Tyrannei, Vorenthaltung aller Wahrheits- und Segensgenießungen, unnatürlicher Mangel allgemeiner Nationalerleuchtung in den besten wesentlichen Bedürfnissen und Verhältnissen der Menschheit verdunkeln dich, wie der schwere Schatten der Nacht den Erdkreis verdünkelt.

Die Ausübung von Thaten gegen das innere Gefühl des Rechts untergräbt die Kraft unserer Wahrheitserkenntnis, sie verwirrt den reinen Sinn der edlen hohen Einfalt unserer Grundbegriffe und unserer Grundempfindungen.

Daher beruht alle Menschenweisheit auf der Kraft eines guten, der Wahrheit folgsamen Herzens und aller Menschensegen auf diesem Sinne der Einfalt und Unschuld.

Bildung der Menschheit in diesem reinen Sinn der Einfalt und Unschuld, du bist Vatersorge der Menschheit, daß die unverdorbenen Grundlagen des Herzens den Gang seiner Geistesentwicklung schützen und richtig leiten.

Der Mensch muß zu innerer Ruhe gebildet werden. Genügsamkeit mit seiner Lage, und mit ihm erreichbaren Genießungen, Duldung, Achtung und Glauben an die Liebe des Vaters bei jeder Hemmung, das ist Bildung zur Menschenweisheit.

Ohne innere Ruhe wallet der Mensch auf wilden Wegen. Durst und Drang zu unmöglichen Formen rauben ihm jeden Genuß des nahen gegenwärtigen Segens und jede Kraft des weisen, geduldigen und lenksamen Geistes. Wenn das Gefühl nicht mehr von innerer Ruhe beseelt ist, so entnervet seine Kraft den Menschen in seinem Innersten, und plagt ihn mit finstern Qualen in Tagen, in denen der heitere Weise lächelt.

Der ungenügsame Mann ärgert sich im Kreise seines Haussegens, daß sein Tanz am Galatag, seine Geige im Konzert, und seine Theses im Hörsaale nicht ausgezeichnet wurden.

Ruhe und stiller Genuß sind die ersten Zwecke der Menschenbildung, und die Schooßkinder seiner Zeit. Mensch, dein Wißen und deine Ehrbegierde müßen diesen hohen Zwecken untergeordnet werden, sonst werden Neugierde und Ehrbegierde nagende Qualen und Unsegen.

Mensch, du lebst nicht für dich allein auf Erden. Darum bildet dich die Natur auch für äußere Verhältnisse und durch sie.

So wie diese Verhältnisse dir nahe sind, Mensch, sind sie zur Bildung deines Wesens für deine Bestimmung dir wichtig!

Immer ist die ausgebildete Kraft einer nähern Beziehung Quelle der Weisheit und Kraft des Menschen für entferntere Beziehungen.

Vatersinn bildet Regenten, Brudersinn Bürger. Beide erzeugen Ordnung im Hause und im Staate.

Die häuslichen Verhältnisse der Menschheit sind die ersten und vorzüglichsten Verhältnisse der Natur.

Der Mensch arbeitet in seinem Beruf, und trägt die Last der bürgerlichen Verfaßung, damit er den reinen Segen seines häuslichen Glücks in Ruhe genieße.

Daher muß die Bildung des Menschen für seine Berufs- und Standeslage dem Endzweck der Genießungen reiner häuslichen Glückseligkeit untergeordnet werden.

Daher bist du, Vaterhaus, Grundlage aller reinen Naturbildung der Menschheit.

Vaterhaus, du Schule der Sitten und des Staats.

Erst bist du Kind, Mensch, hernach Lehrjunge deines Berufs!

Kindertugend ist der Segen deiner Lehrlingstage und erste Bildung deiner Anlage zum Genuß aller Segnungen deines Lebens.

Wer von dieser Ordnung der Natur abgeht und Staats-, Berufs-, Herrschafts- und Dienstbarkeitbildung unnatürlich hervordränget, der lenkt die Menschheit ab vom Genuß der natürlichsten Segnungen, auf klippenvolle Meere.

Seht ihr's nicht, Menschen; fühlt ihr's nicht, Söhne der Erde, wie eure obern Stände in ihrer Bildung ihre innere Kräfte verlieren! Siehst du nicht, Menschheit, wie ihre Abweichung von der weisen Ordnung der Natur leeren und öden Unsegen unter sie und von ihnen hinab in's Volk bringt? Fühlst du es nicht, Erde, wie die Menschengeschlechter von dem reinen Segen ihrer häuslichen Verhältnisse abweichen, und allenthalben sich auf wilde schimmernde Schaubühnen hindrängen, um ihr Wißen zu spiegeln und ihren Ehrgeitz zu kützeln.

In ferne Weite wallet die irrende Menschheit.

Gott ist die näheste Beziehung der Menschheit.

Auch dein Haus, Mensch, und sein weisester Genuß beruhigt dich nicht immer.

Gewalt und Grab und Tod ohne Gott zu leiden, hat deine sanft, gut und fühlend gebildete Natur keine Kräfte!

Gott, als Vater deines Hauses, als Quell deines Segens — Gott als dein Vater; in diesem Glauben findest du Ruhe und Kraft und Weisheit, die keine Gewalt, kein Grab in dir erschüttert.

Der Glaube an Gott ist die Stimmung des Menschengefühls in dem obersten Verhältnis seiner Natur; er ist vertrauender Kindersinn der Menschheit gegen den Vatersinn der Gottheit.

Der Glaube an Gott ist die Quelle der Ruhe des Lebens — die Ruhe des Lebens ist die Quelle innerer Ordnung — die innere Ordnung die Quelle der unverwirrten Anwendung unserer Kräfte; die Ordnung in der Anwendung unserer Kräfte wird wiederum Quelle ihres Wachsthums und ihrer Bildung zur Weisheit — Weisheit ist Quelle alles Menschensegens.

So ist der Glaube an Gott die Quelle aller Weisheit und alles Segens, und Bahn der Natur zur reinen Bildung der Menschheit.

Glaube an Gott, du bist der Menschheit in ihrem Wesen eingegraben, wie der Sinn vom Guten und Bösen, wie das unauslöschliche Gefühl von Recht und Unrecht, so unwandelbar fest liegst du als Grundlage der Menschenbildung im Innern unserer Natur. —

Glaube an Gott, du bist Volksantheil in jeder Tiefe, in jedem Weltstriche, du bist Kraft der Menschheit in jeder Höhe und ihre Stärke in jeder Tiefe.

Glaube an Gott, du bist nicht Folge und Resultat gebildeter Weisheit, du bist reiner Sinn der Einfalt, horchendes Ohr der Unschuld auf den Ruf der Natur — daß Gott — Vater ist.

Kindersinn und Gehorsam ist nicht Resultat und stete Folge einer vollendeten Erziehung, sie müßen frühe und erste Grundlagen der Menschenbildung sein.

Das Staunen des Weisen in den Tiefen der Schöpfung, und sein Forschen in den Abgründen des Schöpfers ist nicht Bildung der Menschheit zu diesem Glauben. In den Abgründen der Schöpfung kann sich der Forscher verlieren, und in ihren Waßern kann er irre umhertreiben, ferne von der Quelle der unergründlichen Meere.

Gott, Vater, Gottes Dasein in der Hütte der Menschen — Gott im Innersten meines Wesens — Gott — Geber seiner Gaben und meiner Lebensgenießungen, das ist die Bildung der Menschheit zu diesem Glauben, das ist die Kraft der Natur, die allen Glauben auf Genuß und Erfahrung gründet.

Oder rühren dich, Mensch! ich rufe ins Volk — rühren dich, Mensch, die Lehrsätze von überwiegendem Guten. Tröstet oder beruhigt dich das, daß Glück oder Unglück im Ganzen überwiege. Wenn Flammen des Jammers über deinem Scheitel brennen und dich zerstören — tröstet dich dieses Gerede der Weisen?

Aber wenn dein Vater dein Wesen in deinem Innern stärket, dir deine Tage erheitert, deine Kraft zum Leiden emporhebt, und das Uebergewicht der Segensgenießungen dir selbst in deinem Innern enthüllet, dann genießest du die Bildung der Natur zum Glauben an Gott.

Das Brot, das mein Kind aus meiner Hand ißet, bildet sein Kindergefühl, und nicht sein Staunen über meine Nachtwachen und meine Sorgen für seine spätern Jahre. Viel Urtheil über mein Thun ist Unbesonnenheit, die sein Herz verführen und von mir ablenken kann.

Einfalt und Unschuld, reines menschliches Gefühl für Dank und Liebe ist Quelle des Glaubens.

Im reinen Kindersinn der Menschheit erhebet sich die Hoffnung des ewigen Lebens, und reiner Glaube der Menschheit an Gott lebet nicht in seiner Kraft ohne diese Hoffnung.

Der Fußtritt des Tyrannen über seine Brüder, über die Kinder seines Gottes erschüttert im Innersten die Menschheit. Die Reihen seiner Erschlagenen, ihre Wittwen und Waisen heulen, zittern, hungern, glauben und sterben.

Ist Gott Vater der Menschen, so ist der Tag ihres Todes nicht der Tag der Vollendung ihres Wesens.

Ist ein Sinn für Wahrheit in dir, Mensch! Rede! Streitet es nicht wider den Sinn deines Innersten zu glauben, daß Gott Vater der Menschen ist — und daß doch also das Wesen dieser Elenden vollendet sei.

Gott ist nicht Vater der Menschen, oder der Tod ist nicht die Vollendung unsers Wesens.

Mensch, dein innerer Sinn ist dir sicherer Leitstern der Wahrheit

und deiner Pflicht; und du zweifelst, da dieser Sinn so mächtig Unsterblichkeit dir zuruft?

Glaube an dich selbst, Mensch, glaube an den innern Sinn deines Wesens, so glaubest du an Gott und an die Unsterblichkeit.

Gott ist Vater der Menschheit, Kinder Gottes sind unsterblich.

Im Innersten deiner Natur, Mensch, liegt das, was Wahrheit, Unschuld und Einfalt mit Glauben und Anbetung höret.

Aber Einfalt und Unschuld ist nicht der Theil aller Menschen.

Vielen ist innerer Sinn der Menschennatur Spiel des Traumes, und Glauben an Gott und Unsterblichkeit, auf diesen innern Sinn gebaut, verachteter Vorwurf ihrer Kunst.

Gott, der in meinem Wesen mit Kraft und Stärke, Wahrheit, Weisheit und Seligkeit, Glauben und Unsterblichkeit lehret, Gott — den alle Kinder Gottes hören — Gott, den die ganze sanfte, fühlende, reine, liebende Menschheit versteht und ganz gleich versteht; Gott — sollt ich nicht Gehör geben der Lehre, die im Innersten meines Wesens mir und meiner Natur wahr ist und wahr sein muß — sollt ich nicht glauben, was wär ich, was thät ich?

Glaube an Gott ist Scheidung der Menschheit in die Kinder Gottes, und die Kinder der Welt; ist Glaube an die Vatergüte Gottes, Glauben an die Unsterblichkeit.

Gott, Vater der Menschheit, Mensch, Kind der Gottheit, das ist der reine Vorwurf des Glaubens.

Dieser Glaube an Gott ist Stimmung der Menschheit in ihren Verhältnissen zu ihrem Segen.

Vatersinn und Kindersinn, dieser Segen deines Hauses, Mensch, ist Folge des Glaubens.

Der Genuß deiner Rechte, Hausvater, die wonnevolle Ergebung deines Weibes, und das innige seelenerhebende Dankgefühl deiner Kinder ist Folge deines Glaubens an Gott.

Glauben an meinen Vater, der Gottes Kind ist, ist Bildung meines Glaubens an Gott.

Mein Glaube an Gott ist Sicherstellung meines Glaubens an meinen Vater und an jede Pflicht meines Hauses.

So verbindest du, erhabene Natur, in deiner Bildung meine

Pflichten und meine Genießungen, und an deiner Hand wallet der Mensch von genoßenen Segnungen zu neuen Pflichten.

Alle Menschheit, Fürst und Unterthan, Herr und Knecht, bildet sich zu den besondern Pflichten ihres Standes durch Genuß ihrer ersten Naturverhältnisse.

Der Fürst, der Kind seines Gottes ist, ist Kind seines Vaters.

Der Fürst, der Kind seines Vaters ist, ist Vater seines Volks.

Der Unterthan, der Kind seines Gottes ist, ist Kind seines Vaters.

Der Unterthan, der Kind seines Vaters ist, ist Kind seines Fürsten.

Stand des Fürsten, Bild der Gottheit, Vater einer Nation. Stand des Unterthans, Kind des Fürsten, der mit ihm Kind Gottes ist. Wie sanft und stark und fein ist dieses Gewebe der Naturverhältnisse der Menschheit.

O Menschheit in deiner Hoheit!

Aber vergebens ist das Gefühl deiner Würde beim gesunkenen Volke.

Ich darf deinen Rang nicht nennen, Hausvater. Was bist du? und was kannst du sein? Ochs am Baren. Herr deines Hauses. Bild des Fürsten in deiner Hütte, o Menschheit in deiner Tiefe! O Herr und Vater Aller!

In jeder Tiefe ist der Knecht seinem Beherrscher in seinem Wesen gleich, und ist die Befriedigung des Bedürfnisses seiner Natur ihm schuldig.

Emporzubilden das Volk zum Genuß der Segnungen seines Wesens ist der Obere Vater des Untern.

Und alles Volk ruhet, im Genuß seines Haussegens, in reinem Kinderzutrauen gegen den Vatersinn seines Herrn, und wartet auf die Erfüllung ihrer Vaterpflicht in der Auferziehung und Emporbildung ihrer Kinder zu jenem Segensgenuß der Menschheit.

Ist dieses Wachen der Menschheit ein Traum? Ist ihre kindliche Hoffnung Bild des Schlummers und der Erschlaffung in ihrer Tiefe?

Glauben Gottes, du bist die Kraft dieser Hoffnung.

Fürsten, die an Gott glauben, und den Bruderstand der Menschheit erkennen, finden in diesem Glauben Stimmung zu jeder Pflicht ihres Standes. Sie sind Männer mit Gotteskraft zum Segen ihrer Völker gebildet.

Fürsten, die den Vaterstand der Gottheit und den Bruderstand der Menschheit verleugnen, finden in diesem Unglauben die Quelle der schrecklichsten Zernichtung des Glaubens an ihre Pflichten. Sie sind

Männer des Schreckens, und ihre Kraft wirket Verheerung. In der Anerkennung der obersten Vaterwürde Gottes versichern die Fürsten sich des Volkes Gehorsam als die Sache der Gottheit.

Und der Fürst, der in dem Gehorsam gegen Gott nicht die Quelle seiner Rechte und seiner Pflichten suchen will, bauet seinen Thron auf den mislichen Sand des Volksglaubens an seine Stärke.

Der Glaube an Gott ist in dieser Anerkennung das Band des Fürsten und seines Volks, das Band der innern Vereinigung der Segensverhältnisse der Menschheit.

Unglauben, Verleugnung des Bruderstandes und der Bruderpflichten der Menschheit, Verkennung und Verachtung der Vaterrechte Gottes, trotzende Kühnheit im Misbrauch gegenseitiger Gewalt ist Auflösung aller reinen Bande der Segensverhältnisse der Menschheit.

Die Priester sind die Verkünder des Vaterstandes der Gottheit und des Bruderstandes der Menschheit, und ihr Stand ist der Mittelpunkt der Vereinigung der Naturverhältnisse der Menschheit zu ihrem Segen durch den Glauben an Gott.

Der Glaube an Gott ist die Quelle alles reinen Vater- und Brudersinns der Menschheit — die Quelle aller Gerechtigkeit.

Gerechtigkeit ohne Vatersinn und ohne Brudersinn ist ein schimmerndes Unding ohne Segenskraft.

Stolze Gerechtigkeit, Aussprüche nach Jahrelangen Frevlerkünsten, die Gesetzverständige und Gerichtshöfe nähren, ist Mummerei von Gerechtigkeit, die nicht Volkssegen ist.

Sicherheit, Unschuld und Gefahrlosigkeit, diese Quellen reiner Volkstugend, diese Folgen einer weisen und väterlichen Gerechtigkeit, sind Folgen des Glaubens.

Kühner auffahrender Muth gegen Unschuld, Recht und Wahrheit, diese Beweise des Mangels reiner und starker Vaterkraft der Landesgerechtigkeit sind Folgen des Unglaubens.

Gewaltthätigkeit und freche kühne Anmaßungssucht gegen Recht und Unschuld im Nationalgeist ist Quelle der Nationalentkräftung, und so ist Unglauben Quelle dieser Entkräftung.

Und hingegen ist Vatersinn und Kindersinn im Nationalgeist Quelle alles reinen Nationalsegens.

Also ist Volksglauben an die Gottheit Quelle aller reinen Nationaltugend, alles Volkssegens und aller Volkskraft.

Sünde ist Quelle und Folge des Unglaubens. Sie ist Handlung der Menschen gegen das innere Zeugnis unsrer Natur von Recht und Unrecht. Sünde, Quelle der Verwirrung unsrer ersten Grundbegriffe und unsers reinen Naturgefühls. Sünde: Verlust des Glaubens an dich selbst, Mensch, und an deinen innern Sinn, Verlust deines Glaubens an Gott, Verlust deines Kindersinns gegen ihn.

Oeffentliche Sünde: Trotz der Menschheit gegen die Gottheit.

Abscheu gegen die Sünde: reines Gefühl des Kindersinns der Menschheit gegen Gott, Ausdruck und Folge des Glaubens der Menschheit an die Offenbarung der Gottheit im Innern seiner Natur.

Abscheu gegen öffentliche Sünde: Gefühl des Kindes gegen den Mann, der seines Vaters und seiner Mutter spottet.

Nationalabscheu des Volks gegen öffentliche Sünder, Pfand und Siegel des Nationalglaubens und des Kindergefühls eines Volks gegen seinen obersten Herrn.

Nationalabscheu des Volks gegen den öffentlichen Trotz seiner Fürsten gegen die Gottheit ist Beweis der Nationaltugend und ihrer Schwächung der Kraft des Glaubens des Gehorsams des Volks gegen seinen obersten Herrn.

Unglauben: Quelle der Zernichtung aller innern Bande der Gesellschaft.

Unglaube der Obern: Quelle des Ungehorsams der Untern.

Vaterherz und Vatergaben der Obern pflanzen und sichern den Gehorsam der Untern.

Der Unglaube zernichtet die Quelle des Gehorsams.

Unter einem Herrn, der nicht Vater ist, kann die Volksstimmung nicht Empfindung eines reinen denkenden, im Kindergehorsam gesegneten Volksinns werden.

Die Folgen des Unglaubens: — täglich steigende Laster, täglich abnehmende Vatergüte, willkürliche Gewalt ohne Segenszweck, bizarre unnatürliche Regierungsfrazen, drückende Zwischengewalt, Aussaugen des Markes vom Volk, sich vermindernde Volkskraft gegen diese Zwischengewalt, sind unter einer ungläubigen, die Rechte der Gottheit und der Menschheit verachtenden Regierung unvermeidlich.

Die Volksempfindung des unnatürlichen Gebrauchs der Vaterrechte ist Auflösung der Kraft der reinen Bande der Natur zwischen dem Fürsten und seinem Volke.

Sie, diese gute mütterliche Menschennatur knüpfet die Bande der bürgerlichen Verhältnisse durch den Segen gegenseitiger Genießungen.

Und es ist Volksempfindung, Nationalgefühl des Segens dieser Genießungen, welches diese Verhältnisse durch Dank, Liebe und Glauben des Volks an seinen Fürsten weihet und heiligt. Denn hier ist aller Vaterlandsliebe und Bürgertreue heilige Quelle.

Ich berühre Saiten, die ungespannt liegen und nicht im Modeton klingen. Verhöhne sie, Tänzerton, trillernde Verleumdung, überschrei ihre Kraft. Wahrheit und reiner Menschensinn macht unbesorgt.

Alle Kraft der Menschheit wirket nur Segen durch ihren Glauben an die Gottheit, und der Vatersinn des Fürsten, diese einzige Quelle alles Volkssegens, ist Folge seines Glaubens an Gott.

Mensch! so nieder du auch stehest! Ist dein Fürst Kind deines Gottes, so ist seine Gewalt Vaterkraft.

Harter, unbescheidner Gebrauch seiner Rechte ist nicht Vatersinn, ist nicht Sinn des Glaubens an Gott, es ist Verderbung der obersten Angelegenheiten des Fürsten und seines Landes, Verderbung des reinen Kindersinns der Nation gegen Fürsten.

Dennoch darf ich diese so allgemeine Sitten der einsichtigen Fürstendienerschaft nicht Hochverrath nennen.

Aber was ist's minder, wenn sie das Vaterrecht des Fürsten als ein Recht zu Gutem und Bösem und zu Gerechtem und zu Ungerechtem darstellen? —

Was ists minder, wenn sie im Namen des Fürsten den Haussegen stören, das Eigenthum nicht schonen und Unschuld mit Schimpf und Schande belegen?

Band der Vereinigung der Menschheit zu ihrem Segen, Glaube des Fürsten und seines Volks an den obern Herrn der Menschheit, Glaube Gottes, du bist es allein, der die Menschheit vor dieser Klippe sichert.

Aller Unglauben ist unbescheiden, aber der Glaube an Gott, der Kindersinn der Menschheit gegen die Gottheit, ist stille Erhabenheit in jeder Kraft ihrer Wirkung.

Glänzende, blitzende Erschöpfung ihres Wesens, kühner lachender

Muth bei Gefahr und Zerstörung ist die Kraft der Menschheit, die vom Kindersinne gegen Gott abweichet.

Ernster haushälterischer Gebrauch jeder kleinen Anlage, Sehnsucht nach Stärkung seiner Kraft, ist die Bahn der Natur zur Bildung und Stärkung aller Kräfte und in jeder Tiefe und in jeder Schwäche ist es Richtung des reinen Kindersinns der Menschheit gegen Gott.

Hang zu niederm Schimmer, Drang, Anlagen und Kräfte zu spiegeln und seine Schwäche zu bemänteln, ist Richtung auch der niedrigsten schwächsten Menschheit, die von dieser bildenden Bahn der Natur abgewichen ist.

Aeußere und innere Menschenhöhe auf dieser reinen Bahn der Natur gebildet, ist Verstand und Vatersinn gegen niedere Kräfte und Anlagen.

Mensch in deiner Höhe, wiege den Gebrauch deiner Kräfte nach diesem Zwecke.

Vatersinn hoher Kräfte gegen die unentwickelte schwache Heerde der Menschheit.

Reiner Segen der Menschheit, du bist Kraft und Folge des Glaubens.

O meine Zelle, Wonne um dich her! auch du bist Folge dieses Glaubens.

Heil mir und meiner Hütte!

Darum, daß die Menschheit an Gott glaubt, ruhe ich in dieser Hütte.

Glauben des Volks an die wahren Priester der Gottheit ist Quelle der Ruhe meines Lebens.

Priester der Gottheit sind die Repräsentanten des reinen Vaterstandes der Menschheit.

Deine Kraft, Geweiheter, ist Gottes Erleuchtung!

Gottes Erleuchtung ist Liebe, Weisheit und Vatersinn.

O wer nach meiner Hütte wallet, wäre ich auch Schatten der Kraft meiner Gottheit.

O Sonne, du Bild ihrer Kraft, dein Tag ist vollendet! Du gehest unter an meinem Berge, o Tag meiner Vollendung. — O Hoffnung des kommenden Morgens, o Kraft meines Glaubens.

Ich baue alle Freiheit auf Gerechtigkeit, aber ich sehe in dieser Welt keine versicherte Gerechtigkeit, als bei der zur Einfalt, Frömmigkeit und Liebe gestimmten, und in dieser Stimmung erleuchteten Menschheit.

Alle Familiengerechtigkeit, welche die größte, reinste und allgemein in aller Welt genoßene Gerechtigkeit ist, hat im Ganzen nur Liebe zu

ihrer Quelle — und dennoch wirket sie, in der Einfalt aller Völker, allgemeinen Segen der Welt.

So wie alle Gerechtigkeit auf Liebe ruhet, so ruhet auch Freiheit darauf. Reiner Kindersinn ist die wahre Quelle der Freiheit, die auf Gerechtigkeit ruhet; und reiner Vatersinn ist die Quelle aller Regierungskraft, die Gerechtigkeit zu thun und Freiheit zu lieben, erhaben genug ist.

Und die Quelle der Gerechtigkeit und alles Weltsegens, die Quelle der Liebe und des Brudersinns der Menschheit, diese beruht auf dem großen Gedanken der Religion, daß wir Kinder Gottes sind, und daß der Glaube an diese Wahrheit der sichere Grund alles Weltsegens sei. In diesem großen Gedanken der Religion liegt immer der Geist aller wahren Staatsweisheit, die reinen Volkssegen sucht, denn alle innere Kraft der Sittlichkeit, der Erleuchtung und Weltweisheit ruhet auf diesem Grund des Glaubens der Menschheit an Gott.

Und Gottesvergeßenheit, Verkenntnis der Kindesverhältnisse der Menschheit gegen die Gottheit, ist die Quelle, die alle Segenskraft der Sitten, der Erleuchtung und der Weisheit in aller Menschheit auflöset. Daher ist dieser verlorne Kindersinn der Menschheit gegen Gott das größte Unglück der Welt, indem es alle Vatererziehung Gottes unmöglich macht, und die Wiederherstellung dieses verlornen Kindersinns ist Erlösung der verlornen Gotteskinder auf Erden.

Der Mann Gottes der mit Leiden und Sterben der Menschheit das allgemein verlorne Gefühl des Kindersinns gegen Gott wieder hergestellt, ist der Erlöser der Welt, er ist der geopferte Priester des Herrn, er ist Mittler zwischen Gott und der gottesvergeßenen Menschheit. Seine Lehre ist reine Gerechtigkeit, bildende Volksphilosophie, sie ist Offenbarung Gottes des Vaters an das verlorene Geschlecht seiner Kinder.

Beilage VI.

Pestalozzi über Niederer und Schmid.

Niederer.

„Es läßt sich die Art, wie Niederer meine Sache ansieht, nicht von der Art, wie ich sie selber ansehe, trennen. Es schien mir selber lange nicht so, und mußte mir lange nicht also scheinen. Seine Ansichten und Urtheile sind beinahe alle Resultate seiner Reflektionen. Ich weiß kaum, was reflektiren ist; meine Urtheile und Ansichten sind beinahe alle Resultate meiner immediaten Anschauung und meiner belebten Gefühle. Zu dem verstand ich seine Sprache nicht; aber seine Schutzschrift hat mich sie verstehen gelehrt; ich konnte nicht satt werden, sie zu lesen; ich fand mich selbst fast in jeder Zeile und bestimmt klarer ausgesprochen, und tiefer durchgedacht, als ich mich und meine Meinung je über das Erziehungswesen, über den mütterlichen Instinkt, über die Natur und das Wesen der Schule, über das Institut u. s. w., kurz über alle Grundsätze und Ansichten, um die es jetzt wesentlich zu thun ist, erkannt und ausgesprochen.

Er hat indessen wirklich Eigenthümlichkeiten an sich, die ich oft mit Mühe trage, weil sie den Meinigen geradezu entgegenstehen. Aber seine Freundschaft überwiegt alles, was ich in meinem Leben in der Freundschaft genoßen und auch nur geträumt. Was kann der Mensch für seinen Freund mehr thun, als wenn er um seinetwillen aus einem sichern, ruhigen und befriedigenden Leben heraustritt, und sich für ihn in eine unsichere, unbefriedigende, drückende und in vielen Rücksichten gefährliche Lage hineinstürzt? Das hat Niederer gethan. Er hat um meinetwillen seine Pfarrei, auf der er wirksam, geachtet und glücklich lebte, verlaßen, und sich zu einer Zeit an mich und an meine Armut angeschloßen, und in die Arme aller meiner Verlegenheiten geworfen, in welcher mein Werk in mir selber noch nicht reif, und ich aller äußern Hülfe und Mitwirkung für dasselbe beinahe gänzlich beraubt war. In diesem Zeitpunkt stellte er, der einzige Mann, der einen Grad von literarischer Kultur ansprechen konnte, sich an meine Seite, und gab sich allen Gefahren der Theilnahme preis, denen ihn mein Unternehmen aussetzen konnte, und wirklich aussetzte. Ueber das Persönliche empor, geht seine Freundschaft auf den Zweck meines Lebens, für die ich mich durch mein Leben

so oft verlaßen sah. Seine Persönlichkeit nähert sich der meinigen so wenig, als meine der seinigen. Ich möchte sagen: er mangelt von dieser Seite oft der Näherung gemeiner neben einander wohnender Menschen; aber sein Leben ist seine Freundschaft; sein Bleiben, sein Ausharren für meine Zwecke; selber sein Kampf, den er anhaltend mit sich selbst und mit seiner Persönlichkeit besteht, um meinen Lebenszwecken immer mehr zu sein; selber seine Widersprüche, selber sein Widerstand gegen meine Persönlichkeit, wenn er sie mit meinen Zwecken im Conflikt findet, beweiset das Edle, das Außerordentliche, das Reine seiner Freundschaft. Würde er weniger widerstehen, er würde weniger lieben!"

„Erklärung gegen Herrn Chorherr Bremi's Zeitungsfragen. S. 28."



„Schon im Anfange unserer Vereinigung in Burgdorf trat ein junger Geistlicher von einer überwiegenden Bildung, voll Feuer und Kraft und stillem, aber innerlich gewaltsamen Streben in unsere Mitte, beobachtete in sich selbst geschloßen den Gang unserer Bestrebungen, schien aber im ersten Zeitpunkt seines Daseins nichts weniger als einen überwiegenden Einfluß auf die allgemeine und praktische Leitung unserer Angelegenheiten zu suchen; im Gegentheil, sein ganzes Benehmen zeigte anfänglich sehr klar, daß er durch freies, eigenes, selbständiges Nachdenken den psychologischen Fundamenten der Grundsätze und des Wesens der Idee der Elementarbildung ernster, allgemeiner und tiefer, als irgend Jemand in unserer Mitte nachforschte; dadurch kam er auch sehr bald dahin, durch sich selbst ein eignes System von der Idee der Elementarbildung in sich selbst zu bilden, das zwar freilich sich durchaus durch keine Grundlage praktischer Erfahrungen genugsam zu innerer Reife und äußerer Anwendbarkeit gestaltete, aber ihn selbst träumerisch von der Unfehlbarkeit und Ausführbarkeit desselben so weit begeisterte, daß er soviel als auf einmal und plötzlich anfieng, mit großer Lebhaftigkeit, frei und gewaltsam in den ganzen Umfang unsres Thuns einwirken zu wollen, und sich allmählich einen allgemeinen überwiegenden Einfluß auf denselben und hiefür einen hohen Grad meines Zutrauens zu ihm zu verschaffen wußte. Sein excentrisches Wesen belebte in ihm die entscheidende Neigung, Schwächen, Fehlern und Lücken meines Hauses durch wißenschaftliche Erläuterungen der Begriffe, die unsern Bestrebungen zum Grunde lagen, entgegen zu

wirken. Er glaubte zuverläßig, mit dem Zauberschlag heiterer Begriffe, aber oft auch nur vielbedeutender Wörter, den Wachsthum unsers Verderbens, dessen Größe er tief fühlte, still zu stellen und durch wörtliche Erheiterung beherrschen zu können, was er durch das Uebergewicht seines Einflußes weder geistig genugsam zu leiten, noch praktisch befriedigend zu bedienen, am allerwenigsten aber durch thatsächliche Uebungen schöpferisch hervorzubringen vermochte. Die absoluten Ansprüche, die Niederer für seine Ansichten machte, giengen von Ideen aus, die er noch nicht in ihrem ganzen Umfang und Zusammenhang in sich selbst zu einem klaren und bestimmten Bewußtsein gebracht, indem er sich in einer metaphysischen Darstellung seiner Begriffe versteigerte, für die er weder einen soliden Hintergrund von Anschauungserkenntnissen in sich selbst trug, noch fähig war, dieselben auf irgend eine Art in einfachen, klaren und deutlichen Worten auszudrücken und sie irgend jemand auf diese Weise genugsam verständlich zu machen. Das Meiste, was er suchte, wollte und worauf er antrug, stand in unsrer Mitte wie eine Lufterscheinung und knüpfte sich durchaus an keine Realität der Fundamente unsers wirklichen Lebens bei einander an. Er war so viel als allgemein ungewandt und beinahe unfähig, zur Ausführung einer seiner hochtönenden Ideen auch nur die entfernteste praktische Handbietung zu leisten. Er wußte es selbst, und forderte oft mit einiger Zudringlichkeit, daß das, was er in seinem Kopfe auf eine idealische Weise zusammenstellte, andere nicht nur ebenso in ihrem Kopfe auch also, ihn befriedigend, zusammenstellen, sondern sogar mit ihren Händen, und zwar ohne viel Ansprache auf seine Mitwirkung, ihn befriedigend ausführen sollten."

„Meine Lebensschicksale von Pestalozzi S. 29."

Schmid.

„Ich muß die Kraft, die uns in diesem bösen Zustand noch allein zusammen zu halten fähig schien, von ihrem Ursprung aus ins Auge faßen. Schon in Burgdorf, im Anfange der keimenden, bösen Folgen unsrer unnatürlichen Vereinigung, kam von den Tyrolerbergen ein Knabe zu uns, der von allen Folgen der Verkünstelung unserer Zeitkultur auch nicht eine Spur in sich selbst trug, aber innerlich von einer stillen Naturkraft begabt war, deren weitführende Tiefe in unsrer Mitte niemand ahnete. Auch ich selbst nicht. Aber unerklärliche Gefühle zogen mich

vom Augenblick seiner Erscheinung in unserm Kreise an ihn hin, wie ich mich noch nie an irgend einen Zögling hingezogen fühlte. — Sein Leben war vom ersten Augenblick an stille, auffallende Thatkraft, in sich selbst geschloßen, nach katholischer Weise im höchsten Grad religiös, in der Religiosität einfach und kraftvoll, nach allem strebend, was er für sich zu können und zu wißen nothwendig erachtete. Er überflügelte in den Uebungen der elementarischen Bildungsmittel der Geistes- und Kunstkraft bald alle seine Lehrer und ward in diesen Uebungen bald Lehrer derer, die ihn vor weniger Zeit als das ungebildetste Kind, das je in unsre Anstalt getreten, ins Auge gefaßt. Dieser Sohn der Natur, der noch heute der Zeitkunst nichts dankt und nach allem, was er geleistet, den äußerlichen Formen jeder wißenschaftlichen Kultur beinahe so fremd ist als in der Stunde, da er von den Bergen herab, mit seinem Ave Maria im Munde und mit dem Rosenkranz im Sack, aber mit Kraft im Kopfe, mit Ruhe im Herzen und mit freiem Muth in jedem Streben, in unsre Mitte trat, erregte durch sein ganzes Benehmen in unsrer Mitte ganz außerordentliche Erwartung und belebte auf meiner Seite die Anhänglichkeit, die mich beinahe in der ersten Stunde an ihn hinzog, in einem gleich hohen Grade.

Schmid rückte indeßen in der stillen Ruhe, in welcher er sich Jahre lang thätig ausbildete, seinem Jünglingsalter entgegen; und dieses, von seiner ersten Erscheinung an als außerordentlich anerkannte Naturkind mußte in seiner, durch vielseitige Erfahrungen des wirklich praktischen Lebens allein entfalteten Kraft im Denken und Handeln die Unnatur der Schwachheitsverkünstelung unsrer Vereinigung und alles unsers Thuns und Laßens bald sehr tief fühlen, und säumte auch, sobald er durch den entschiedenen Einfluß seiner überwiegenden Kraft den Anfang eines anerkannten Rechts dazu sich verschafft hatte, nicht, sich mit tyrolerischer Offenherzigkeit gegen die Anmaßungen der einseitig beschränkten Tabellenphantasten, eben wie gegen diejenigen der beschränkten und ebenso einseitigen als oberflächlichen Lobreden unsrer wißenschaftlichen Unterrichtsweise, hauptsächlich aber gegen die sich allmählich immer mehr einschleichende Anstrengungslosigkeit, Zerstreuungssucht, Unordnung, Insubordination und die damit verbundne Vernachläßigung positiver Pflichten zu erklären, und forderte sammt und sonders ohne allen Rückhalt von den Gliedern unsrer Vereinigung vom Morgen bis am Abend Ausübung

alles dessen, was jedes Glied einer Haushaltung, die in einem guten Zustand bestehen will, immer als seine Pflicht erkennen muß. Er verwarf dabei eben so laut und eben so bestimmt jede Anmaßung von der Höhe und Wichtigkeit unsrer Grundsätze und Bestrebungen, die sich nicht thatsächlich in unsrer Mitte bewährte, als eitles Geschwätzwerk und fragte bei allen diesfälligen Aeußerungen, von wem sie auch immer herkamen, nur, wie macht man denn das? wie übt man's aus? und wo diesfalls keine Antwort erfolgte, die ihn befriedigte, wollte er nichts weiter davon hören. Dieses Benehmen misfiel denn aber bald und allgemein in einem sehr hohen Grade."

„Meine Lebensschicksale." S. 22—24. 34. 35.

Beilage VII.

Fremde,

welche sich längere oder kürzere Zeit in Pestalozzis Institut aufhielten.[1]

A. Preußen.

† Dreist und Henning aus Rügenwalde in Pommern; † Kawerau aus Elbing; † Kräß und Rendschmidt aus Schlesien; Preuß und Patzig aus Ostpreußen; Bernhard der ältere und jüngere; Hänel aus Breslau; † Graf, Regierungsrath in Königsberg; † Plamann, Vorsteher einer Anstalt in Berlin; † Baier, Pastor zu Altenkirchen auf Rügen; Krüger, Oberlehrer zu Bunzlau; Lautz, Schüler von Fichte; † Delbrück, Geh. Rath.

B. Sachsen.

Tillich, der als Professor in Dessau starb; Krug, Direktor der Bürgerschule in Zittau; † Thiriot aus Leipzig; Fröbel aus Thüringen; Nonne, Oberconsistorialrath in Hildburghausen; Burkhard, Pastor in Groß-Korbetha; Blochmann, Geheimer Schulrath in Dresden; Hientzsch, Seminardirektor in Potsdam.

C. Frankfurt am Main.

Karl Ritter; † Mieg, Brigade-Prediger in Frankfurt.

1) Eine Charakteristik mehrerer Männer, welche im Institut waren, gibt Blochmann l. c. S. 107—114. 158.

D. Braunschweig.

Schacht, Oberstudienrath in Darmstadt.

E. Würtemberg.

† Zeller, Königl. Preuß. Ober-Schulrath; † Kieser; † Denzel, sonst Director des Landschullehrer-Seminars und Pastor zu Eßlingen.

F. Bayern.

Schmeller.

G. Baden.

Ladomus; Marr; Stern, Seminardirector in Karlsruh; † Gersbach.

H. Nassau.

† Delaspée, Vorsteher der Erziehungsanstalt in Wiesbaden.

I. Mecklenburg.

von Türk, Regierungsrath (in Potsdam); Kortüm (in Heidelberg).

K. Schweiz.

† Nägeli aus Zürich; Pfeiffer aus Lenzburg; Orelli aus Zürich; Ruckstuhl aus Luzern; † Olivier (in Dessau); Steiner aus Bern, Professor der Mathematik in Berlin.

Herzogin von Sachsen-Meiningen, mit dem Erbprinzen; Raupach aus Liegnitz; Groß-Kanzler von Beyme aus Berlin; Graf Kapo d'Istria; Herzog Ferdinand von Würtemberg; Staatsrath von Gruner; General Kosziusko; Engländer Bell; Frau von Wolzogen; Frau von Staël; Karoline Rudolphi; Betti Gleim.

Beilage VIII.

Rousseau und Pestalozzi.

Wiederholt drängt sich eine Vergleichung beider auf. Wie edel, rein und wahr ist Pestalozzis Brief an Anna Schultheß (S. 372), wie ist dieser Brief so ganz das Gegentheil von Rousseaus Erklärung an Therese Levasseur! (S. Evang. Kirchenzeitung 1846, Nr. 88.)

Früher schon, im Jahre 1819, ließ ich im ersten Theil meiner „vermischten Schriften“ ein Gespräch drucken, überschrieben: die Neuerer.

Auch dieses schloß mit einer Vergleichung des französischen Schweizers mit dem deutschen.

Halte mich nicht, sagt der eine Sprechende, für einen so beschränkten An- und Nachbeter Rousseaus, daß ich von ihm alles Heil hoffte. Keiner ist weiter davon entfernt. Ich muß ihn bewundern, wenn ich ihn mit seinen französischen und europäischen Zeitgenoßen vergleiche, wie in dem Einsamen die Gewalt der Natur verzweifelt durch die vollendete Unnatur durchbricht, und das böse Gewißen der Zeit erwacht. In ihm bekehrte sich diese Zeit, wie eine abgelebte reuige Buhlerin, welche die Schminke abwäscht, die falschen Locken ablegt und nun ihre nackte Häßlichkeit vor sich selbst schaudernd im Spiegel betrachtet. Im vollen Bewußtsein der Irrthümer und Sünden stand er vom Fluch der Zeit belastet, ohnmächtig zur frischen und heiligen vollen Lebenserneuung.

Von der blendenden Feuersäule des französischen Vulkans, der deutschen Schiffern als irdischer Leuchtthurm diente, sein eigenes Land aber verwüstete, wendet man gern das Auge zum milden Stern, der über Deutschland aufgieng, zu Pestalozzi. Verzweifelnder Menschenhaß begeisterte den Rousseau, — wahrlich in solcher Zeit, unter solchen Umgebungen war er zu entschuldigen. Ihn leitete der Gedanke: verwirf nur alles, was die Zeit aufstellt, suche das Gegentheil, so wirst du das Rechte finden. Und wie viel Herrliches fand er, dem feindseligen Triebe folgend! — so schlecht war die Zeit.

Aber von Menschenliebe ward Pestalozzi begeistert, von Sehnsucht dem armen Volke zu helfen, nicht durch Bauernkrieg sondern durch Bauernerziehung. Und indem er sich demüthig von der Ueberbildung seiner Zeit weg, und evangelisch christlich zu den verlaßenen Armen wandte, segnete Gott seinen reinen Willen, und verlieh ihm mehr, als er suchte, verlieh ihm freudige Ahnungen einer großen Zukunft, und durch Dichtung und Wißenschaft Keime unendlicher Entwicklungen zu pflanzen.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

